

Biblioteka
U.M.K.
Toruń
36281

D. 54.

№ 808.



Deutsches Land und Volk. VIII. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Schlesische Volkstrachten.

Illustrirte

Haus- und Schulbibliothek

zur

Pflege vaterländischen Sinnes.

Unser deutsches Land und Volk.

VIII.

Unser
Deutsches Land und Volk.

Vaterländische Bilder
aus
Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben
des
Deutschen Reiches.

Zweite, gänzlich umgestaltete Auflage.

Unter Redaktion
von
Dr. G. A. von Klöden und Richard Oberländer.

In zwölf Bänden.

Achter Band.

Bilder aus dem Gebirge und Berglande von Schlesien und den Ebenen in Posen von der Oder bis zur Weichsel.



Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Tonbildern, Karten-Beilagen u. s. w.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.

1884.

Unser Deutsches Land und Volk.

Bilder aus dem Gebirge und Berglande von Schlesien

und den Ebenen

in Posen von der Oder bis zur Weichsel.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Burmann,

Rektor der städt. Höheren Knabenschule zu Schwerin a. W.





Mit 95 Text-Illustrationen, einem Tonbild und einer Karte.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1884.



Schule

Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Vorwort.

Das Buch, welches ich der lesenden Jugend und den Kreisen übergebe, die sich gern mit einem belehrenden und leicht zu lesenden Buche ohne wissenschaftlichen Apparat beschäftigen, behandelt zwei Provinzen des preußischen Staates, die geschichtlich eng zusammengehören, Schlesien und Posen, von denen letztere bisher weniger beachtet worden ist, als sie es verdient. Ich habe mich bemüht, möglichst einfach zu schreiben, um leicht verständlich zu werden. Möchte ich das erreicht haben, daß sich dieser achte Band würdig den bis jetzt erschienenen Bänden des von der Spamerschen Verlagshandlung ins Leben gerufenen Werkes „Unser deutsches Land und Volk“ anschließe. Wie der Herr Verleger keine Mühe und Kosten gescheut hat, den Druck korrekt herzustellen und die schönsten Illustrationen zu liefern, so ist es meine Sorge gewesen, die besten wissenschaftlichen und volkstümlich geschriebenen Vorarbeiten zu benutzen, um Ungenauigkeiten, die bei einem so umfangreichen Stoffe leicht unterlaufen, möglichst zu vermeiden. Die wichtigsten der Werke, die mir zur Hand gewesen, sind außer den größeren geographischen Lehrbüchern von Klöden und Daniel und den trefflichen Büchern von Franz Otto über einzelne Abschnitte der preußischen, resp. deutschen Geschichte folgende: Menzel, Geschichte Schlesiens (3 Bde.); Stenzel, Geschichte Schlesiens (1. Teil); Morgenbesser, Geschichte Schlesiens; Pachaly, Schlesiens Geschichte (2 Bde.); Grünhagen, Geschichte des ersten Schlesischen Krieges; Luchs, Schlesische Fürstenbilder des Mittelalters; Tschoppe und Stenzel, Urkundensammlung; Dietrich, Heimatskunde der Provinz Schlesien; Adamy, Heimatskunde von Breslau; Menzel, Chronik von Breslau; Schmidt, Geschichte der Stadt Schweidnitz (2 Bde.); Minsberg, Neiße; Minsberg, Groß-Glogau (2 Bde.); Fritz, Denkwürdigkeiten, Erzählungen und Sagen von Groß-Glogau; Worbs, Sagan; Weltzel, Ratibor; Solger, Kreis Beuthen; Weltzel, Kosel; Preiß, Kurort Warmbrunn; Denkwürdigkeiten der Stadt Bunzlau; Kraffert und Sammter, Chronik von Liegnitz (3 Bde.); Schönwälder, Die

Piasten zum Briege; Letzner, Riesengebirge; Ebert, Riesengebirge; Herlossohn, Wanderungen durch das Riesengebirge und die Grafschaft Glatz; Kutzen, Grafschaft Glatz; Beheim-Schwarzbach, Die Zillerthaler in Schlesien; Zemplin, Beschreibung und Geschichte der Burg Kynsberg; Zemplin, Der Fürstenstein in der Vergangenheit und Gegenwart; Kutzen, Der Tag bei Liegnitz; Müller, Die Schlacht bei Leuthen; Zeitung der Schlesischen Gewerbe- und Industrieausstellung in Breslau 1881; Schlesische Zeitung; Droysen, Friedrich der Große; Das Reichspostgebiet; Grässe, Sagenbuch des preußischen Staates; Wuttke, Städtebuch des Landes Posen; Lukaszewicz, Historisch-statistisches Bild der Stadt Posen; Öhlschläger, Posen; Igel und Baeck, Heimatskunde der Provinz Posen; San Marte (A. Schulz), Polens Vorzeit in Dichtung und Wahrheit; Talvj, Geschichte der slawischen Sprachen und Litteratur; Goldbaum, Entlegene Kulturen; Thiele, Die jüdischen Gauner in Deutschland; Aufsätze aus den Grenzboten und Posener Provinzialblättern; mehrere Werke von Karl von Holtei und von Robert Rößler.

Schließlich will ich nicht unerwähnt lassen, daß mir bei der Arbeit der Stoff so viel des Interessanten und Erwähnenswerten bot, daß das Manuskript die von der Verlagshandlung bestimmte und im Plane des Werkes liegende Bogenzahl weit überschritt. Es mußte also wieder gestrichen werden, und so sind denn einzelne Abschnitte, besonders die über Breslau und Posen, kürzer fortgekommen, als ich es beabsichtigte.

So mag denn dieser Band in die Welt hinausgehen und sich Freunde erwerben unter denen, die ihr schönes Vaterland genau kennen lernen wollen, um es desto mehr lieben zu können. Liebe zum deutschen Vaterlande, zu dem auch die Provinz Posen gehört, in der ich nunmehr acht Jahre lang angenehm gelebt habe, hat mich bei der Abfassung des Buches geführt.

Schwerin a. W., im Oktober 1883.

Dr. Karl Burmann.

Inhaltsverzeichnis.

Siebzehnte Abteilung.

Gebirge und Bergbau in Schlesien.

Aus Schlesiens Vergangenheit (3). Schlesiens älteste Zeit bis zum Jahre 1163 (3). Peter Wlast (6). Schlesiens Name (7). Schlesien unter abhängigen Piasten bis zum Jahre 1355. Ober-, Mittel- und Niederschlesien (7). Schlesien unter böhmischen und ungarischen Königen bis 1526. Der erste schlesische Fürstentag 1337 (10). Breslau im Bann; Bischof und König im Streit (1339—1342) (10). Kasimir III. von Polen und Johann von Böhmen (13). Karl IV. (1346 bis 1378); Flagellanten, Pest und Teurung in Schlesien (13). Wenzel (1378 bis 1419). Der Pfaffenkrieg oder der Bierstreit zwischen dem Breslauer Rat und den Domherren. Breslau wieder im Bann (14). Sigismund (1419—1437); Johann Krasa; die Hussiten (16). Johann von Capistrano (1453) (17). Georg Podiebrad (bis 1471) (19). Matthias (bis 1490) (20). Wladislaus (bis 1516) (21). Ludwig (1516—1526) (21). Schlesien unter Regenten aus dem Hause Österreich (1526—1740) (22). Schlesien unter preußischen Königen (25). Altschlesische Münzen (29). Preise im 13. Jahrhundert (30). Münzen aus späterer Zeit (30).

Das jetzige Schlesien (31). Schlesiens Gestalt, Größe, Grenzen, Einteilung, Verwaltung (31). Bodenbeschaffenheit, Vegetation, Viehstand, Klima, Straßen, Verkehr und Bevölkerung (33). Schlesische Mundart (35). Karl von Holtei (37). Robert Rößler (43).

Handel und Gewerbe in Schlesien (45). Über das Leben der Schlesier (45). Handel (48). Gewerbe und Industrie, Weberei und Teppichfabrikation (49). Bergbau- und Hüttenwesen (52). Steinkohlen (57). Schlesische Gewerbe- und Industrieausstellung (59).

Das Isergebirge mit seiner Umgegend (69). Allgemeines (69). Isergebirge (70). Flinsberg (72). Schwarzbach (73). Liebwerda (74). Kloster Hainsdorf (74). Friedland (74). Die Herrnhuter. Graf von Zinzendorf (74). Lauban, Greifenberg und der Greifenstein (77). Löwenberg mit dem Gröditzberge (82). Goldberg. Die Wallensteiner in der Stadt (1633). Trotzendorf (87). Die Rabendocke bei Goldberg (92).

Das Riesengebirge (95). Allgemeines (95). Morgen- und Abenddämmerung (96). Das Wetter im Gebirge (97). Die Pflanzen und Tiere (98). Die Bauden (99). Wanderung über den Riesenkamm (100). Schreiberhau, Petersdorf, Josephinenhütte (101). Zackenfall (102). Kochelfall (103). Neue schlesische Baude. Reifträger (103). Elbbrunnen und Elbfall (103). Schneegruben (104). Das Hohe Rad (104). Hampelbaude (106). Die Schnee- oder Riesenkoppe (106). Böhmische Seite des Riesengebirges (108). Der Mönch und die Nonne (109). Die schlesische Gebirgsbahn (110). Hirschberg (111). Karl Ludwig Bauer (113). Warmbrunn (114). Der Kynast und seine Sagen (117). Der Sprung vom Kynast (121). Der Gefangene im Turme (122). Der Wolf und das Schaf (122). Der goldene Schleier (123). Erdmannsdorf (125). Die Zillerthaler (126). Hörnerschlittenfahrt (138). Fischbach (140). Kirche Wang (142). Kloster Grüssau, das schlesische Eskorial (145). Der Name des Berggeistes im Riesengebirge (149). Rübezahlsagen (157). Rübezahl erlöst einen Schuhmachergesellen vom Galgen. Rübezahl bestraft den widerspenstigen Wurzelmann (158). Rübezahl hilft einer armen Frau (158). Rübezahl beschenkt Spielleute (158). Rübezahl und die Studenten (159). Rübezahl schenkt Edelsteine (159). Rübezahl, ein Feind der Hunde (159). Rübezahl als Hochzeitsgast (160). Rübezahl hänselt einen Glaser (160). Rübezahl bestraft einen Boten (160). Rübezahl hilft einem Bedrängten (161). Rübezahl beschenkt einen armen Schuster (161). Rübezahl belohnt eine Spinnerin (162). Rübezahl bestraft einen Schmarotzer (162). Rübezahl verwandelt sich in einen Oberst (163). Rübezahl rettet einen Unglücklichen (164).

Das Waldenburger Bergland (165). Landeshuter Kamm. Das Waldenburger Bergland (165). Waldenburg (166). Altwasser (168). Bad Salzbrunn (169). Fürstenstein mit dem Fürstensteiner Grunde (170). Der 20. August 1800 auf dem Fürstenstein (173). Adersbach und Weckelsdorf (176). Von Schweidnitz nach dem Zobten. Die Einsegnung des Lützower Freikorps in Zobten (179). Die Burg Kynsberg am Schlesierthale (183). Die Sagen der Kynsburg (188). Das steinerne Kreuz im Teufelsthal (188). Die Gluckhenne auf Kynsburg (189). Die große Forelle im Eselsbrunnen (190). Die weiße Frau (190). Die drei Altväter (190). König Friedrich II. in Strehlen. Warkotsch und der Jäger Kappel (191).

Die Grafschaft Glatz (193). Grenzen und Gestalt der Grafschaft (193). Einfluß Böhmens auf Glatz (195). Burgen und Wohnungen (198). Produkte und Sprache (202). Das Eulengebirge und dessen Gebiet (204). Festung Silberberg, das schlesische Gibraltar (205). Langenbielau und Peterswaldau, zwei schlesische Weberdörfer (206). Friedrich II. in Kamenz (207). Neurode (208). Das schlesisch-glatzische Grenzgebirge; Wartha, Reichenstein (209). Das Bielengebirge; Bad Landeck (210). Das Schneebergsgebirge mit dem Schneeberge (211). Das Habelschwerdter Gebirge mit der Hohen Mense und dem Heidelberg; die Seefelder; die Böhmischen Kämme; Reinerz (213). Das Ratschen- und Heuscheuergebirge; Cudowa (214). Wünschelburg und Albendorf (217). Die Neiße (217).

Die schlesischen Gebirgspässe und ihre Riegel (219). Allgemeines (219). Striegau (220). Die Schlacht bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745 (220). Die Schlacht bei Sorr (Trautenau) am 30. September 1745 (225). Die heißen Tage des

Jahres 1866 in und um Trautenau (227). Gitschin am 29. Juni 1866 (228). Der 27. Juni 1866 bei Nachod und der 28. bei Skalitz (230). Landeshut (232). General Fouqué bei Landeshut im Jahre 1760 (233). Johann Christian Günther, geboren in Striegau (235). Bolkenhain und die Bolkoburg (238). Burg Schweinhaus (239). Die Festung Glatz (240). Glatz im Jahre 1742 (241). Das Jahr 1760 in Glatz (242). Glatz im Jahre 1807 (243). Schweidnitz (244). Schweidnitz wird von Johann von Böhmen belagert (1345) (244). Die Hussiten vor Schweidnitz (1428) (245). Belagerung infolge eines Münzstreites (1522) (246). Die Belagerungen der Stadt im Dreißigjährigen Kriege (248). Die Preußen in Schweidnitz (1741) (250). Schweidnitz im Siebenjährigen Kriege (250). Friedrich im Lager von Bunzelwitz (252). Die Schlacht bei Burkersdorf am 21. Juli 1762 (254). Die Schlacht bei Reichenbach am 16. August 1762 (255). Die Pässe aus Österreichisch-Schlesien (256). Neiße (258). Friedrich von Sallet (262). Joseph von Eichendorff (263). Binzer (264).

Achtzehnte Abteilung.

Von der Oder bis zur Weichsel.

Die Oder und ihre Umgegend von der Quelle bis Brieg (267). Quelle der Oder (267). Graf Albert Joseph von Hoditz auf Roßwalde (268). Ratibor (270). Die Wasserpolacken (271). Kosel (272). Der alte Neumann (273). Oppeln (275). Die Piasten zum Briege (275). Georg Wilhelm, der letzte Sproß der Piasten in Brieg (1675) (286). Brieg unter kaiserlicher Regierung bis zur Einnahme durch die Preußen. Die Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741 (289).

Die schlesische Hauptstadt und ihre Umgebungen (292). Der Ring und das Rathaus (293). Blücherplatz. Tauentzienplatz (298). Die Promenaden (300). Das heutige Breslau (302). Breslaus älteste Zeit (304). Breslau in Abhängigkeit (305). Die Jahre 1740 und 1741 (305). Breslau während des Siebenjährigen Krieges (311). Die Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember 1757 (312). Breslau im Frühjahr 1813 (317). Kaiser Wilhelm in Breslau im Jahre 1882 (320). Das Bistum Breslau (320). Die Reformation in Breslau. Johann Heß (321). Die Universität (323). Berühmte Breslauer (325). Die zweite schlesische Dichterschule (328). Das Heldengrab zu Krieblowitz (330). Breslauer Sagen (331). Die Armesünderglocke (331). Der steinerne Kopf an der Kathedrale (331). Hofer mit dem langen Barte (332).

Der schlesische Schlachtenfluß, die Katzbach (333). Liegnitz (333). Die Mongolenschlacht im Jahre 1241 (334). Die Klöster Leubus, Trebnitz, Heinrichau (336). Die Schlacht auf den Pfaffendorfer Höhen bei Liegnitz am 15. August 1760 (338). Die Landwehrschlacht an der Katzbach am 26. August 1813 (342). Die Ritterakademie zu Liegnitz (345). Sehenswertes in und um Liegnitz (348).

Der polnische Landrücken und die Nordseite Schlesiens (349). Namslau (349). Das Heldengrab zu Minkowski (350). Öls (350). Das Katzengebirge (351). Der Totengräber in Guhrau (351). Glogau (352). Die Wahl des Platzes zur

neuen Domkirche (353). Herzog Hans der Grausame (354). Die verhungerten Ratsherren (1488) (355). Singen oder Springen (355). Der Statthalter Johann Polak von Karnikow (1493) (356). Glogau im Dreißigjährigen Kriege (358). Andreas Gryphius (361). Grünberg (362). Karl XII. von Schweden in Freystadt (1707) (363). Sagan (364). Der Turm von Sagan (364). Der Hungerturm in Priebus (365). Die Besitzer Sagans nach Johann II. (366). Sprottau (366). Bunzlau (367). Martin Opitz (369).

Land und Leute im Großherzogtum Posen (371). Allgemeines (371). Die älteste Zeit Posens (373). Deutsche Kultur und deutsches Leben im Posenschen (373). Die Teilungen Polens (379). Posen, ein Teil des Herzogtums Warschau (381). Die Bemühungen der Polen im 19. Jahrhundert (381). Lage, Grenzen, Flüsse, Bodenbeschaffenheit, Viehstand, Pflanzen, Mineralien, Eisenbahnen, Verwaltung und Bevölkerung der Provinz Posen (385). Die Polen (390). Die polnische Küche (397). Familien- und Ortsnamen (399).

Stadt und Festung Posen (403). Die Gründung der Stadt (403). Posen im 17. und 18. Jahrhundert (406). Posen seit dem Jahre 1793 (413). Die Forts (419). Wilhelmstraße und Wilhelmsplatz (419). Das Rathaus (420). Das Schloß (420). Regierungsgebäude (421). Raczynskische Bibliothek (422). Der Dom (422). Das Denkmal des Adam Mickiewicz (423).

Im Regierungsbezirk Posen (427). Kleine Städte im Regierungsbezirk Posen (427). Rogalin (430). Die Betscher Gauner (431).

Im Regierungsbezirk Bromberg (439). Die Sage von der Gründung Gnesens (439). Die ersten Herrscher (440). Kruschwitz und der Mäuseturm am Goplosee (444). Piast und seine Nachkommen (446). Der heilige Adalbert (449). Bromberg (455). Pan Twardowski (457). Kleine Städte im Regierungsbezirk Bromberg (466). Wongrowitz (467). Czarnikau (468). Tremessen (469). Inowrazlaw (470).

Die Extrabeigaben sind einzuheften:

Schlesische Volkstrachten . . . . Titelbild.
Karte von Schlesien und Posen . . . . am Schluß des Bandes.


Gebirge und Bergbau in Schlesien.
Glatz
Schnee Koppe.
Eisenschmelze



Breslau von der Oderseite um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Aus Schlesiens Vergangenheit.

Schlesiens älteste Zeit bis zum Jahre 1163. — Peter Wlast. — Schlesiens Name. — Schlesien unter unabhängigen Piasten bis zum Jahre 1355. — Ober-, Mittel- und Niederschlesien. — Schlesien unter böhmischen und ungarischen Königen bis 1526. — Schlesien unter Regenten aus dem Hause Österreich (1526—1740). — Schlesien unter preußischen Königen. — Altschlesische Münzen, Maße und Gewichte; Münzen späterer Zeit.

Schlesiens älteste Zeit bis zum Jahre 1163. Welches Volk zuerst die Gegenden zu beiden Seiten der Oder von ihrer Quelle bis ungefähr dahin, wo sich der Bober in sie ergießt, bewohnt hat, das zu untersuchen ist eine fruchtlose Unternehmung; denn die ersten Nachrichten über alle Völker verlieren sich im Dunkel der Vorwelt. Das Wenige, was uns von den ältesten Bewohnern dieses Landstrichs, welchen wir jetzt Schlesien nennen, mitgeteilt wird, ist unsicher. Römische Schriftsteller konnten keine vollständig zuverlässigen Nachrichten über ein Volk haben, das so weit von dem Herzen ihres Reiches entfernt wohnte, und mit dem die Römer fast nur, um Krieg zu führen, in Berührung traten. Wahrscheinlich ist es, daß die ältesten Einwohner Schlesiens Germanen gewesen sind; aber wie in ihre dichten Waldungen noch fast kein Strahl der Sonne drang, wie sie noch nicht den alles belebenden Ackerbau betrieben, sondern fast ausschließlich von dem Kriege und der mit diesem zusammenhängenden Beute lebten, wie sie von wissenschaftlicher Bildung noch keine Ahnung hatten: so ist es bisher auch den strebsamsten Geschichtsforschern unmöglich gewesen, das Dunkel zu beseitigen, in welches das Leben dieser schlesischen Ureinwohner gehüllt ist.

Als dann im 4. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung die große, in der Weltgeschichte einzig dastehende Völkerbewegung von Osten her begann, da wurden auch die deutschen Ureinwohner Schlesiens von slawischen Horden verdrängt

und genötigt, weiter nach Westen zu ziehen. Nur in den gebirgigen Gegenden blieben noch Germanen zurück, welche den angestammten Sitten treu blieben, bis Deutsche, wiederum rückwärts nach Osten wandernd, in den Slawenreichen wieder festen Fuß faßten. Drei große Slawenreiche bildeten sich damals, nämlich das polnische, böhmische und großmährische. Als dieses letztere aber um das Jahr 900 unterging, war Schlesien noch ohne Namen und keineswegs eine in sich abgeschlossene Provinz, sondern in der von der Oder aus östlich gelegenen Hälfte den polnischen, in der westlichen aber den böhmischen Slawen unterworfen. Erst im 10. Jahrhundert rissen die Polen das ganze Land an sich, und so ist Schlesien am Anfange seiner Geschichte ein Teil Polens.

Die Slawen waren bei ihrer Einwanderung ein nomadisches Volk, das erst nach und nach sich dem Ackerbau zuzuwenden begann. Ferner ist es nachgewiesen, daß die Slawen damals noch in Hütten wohnten, welche sie leicht abbrechen und mitnehmen konnten, wenn sie nach einem andern Weideplatze zogen. Sie hatten eine patriarchalische Verfassung und lebten nur unter Familienoberhäuptern, die bei allgemeinen Angelegenheiten sich miteinander berieten. Sie waren gastfrei, treu und redlich, liebten die Freiheit und zeigten Mut und Tapferkeit; gegen ihre Beleidiger waren sie grausam, und man erzählt sich, daß sie im Kriege sich vergifteter Pfeile bedienten. Bei der durch die großen Völkerzüge zunehmenden Schwäche der germanischen Stämme drangen die Slawen immer weiter nach Westen vor bis über die Elbe, und sie würden sich noch weiter ausgedehnt haben, wenn sie nicht in den Franken, in Karl dem Großen und seinen Nachfolgern, kräftige Feinde gefunden hätten.

Schlesien gehörte bald ganz zu dem großen polnischen Slawenreiche und teilte mit letzterem Verfassung, Sitten und Schicksale; aber es litt sehr durch die beständigen Kriege mit den Böhmen, die sich gern den westlichen Teil des Landes zurückerobert hätten. Diese westliche Hälfte bestand damals aus verschiedenen Gauen, deren größter Zlasane hieß und das Land der Slenza, d. h. der kleinen Lohe, welche bei Nimptsch entspringt und bei Masselwitz in die Oder fällt, umfaßte; zu ihm gehörten etwa die heutigen Fürstentümer Breslau, Brieg bis an die Oder und ein Teil des Fürstentums Schweidnitz.

Obgleich die Polen und Böhmen sich einander vielfach befehdeten, so wurde doch von Böhmen her den Polen das Christentum gebracht. Der polnische Fürst Miesko nahm im Jahre 966 das Christentum an, nachdem er ein Jahr zuvor die als Christin getaufte Dubrawka, die Schwester des Herzogs Boleslaw des Frommen von Böhmen, geheiratet hatte. Er stiftete ein Bistum in Posen, das dem Erzbistum Magdeburg unterstellt wurde, und wußte auch die zu seinem Reiche gehörenden Bewohner Schlesiens zur Annahme des Christentums zu bewegen; aber auf die Sitten hatte die neue Religion keinen Einfluß, das Volk blieb noch lange Zeit roh unter seinen gewaltthätigen Herrschern. Der Bischof Dithmar von Merseburg schildert uns die Polen damaliger Zeit ganz anders, als wir sie früher kennen gelernt haben; er sagt, das Volk müsse man wie Ochsen und faule Esel züchtigen, ohne schwere Strafen könne es nicht beherrscht, könne das Wohl des Fürsten nicht erhalten werden. Die Einführung des Christentums machte deshalb große Schwierigkeiten und ging nicht ohne Gewalt vor sich; ja diejenigen, welche dem heidnischen Glauben treu blieben, wurden sogar mit Einziehung ihrer Güter oder mit dem Tode bestraft. Denjenigen,

welche die Fasten nicht hielten, wurden die Zähne ausgebrochen. Daß die gottesdienstlichen Versammlungen in den ersten Zeiten des Christentums vielfachen Störungen ausgesetzt gewesen sind, beweist die polnische Sitte, bei Verlesung des Evangeliums die Säbel zu ziehen.

Schon zur Zeit des Miesko gab es ein Breslau, das aber noch nicht in dem heutigen Sinne des Wortes eine Stadt war; um eine Burg auf der Dominsel, die vielleicht als Grenzfeste gegen die Böhmen diente, lagen kleine Hütten oder Häuser von Holz, die mit Stroh bedeckt waren. Dieser Ort wurde nicht bestimmt zum Sitze für den ersten christlichen Bischof, sondern wahrscheinlich wurde die erste christliche Kirche in Schmogra im Wohlauischen angelegt, von wo der Bischofssitz erst später nach Breslau verlegt wurde.

Die Deutschen, die westlichen Nachbarn der Polen, machten schon dem Fürsten Miesko viel zu schaffen, da sie ihr Land tapfer verteidigten und sich bemühten, die Länder, welche ihre Vorfahren während der Völkerwanderung verlassen hatten, wiederzugewinnen. Miesko wurde schon vor seiner Bekehrung von dem Markgrafen Gero zweimal besiegt und mußte sich zu einem Tribute an das Deutsche Reich und zur Abtretung einiger Ländereien verpflichten. Von dieser Zeit an wurde der Einfluß der Deutschen auf Schlesien und Polen immer größer.

Auf Miesko folgte sein Sohn Boleslaw, dessen kühner Geist die von seinem Vater ererbte Vasallenschaft abzuschütteln trachtete, nachdem er sich zuvor vom deutschen Kaiser (Otto III.) die königliche Würde erworben hatte, als dieser im Jahre 1000 zum Grabe des heiligen Adalbert nach Gnesen wallfahrtete. Die Kämpfe Boleslaws mit seinen Nachbarn verwüsteten zwar weite Strecken auch des schlesischen Landes; aber sie waren meist mit Erfolg für Polen gekrönt, das unter dem kriegerischen Könige seine Grenzen bedeutend erweiterte.

Im 11. Jahrhundert geriet Polen durch viele und lange Kriege in große Verwirrung. Dazu kam, daß auch innere Unruhen das Reich erschütterten.

Zu Anfang des 12. Jahrhunderts finden wir auf dem polnischen Throne Boleslaw III., einen tapfern jungen Fürsten, welcher sich schon während der Regierung seines Vaters die Liebe seiner Unterthanen erworben hatte; er soll 47 Feldschlachten gewonnen haben. Gegen seinen Bruder Zbigniew, der die Böhmen und Pommern zu einem Einfalle in Schlesien und Polen gereizt hatte und auf dessen Seite auch der deutsche Kaiser stand, dem der versprochene Tribut nicht gezahlt wurde, focht er glücklich und nahm ihm sein Land. Da rückte Kaiser Heinrich V. gegen Polen zu Felde und belagerte das gut befestigte Glogau. Die Bürger der Stadt verteidigten sich von ihren Mauern und Türmen herab sehr tapfer, so daß Heinrich, als Boleslaw zum Schutze der Stadt kam, die Belagerung aufgeben und abziehen mußte. Welchen Kriegsruhm damals Boleslaw durch seine Thaten errungen hatte, geht aus einem Liede hervor, das die deutschen Truppen Heinrichs sangen:

„Fürst Boleslaw, Held Boleslaw,
Kennst du denn weder Ruh' noch Schlaf?
Durch dich wird Dämm'rung, Tag und Nacht
Rastlos und schreckenvoll gemacht.
Wir wähnten Herr'n von Pol'n zu sein,
Du aber sperrest hier uns ein.
Mit einem kleinen Kriegerhauf
Reibst du das Heer der Deutschen auf.

Vom Pommerkrieg kaum ausgeruht,
Ermüdest du den kühnsten Mut.
Mit Heiden führst du christlich Krieg,
Drum schenket Gott dir Stärk' und Sieg;
Wir aber drohten Christen Hohn,
Drum tragen wir nur Schand' davon.
Held Boleslaw verdient allein
Des größten Reiches Herr zu sein."

Boleslaw hatte seinen Bruder Zbigniew ermorden lassen und durch manche andre böse That sein Gewissen so sehr beschwert, daß er, um seine Sünden abzubüßen, in alten Kleidern und mit bloßen Füßen zwei Wallfahrten unternahm, viele Kirchen und Klöster stiftete und in eine Art von Schwermut verfiel, in der er im Jahre 1139 starb. Obgleich er sein Reich unter seine vier älteren Söhne geteilt, dem jüngsten aber, Kasimir mit Namen, nichts gegeben hatte, eignete sich doch bald sein ältester Sohn Wladislaw die Oberherrschaft über seine Brüder an, da er getrieben wurde von seiner ehrgeizigen und stolzen Gemahlin Agnes, der Enkelin Kaiser Heinrichs IV., welche die Beherrscherin des ganzen polnischen Reiches zu sein wünschte. Doch die herrschsüchtige Agnes schaffte sich durch ihre Bestrebungen nur Feinde. Ihres Gemahles Brüder knieten zu ihren Füßen und baten um Rückgabe ihrer Städte und Schlösser, aber vergeblich. Dem Adel des Landes machte sie sich verhaßt, da sie die besten Stellen am Hofe mit Deutschen besetzte und die polnischen Sitten verachtete. Auch die Geistlichkeit war ihr nicht hold, weil sie ihr die Vorrechte zu nehmen und sie zu unterdrücken suchte. So kam es, daß sie mit ihrem Gemahl nach Deutschland fliehen mußte, in Polen aber ein jüngerer Bruder des Vertriebenen, nämlich Boleslaw IV., den Oberbefehl erhielt. Dieser starb im Jahre 1163. Ihm folgten als unabhängige Fürsten über Schlesien die Söhne seines vertriebenen Bruders, der auf deutscher Erde zu Altenburg in Sachsen gestorben war.

Peter Wlast. Unter der Regierung Boleslaws III. kam ein Mann nach Polen, der für Schlesien besonders wichtig gewesen ist. Er hieß Peter Wlast und wurde von einem Fürsten der Obotriten an den Hof Boleslaws geschickt, um eine Verwandte desselben zur Gemahlin seines Fürsten zu erbitten. Aber die Prinzessin gefiel ihm selbst, und er nahm sie sich zur Frau, ohne mit seinem Fürsten zu zerfallen. Durch diese Heirat erhielt Peter bedeutende Schätze, und unter diesen eine Hand des Märtyrers Stephanus. Diese Reliquie schenkte er Boleslaw, um ihn zum Freunde zu gewinnen, und er erhielt für dieselbe ein großes Stück Land geschenkt. Durch seine Talente erwarb er sich die Gunst des Herzogs, der ihn von Stufe zu Stufe beförderte und ihn zuletzt zum Landeshauptmann in Schlesien machte. Inzwischen war der Obotritenfürst gestorben und hatte sein Reich unter seine beiden Söhne geteilt. Bei einem derselben, Kanut, war Peters Vater Schatzmeister. Als nun die Brüder uneinig wurden und Kanut ermordet war, brachte sein Schatzmeister die Schätze des Fürsten an sich und ließ sie, um sie in Sicherheit zu bringen, von seinem Sohne nach Schlesien schaffen. Dem Peter erwachte im Besitze seines großen Reichtums das Gewissen; er reiste nach Rom, um für seine und seines Vaters Schuld Buße zu thun, und dort wurde ihm auferlegt, sieben Kirchen zu bauen und auszustatten. Wlast aber baute nicht sieben, sondern mehr als 70 Kirchen und wurde so ein großer Wohlthäter für Polen und Schlesien. Während er bei Boleslaw in Gunst blieb bis zu dessen Tode, zog er sich die Ungnade der Fürstin Agnes zu und wurde von ihr ins Gefängnis geworfen; und man erzählt, daß ihm dort die Zunge ausgeschnitten und die Augen geblendet wurden. Als er aus der Gefangenschaft entkommen war, schloß er sich den Brüdern des Wladislaw an und erhielt, als diese die Oberherrschaft gewannen, seine Güter wieder und wurde nach seinem Tode in einem von ihm erbauten Kloster bei Breslau begraben.

Schlesiens Name. In der Zeit, in welcher Schlesien von Polen abhängig war, hatte dieses Land wahrscheinlich noch keinen eignen Namen. Dithmar von Merseburg sagt zuerst um das Jahr 1017: „Die Stadt Nimptsch liegt in pago Silensi, ein Name, welchen dieser Gau von einem sehr hohen und großen Berge erhalten hat, den alle Einwohner außerordentlich verehrten, weil zu den Zeiten des Heidentums auf demselben den Götzen gedient wurde.“ Die schlesischen Herzöge nennen sich in den ältesten Urkunden duces Zlesiae oder Slesiae, und den Namen Slesia hat das Land behalten; woher aber dieser Name kommt, läßt sich nicht bestimmt sagen.

Schlesien unter unabhängigen Piasten bis zum Jahre 1355. Ober-, Mittel- und Niederschlesien. Die Herzöge Schlesiens stammen der Sage nach von einem Landmann Namens Piast ab, den sich die Polen im Jahre 842 zu ihrem Könige wählten, und sie heißen deshalb Piasten. Als Boleslaws IV. Söhne Schlesien im Jahre 1163 erhielten, hatte das Land eine etwas größere Ausdehnung als heute; denn es umfaßte außer dem jetzigen Schlesien noch die Gebiete von Krossen und Lebus, die Gegend von Fraustadt und einen Teil der Niederlausitz.

Die fürstlichen Brüder teilten sich das Land so, daß Boleslaus Oppeln, Breslau und Glogau, Miecislaus aber Ratibor und Troppau erhielt, während der jüngste Bruder Konrad für den geistlichen Stand bestimmt wurde. Anfangs standen die schlesischen Piasten noch in naher Beziehung zu Polen, aber bald wandten sie sich immer mehr den Deutschen zu. Ihr Land war voll von Wäldern und Sümpfen und wenig bevölkert. Um dasselbe urbar zu machen, zogen die Herzöge Deutsche an sich, mit denen sie durch ihre Mutter und die Unterstützung, die sie aus Deutschland erhalten hatten, befreundet waren. Diese Ansiedelungen von Deutschen waren Veranlassung, daß Schlesien sich nach und nach immer mehr von Polen unterschied, daß deutsche Sitten Eingang fanden und deutsches Recht eingeführt wurde. Wenn die Herzöge ihrer Jugendjahre gedachten, so mußten sie sich an die Verfolgungen erinnern, die sie durch die Polen erlitten hatten, und diese Gedanken machten ihnen die Polen verhaßt. Von den Deutschen waren sie liebevoll aufgenommen worden, unter ihnen hatten sie Städte und Bürger kennen gelernt, wie sie Schlesien damals noch nicht hatte. Da dürfen wir uns nicht wundern, daß die Herzöge Schlesiens bald nicht mehr mit ihren polnischen Verwandten verkehrten, sondern deutsche Sprache und Bildung in ihr Land brachten. Denjenigen Deutschen, welche sich in Schlesien niederließen, wurden dieselben Rechte eingeräumt, welche in Deutschland Heinrich I. seinen Burgen und Otto I. seiner Stadt Magdeburg erteilt hatte.

Dieses neue Recht, das bald deutsches, bald magdeburgisches, bald sächsisches Recht genannt wurde, sicherte den Ansiedlern Eigentum und Lebensgenuß, sprach sie mit Vorbehalt gewisser Einkünfte für den Herzog von der Erbunterthänigkeit und den Frondiensten frei und trug bald bei steigender Bevölkerung und blühendem Wohlstande die erwarteten Früchte. Da der slawische Adel nicht zahlreich und das Land meist fürstliches Eigentum war, so machte die Einführung der Kolonisten keine Schwierigkeit. Die deutschen Edelleute, die sich in Schlesien eine neue Heimat suchten, wurden meist für Dienste, die sie den Herzögen geleistet hatten, mit Landgütern belehnt und erhielten Hofämter.

Sie hatten nun ebenso wie die Geistlichen, welche Schenkungen bekamen, für den Anbau und die Bevölkerung zu sorgen. Hätten die kriegerischen Piasten sich nicht so oft untereinander befehdet, wären außerdem nicht verheerende Feinde in das Land eingefallen, dann hätte Schlesien, das so günstig gelegen war, schnell an Kultur das mütterliche Deutschland überflügeln müssen; aber fast ununterbrochene Kriege ließen das Steigen der Gesittung und Bildung immer wieder ins Stocken geraten.

Schon die ersten von Polen unabhängigen fürstlichen Brüder hielten nicht Frieden miteinander. Mieczislaus glaubte sich von seinem Bruder übervorteilt und zog gegen Boleslaus zu Felde. Zugleich trat Konrad, der bei der Teilung, weil er Geistlicher werden sollte, übergangen war, mit Ansprüchen auf. Durch Kriege wurde entschieden, daß Boleslaus Breslau, Mieczislaus Ratibor, Konrad Glogau erhielt, und so entstand Ober-, Mittel- und Niederschlesien. Als dann Konrad von Glogau ohne Nachkommenschaft starb, bemächtigte sich Boleslaus ohne Rücksicht auf seinen Bruder in Oberschlesien des Herzogtums Glogau, und es entstand ein neuer Bruderkrieg.

Nach dem Tode des Boleslaus schloß sein Sohn Heinrich im Jahre 1202 mit seinem Oheim Mieczislaus einen Vertrag, durch welchen Schlesien in zwei Teile, in Ober- und Niederschlesien, geteilt wurde. Zu Oberschlesien gehörte Oppeln, Ratibor, Teschen, Ober-Beuthen, Pleß, zu Niederschlesien auch Kreuzburg, Krossen und Lebus. Zugleich wurde festgesetzt, daß sich die Herzöge einander nicht beerben sollten.

Einen Aufschwung, der sich kaum ahnen ließ, nahm Niederschlesien unter Heinrich I., dem Bärtigen, der mit seiner Gemahlin, der heiligen Hedwig, für sein Land im wahren Sinne des Wortes ein fürsorglicher Vater war, Recht und Gerechtigkeit übte und die Grenzen seines Landes gegen zudringliche und feindliche Nachbarn ausdehnte. Was er geschaffen hatte, sollte unter seinem Sohne Heinrich II., dem Frommen, erheblich leiden; denn die wilden Tataren kamen von Osten und fielen im Jahre 1241 in Schlesien verwüstend und plündernd ein. Tapfer für sein Land kämpfend, fiel der Fürst in der Schlacht gegen die Wilden unweit Liegnitz, wo später das Kloster Wahlstadt erbaut wurde. Nach seinem Tode teilten sich seine drei Söhne Heinrich, Boleslaus und Konrad Niederschlesien, so daß dieses in die drei Fürstentümer Breslau, Liegnitz und Glogau zerfiel.

Wenn nun die Piasten persönlich auch noch so tapfer waren und sich um die Wohlfahrt ihres Landes bemühten, so mußte doch durch die Zerstückelung des Reiches der Grund zur Schwäche gelegt werden; denn es blieb nicht bei der Dreiteilung Niederschlesiens, sondern bald wurde wieder unter mehrere Söhne geteilt; und wie hier, so war es auch in Oberschlesien. Zwar fielen vorübergehend einige Herrschaften zusammen, aber die Teilung ließ die Reiche doch immer kleiner werden. So treten bald als eigne Fürstentümer auf Brieg, Sagan, Öls, Steinau und Guhrau, Löwenberg, Schweidnitz, Jauer, Münsterberg, Strehlen. Niederschlesien allein zerfiel im 14. Jahrhundert in 17 Fürstentümer, deren Fürsten sich oft untereinander bekriegten und sich gegen äußere Feinde zu schützen hatten. Die Verteidigung ihrer Länder konnten die Piasten, die zu klein und schwach waren, nicht mehr übernehmen. Wäre der Wunsch der heiligen Hedwig, der Gemahlin des bärtigen Heinrich, in Erfüllung

gegangen, daß nur die ältesten Söhne Länder erben, die jüngeren Söhne in den geistlichen Stand treten sollten, so wären alle diese Zersplitterungen des Landes vermieden worden. Wie es aber damals stand, war kein Ende der Teilungen abzusehen, und die Ohnmacht der einzelnen kleinen Fürsten, die natürlich mit ihrer Menge immer zunehmen mußte, ließ die Einwohner fürchten, daß sie die Beute einer benachbarten Macht werden würden. Fürsten und Unterthanen mußten also wünschen, freiwillig eine Oberherrschaft anzuerkennen; konnten sie doch vielleicht bald, wenn sie sich nicht einem Fürsten ihrer Wahl unterstellten, gezwungen werden, einem Fürsten zu gehorchen, dem sie nicht gern unterthänig waren.



Die Mongolenschlacht bei Liegnitz. Der Fall des Herzogs.

An Polen zu fallen, war beiden ein unerträglicher Gedanke; denn die Herzöge hatten zu viel Stolz, um sich denen zu unterwerfen, die selbst nicht mehr als sie und von denen sie verstoßen waren; die ihnen nie Schutz gewährt hatten, so oft sie solchen suchten; von denen sie sogar oft ihr Land hatten verwüsten sehen. Dazu kam, daß auch Polen durch Erbschaft und Streit zerteilt und deshalb von dort keine Hilfe zu erwarten war.

Ganz anders stand es mit Böhmen. Dieses Reich war mächtig und stand auf der Höhe seiner Macht. Johann, ein Sohn des deutschen Kaisers Heinrich VII. aus dem Hause Lützelburg, hatte sich mit einer böhmischen Prinzessin vermählt und war 1309 König von Böhmen geworden. Von einem Reiche, das von einem deutschen Fürsten beherrscht wurde und mit dem deutschen Kaiser in

naher Beziehung stand, wünschte und hoffte man Hilfe. Auch hatten sich einige schlesische Piasten schon an Böhmen angeschlossen, wie Heinrich von Breslau. Im Jahre 1327 ergaben sich alle oberschlesischen Herzöge, wahrscheinlich nach gemeinsamer Beratung, dem Könige von Böhmen als Vasallen. Die meisten niederschlesischen Herzöge folgten ihrem Beispiele im Jahre 1329. Nur Przismislaus von Glogau widersetzte sich allen Anträgen des böhmischen Königs und sagte: „Ich will lieber als freier Fürst am Bettelstabe aus Schlesien gehen, als meine Freiheit verkaufen und unter einem fremden Könige dienstbar leben.“ Nach seinem Tode wurden seine Brüder, die ihn beerbten, Böhmens Vasallen. Nur die Fürstentümer Schweidnitz, Jauer und Münsterberg waren noch unabhängig, als im Jahre 1335 Kasimir III. von Polen in einem Vertrage mit Johann von Böhmen alle seine Ansprüche auf Schlesien aufgab. Zwanzig Jahre später gehörte ganz Schlesien zu Böhmen.

Schlesien unter böhmischen und ungarischen Königen bis 1526. Der erste schlesische Fürstentag 1337. Das Verhältnis, in welches die schlesischen Fürsten zu Böhmen getreten waren, kann kein drückendes genannt werden. Die Eigentumsrechte der Fürsten erhielten anfangs nur geringe Einschränkungen; es blieben ihnen die Rechte, Truppen zu halten, Münzen zu schlagen, Gesetze zu geben und die oberste Gerichtsbarkeit auszuüben. Johann aber versprach ihnen Schutz gegen alle feindlichen Anfälle und verlangte nur Beistand im Kriege von ihnen innerhalb der Grenzen Schlesiens; wenn er ihre Truppen außerhalb des Landes gebrauchen sollte, so sollten sie von ihm besoldet werden; während des Krieges sollten ihm alle festen Schlösser offen stehen. Wenn so für den Augenblick der König von Böhmen keinen großen Vorteil von dem Besitze Schlesiens hatte, so wurden doch bei dem Aussterben der rechtmäßigen Erben eines Fürstenhauses die Länder Eigentum Böhmens. Dieser Fall trat zuerst bei dem Fürstentum Breslau im Jahre 1335 durch den Tod Heinrichs VI. ein. Obgleich sich Johann schon 1327 zu Breslau hatte huldigen lassen, so hielt er es doch für gut, diese Huldigung noch einmal 1337 zu veranstalten, und zwar nicht nur von seiten der Breslauer, sondern durch alle lehnspflichtigen schlesischen Fürsten. Die Versammlung, welche damals stattfand, heißt der erste schlesische Fürstentag. Nach ihm heißen alle späteren Versammlungen der schlesischen Fürsten „Fürstentage“. Um sich beliebt zu machen, sicherte Johann den Breslauern ihre bisherigen Rechte und Freiheiten zu und erteilte ihnen noch neue Vorrechte.

Breslau im Bann; Bischof und König im Streit (1339—1342). Johann von Böhmen trachtete nach dem Besitze des Schlosses Militsch an der polnischen Grenze, das dem damals noch unabhängigen Bistum Breslau gehörte. Da ihm der Ort für seine Unternehmungen nach Osten und Norden hin sehr wichtig erschien, so knüpfte er mit dem Bischof Nanker wegen der Abtretung der Grenzfeste Unterhandlungen an, die aber an der Festigkeit des Bischofs scheiterten. Was er auf geradem Wege nicht erlangen konnte, suchte er zuerst mit Gewalt, dann mit List zu erzwingen.

Im Schlosse von Militsch war der Archidiakonus des Breslauer Domstiftes Heinrich von Würben als Burggraf angestellt. Der König, der die Schwäche der Besatzung und die Unerfahrenheit des unkriegerischen geistlichen Befehlshabers in der Burg wohl in Erwägung zog, machte sich daran, im Jahre 1338 das Schloß zu belagern und durch Waffengewalt zu erobern. Aber der durch Sümpfe gut verschanzten Burg war nicht leicht beizukommen; die Belagerung hätte lange gedauert und eine Eroberung wäre nur mit großem Zeit- und Menschenverlust möglich gewesen. Da nahm der König zur List seine Zuflucht; er hatte erfahren, daß der Domherr ein großer Freund französischen Weines war. Zwei Flaschen Franzwein (due flasce vini Gallici, sagt der Chronist) und einige energische Drohungen waren vermögend, den Domherrn zur Übergabe der Burg ohne Schwertstreich zu bewegen.

Der Bischof Nanker verlangte sofortige und unbedingte Zurückgabe des Schlosses an die Kirche; aber Johann kehrte sich an die Drohungen und Wünsche des Bischofs nicht. Als nun im Jahre 1339 der König sich in einem Städtchen bei Breslau mit seinen Räten aufhielt, versammelte der Bischof seine Domherren um sich und forderte sie auf, ihn zum Könige zu begleiten; aber nur vier derselben hatten Mut und Entschlossenheit genug, dem Bischof zu folgen und treu mit ihm die Gefahren zu teilen.

In bischöflichem Schmucke (religione indutus) begab sich Nanker in Begleitung der vier Domherren zu dem Stübchen, in welchem sich der König mit seinen Räten befand. Der Bischof klopfte mit eigner Hand so stark an die Stubenthür, daß die Wächter fragten, wer es wage, so ungestüm an die Thür des Königs zu klopfen. Sie erhielten die Antwort, daß der Bischof Eintritt verlange. Der König aber ließ ihm sagen, er möge sich nur noch eine Stunde gedulden, weil er andrer Geschäfte wegen verhindert wäre, ihm Audienz zu geben. Nichtsdestoweniger fuhr der Bischof so lange zu klopfen fort, bis einige Räte, die beim Könige waren, diesem zuredeten, ihn hereinzulassen. Als darauf der Bischof in das Zimmer trat, hielt er einen kleinen Zettel (cedulam parvam) in der Hand, stellte sich vor den König und las ihm folgende Worte vor: „Herr König, ich ermahne Euch zum ersten-, zweiten-, dritten- und letztenmal, daß Ihr sofort das Schloß Militsch meiner Breslauer Kirche zurückgebt.“ Der König erwiderte ihm: „So bald sollt Ihr es wohl nicht wieder haben, wie Ihr meint.“ Da hob der Bischof ein Teilchen vom Holze des Kreuzes Christi empor mit den Worten: „So schließe ich Euch aus von der Gemeinschaft der Kirche im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Alle Fürsten und Edlen, die den König umgaben, standen stumm vor Erstaunen, so daß keiner ein Wort sprach. Der König brach das Stillschweigen mit Worten, die seinen tiefen Groll über diesen Vorgang bekundeten: „Bei Gott, dieser Pfaff wünscht ein Märtyrer zu werden; wenn ihm nur jemand zur Märtyrerkrone verhelfen wollte.“ Der Bischof schritt, als ob er diese letzten Worte des zornigen Königs nicht gehört hätte, langsamen Schrittes der Thüre zu, um sich zu entfernen. Da traten die Breslauer Konsuln, ihn zu besänftigen, zu ihm und sprachen: „Es ist nicht fein, Herr Bischof, dem Könige so ins Gesicht zu bannen; auf einem glimpflicheren Wege hättet Ihr ohne Zweifel mehr ausrichten können.“ Da drang der Bischof in sie: „Beweget vielmehr euren König, daß er der Kirche die geraubte Burg wieder herausgebe; denn ihr waret bei

jener Belagerung und Übergabe zugegen.“ Die Konsuln entschuldigten sich: „Wir haben nicht Macht genug, dies zu bewirken.“ Da erwiderte der Bischof: „Auch euch exkommuniziere ich hiermit, wie euren König, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; und wisset, daß euer Herr kein König, sondern nur ein Königlein ist.“ Diese letzte Bemerkung, deren Bedeutung man damals nicht verstand, sollte offenbar eine Beleidigung sein und wurde mit Entrüstung vernommen. Als später Nanker nach dem Sinne seiner Worte (et sciatis eum non esse regem, sed regulum) gefragt wurde, sagte er, daß er deshalb den König Johann ein Königlein genannt habe, weil er in seinem ganzen Königreiche keinen Erzbischof habe und deshalb erst einen fremden Erzbischof durch Bitten und Geschenke, ihn zu krönen, bewegen müsse. Dieses Spottes wegen soll später Karl IV. die Erhebung des Prager Bischofs zum Erzbischof sehr angelegentlich betrieben haben.

Schwarze Gewitterwolken zogen nun über die schlesische Kirche hin. Die Spannung zwischen dem Könige und Bischof war so groß, daß an eine Versöhnung nicht leicht zu denken war. Nanker begab sich drei Tage später, nachdem er den Bann ausgesprochen hatte, nach Neiße; die Kirchen auf dem Dome und in der Stadt wurden geschlossen und der öffentliche Gottesdienst eingestellt. Die Breslauer waren aber mit dieser That des Bischofs nicht zufrieden; der Rat der Stadt hielt zum Könige und hinderte es nicht, wenn die Geistlichen geschmäht und kirchenfeindliche Grundsätze gepredigt wurden. Die dem Bischof treuen Geistlichen wurden vertrieben und solche an ihre Stelle gesetzt, die mit dem Bischof gebrochen hatten. Der König zog im Breslauer Gebiete alle Güter und Einkünfte der Kirche ein, weil man ohne Gottesdienst auch keiner Geistlichen bedürfe, und riet den schlesischen Fürsten, dasselbe zu thun: ein Rat, dem der verschwenderische Herzog Boleslaus von Liegnitz gern folgte.

Zwei Jahre schon hatte der unselige Streit gedauert, und noch immer öffnete sich keine Aussicht auf Versöhnung; da starb Nanker im Jahre 1341 zu Neiße. Der König Johann wußte es durchzusetzen, daß Przezislaus von Pogarell, ein ihm ergebener Edelmann, zum Bischof gewählt wurde, der die Wahl annahm und, weil der Erzbischof von Gnesen aus Zorn darüber, daß sein Kandidat nicht gewählt war, ihn nicht weihen wollte, sich vom Papste in Avignon weihen ließ. Pogarell trat alsbald in Unterhandlungen mit dem Könige, die zum Frieden führten. Es mußten sich die Konsuln und Ältesten der Bürgerschaft vor dem Bischofe demütigen. In Büßertracht, ohne Mäntel, mit bloßen Füßen und unbedecktem Kopfe zogen sie vom Rathause in die Kirche der Dominikaner, warfen sich vor dem Bischof nieder, bekannten ihre Schuld und erhielten Vergebung und Befreiung ihrer Stadt vom Banne. Dann erklärte sich Pogarell mit seinen Domherren dem Könige gegenüber zu Vasallen der böhmischen Krone und erhielt für diesen Schritt viele Vorrechte und Freiheiten für das Bistum, den Rang des ersten schlesischen Standes und den Titel eines Bundesfürsten von Böhmen; alle eingezogenen Güter, auch das Schloß Militsch, wurden ihm zurückgegeben.

Kasimir III. von Polen und Johann von Böhmen. Obgleich der Polenkönig förmlich auf Schlesien verzichtet hatte, machte er sich doch gern in diesem Lande etwas zu schaffen und drang mit seinen Truppen verwüstend und verheerend vor. Da verfolgte ihn einst Johann und schloß ihn in der Stadt Krakau ein. Hier soll Kasimir den siegreichen Böhmen aufgefordert haben, durch einen ritterlichen Zweikampf ihre Sache zu entscheiden. Johann, der auf einem Auge blind war, soll ihm haben sagen lassen, er sei bereit, die Forderung anzunehmen; doch müsse er sich zuvor ein Auge ausstechen lassen, damit er nicht etwas vor ihm voraus habe. Der Zweikampf unterblieb, da Kasimir auf diesen Vorschlag nicht einging, und beide Fürsten machten Frieden.



Die Geißelbrüder und die schwarze Pest. Nach Ehrhardt.

Karl IV. (1346–1378); Flagellanten, Pest und Teurung in Schlesien. Auf Johann folgte 1346 sein Sohn Karl IV., der im November 1348 nach Breslau kam und sich von den daselbst versammelten Fürsten und Ständen huldigen ließ; er hielt mit ihnen eine gemeinsame Beratung, den zweiten schlesischen Fürstentag. So bemüht der König um sein Land war, so weise und verständig er für seine Unterthanen sorgte, so ging es im Lande doch nicht so, wie er wünschte. Die schreckliche Pest, die in den Jahren 1348, 1349 und 1350 in Deutschland und mehreren andern Ländern Europas wütete und in diesen drei Jahren fast den dritten Teil der Menschenzahl Europas hinweggerafft haben soll, hat auch in Schlesien entsetzlich viel Opfer gefordert. Die Kranken, welche von der furchtbaren Krankheit, die man auch den schwarzen

Tod nannte, befallen waren, wurden vor innerlicher Hitze fast rasend, starben plötzlich und massenhaft, gewöhnlich am fünften Krankheitstage. Bald vermochte man die Toten nicht mehr zu beerdigen; ganze Ortschaften starben in jener Zeit aus. Die Krankheit war aus dem Morgenlande nach Europa verschleppt worden; aber dem unwissenden Volke wurde vorgeredet, die Juden hätten sie veranlaßt, weil sie die Brunnen vergiftet hätten. Und nun begannen auch in Schlesien unselige Judenverfolgungen; die Unschuldigen wurden ins Gefängnis geschleppt und viele auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Andre glaubten, Gott habe die Krankheit wegen der vielen Sünden der Menschen geschickt, und, um den Zorn Gottes zu besänftigen, müsse man Buße thun. Diese Büßer durchzogen auch Schlesien im Jahre 1349; man nannte sie Flagellanten oder Geißelbrüder. Ihre Kleider waren mit Kreuzen bezeichnet, jeder trug eine mit eisernen Stacheln durchflochtene Geißel. Nirgends blieben sie länger als einen Tag. Sobald sie an einen Ort kamen, schlossen sie auf einem freien Platze einen Kreis, entblößten Rücken und Brust, und einer nach dem andern warf sich so auf die Erde und breitete seine Arme so aus, daß der Körper wie ein Kreuz aussah; dann stand er auf und zerfleischte sich mit seiner Geißel. Nun folgten Gesänge, feierliche Gebete und die Verlesung eines Briefes, den ein Engel geschrieben und in Jerusalem abgegeben haben sollte, in welchem jedem, der sich 34 Tage lang mit ihnen ziehend geißelte, von Christus die göttliche Erbarmung zugesichert wurde. Man nahm keinen in diese Brüderschaft auf, zu der auch Weiber gehörten, der nicht für seinen täglichen Unterhalt sorgen konnte und dem Anführer Gehorsam gelobte. Anfangs fanden die Geißelbrüder großen Beifall und Zulauf; aber bald zeigte es sich, daß sich mit dieser Schwärmerei arge Zügellosigkeit und Unsittlichkeit vereinigte, so daß der Bischof den Unfug verbieten mußte.

Zu dem Unglück kam noch die Landplage der Teurung und Hungersnot, so daß z. B. der Roggen auf das Vierundzwanzigfache seines gewöhnlichen Preises stieg. Dennoch gehört die Regierung Karls zu den segensreichsten für Schlesien.

Wenzel (1378—1419). Der Pfaffenkrieg oder der Bierstreit zwischen dem Breslauer Rat und den Domherren. Breslau wieder im Bann. Karls IV. Sohn Wenzel war seinem Vater nicht ähnlich; er heißt in der Geschichte der Träge oder auch der Grimmige und wird von vielen Geschichtschreibern geschmäht und getadelt. Das steht jedenfalls fest, daß er nicht zum Heile Deutschlands und seiner Erbländer die Zügel der Regierung mit schlaffer Hand ergriff; er überließ sich einer unglaublichen Trägheit und legte durch seine Ungeschicklichkeit und Nachlässigkeit den Grund zu vielen inneren und äußeren Unruhen, die später Böhmen und Schlesien verwüsteten; sein Jähzorn verleitete ihn oft zu Grausamkeiten, seine Unbeständigkeit und sein Hang zum Trunke machten ihn verhaßt.

Noch hatte sich Wenzel in Breslau nicht huldigen lassen, als schon wieder ein böser Streit zwischen Stadt und Dom ausgebrochen war. Damals stand das Schweidnitzer Bier in großem Rufe, und es wurde nach allen Richtungen hin ausgeführt und ausgeschenkt. Der Breslauer Rat hatte zu diesem Zwecke ein eignes Schanklokal unter dem Rathause eingerichtet, das heute noch unter

dem Namen des Schweidnitzer Kellers besteht, und die Bürgerschaft verpflichtet, nirgend wo anders als in diesem Keller ihr Bier zu trinken. Die Domgeistlichkeit aber holte ihr Bier nicht aus der Stadt, sondern unmittelbar aus Schweidnitz; denn in der Stadt war das Bier mit Abgaben belegt, die Kirche aber hatte Steuerfreiheit. Die Geistlichkeit begnügte sich nun nicht damit, Bier zum eignen Gebrauche aus der unmittelbaren Quelle zu besorgen, sondern richtete auch Schanklokale ein. Die Bürger, welche mit dem Rate gespannt waren, gingen lieber nach dem Dome als nach dem Schweidnitzer Keller, weil sie dort das beliebte Getränk wegen der Steuerfreiheit billiger haben konnten und weil sie dort auch auf einem von dem Rate unabhängigen Boden furchtlos, ohne belauscht zu werden, ein freieres Wort sprechen durften. So strömten sie denn zahlreich nach dem Dome, um ihren Durst zu stillen und ihrem Unwillen Luft zu machen; die Schanklokale auf dem Dome waren mit Gästen überfüllt, während der Schweidnitzer Keller in der Stadt leer und von Gästen entblößt war. Der Rat, der die Demütigung noch nicht vergessen hatte, die ihm durch Pogarell widerfahren war, blickte mißtrauisch nach dem Dome und verbot den Bürgern der Stadt den Besuch der dortigen Bierstuben; die Bürgerschaft aber spürte keine Lust in sich, diesem Verbote zu folgen. Deshalb ging der Rat einen Schritt weiter und bestritt der Domgeistlichkeit das Recht des freien Bierschankes zum Nachteile der Stadt. Durch Ratsbeschluß wurde dieser Bierschank als für die Stadt nachteilig aufgehoben; auch wurde bei schwerer Strafe untersagt, der Geistlichkeit Bier von Schweidnitz oder irgend sonst woher zuzuführen.

Da geschah es um Weihnachten 1380, daß ein Fuhrmann am Nikolaithore erschien und von Schweidnitz einige Fässer Schweidnitzer Bieres mit sich brachte, welche der Herzog von Liegnitz seinem Bruder, dem Breslauer Domdechanten Heinrich, als Weihnachtsgeschenk überschickte. Der Fuhrmann war ehrlich genug, nicht früher durch die Stadt zu fahren, bis er dem Rate gemeldet, was er geladen habe. Er that dies mit dem Bemerken, daß das Bier nur ein Geschenk für den Domdechanten und keineswegs ein Handelsartikel sei, und bat um die Erlaubnis, es unbehindert durch die Stadt auf den Dom fahren zu dürfen. Allein wie erstaunte er, als er statt der gehofften Erlaubnis sich selbst verhaftet und sein Bier mit Beschlag belegt sah. Der Rat war hier entschieden zu weit gegangen; sein Verfahren erbitterte die Domherren, die es nun durchzusetzen wußten, daß der Bischof Wenzel die Stadt in den Bann that, bis der Rat den Geistlichen Genugthuung geleistet habe. So standen die Sachen, als am 27. Juni 1381 König Wenzel nach Breslau kam, um sich huldigen zu lassen und diese Streitigkeiten beizulegen. Die Huldigungsfeier erforderte einen öffentlichen Gottesdienst. Der König verlangte denselben während seiner Anwesenheit und versprach den Domherren, den Rat zum Schadenersatz zu vermögen; aber das Domkapitel verlangte vor der Aufhebung des Bannes Genugthuung und Schadenersatz. Das Schweidnitzer Bier hatte es veranlaßt, daß kein Gottesdienst in Breslau gehalten, kein Kind getauft, keine Ehe eingesegnet, das heilige Abendmahl nicht gespendet, keinem Sterbenden durch den Priester Trost zugesprochen und keine Leiche feierlich beerdigt wurde. Weil sich der Bischof hartnäckig zeigte, wandte sich der König an einen Augustiner-Abt mit der Bitte um Gottesdienst und versprach, es beim Papste zu vermitteln, daß ihn keine Verantwortung treffe. Als der Abt sich weigerte, dem Wunsche des Königs zu folgen, wurde

er mit einigen Mönchen ins Gefängnis gesteckt, in dem er acht Tage sitzen mußte. Sein Stift wurde, nachdem die andern Mönche geflohen waren, verwüstet. Auch das Vinzenzstift plünderten die Böhmen, als sich der Abt dem Könige nicht willig zeigte. Die Domherren flüchteten sich nach Neiße, um der Rache des Königs zu entgehen. Schnaubend vor Zorn und Wut ritt der König an der Spitze seiner Soldaten nach dem Dom und gab die von den Domherren verlassenen Stätten seinen Leuten zur Plünderung preis; alles Zerstörbare wurde zerstört, alles Genießbare genossen, alle Kostbarkeiten geraubt, und der König teilte sich mit den Seinigen den Raub. Zum Raube gesellte sich noch der Spott; die ehrwürdigen Gebräuche, die dem Volke heilig waren, wurden ein Gegenstand des ausgelassensten Spottes und wildesten Hohnes. Die rohen Soldaten bekleideten sich mit den Händen, die noch rot von Blut waren, mit Priestergewändern und bewegten sich dann in ernsthaftem Schritte — eine scheußliche Prozession — singend vom Dome durch die Straßen der volkreichen Stadt nach dem Marktplatze unter wildem Gelächter des Pöbels — und das alles geschah unter den Augen eines Königs. Wenzel kannte kein Ziel seiner Wut; er forderte die Ratsmänner von Neiße auf, ihm die Domherren auszuliefern, aber vergebens; er schickte den Geistlichen Freipässe und lud sie ein, nach Breslau zu kommen, aber sie waren vorsichtig und trauten dem jähzornigen Könige nicht. Da nun aber der Bischof einsah, daß durch die Roheit des Königs die kirchlichen Einrichtungen nur leiden konnten, entschloß er sich nachzugeben und wußte auch die Domherren dahin zu bringen, daß sie sich ins Unvermeidliche fügten. Die Unterhandlungen fanden den gewünschten Abschluß. Der Bischof hob den Bann auf und versprach, alle erlittenen Beschädigungen und Verunglimpfungen zu vergessen; dagegen erhielten die Domgeistlichen die Erlaubnis, für sich und die Ihrigen Schweidnitzer Bier zu schenken.

Sigismund (1419—1437); Johann Krasa; die Hussiten. Wenzels Nachfolger fand Böhmen und Schlesien in großer Verwirrung. Sigismund, der Bruder Wenzels, mußte Strenge walten lassen, um die Ordnung wieder herzustellen, und diese Strenge artete nicht selten in Härte und Grausamkeit aus. Im Januar 1420 empfing er in Breslau die Huldigung der schlesischen Fürsten und Stände. In dieser Stadt, die durch innere Unruhen litt, stellte er die Ordnung durch strenges Urteil wieder her, indem er 23 Unruhestifter enthaupten, ihre Köpfe auf die Stadtmauer stecken und ihre Leichname auf dem Elisabethkirchhofe unter die großen Steine legen ließ, auf denen man vom Markte in die Kirche geht.

In dieser Zeit hielt sich in Breslau der Prager Ratsmann Johann Krasa auf, um Geschäfte zu machen. Dieser Mann war ein eifriger Hussit. Obgleich nämlich die Lehren des Johannes Huß, der Lehrer an der von Karl IV. gestifteten Universität zu Prag war, auf dem Konzil zu Kostnitz im Jahre 1415 als Ketzereien verworfen, Huß selbst als Ketzer verbrannt worden war, fanden doch seine Lehren in vielen Gegenden und auch in Schlesien Anklang. Krasa sprach in Breslau ganz offen und frei seine Meinung aus, behauptete, daß die Lehren des Huß die richtigen seien, daß Sigismund dem Prager Lehrer das Wort gebrochen und ihn unrechtmäßig habe hinrichten lassen. Er wurde gefangen genommen und sollte bekennen, daß das Konzilium zu Kostnitz rechtmäßig im heiligen Geiste

versammelt gewesen, daß alles, was dieses Konzilium festgesetzt, entschieden und beschlossen habe, gerecht und heilig, was es verdammt, fluchwürdig sei; daß die Kommunion unter beiden Gestalten gottlos und verdammt, daß Johann Huß rechtmäßig verbrannt worden sei. Da Krasa diese Artikel nicht als richtig anerkannte, sondern als irrig und gottentehrend verwarf, so wurde er zum Tode verurteilt, mit Pferden über den Markt durch die Stadt geschleift, von dem Scharfrichter auf den Holzstoß gesetzt, der da errichtet war, wo heute die große Wage ist, und unter Verspottungen verbrannt.

In den Hussitenkriegen hielten die Schlesier zu Sigismund, denn sie waren den hussitischen Grundsätzen abgeneigt; aber weil sie den Böhmen benachbart waren, brachten ihnen die Kriege viel Unheil, denn die Hussiten fochten wie Wilde und der Kaiser konnte nicht immer sofort helfen. Damals wurde Landeshut verbrannt, im Kloster Grüssau wurde gemordet und geplündert. Der Hussitenführer Prokop zündete Bunzlau an und plünderte die Stadt; dem Pfarrer ließ er einen Nagel durch den Kopf schlagen, den Bürgermeister über einer Wagendeichsel enthaupten. In Goldberg wütete er mit derselben Grausamkeit; auch die Gegenden um Frankenstein, Reichenbach, Strehlen und Neiße wurden verwüstet; Brieg ging in Flammen auf. So litt Schlesien in dem unseligen Kriege, der fast fünfzehn Jahre bis 1435 tobte; und beim Friedensschluß lagen viele kleinere Städte in Asche; Kloster und Kirchengüter waren arg mitgenommen. Als Sigismund im Jahre 1437 starb, war das Ansehen der Böhmen in Schlesien gesunken.

Johann von Capistrano (1453). Während der kurzen Regierungszeit Albrechts II. und der vormundschaftlichen Regierung für seinen Sohn Ladislaus verhielten sich die Schlesier abwartend; sie standen unter keinem Fürsten und befanden sich in ihrer Unabhängigkeit sehr wohl. Als dann dem herangewachsenen Ladislaus 1453 zu Prag gehuldigt wurde, waren die schlesischen Fürsten zugegen; nur der Bischof und die Stadt Breslau blieben aus, weil sie verlangten, der König solle sich in Breslau huldigen lassen; in Wahrheit aber wünschten sie die Unabhängigkeit, die sie sich während der herrenlosen Zeit erworben hatten, erhalten zu sehen. Als Vorwand für ihr Ausbleiben gaben die Breslauer an, Ladislaus sei in Prag in den Händen der Hussiten, und unter diesen sei der Statthalter Georg Podiebrad der schlimmste, den Hussiten aber könnten sie kein Wohlwollen entgegentragen. Den Haß gegen die Hussiten nährte die Geistlichkeit und vor allem der Bernhardinermönch Johann von Capistrano, der in vielen Orten, auch in Schlesien, predigte.

Johann von Capistrano, gewöhnlich Capistran genannt, wurde im Jahre 1386 zu Capistrano in den Abruzzen geboren. Er wurde Rechtsgelehrter und hatte einst einem Verbrecher durch die Strenge seines Urteils den Tod zugesprochen, dem dieser sonst entgangen sein würde. Dies erweckte in ihm Gewissensbisse, und er beschloß in seinem dreißigsten Lebensjahre, sein Richteramt aufzugeben und in den Orden des heiligen Bernhardin zu treten, um durch Bußwerke und Selbstverleugnung in klösterlicher Zucht und Strenge die etwa durch die Härte seines Spruches auf sich geladene Verschuldung abzubüßen. Capistran wurde bald einer der bedeutendsten Mönche seines Ordens; denn er entfaltete eine bewundernswürdige Beredsamkeit, hatte ein ausgezeichnetes

Gedächtnis, große Gelehrsamkeit und eine seltene Menschenkenntnis. Bald lenkte dieser bedeutende Mann die Aufmerksamkeit des Papstes auf sich, der ihn nach Deutschland schickte, damit er dort gegen die Feinde der römischen Kirche, besonders gegen die Hussiten, predigte und Klöster seines Ordens, wo es ihm beliebte, errichtete. Nun durchzog Capistran in Begleitung mehrerer Ordensbrüder von Italien aus das südliche Deutschland, Kärnten, Steiermark, dann auch Böhmen, Mähren und Schlesien und war überall thätig für den Glauben seiner Kirche, die Tilgung der Sittenlosigkeit, die Unterdrückung des hussitischen Wesens; in seinen ernsten Predigten strafte er die Laster seiner Zeit; äußerst beschwerlich waren seine Fußreisen, stets nur ganz kärglich sein einfaches Mahl, groß sein Eifer und innig sein Gebet für das Wohl derer, bei denen er weilte. Volk und Geistliche verehrten ihn.

Auf eine Einladung des schlesischen Bischofs kam er auch nach Breslau. Über Goldberg und Liegnitz langte er, von dreißig seiner Ordensbrüder begleitet, am 13. Februar 1453 in der schlesischen Hauptstadt an. Nachdem er am Sonntage Judica den Breslauern ihre Prachtliebe, Hoffart und Eitelkeit in einer ernsten Strafpredigt, bei der er den Hirnschädel und das Bild des heiligen Bernhardin vorzeigte, zu Gemüte geführt hatte, ließ er aus der ganzen Stadt Karten und Brettspiele, Spiegel, Larven und allerlei Gegenstände des Putzes zusammenbringen, auf einen Haufen werfen und verbrennen. Darauf zog er, von dem aufgeregten Volke begleitet, mit dem Bischof, dem Landeshauptmann und den Konsuln der Stadt in die Neustadt, wo ihm an der äußersten Stadtmauer ein Platz nebst allen darauf befindlichen Häusern und Gärten zur Gründung einer Kirche und eines Klosters für Brüder seines Ordens feierlich übergeben wurde. Alsbald wurde mit dem Bau der Kirche begonnen, der schon nach zwei Jahren vollendet war; die Kirche erhielt den Namen des heiligen Bernhardin, den sie noch heute führt, nachdem sie längst evangelische Pfarrkirche geworden ist.

Capistran ist für die Breslauer außerordentlich thätig gewesen, was die Breslauer Konsuln in einem Schreiben vom Jahre 1462 an den Papst bestätigen, in welchem sie sagen, er habe in der Stadt viele Monate lang mit täglichen Predigten unzähliges Gute gestiftet; er habe das Volk von Lastern, bösen Gewohnheiten und schändlichen Spielen abgezogen und es auch fleißiger und eifriger im Dienste Gottes gemacht (per plures menses quotidianis praedicationibus innumera bona effecit, multum populum virtutibus insignivit, a diversis vitiis, malis consuetudinibus, ludorum spurcitiis removit et divino cultui ferventem et diligentem reparavit). Die Judenverfolgung, welche im Jahre 1453 in Breslau stattfand, hatte der eifrige Mönch nicht veranlaßt, obgleich man ihm die Schuld zur Grausamkeit gegen die Juden hat beilegen wollen. Man beschuldigte nämlich damals einige Juden, sie hätten einem Bauern gestohlene Hostien abgekauft und diese mit Ruten gepeitscht. Auf das Gerücht einer so unglaubwürdigen That wurden die Juden Breslaus verhaftet; und nachdem man ihren Ältesten durch die Folter ein Geständnis der gegen sie geführten Beschuldigungen ausgepreßt hatte, wurden nicht weniger als einundvierzig derselben an einem Tage verbrannt, die übrigen aus der Stadt verwiesen, ihre Güter eingezogen und ihre Kinder unter sieben Jahren getauft.

Georg Podiebrad (bis 1471). Inzwischen hatte der Bischof von Breslau für sich dem jungen Ladislaus in Prag gehuldigt; aber die Breslauer wollten weder nach Prag zur Huldigung gehen, noch einigen vom Könige geschickten Räten den Eid in Breslau leisten, sondern sie erklärten, sie würden keiner andern Person als dem Könige in Breslau huldigen. Obgleich sich Ladislaus anfangs weigerte, die Reise nach Schlesien zu machen, gab er dennoch dem Drängen Podiebrads nach, als dieser erfahren hatte, daß die Breslauer mit bewaffneter Hand ihren Willen durchsetzen wollten. Ladislaus kam am 6. Dezember 1454, begleitet von Georg Podiebrad, nach Breslau, wo die Huldigung nach dem Wunsche und Willen der Bürger vollzogen wurde. Diese aber bereuten bald ihre Hartnäckigkeit; denn Georg forderte von ihnen im Namen des Königs 30000 Dukaten als Reisekosten, nachdem die Stadt schon 4000 Mark Groschen (100000 Mark jetziger Währung) für die königliche Zehrung und 16000 Dukaten als Auflage bezahlt und wohl noch viele andre Ausgaben für Lustbarkeiten aller Art, an denen es bei der Anwesenheit des Königs nicht fehlen durfte, gehabt hatte. Wenn nun auch auf nachdrückliche Vorstellungen die 30000 Dukaten auf die Hälfte herabgesetzt wurden, so wurden doch durch diesen Tribut alle städtischen Kassen ausgeleert und 5000 Dukaten Schulden gemacht, so daß die Stadt vollständig gedemütigt war.

Der Unwille der Breslauer wandte sich nicht sowohl gegen den König als gegen Podiebrad, den sie im Verdacht hatten, daß er die 15000 Dukaten zu seinem Vorteile eingezogen hatte, und der seinen Reichtum benutzte, schlesische Fürstentümer zu kaufen und so Sitz und Stimme im schlesischen Fürstentage zu bekommen; in der That fehlte es zur tiefen Betrübnis der Breslauer nicht an schlesischen Fürsten, die Podiebrad besuchten und ihn ihrer Hochschätzung versicherten. Als 1457 unerwartet nach kaum dreißigstündiger Krankheit der junge Ladislaus starb, wählten die Böhmen Podiebrad zu ihrem Könige, und fast alle schlesischen Fürsten huldigten ihm; nur der Herzog von Sagan und die Stadt Breslau verweigerten ihm die Huldigung, obgleich der Papst selbst, als sie vorgaben, Georg sei ein Ketzer, sie ermahnt hatte, den Böhmen als einen christlichen König anzuerkennen. Der gemäßigtere Teil des Breslauer Rates durfte es nicht wagen, zum Gehorsam gegen Georg zu raten; denn das Volk war gegen den Böhmen sehr aufgeregt. Wer am besten auf den Bierbänken schreien und schimpfen konnte, der galt als echter Freund der Stadt, als wahrer Christ; Trinker, Säufer, Spieler und Lotterbuben, sagt ein Chronist aus damaliger Zeit, regierten die Stadt, und was solche Leute wollten, mußte geschehen.

Der Krieg war unvermeidlich. Georg rückte mit einem starken Heere von Böhmen und Schlesiern gegen Breslau vor. Die Stadt stand mit dem Herzog von Sagan allein; denn alle benachbarten Städte und Fürsten schickten Absagebriefe, deren 625 an einem Tage in Körben nach Breslau geschickt wurden. Breslau war im Jahre 1459 im Kriege, in welchem die Stadt bedeutende Verluste erlitt. Erst als die Not kaum noch zu ertragen war, erklärten sich die Breslauer auf Anraten des Bischofs und zweier päpstlichen Boten zur Annahme des Friedens unter günstigen Bedingungen bereit; denn so sehr auch Breslau den König beleidigt hatte, so wollte er die Stadt doch schonen. Der König versprach, alle Beleidigungen zu vergessen, den Breslauern alle Rechte und Freiheiten zu bestätigen, den katholischen Gottesdienst zu erhalten, alle

Fehden gegen die Stadt einzustellen, wogegen die Breslauer Georg als ihren König anerkannten, dem sie gehorsam sein und nach drei Jahren huldigen wollten.

Georg hatte im Jahre 1460 keinen Feind mehr als den Herzog von Sagan, mit dem er schnell fertig wurde. Aber jetzt trat der Papst mit bestimmten Forderungen an den Böhmen und forderte ihn auf, sich von den Hussiten los zu machen und diese selbst zu bekämpfen. Dieses zu thun, weigerte sich Georg, da er wußte, daß er Macht und Ansehen in seinem Lande verlieren würde, wenn er mit den Hussiten bräche; er wurde aufgefordert, zu seiner Verteidigung nach Rom zu kommen; und als er nicht erschien, erließ der Papst 1466 die Bannbulle gegen ihn, in der er ihn verdammte, seines Reiches verlustig erklärte und seine Unterthanen vom Eide der Treue gegen ihn lossprach. Diese Bannbulle erregte in Breslau große Freude; denn die Breslauer waren durch dieselbe ihrer Versprechungen ledig, durften gegen Georg rüsten und fanden gegen ihren Feind Bundesgenossen, unter denen der mächtigste der war, auf den sie der Papst gewiesen hatte, Matthias von Ungarn. Mit entsetzlicher Erbitterung und Grausamkeit wurde nun der Krieg in Schlesien und Böhmen geführt. Die Schlesier trugen auf ihrem Rücken ein rotes Kreuz aus Tuch. Wurden nun Schlesier von den Böhmen gefangen genommen, so mußten sie das rote Tuchkreuz verschlingen, und dann brannte man ihnen ein Kreuz auf die Stirn; die Schlesier aber rächten sich, indem sie den gefangenen Böhmen einen Kelch auf die Stirn brannten. Solche und ähnliche Grausamkeiten wurden in Menge verübt.

Matthias von Ungarn drang siegreich vor, ließ sich von Georgs Feinden zum König von Böhmen wählen und behandelte seitdem Georg und seine Partei als Rebellen. Auch die Breslauer, die schlesischen Fürsten und Städte huldigten ihm im Jahre 1469. So lange Matthias in Schlesien und Böhmen war, hatte seine Partei die Oberhand; kehrte er aber nach Ungarn zurück, so drangen die Böhmen wieder verheerend und verwüstend in Schlesien ein und der Jammer und das Elend für das unglückliche Land schien kein Ende nehmen zu wollen. Für Schlesien war es daher ein Glück, daß Podiebrad im Jahre 1471 starb.

Matthias (bis 1490). Die Breslauer glaubten zwar, Matthias werde ihnen dankbar sein, weil sie ihm ja zuerst die Hand zu seinen neuen Eroberungen geboten hatten. Aber sie täuschten sich; und als sich die Bürger über den Druck und die neuen Steuern bei dem vom Könige eingesetzten Landeshauptmann beklagten, sagte er ihnen: „Man muß euch also behandeln, damit ihr euch nicht mehr unterfangt, mit Königen zu kriegen, Königen ungehorsam zu sein und sie Ketzer zu heißen. Dem Papste gebührt es zu sagen, wer ein Ketzer ist, nicht euch — Bauern von Breslau!“

Auch unter Matthias war kein Friede im Lande, denn seine Feinde hatten gegen ihn den polnischen Prinzen Wladislaus zum Könige gewählt. So hatte Böhmen zwei Könige, und die Schlesier waren in Verlegenheit, wem von beiden sie folgen sollten. Deshalb sahen sie sich bald den Polen, bald den Ungarn preisgegeben und mußten schwere Leidensjahre durchmachen, besonders wenn sich zu der tobenden Kriegsfackel noch Teurung und Dürre gesellten, Trockenheit, die z. B. den ganzen Sommer 1473 so herrschte, daß außer der Oder, der Neiße und dem Bober fast alle Flüsse vertrockneten und die Wälder und

Heiden lichterloh brannten und die aufgeschreckten, vom Durst gequälten Tiere des Waldes zu den Menschen kamen, um zu trinken.

Im Jahre 1474 kam eine Aussöhnung und ein Waffenstillstand, erst im Jahre 1478 ein Friede zwischen den Königen zustande; da aber einzelne schlesische Herzöge nicht mit den Bedingungen zufrieden waren, auch sonst noch Gründe zu Streitigkeiten vorlagen, herrschte auch noch 1478 nicht im ganzen Lande Ruhe und Sicherheit.

Wladislaus (bis 1516). Nach Matthias' Tode wählten die Ungarn den böhmischen König Wladislaus zu ihrem Oberherrn, und die Schlesier waren auch für sich mit dieser Wahl zufrieden. Da Wladislaus von den Fehlern seiner Vorgänger frei war, so hofften die Schlesier auf eine bessere Zeit unter seiner Regierung; aber er war zu schwach und gutmütig und besaß nicht die Kraft, der immer wieder erwachenden Fehdelust des Adels Grenzen zu setzen. Die Tage des so heiß ersehnten Friedens schienen nicht kommen zu sollen; Öls, Münsterberg, Glogau, Oppeln, Breslau und andre Ländchen konnten nicht zur Ruhe, nicht zum Frieden kommen. Der Tod des Wladislaus im Jahre 1516 wurde mit Gleichgültigkeit vernommen; denn bei seinen Unterthanen hatte er sich keine Liebe erworben, weil er zu schwach zur Regierung gewesen war; man nannte ihn den König Bene, weil er auf alle Fragen nur die Antwort bene (gut) zu geben pflegte.

Ludwig (1516—1526) war erst zehn Jahre alt, als er seinem Vater folgte. Seine Erzieher brachten ihm mehr Liebe zum Vergnügen als zu Staatsgeschäften bei. In dieser Zeit gewann an Einfluß in Schlesien Georg von Brandenburg, der sich die Gunst der Schlesier zu erwerben wußte. Durch Erbverbrüderung mit Ratibor und Oppeln begründete er sich eine Anwartschaft auf diese Länder; das Fürstentum Jägerndorf kaufte er 1523 an sich, und die Herrschaften Beuthen und Oderberg, die früher zu Oppeln gehört hatten, löste er 1526 ein. Auch mit dem Herzoge von Liegnitz und Brieg war er verwandt, denn des Herzogs Gemahlin war eine Schwester des Markgrafen Georg von Brandenburg.

Unter Ludwigs Regierung fand die Reformation in Schlesien Eingang. Die Geistlichen hatten sich vielfach durch Unwissenheit, Sittenlosigkeit und Herrschsucht den Haß und die Verachtung des Volkes zugezogen. Die Fehler und Gebrechen der Kirche wurden auch von den Bischöfen anerkannt; aber ihre Bemühungen, innerhalb der Kirche zu reformieren, blieben meist fruchtlos. Wie energisch damals der Bischof von Breslau zum Wohle der Kirche auftrat, beweist der Umstand, daß er die Ablaßprediger, welche sich auch in Schlesien einfanden, nicht aufkommen ließ, weil man öffentlich über dieses Unwesen spottete. Der zügellose Pöbel hatte alle Achtung vor der Geistlichkeit verloren. Straßenbuben verkleideten sich als Mönche und Nonnen und führten Turniere auf. Wir dürfen uns also nicht wundern, daß das Werk Luthers in Schlesien Freunde fand, daß seine Schriften gelesen wurden. Mönche und Nonnen verließen ihre Klöster und erklärten sich für die neue Lehre. Im Jahre 1523 berief der Breslauer Magistrat den Dr. Johann Heß, Luthers Freund, zum Pfarrer an die Kirche zu Maria Magdalena, und am 25. Oktober hielt dieser als erster protestantischer Prediger Schlesiens seine Antrittspredigt. Der Bischof war

Heß gewogen und hatte zur Wahl seine Zustimmung gegeben. Wie segensreich Heß wirkte, darüber berichtet die Geschichte Breslaus. Dem Beispiele dieser Stadt folgten viele andre in Schlesien, so daß sich schon innerhalb eines Zeitraumes von 25 Jahren die Reformation fast du rch ganz Schlesien verbreitet hatte.

Schlesien unter Regenten aus dem Hause Österreich (1526—1740). Im Jahre 1526 waren die Türken in Ungarn eingefallen. Zwischen den Heeren beider Völker kam es zum Kampfe bei Mohacz, wo die Türken siegten. Ludwig mußte fliehen und kam auf der Flucht ums Leben, als er in einen Morast hineinsank und sein auf ihn stürzendes Pferd ihn erstickte. Er war erst 20 Jahre alt, als er starb, und hinterließ keine Erben. Ferdinand von Österreich, der Gemahl seiner Schwester, erhob Ansprüche auf seine Länder; Ungarn kam ihm vertragsmäßig zu, obgleich viele Ungarn den Woiwoden von Siebenbürgen, Johann von Zapolya, als Gegenkönig aufstellten, mit dem Ferdinand in einen langwierigen Krieg verwickelt wurde; die Böhmen wählten ihn zu ihrem Könige und die Schlesier schlossen sich, obwohl sie unwillig waren, daß sie nicht zur Wahl hinzugezogen waren, der Wahl an und erkannten ihn als ihren Oberherrn an. So kam Schlesien an das Haus Österreich und wurde wieder als zu Böhmen gehörig betrachtet. Im Mai 1527 kam Ferdinand selbst mit seiner Gemahlin nach Breslau und empfing die Huldigung.

Unter Ferdinands Regierung wurde zwischen dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz und dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg ein Vertrag abgeschlossen, welcher die Erbverbrüderung genannt wird. Herzog Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau fürchtete nämlich, der König von Böhmen werde, wenn das herzogliche Haus einmal aussterbe, als unumschränkter Herr die Reformation in seinen Landen unterdrücken. Da nun König Wladislaus von Ungarn ihm einst das Recht zugesprochen hatte, Land und Leute versetzen, verkaufen oder vergeben zu dürfen, so schloß er im Jahre 1537 mit Joachim II. folgenden Vertrag: Stirbt die herzogliche Piastenfamilie in Liegnitz je aus, dann fallen die Herzogtümer an Brandenburg; stirbt dagegen das kurbrandenburgische Haus früher aus, dann fallen verschiedene Teile der Mark Brandenburg an Liegnitz. Als König Ferdinand I., der eifrig katholisch war, von dieser Erbverbrüderung hörte, erklärte er sie für null und nichtig, weil derselbe Wladislaus zu einer andern Zeit in seiner Gutmütigkeit den Böhmen versprochen hatte, es solle der Krone von Böhmen keins ihrer Länder entfremdet werden. Hiernach stand also das Recht bei dem, der die Macht hatte, in Zukunft seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen.

Auf Ferdinand I. folgte 1564 Maximilian II., der nur zwölf Jahre regierte und der Reformation geneigt war, während sein Sohn Rudolf II. (1576—1611) eifrig bemüht war, die Reformation in seinen Ländern auszurotten. Den Schlesiern gab er zwar, als sie sich an seinen Bruder Matthias von Ungarn um Hilfe wandten und er den Abfall des Landes fürchtete, im Jahre 1609 auf ihr dringendes Bitten den Majestätsbrief, in welchem ihnen freie Religionsübung, die Erbauung von Kirchen und Schulen, die Einsetzung von Geistlichen sowie die Einrichtung eigner kirchlicher Behörden zugestanden und außerdem verheißen wurde, daß alle Befehle des Kaisers und seiner Nachkommen gegen diesen Majestätsbrief ungültig sein und die dagegen Handelnden

als Störer des allgemeinen Friedens angesehen und bestraft werden sollten. Ungemessen war die Freude der Schlesier, und gern bezahlten sie für den kostbaren Freiheitsbrief 300000 Gulden in der Meinung, daß ihre Rechte auf ewig gesichert seien; aber es kam bald anders. Als zwei Jahre später (1611) Matthias von Ungarn auch König von Böhmen wurde und nach Breslau kam, um sich huldigen zu lassen, hatten die Schlesier keine Kosten gescheut und den Empfang des Königs möglichst prächtig eingerichtet; aber ihre alten Vorrechte hatte er ihnen nur schwer und auf wiederholtes dringendes Bitten bestätigt. Bald aber wurden hier und da Klagen laut, der Majestätsbrief werde verletzt. Am meisten hatten die Protestanten in Neiße zu leiden, da der dortige Bischof von dem Majestätsbrief nichts wissen wollte. Unter Ferdinand II. (1619 bis 1637) wurde die Ausrottung der Reformation ernstlich in Angriff genommen. In Schlesien reformierten die Lichtensteiner Dragoner unter dem Grafen Dohna. Zunächst gingen diese Soldaten nach Groß-Glogau, besetzten den Pfarrhof und quartierten sich in den Häusern der Protestanten zu 10—15 Mann ein, forderten die besten Speisen und Weine und quälten die armen Wirte so lange, bis sie katholisch wurden. Wenn diese nachwiesen, daß sie zur Beichte gegangen waren, wurden sie von der Einquartierung befreit. Die Dragoner zogen alsbald in ein andres Haus, dessen Wirt protestantisch war. Je mehr Bürger sich durch die ihnen auferlegte Quälerei hatten bewegen lassen, zur Beichte zu gehen, um so mehr Dragoner quartierten sich in die Häuser der noch protestantisch gebliebenen Wirte ein, so daß auf einzelne Häuser ganze Scharen Einquartierung kamen. Viele Bürger hätten damals gern Haus und Hof verlassen, um ihrer religiösen Überzeugung treu bleiben zu können; aber die Stadt war überall besetzt und Auswanderungen wurden nicht gestattet. So wüteten die „Seligmacher“, wie sich die Lichtensteiner selbst nannten, nicht nur in Glogau, sondern auch in Schweidnitz und Jauer, in Münsterberg und Frankenstein, am schlimmsten in Löwenberg; und nicht ohne Grund rühmte sich der Graf Dohna mit lästernden Worten, er habe ohne Predigt mehr Seelen bekehrt als ehedem Petrus am Pfingsttage.

Auch durch den Dreißigjährigen Krieg (1618—1648) hatte Schlesien empfindlich zu leiden, besonders als nach der Schlacht bei Lützen (1632), nach dem Tode Gustav Adolfs, die Schweden schrecklicher hausten als die Kaiserlichen, obgleich die Wallensteiner sehr roh und grausam waren. Um Geld und Lebensmittel zu erpressen, schnitten die Soldaten lebendigen Menschen Riemen aus der Haut, schlitzten ihnen die Füße auf, schnitten ihnen Nase und Ohren ab, füllten ihnen Jauche in den Mund (und das nannten sie spottweise Schwedentrank), hängten sie an den Füßen auf und zündeten Feuer unter ihnen an, steckten ihnen brennenden Kien und Schwefel unter die Nägel und zündeten schließlich jedes Dorf, welches sie verließen, an.

Zu all diesen Schrecken kam die Pest, welche furchtbar wütete und in Breslau allein gegen 13000 Menschen fortraffte. Endlich brachte im Jahre 1648 der Westfälische Friede den wenigen Menschen, die noch übrig geblieben waren, Ruhe und Sicherheit. Es wurde festgesetzt, daß die mittelbaren Fürstentümer Schlesiens ihre Rechte und Privilegien behalten, in den unmittelbaren schlesischen Fürstentümern dagegen die evangelischen Grafen, Freiherren und Adligen mit ihren Unterthanen ihrem Gottesdienste in der Nachbarschaft und

außerhalb des Landes obliegen, daß in jeder der drei Städte Schweidnitz, Jauer und Glogau die Protestanten sich eine Kirche, doch außerhalb der Stadtmauern, erbauen sollten. Diese drei Kirchen hat man Friedenskirchen genannt; sie durften nur aus Bindewerk aufgeführt und mit Lehm durchflochten werden. Nach dem Frieden zog Ferdinand III. (1637 —1657) in den unmittelbaren Fürstentümern die evangelischen Kirchen ein; von den fortgenommenen kennt man noch 628 mit Namen, die sich in Niederschlesien befanden, zu denen noch mehrere in Oberschlesien kommen.

Die drei Friedenskirchen boten den Protestanten wenig Ersatz für das, was ihnen genommen worden; sie mußten oft zehn Meilen weit gehen, reiten oder fahren, um zu einer protestantischen Kirche zu gelangen. Vor und in der Friedenskirche zu Schweidnitz fanden sich nicht selten 10 000 Menschen ein, und Hunderte von Wagen standen um dieselbe. Viele Schlesier besuchten auch, bis es ihnen verboten wurde, die benachbarten Kirchen der Lausitz und Mark Brandenburg. Gerade damals, als die Protestanten in so bedrängter Lage waren, starb der letzte Fürst aus dem protestantischen Hause der Piasten, Herzog Georg Wilhelm von Liegnitz, im Jahre 1675, so daß nun wieder drei bedeutende Fürstentümer, Liegnitz, Brieg und Wohlau, nach dem Lehnsrechte an die Krone von Böhmen fallen mußten; denn Kurbrandenburg war nicht imstande, seine Erbrechte dem Könige Leopold I. (1657—1705) gegenüber, der zugleich Kaiser von Deutschland war, mit Nachdruck geltend zu machen. Leopold wußte in die Gemeinden in den Herzogtümern, deren Geistliche gestorben waren, katholische Priester einzuführen. Da erschien im Anfange des 18. Jahrhunderts in Schlesien Karl XII. von Schweden, der mit dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, den die Polen zu ihrem Könige erwählt hatten, in einen Krieg verwickelt war. Auf dem Wege von Polen nach Sachsen kam er durch Schlesien; ihm eilten die protestantischen Schlesier entgegen und baten ihn, er möchte ihnen die vom Kaiser ihnen genommenen Religionsfreiheiten wieder verschaffen. Karl versprach es und hielt Wort. Joseph I. (1705—1711), der seinem Vater Leopold folgte, war ein milder, gerechter Fürst; er führte damals gerade mit Frankreich Krieg und gab, weil er in Karl einen neuen Feind fürchtete, den Forderungen des Schwedenkönigs nach. Im Jahre 1706 kam die Alt-Ranstädter Konvention zustande, in welcher der Kaiser versprach, alle Kirchen, welche den Protestanten in den Fürstentümern Liegnitz, Brieg, Wohlau, Münsterberg, Öls und der Stadt Breslau seit dem Westfälischen Friedensschlusse genommen worden, wieder zurückzugeben und ferner keine protestantische Schule und Kirche mehr wegnehmen zu wollen, niemand zu zwingen, dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen, und die Protestanten zu den öffentlichen Ämtern zuzulassen. Kaiser Joseph hielt Wort. Es wurden den Protestanten sofort 180 Kirchen zurückgegeben, und außerdem durften sechs neue Kirchen, die man Gnadenkirchen nannte, in Freistadt und Sagan, Hirschberg und Landeshut, Militsch und Teschen erbaut werden.

Unter Karl VI. (1711—1740) herrschte in Schlesien Ruhe, obgleich dieser Fürst in viele Kriege verwickelt war. Das Land erfreute sich eines ununterbrochenen Friedens; auch in Religionsangelegenheiten blieb alles so bestehen, wie es Joseph angeordnet hatte. Freilich darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Protestanten, besonders die protestantischen Geistlichen, nur als geduldete Personen betrachtet wurden und sich deshalb manche Zurücksetzungen gefallen lassen mußten.

Schlesien unter preußischen Königen. Friedrich II. von Preußen war 28 Jahre alt, als er seinem strengen Vater in der Regierung folgte, der ihm ein treffliches Heer und einen gefüllten Staatsschatz hinterließ. Als bald nach seinem Regierungsantritt (1740) Karl VI. starb und ihm seine einzige Tochter Maria Theresia folgte, eröffnete Friedrich der Kaiserin, daß er nach dem Erbvertrage von 1537 die Herzogtümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf zu beanspruchen habe, sich aber mit Glogau und Sagan begnügen wolle, weil diese seinen Marken näher lägen; wolle sie ihm aber ganz Schlesien abtreten, so verspreche er, ihr ein treuer Bundesgenosse zu sein, ihrem Gemahl bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben und außerdem 2 Millionen Thaler zu zahlen. Wie vorauszusehen war, ging Maria Theresia auf keinen dieser Vorschläge ein, und deshalb erklärte Friedrich sofort den Krieg. Im Frieden zu Breslau am 11. Juni 1742 trat die Kaiserin ganz Nieder- und Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz mit Ausnahme von Teschen, Troppau, Jägerndorf und dem Lande jenseit der Oppa an Friedrich ab. Die Schlesier erkannten bald, daß sie einen Landesvater erhalten hatten, der ihnen mit Liebe zugethan war; die Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten hörten auf, weil in Friedrichs Staate jeder nach seiner Façon selig werden sollte. Zwar bemühte sich Maria Theresia, dem Preußenkönig noch in zwei Kriegen das neu erworbene Schlesien wiederzunehmen; aber ihre Kämpfe waren vergeblich; im Dresdner (1745) und im Hubertusburger (1763) Frieden blieb das die Grundlage, was in Breslau 1742 abgemacht war.

Seit dieser Zeit ist Schlesien eine preußische Provinz, die mit dem preußischen Staate die schweren Tage der Erniedrigung und Demütigung durchgemacht hat, die aber auch mit ihm gedeiht und vorwärts kommt. Wohl kein Schlesier wünscht, wenn er einen Blick in die Geschichte seines oft schwer geprüften engeren Vaterlandes thut, frühere Zeiten und Zustände, Verhältnisse, wie sie unter den Piasten oder der Oberhoheit Böhmens, Ungarns oder Österreichs bestanden haben, zurück; er ist stolz auf sein schönes Heimatland und weiß, was Fürsten zum Gedeihen eines Landes thun können, das haben die Hohenzollern für Schlesien gethan. Trefflich sagte Dr. Websky, ein geborener Schlesier, als er die Schlußfeierlichkeiten zur schlesischen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Breslau (1881) einführte und sein Bedauern darüber aussprach, daß unser Kaiser nicht hatte erscheinen können: „Es hat uns geschmerzt, daß Se. Majestät unser erhabener Kaiser der Ausstellung fern geblieben sind. Dieser Schmerz ist ein Opfer, das wir auf den Altar unsres gemeinschaftlichen großen Vaterlandes legen. Ja, wenn Schlesien noch von seinen alten Herzögen beherrscht würde, dann freilich hätten wir uns sicher des Besuches unsrer Souveräne erfreut. Aber erinnern wir uns doch: Was war denn Schlesien in der damaligen Zeit? Ein Spielball in der Hand seiner mächtigen Nachbarn, bald unter polnischer Herrschaft, bald unter der der Könige von Böhmen; heute von den Mongolen bis aufs äußerste ausgesogen und morgen von den Hussiten verwüstet. Da war an keine Entwickelung der gewerblichen Thätigkeit zu denken; und wenn Schlesien so spät die ihm gebührende Rolle unter den gewerbthätigen Nationen eingenommen hat, so verschuldet dies vor allem seine politische Kraftlosigkeit. Was aber sind wir heute? Der Teil eines mächtigen, von seinen Nachbarn geachteten, von seinen Feinden gefürchteten Staates, der es uns ermöglicht, unsre Gewerbe in Frieden zu betreiben, und uns bei unserm Verkehr mit der ganzen Welt schützt."

Altschlesische Münzen. Wenn wir die Geschichte eines Landes und das Leben der Einwohner desselben kennen lernen wollen, so müssen wir uns auch mit den Münzen bekannt machen, die in dem Lande Geltung haben. Kennen wir die Münzen nicht, so werden wir uns oft über die in den Urkunden und Geschichtswerken erzählten Ereignisse falsche Vorstellungen machen. Wenn wir z. B. hören, daß Heinrich I. um das Jahr 1230 für ein Streitroß 28 Mark bezahlte und bei dieser Summe an die heute geltende deutsche Reichsmark denken, so irren wir uns; denn die Mark, die damals im Gebrauch war, galt ungefähr $33^1/_2$ jetzige Mark, so daß das Roß etwa 940 deutsche Reichsmark kostete. So interessant und wichtig die Kunde des Münzwesens älterer Zeit für alle Länder ist, so schwierig und mühselig ist das Studium der Münzen oft. Auch für Schlesien sind durchweg sichere Resultate trotz der größeren Bemühungen von ausgezeichneten Gelehrten noch nicht gewonnen.

Viel hat sich der Professor der Geschichte an der Universität Breslau und Archivrat G. A. Stenzel mit dem schlesischen Münzwesen in seiner Geschichte Schlesiens beschäftigt; nach ihm hat Dr. Tagmann unter Benutzung verschiedener wichtiger Urkunden Untersuchungen über denselben Gegenstand gemacht und ihn weiter gefördert.

Unsre urkundlichen Nachrichten über die Gewinnung edler Metalle in Schlesien reichen nur bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurück; denn erst im Jahre 1227 werden urkundlich die Goldgruben in Schlesien erwähnt. Daß aber damals das schlesische Bergwerksrecht bereits sich in gewissem Grade ausgebildet hatte, geht aus der Gründungsurkunde der Stadt Kulm hervor, in welcher im Jahre 1232 auf Kulm das Goldrecht, wie es in dem Lande des Herzogs von Schlesien war, übertragen wurde; denn der Entdecker des Goldes und der, auf dessen Grund und Boden es gefunden wurde, sollte dasselbe Recht wie dort haben. Auf Gewinnung des Goldes durch Waschen, was die Schlesier Seifen nannten, weisen verschiedene Ortsnamen mit der Endung „seifen“ hin. Auch Münzen werden beim Beginn des 13. Jahrhunderts genannt, wie im Jahre 1203 bei der Gründung des Klosters Trebnitz; im Jahre 1204 wird die Münze in Breslau, 1222 die in Ujest erwähnt.

Da Schlesien vor dem Jahre 1163 ein Teil Polens war, so gilt von Schlesien für die Zeit bis zu diesem Jahre alles, was aus Polen hierüber bekannt ist. Die Polen hatten damals schon geprägte Münzen; denn im Jahre 1159 werden als Brückenzoll duo denarii poloniensis monetae genannt; und der Bischof Otto von Bamberg erhielt 1125 für seine Reise nach Pommern, wohin er sich zur Bekehrung der Heiden begab, von Herzog Boleslaw III. in Gnesen einheimisches Geld (monetam illius terrae).

Bereits im Jahre 1054 wurden vom Herzog Kasimir von Polen dem Herzog Brzetislaw von Böhmen, wenn er ihm Breslau und einige andre Städte wieder herausgebe, als Tribut jährlich 30 Mark Gold und 500 Mark Silber bewilligt. Sogar schon im Jahre 1013 hatte Polen und mit ihm Schlesien jährlich an den päpstlichen Stuhl den Peterspfennig zu zahlen versprochen, d. h. von jedem lebenden Haupte einen Pfennig nach Rom abzuliefern (pro quolibet humano capite unum denarium currentis et usualis monetae illius patriae, berichtet Dithmar von Merseburg). Boleslaw von Polen beklagt sich dann brieflich bei dem Papste, daß es ihm wegen der

Nachstellungen des deutschen Königs nicht möglich sei, den Peterspfennig zu zahlen (promissum principi apostolorum Petro persolvere censum). Ob Boleslaw später Wort gehalten hat oder nicht: jedenfalls steht fest, daß die Polen schon ums Jahr 1000 die edlen Metalle als Geld kannten. Wenn daher noch gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Krakau auch Marderschnauzen und Eichhornköpfe die Stelle des Geldes vertraten, so waren das nur noch Überreste aus früherer Zeit. In Schlesien wurden zwar noch im Anfange des 13. Jahrhunderts Felle von Mardern und Eichhörnchen statt des Zehnten gegeben; aber sie hatten damals nicht mehr die Bedeutung des Geldes, sondern galten als Naturalzehnt, wie Getreide, Honig u. dergl.

Wurden edle und unedle Metalle irgendwo gefunden, so war der Besitzer des Grundes und Bodens zwar Eigentümer; der Fürst aber galt da, wo er nicht selbst Grundbesitzer war, als Obereigentümer, der dem Besitzer erst das Recht des Bergbaues verlieh, oder, wenn dieser nicht bauen wollte, es jedem andern verleihen konnte; in beiden Fällen aber hatte er von jedem, der Metall gewann, den Zehnten oder das Urbar, d. h. den zwölften Teil des ganzen Gewinnes, zu beanspruchen.

Das Recht zu münzen besaßen die Herzöge ausschließlich, wie sich aus mehreren Urkunden nachweisen läßt. Als z. B. im Jahre 1222 der Herzog Kasimir von Oppeln dem Bischof Laurentius die Gründung von Ujest nach deutschem Rechte gestattete, behielt er ausdrücklich das Recht der Münze für sich. Der Herzog Heinrich I. erteilte im Jahre 1204 dem Kloster zu „Unserer lieben Frauen“ auf dem Sande zu Breslau eine Anweisung auf 10 Mark Silbers jährlich aus der dortigen Münze, die ihm also gehörte. Nur derjenige durfte münzen, dem der Herzog das Recht dazu verliehen hatte. In der frühesten Zeit übten die Herzöge selbst das Münzrecht durch ihre Münzen aus. Später aber verkauften sie das Recht jährlich an die Münzer; die Pächter der Münzen waren oft jüdische Kaufleute, die zum Schneiden der Münzstempel sich nicht selten Leute ihrer Nation annahmen, die keine andre als die hebräische Schrift kannten. Daher finden wir auf polnischen und schlesischen Münzen jener Zeit zuweilen hebräische Buchstaben.

Von den aus dem Bergbau und der Münze fließenden herzoglichen Einkünften nahm die Kirche schon sehr früh den zehnten Teil in Anspruch, und die Herzöge sicherten ihr in der That denselben zu. So wurde dem Bischof Laurentius im Jahre 1227 von Heinrich I. der Zehnte von dem Anteile des Herzogs an dem Goldgewinne, also der Zehnte des Zwölften (des Urbar), bewilligt. Boleslaw II. von Liegnitz versprach im Jahre 1265 dem Bistum den Zehnten seines Anteils an der Gewinnung aller Metalle, nämlich des Goldes, Silbers, Kupfers, Bleis und was sonst in seinem Lande gefunden wurde. Daß der Münzzehnt in seinem ganzen Lande dem Bischof von Breslau gehöre, bekennt Heinrich III. urkundlich im Jahre 1264. Das Münzrecht selbst erlangte der Bischof von Breslau erst im Jahre 1290, als Herzog Heinrich IV. an seinem Todestage zur Genugthuung für die vielen Bedrückungen, die er der Kirche und den ihr unterworfenen Gütern und Personen bei Lebzeiten zugefügt hatte, dem Bistum das große Privilegium erteilte. Seit dieser Zeit kann es erst bischöfliche Münzen geben. Im Laufe des 14. Jahrhunderts verkauften oder überließen die Herzöge das Münzrecht zum Teil den Städten.

Da alle gefundenen edlen und unedlen Metalle zu dem Regale des Fürsten gehörten, so mußten die gewonnenen edlen Metalle an den fürstlichen Brenngaden abgeliefert werden, wo sie geschmolzen und gereinigt, gewogen und probiert wurden. Der Brenngaden stand unter dem Münzmeister, dem auch die Münzer untergeben waren. Da nun die Münze ein fürstliches Recht war, so mußten auch edle Metalle, die zum Verkauf in die Stadt gebracht wurden, zuerst dem Münzmeister zum Kauf angeboten werden. Man konnte an der Münzstätte aus seinem eignen Gold und Silber das nötige Geld gegen Entschädigung prägen lassen. Diese Entschädigung wurde zuweilen durch die Gnade des Herzogs erlassen, z. B. dem Kloster Trebnitz für monatlich eine Mark Silbers in der Breslauer Münze.

Zu einem festen Gebrauch war es geworden, daß in jedem Jahre dreimal neue Münzen geprägt wurden, nachdem vorher die alten verrufen worden waren, welche dann gegen neue ausgewechselt, aber zu einem niedrigeren Satze angenommen wurden. Natürlich hatte diese häufige Verrufung und Verschlagung der Münzen große Unbequemlichkeiten und Nachteile für den gewöhnlichen Verkehr und Handel, besonders da die Münzen nur in dem engen Gebiete Geltung hatten, welches dem Münzherrn unterthan wor.

Deshalb scheint allmählich die landesübliche Umprägung abgeschafft und als Ersatz für den aus derselben geflossenen Gewinn eine allgemeine Steuer auf alle liegenden Gründe eingeführt worden zu sein, welche den Namen „Münzgeld (pecunia monetalis)“ erhielt, während das Münzregal des Herzogs und die Verwaltung durch dessen Münzer oder auch die Verpachtung der Münze fortbestand.

Das Gold stand in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, aus der wir Nachweise haben, also wohl auch früher und später, zu dem Silber im Wertverhältnis von 10 zu 1, d. h. eine Mark Goldes war so viel wert wie zehn Mark Silbers. Man rechnete einerseits nach Marken, Vierdungen, Loten und Skoten, anderseits nach Pfunden und Schillingen, in beiden Fällen zugleich nach Pfennigen und später auch nach Obolen.

Über die Ausdrücke Mark und Pfund ist zu bemerken, daß der letztere der ältere, jener der jüngere ist. Ursprünglich war das Pfund (libra) ein Gewicht von 12 Unzen, welches von den Römern auf die Franken und von diesen auf die Deutschen überhaupt und andre Nationen überging. Allmählich fing man an, die Münzen, deren eine bestimmte Zahl aus einem Pfunde geprägt werden mußte, dem Gewichte nach zu verringern, so daß bald dieselbe Zahl Münzen, die früher ein Pfund gewogen hatte, nur noch zwei Drittel Pfund oder 8 Unzen ausmachte.

Um eine weitere Verringerung des Wertes der Münzen zu verhüten, setzte man das Gewicht eines Pfundes auf 8 Unzen oder 16 Lot fest und versah außerdem die Gewichte mit einem Zeichen, einer Marke, woher der Name Mark (marca) entstanden ist. Gleichwohl blieb der Name Pfund noch lange im Gebrauch, während die Mark als das eigentliche Münzgewicht (marca auri und marca argenti) angesehen wurde. Bald genügte dieser Unterschied nicht mehr, als man anfing, die Münzen in dem Gehalte (Korn) zu verringern, indem man dem Silber allmählich immer mehr Kupfer zusetzte, so daß die Münzen zwar weniger wert waren, aber das gesetzlich bestimmte Gewicht (Schrot) behielten.

Nun unterschied man die feine Mark (marca puri argenti oder marca boni et puri argenti) aus gutem Silber und die landesübliche Mark (marca usualis oder marca usualis argenti) aus verschlechtertem Silber.

In bezug auf das Gewicht sind für Schlesien mehrere Arten von Marken zu erwähnen. Die Mark reinen Silbers wird Kaufmannsgewicht (pondus mercatorum) genannt, weil die Kaufleute für die Richtigkeit der von ihnen gebrauchten Gewichte verantwortlich gemacht wurden und im allgemeinen als gewissenhaft galten. Allgemein üblich war in Schlesien das polnische Gewicht (pondus Polonicum), welchem das Breslauer Gewicht (pondus Wratislaviense) gleich ist; wo in den Urkunden nicht ausdrücklich ein andres Gewicht genannt wird, ist immer dieses zu verstehen. Es scheint, als ob der Ausdruck „polnisches Gewicht“ mit dem steigenden Einfluß der schlesischen Hauptstadt abgenommen hat und das Breslauer Gewicht allmählich an die Stelle des polnischen getreten ist. Neben diesen Angaben finden wir noch das köllnische Gewicht (pondus Coloniense) genannt, das auch unter dem Namen „deutsches Gewicht“ (pondus Theutonicale) und „Gewicht der römischen Kurie“ (pondus Romanae curiae) vorkommt.

Die Mark zerfiel in 8 Unzen, jede zu 2 Lot; ein Lot (loto oder lotus) war also der sechzehnte Teil der Mark. Im gewöhnlichen Leben wurde die Mark eingeteilt in vier Vierdunge (ferto), jeder zu 4 Lot. Der Skot (Scotus) ist der vierundzwanzigste Teil der Mark. Schillinge (solidi) machten zur Zeit der fränkischen Könige 24 ein Pfund; seit Karl dem Großen machten nur 20 Schillinge ein Pfund aus. Es kamen also 5 Schillinge auf einen Vierdung. Erst im 14. Jahrhundert kam der Gebrauch auf, den Schilling und den Vierdung gleichbedeutend zu nehmen, so daß 4 Schillinge auf die Mark gerechnet wurden. Der Pfennig (denarius) war der zwölfte Teil eines Schillings, so daß auf ein Pfund von 20 Schillingen 240 Pfennige gingen. Der Skot, der vierundzwanzigste Teil einer Mark, zerfiel in 10 Pfennige, so daß also auch nach dieser Teilung die Mark 240 Pfennige hatte. Der Obolus, der sehr selten vorkommt, war wahrscheinlich die Hälfte des Pfennigs.

Kaum zu bezweifeln ist, daß es mehrere Jahrhunderte hindurch nur eine einzige geprägte Münze in Polen und Schlesien gegeben hat, nämlich die Pfennige oder Denare; alle andern Münzen waren nur Rechnungsmünzen. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts traten zu den Denaren als wirklich geprägte Münzen die Obole hinzu.

Die Münzen waren meistens Brakteaten, d. h. Blech- oder Hohlmünzen. Der Name der Münze ist neueren Ursprungs und von ihrer Beschaffenheit hergenommen. Die Münze wurde nämlich aus sehr dünnem Silberblech (bractea), welches der Goldschläger (bracteator) zubereitete, geschlagen, nachdem das Metallblättchen gewöhnlich rund ausgeschnitten und abgewogen war; sie wurde nur einseitig geprägt, so daß dieselben Figuren, welche auf der Vorderseite erhaben sind, auf der Rückseite vertieft oder hohl erscheinen. Der Stempel, der vertiefte Figuren zeigte, wurde mit Gewalt in das auf einem Kissen von Leder oder Filz liegende Silberblech hineingetrieben, wodurch der Rand etwas umgebogen und die Münze leicht schüsselförmig wurde. Der Größe nach sind die Münzen verschieden; man trug sie, weil sie leicht zerbrechlich waren, in steifen ledernen Taschen oder Schachteln.

Mit der Einführung der dicken oder breiten Prager Groschen, deren 48 auf die polnische Mark gehen, die sich bald im Verkehr bewährten, hörten die Brakteaten, welche sich ohnehin schon verschlechtert hatten, allmählich auf. — Die polnische Mark betrug wahrscheinlich 28 (nach andrer Berechnung $33_{,5}$) deutsche Reichsmark, die halbe Mark 14, der Vierdung 7, das Lot $1_{,75}$, der Schilling $1_{,40}$, der Skot $1_{,16}$, der Denar $0_{,12}$, der Obol $0_{,06}$ deutsche Reichsmark. — Goldmünzen hat es wahrscheinlich bis zum 14. Jahrhundert noch nicht gegeben.

Preise im 13. Jahrhundert. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts galt in Schlesien ein Scheffel Weizen, Roggen, Gerste und Hafer ungefähr eine Mark, ein Pferd wurde auf 38 Scheffel Getreide geschätzt. Wenn uns nun berichtet wird, daß um dieselbe Zeit ein Streitroß 940 Mark gekostet habe, so müssen wir zwar in Erwägung ziehen, daß ein Streitroß einen bedeutend höheren Preis haben mußte als ein andres Pferd; aber bei diesem ungeheuren Preise ist gewiß Sattel und Zeug und die kostbare Rüstung des Rosses mitbezahlt. Ein Ochse galt ungefähr 20 Mark, eine Kuh 16, ein Schwein 4, ein Schaf 2 Mark. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts stiegen die Preise immer höher, wahrscheinlich weil bei dem stärkeren Anbau des Landes das Bedürfnis nach Vieh überall größer wurde.

Münzen aus späterer Zeit. Schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts rechnete man fast allgemein mit Prager Groschen. Da nun 48 Prager Groschen eine polnische Mark im Werte von ungefähr 28 deutschen Reichsmark ausmachten, so galt ein Prager oder böhmischer Groschen etwa $0_{,55}$ Mark unsres Geldes. Ein ungarischer Gulden oder Dukaten galt 16 böhmische Groschen. Im 15. Jahrhundert verfiel während der unruhigen Zeiten der Hussitenkämpfe das böhmische Münzwesen, und die Groschen waren so schlecht geworden, daß man 20 bis 40 auf einen Dukaten rechnete. Erst der König Matthias ordnete das Münzwesen wieder und bestimmte, daß 40 Groschen einem Dukaten an Wert gleichkommen sollten, so daß von seiner Zeit an ein Groschen $0_{,22}$ Mark unsres Geldes wert war.

Unter Ferdinand I. wurde 1561 eine neue Münzordnung eingeführt, nach welcher eine feine köllnische Mark zu 10 Gulden 13½ Kreuzer ausgeprägt werden sollte. Ein Gulden enthielt 60 Kreuzer; es kamen also auf die Mark 613½ Kreuzer. Da nun jetzt 1260 Kreuzer auf eine feine Mark kommen, so galt damals ein Kreuzer mehr als jetzt zwei Kreuzer in Österreich. Man rechnete auch nach Thalern, und rechnete 70 Kreuzer oder 35 Groschen auf einen Thaler, so daß ein Groschen (Weißgroschen genannt) zwei Kreuzern gleich kam.




Böhmischer Groschen aus dem 14. Jahrhundert unter Wenzel II.



Der große Ring in Breslau.

Das jetzige Schlesien.

Schlesiens Gestalt, Größe, Grenzen, Einteilung, Verwaltung. — Boden, Pflanzen, Vieh. — Klima, Verkehrsstraßen. — Bevölkerung. — Schlesische Mundart. — Karl von Holtei. — Robert Rößler.

Schlesiens Gestalt, Größe, Grenzen, Einteilung, Verwaltung. Ein Blick auf die Karte von Schlesien belehrt uns, daß wir die Provinz des preußischen Staates, Schlesien, mit einem großen Eichblatte vergleichen können, in welchem die Oder als Hauptstrom mit seinen vielen Neben- und Seitenflüssen das Geäder bildet, während die ungefähr 200 Meilen lange Grenzlinie den ausgezackten Rand ausmacht. Könnte man aber das ganze Land, das auf seinen 40 291,4 qkm = 731,6 Quadratmeilen in 149 Städten, 5600 Landgemeinden, 3437 Gutsbezirken, 6400 nicht zu einem Gemeindeverband gehörigen sonstigen Wohnplätzen von 4 007 925 Menschen bewohnt wird, mit einem einzigen Blicke aus der Luft herab überschauen, so würde man es einer gewöhnlichen Fleischermulde ähnlich finden, die in der Mitte quer durchgeschnitten ist; nur würde der eine Rand bedeutend höher sein als der andre, weil zwar beide Langseiten an ihrem Rande

Gebirge haben, das südwestliche Gebirge aber, nämlich die Sudeten, viel höher ist als der polnisch-schlesische Landrücken, der an der Nordostseite entlang läuft. Im Südosten der Provinz nämlich streift auf der rechten Oderuferseite von den Karpaten her der sogenannte süduralische Landrücken, der in der Richtung von Südosten nach Nordwesten die Provinz ungefähr begrenzt, der auch die Tarnowitzer und Trebnitzer Höhen oder das schlesisch-polnische Gebirge heißt, der bei Leubus über die Oder geht und über Glogau hin zum Flemming zieht. Fast parallel diesen niedrigen Bergen ziehen sich auf der linken Oderuferseite die Sudeten hin, die in ihren verschiedenen Teilen, nämlich dem Isergebirge mit der Tafelfichte, dem Riesengebirge, dem Waldenburger-, dem Glatzer-gebirge, die Provinz nach Österreich hin ungefähr abschließen. Die Oder, welche das Land durchzieht, teilt es in eine rechte und in eine linke Hälfte.

Die Provinz Schlesien besteht aus dem 1742 preußisch gewordenen Herzogtum Schlesien mit Ausschluß des im Jahre 1815 dem Regierungsbezirke Frankfurt a. d. O. einverleibten Kreises Schwiebus; aus der Grafschaft Glatz, dem 1815 vom Königreich Sachsen an Preußen gekommenen Anteile der Oberlausitz und einem kleinen Teile der Neumark, dem Städtchen Rothenburg a. d. O. mit einigen Dörfern. Es wird begrenzt im Norden von den Provinzen Brandenburg und Posen, im Osten von Posen, Russisch-Polen und Galizien, im Süden von Österreichisch-Schlesien, Mähren und Böhmen, im Westen von dem Königreich und der Provinz Sachsen. Die Provinz zerfällt in drei Regierungsbezirke, nämlich Breslau mit 24, Liegnitz mit 21 und Oppeln mit 19 Kreisen. Das Land des Regierungsbezirks Oppeln nennt man auch Oberschlesien, das von Breslau Mittel-, das von Liegnitz Niederschlesien.

Schlesien ist im Reichstage durch 35 Abgeordnete, im Herrenhause durch 52 Mitglieder, im Hause der Abgeordneten durch 65 Abgeordnete vertreten. Der Oberpräsident der Provinz hat seinen Sitz in Breslau; ebendaselbst befinden sich die Provinzial-Steuerdirektion, das Medizinal-Kollegium und das Provinzial-Schulkollegium. Die Provinz besitzt eine Universität zu Breslau, eine landwirtschaftliche Akademie mit einem pomologischen Institut zu Proskau, 36 Gymnasien, 8 Realgymnasien, 3 Progymnasien und 3 Realprogymnasien, 2 Oberrealschulen, 6 höhere Bürgerschulen, 15 Schullehrerseminare, 7 Präparandenanstalten, 7 Lehrerinnenseminare und 2 landwirtschaftliche Schulen, 3 Taubstummen- und 1 Blindeninstitut. Für die Leitung der geistlichen Angelegenheiten der Evangelischen besteht das Königliche Konsistorium in Breslau. Die Katholiken sind in Kirchensachen dem Fürstbischof von Breslau untergeordnet; doch steht die Grafschaft Glatz unter dem Erzstift Prag und der Distrikt Katscher im Kreise Leobschütz unter dem Erzstift Olmütz. Von den Einwohnern sind 1867459 Protestanten, die Zahl der Katholiken beträgt 2082084 und 52682 sind Juden. Zu den Protestanten gehören die Herrnhuter in Niesky und Neusalz, Gnadenberg, Gnadenfrei und Gnadenfeld und die Hussiten in Hussinetz und Podiebrad, Friedrichsgräz und Friedrichstabor.

In militärischer Beziehung bilden die Regierungsbezirke Breslau und Oppeln den Rekrutierungsbezirk des sechsten Armeekorps mit dem Generalkommando in Breslau; der Regierungsbezirk Liegnitz ist mit demjenigen von Posen zum Rekrutierungsbezirk des fünften Armeekorps mit dem Generalkommando in Posen vereinigt.

Bodenbeschaffenheit, Vegetation, Viehstand, Klima, Straßen, Verkehr und Bevölkerung. Der nach der Provinz Brandenburg hin liegende Teil Schlesiens, die Gegend nördlich von Liegnitz, Bunzlau und Görlitz, ist sandig und wenig ergiebig. Da wachsen in trauriger Sandöde und moorigen Heidestrichen düstere, einförmige Kiefern, niedriges Preißel- und Heidelbeergesträuch, viel Farn- und Heidekraut. Fast dieselbe Beschaffenheit zeigt der rechts von der Oder liegende Teil des Regierungsbezirks Oppeln. Dagegen ist die Gegend nach dem Gebirge hin, gewöhnlich die linke Oderseite genannt, überaus fruchtbar und lohnt den Fleiß des Landmanns durch reichlichen Ertrag. Auch das Flachland des rechten Oderufers von Breslau aus nach Nordosten (über Wohlau nach Militsch) und nach Südosten (nach Namslau) hat mäßig fruchtbaren Boden.

In Schlesien werden alle in Deutschland vorkommenden Getreidearten und Futterkräuter gebaut; das Bedürfnis der Provinz wird völlig gedeckt; von einzelnen Gattungen kann ein Teil des Ertrages ausgeführt werden. Im Gemüsebau zeichnen sich die Umgebungen von Breslau, Ohlau, Brieg, Guhrau und Liegnitz aus; Tabak wird in Öls, Ohlau und Ratibor gebaut. Sehr alt und umfangreich ist der Flachsbau im Gebirge und auf dem flachen Lande; ein großer Teil der in den Fabriken verarbeiteten Runkelrüben wird auf Schlesiens Feldern gewonnen. Hopfen wird wenig gebaut. Weinbau wird in den Kreisen Neumarkt, Wohlau, Brieg, Beuthen, besonders in der Umgegend von Grünberg betrieben. Der Ertrag in Wein wird seltener gekeltert, meistens vielmehr als Obst ausgeführt. Der Traubenversand Grünbergs ist bedeutend; es werden jährlich gegen und über 50000 Kistchen im Durchschnittsgewicht von je 5 kg mit der Post befördert, und ebenso groß ist der Versand durch die Eisenbahn.

An Waldungen enthält die Provinz 1,2 Million Hektar, d. h. 30% der Gesamtfläche; die Bezirke Liegnitz und Oppeln gehören zu den waldreichsten des Staates. In den Forsten ist das Nadelholz, und zwar im Flachlande die Kiefer, im Gebirge die Fichte und Tanne, vorherrschend. Eichen- und Buchenwald nehmen nur 12% der gesamten Forsten ein; der Eichwald kommt namentlich im Bezirk Breslau vor.

Über den Viehbestand Schlesiens berichten die letzten amtlichen Feststellungen, daß es in der Provinz 264440 Pferde, 1,4 Million Rindvieh, 2,2 Million Schafe, 380000 Schweine, 153000 Ziegen, 139000 Bienenstöcke gibt. In Oberschlesien wird meist das dürftige polnische Pferd gehalten, vor dem sich das kräftige, niederschlesische Bauernpferd vorteilhaft auszeichnet. Die Rindviehzucht ist in den fruchtbaren Strichen des linken Oderufers sehr bedeutend; die Schafzucht ist schon früh mit Eifer gepflegt worden, ihren Hauptaufschwung nahm sie mit der von Friedrich II. begünstigten Einführung des spanischen Merinoschafes. Dieses Schaf ist in Schlesien so gut gediehen (zwei Drittel der Schafe), daß die schlesische Merinowolle mit zu den besten gehört. Der Bienenzucht wird seit langer Zeit, besonders im Liegnitzer Bezirke, vorzügliche Sorgfalt zugewandt; der Jahresertrag an Honig wird aus diesem Bezirke allein auf mehr als 52000 Mark geschätzt.

In klimatischer Beziehung nimmt Schlesien unter den preußischen Provinzen eine Mittelstellung zwischen den wärmeren Rheinlanden und den kälteren Provinzen an der Ostsee ein. Gegenüber dem nördlicher gelegenen Brandenburg hat Schlesien meist etwas strengere Winter. Breslau, in der Mitte der

schlesischen Ebene gelegen, hat eine mittlere Jahreswärme von $+6{,}_{33}$° R., Landeshut dagegen nur $+4{,}_9$° R., Ratibor $+6{,}_{32}$° R. In Schlesien herrschen, wie im übrigen Deutschland, während des ganzen Jahres im Gebirge und in der Ebene Westwinde vor. Im Gebirge beginnen die Ernten etwa drei Wochen später als im Flachlande. Mineralquellen finden sich in dem Hügel- und Berglande der Provinz in großer Zahl; viele derselben werden zu Bade- und Kurzwecken benutzt und haben einen über die Grenzen der Provinz hinaus reichenden Ruf erlangt. Es sind dies vorzugsweise die eisenhaltigen Quellen zu Cudowa, Niederlangenau und Reinerz in der Grafschaft Glatz, Charlottenbrunn, Flinsberg am Riesengebirge und das weit bekannte Hermansbad bei Muskau, ferner die +29° bis +30° R. haltenden Quellen zu Warmbrunn, die erdig-salinischen Schwefelquellen zu Landeck und die zu den alkalisch-salinischen Säuerlingen gehörigen Quellen von Salzbrunn.

Als Verkehrsstraßen dienen Flüsse, Kanäle, Kunststraßen und Eisenbahnen. An Kanälen besitzt die Provinz nur den $45{,}_5$ km langen Klodnitzkanal, der von Gleiwitz aus beginnt, bei Kosel die Oder erreicht, von der Klodnitz gespeist wird und hauptsächlich zur Beförderung der Produkte des oberschlesischen Berg- und Hüttenbaues nach der Oder benutzt wird, und außerdem den 22 km langen, nur flößbaren Poppelauer Kanal zwischen der Oder und der Stober.

Die bedeutendste Wasserstraße der Provinz ist die Oder. Dieser Fluß durchströmt Schlesien auf eine Länge von $461{,}_{43}$ km und wird von Ratibor ab auf $429{,}_3$ km schiffbar, oberhalb dieser Stadt nur flößbar; auch von den Nebenflüssen der Oder sind einige auf kurze Strecken mit Schiffen zu befahren, die meisten können nur für Flöße benutzt werden. Die Flüsse des Elbgebietes, Iser, Spree, Schwarze Elster, und der Fluß des Donaugebietes, die March, kommen, soweit sie Schlesien angehören, für den Verkehr nicht in Betracht. Auch die Weichsel berührt mit ihrem Nebenflusse Przemsa die Provinz an der Grenze und ist auf eine Länge von $37{,}_7$ km schiffbar.

An Kunststraßen sind in Schlesien vorhanden 5400 km (1875: Chausseen 2920 km), die Eisenbahnen haben eine Gesamtlänge von 2550 km (1874), die sich auf fünfzehn Bahnverwaltungen verteilen. Bereits 1387 bestanden von den Kaufleuten unterhaltene Botenkurse von Breslau nach Brieg, Ottmachau, Liegnitz, Oppeln. Im 16. Jahrhundert sandte Breslau seine Boten bis nach Leipzig, Danzig, Nürnberg und Krakau. Die Oberleitung wurde 1573 einem sogenannten Botenherrn übertragen, unter welchem damals 40 Boten standen. Gleichzeitig wurde eine Botenordnung erlassen. Aus einer Bearbeitung derselben vom 9. März 1635 geht hervor, daß den Boten auch die Mitnahme von Paketen, nicht aber von Geldern, unter der Bedingung gestattet war, daß sie hierdurch auf der Reise nicht behindert würden. Später wurden innerhalb der Provinz Fußboten, nach den entfernteren Orten fahrende Boten gesendet. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts scheint die kaiserliche Post in Schlesien festen Fuß gefaßt und den größeren Verkehr an sich gezogen zu haben. Neben ihr wurden zur Besorgung der Briefe die Boten noch längere Zeit beibehalten. Im Jahre 1713 verkehrten nach dem damaligen Postbericht wöchentlich zehn verschiedene Posten. Als Schlesien unter preußische Herrschaft kam, ließ Friedrich der Große das Postwesen der Provinz nach preußischem Muster einrichten; doch behielt es zunächst noch seine Selbständigkeit und wurde dem Präsidenten

der Provinz und der Kammer in Breslau unterstellt. Diese Sonderstellung des schlesischen Postwesens hob Friedrich der Große 1769 auf. Den Verkehr förderten Schnellposten, die 1821 eingerichtet wurden und zunächst Breslau mit Berlin in bessere Verbindung brachten, Eisenbahnen, deren erste, die oberschlesische, am 22. Mai 1842 eröffnet wurde, und Telegraphenlinien, deren erste 1849 eingerichtet wurde und Breslau mit Berlin in Verbindung setzte. Jetzt hat Schlesien Telegraphenlinien in ungefähr 3500 km Länge.

In Schlesien ist mehr als drei Viertel der Bevölkerung deutscher Abstammung; ein nicht geringer Teil derselben besteht aus Slawen, welche den Stämmen der Wenden, Polen, Böhmen und Mähren angehören. Die Wenden wohnen ausschließlich in der Lausitz, und zwar in den Kreisen Rothenburg und Hoyerswerda; sie sind meist evangelisch und halten noch treu an der Sitte und Sprache ihrer Väter fest, sind dabei aber auch der deutschen Sprache mächtig. Es gibt in Schlesien rund 16000 wendische Familien mit 80000 Köpfen. Die Polen nehmen vorzugsweise das südöstliche Oberschlesien bis zum Einfluß der Weida in die Oder ein, sind aber auch, obschon in geringerer Zahl, auf dem linken Oderufer angesessen; sie sprechen eine eigne Mundart des Polnischen, das Wasserpolnische, und zählen etwa 145000 Familien mit 715000 Köpfen. Deutsch sprechende Böhmen finden sich in einzelnen Ansiedelungen über die Provinz zerstreut; etwa 6000 Tschechen zählt man in der Grafschaft Glatz um Lewin und Cudowa. Mähren, etwa 46000 Köpfe, haben ihren Wohnsitz in den Kreisen Ratibor und Leobschütz; sie sprechen zum großen Teil auch deutsch.

Schlesische Mundart. Die deutsche Bevölkerung spricht in den Städten größtenteils hochdeutsch; auf dem Lande bedient sich dieselbe verschiedener, aber verwandter Mundarten, die auch der Städter versteht und zum Teil sogar sprechen kann. Die Spracheinheit, die uns unentbehrlich geworden ist, besteht für die Rede des Staates und der Kirche, der Wissenschaft und des höheren geistigen Lebens der deutschen Nation, die Dialekte werden vom Volke gesprochen; fast jeder kennt neben seiner Buch- und Schulsprache den Volksdialekt. Die schlesische Mundart ist keineswegs eine auf Stammesunterschiede begründete, ursprüngliche und selbständige, sie ist vielmehr eine aus dem Zusammenwirken verschiedener geschichtlicher und sprachlicher Ursachen erst ziemlich spät entstandene und fertig gewordene Mischung ober- und niederdeutscher und slawischer Sprachelemente. Der schlesische Dialekt ist also ein Mischdialekt, ganz wie das Schlesiervolk ein Mischvolk ist; denn einen Stamm der Schlesier kennt die deutsche Völkertafel nicht.

Aus der gegenwärtigen Mundart, aus manchen Sitten und Gewohnheiten der Schlesier gewinnt man die Überzeugung, daß die große Mehrzahl der deutschen Einwanderer aus fränkischen Gegenden, vom mittleren Rhein und vom Main, nach Schlesien gekommen sein muß. Durch ihre Menge wurde zugleich die spärliche und ältere Einwanderung von der Nordsee her zurückgedrängt oder durch Vermischung weniger kenntlich gemacht. Die Sprachen der verschiedenen Kolonisten vermischten sich allmählich miteinander und gaben dem schlesischen Dialekte das ihm eigentümliche Gepräge. Da viel Slawen in Schlesien blieben, so hat die schlesische Mundart eine große Zahl slawischer Ausdrücke in sich aufgenommen und verarbeitet. Wie sich das Deutsche mit dem Polnischen mischt, wie der Pole schlesisch spricht, läßt sich noch heute in allen den Gegenden

beobachten, in denen sich beide Sprachen als Nachbarn bekämpfen. Arvin schildert einen Streit beim Spiel in der Vorstadt von Namslau mit folgenden Worten:

A. „Bist du nich Trumf gegeben zu,
Du sakrimentscher Kerla du?
Bist du sich schönes Bruder.
Kannst du sich spillen du alleen,
Mein Gelden hab fer dich ich keen,
Bist ein vertrogner — Luder."

Auf diese Worte antwortet

B. „Bin ich dich was gestohlen? Nee.
Hab' ich dich ooch nischt schuldig — geh;
Wo willst? Fer su ich danken.
Wor's amol spillst, machst Lärm ock du,
Spektakel grußen immerzu,
Hast sich halt Freud' an Zanken."

Der Mischung mit dem Slawischen verdankt die schlesische Sprache den ihr eigentümlichen Tonfall; und daher kommt es, daß die Sachsen, die Meißner und Oberlausitzer, deren Sprache in ganz Deutschland als ein Singen bezeichnet wird, den Schlesiern das Singen vorwerfen. Ihr Ohr hört in der That eine Art von Gesang, wenn der Schlesier mit seiner deutsch-polnischen Zunge zu sprechen anfängt.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß alle Dialekte verschiedene Färbungen in Entfernungen von etwa fünf Meilen annehmen; nicht selten bildet ja schon ein Dorfbach die Grenze zwischen verschiedenen Sprechweisen. So kann es vorkommen, daß zwei Urschlesier, z. B. ein Landmann aus Katscher in Oberschlesien und einer aus Glogau, einander nicht mehr recht verstehen; kann ja doch mancher Schlesier selbst mit dem Hochdeutschen nicht gut zustande kommen. Dennoch ist trotz großer Verschiedenheit ein einheitlicher, in ganz Schlesien heimischer und überall verständlicher Geist und Klang der Sprache vorhanden. Diese gemeinsame schlesische Sprache wird gewöhnlich Gemeinschlesisch genannt und namentlich von den Kleinstädtern gesprochen; sie hat viel vom Hochdeutschen angenommen und kann nicht mehr echt schlesisch genannt werden.

Wie die deutschen Dialekte nach Höhe und Tiefe der Landschaft, in der sie gesprochen werden, auseinander gehen, so sind auch beim schlesischen zwei große Gruppen zu unterscheiden: der Dialekt des Gebirges und der des Flachlandes oder die Sprache des Oberländers und die des Niederländers. Diese Einteilung hat das Volk selbst gemacht; denn der Mann im Flachlande redet vom „Auberländer", der Gebirgsbewohner witzelt auf Kosten der „Neiderländer". Beide Sprachgruppen sind in sich natürlich wieder sehr verschieden geartet.

Die Sprache des Gebirges ist eng und knapp, die Doppellaute werden vielfach zu einfachen Vokalen, die Endung en wird zu a. Das Schlesische des Flachlandes hat eine entschiedene Neigung und Vorliebe zu den breiten Vokalen ei und au. Für beide Gruppen sind Necksprüche vorhanden, die das Charakteristische ziemlich treffend wiedergeben. Der Flachländer wirft dem Gebirgsbewohner vor, er sage: Ala Nala hala nee, neua Nala hala a nee (Alte Nägel halten nicht, neue Nägel halten auch nicht). Den Niederländer fragt man im

Scherz: Geiste meite eiber de Auder? (Gehst du mit über die Oder?) Oder man singt ihm vor: Mei Daurel gleib's, eich bei dir gaud (Mein Dorchen glaub's, ich bin dir gut). Vergegenwärtigen können wir uns die Verschiedenheit der Mundarten am besten an einem bestimmten Satze. Robert Rößler hat in seiner Abhandlung über die schlesische Mundart in seinen „Schnoken", welche dieser Erörterung zu Grunde gelegt ist, den Satz gewählt: „Ich hatte den Braten schon gerochen." Dieser Satz heißt im Städter-Gemeinschlesisch: „Ihch hot a Braten schon gerochen"; im Niederländischen: „Eich hott a Brauten schau gerochen"; im Oberländischen: „Ich hott a Brota schunt gerucha."

Einige Eigentümlichkeiten des Schlesischen sind: Jedes Präsens wird durch Vorsetzung der Silbe ge zum Substantiv, z. B. doas Geflenne (weinen), doas Gesolboadre (Albernes reden), doas Genoatsche (weinen). An die Stelle von ü tritt i, an die von ö ein e oder ä, z. B. Keenig (König), Geethe (Goethe), scheen oder schien (schön), Kräte (Kröte), Glick (Glück), Bricke (Brücke), dricken (drücken). Statt pf wird f oder pp gesetzt, z. B. Fard (Pferd), kloppen (klopfen). Statt des fragenden Wessen braucht man den Dativ mit s, z. B. Wessen ist der Hund da? = Wams ihs denn dar Hund do? Oft tritt der Artikel zu Ortsnamen, und auf die Frage wohin? steht meist die Präposition auf (uf), z. B. uf Brassel (nach Breslau), ei de Ohle (nach Ohlau), ei de Schweinz (nach Schweidnitz), uf Pläkahoan (nach Bolkenhain).

Häufig finden sich „und" und „daß" eingeschoben, ohne in die Konstruktion hineinzupassen, z. B. Wennste, doßte und du bist nich stille, do schloa ich = Wenn du nicht stille bist, so schlage ich.

Verwundert sieht vielleicht mancher Reisende seinen Führer an, wenn dieser ihm das Ränzel abnehmen will mit den Worten: „Gaba Se og das Paxla har, ich wars schun no streita! Gleba Se mers og, ich wars schun no zwinga." (Geben Sie mir nur das Päckchen her, ich werde es schon noch streiten, d. h. fortbringen! Glauben Sie mir nur, ich werde es schon noch zwingen, d. h. bewältigen.)

Karl von Holtei. „Wahre Poesie", sagt Rößler in der Einleitung zu seinen Schnoken, „ist immer die Sprache des Herzens; und wollen wir dem Landmanne nicht jedes Gefühl absprechen, so können wir auch nicht leugnen, daß er über die edelsten Regungen und innersten Empfindungen seiner Seele sich am besten, wahrsten und schönsten in der ihm gewohnten Sprache ausdrücken wird. Wie dem Bauern seine Volkstracht am besten läßt, und wie ihn städtische Kleidung nicht selten zur Karikatur macht, so kleidet ihn auch seine Mundart, die Sprache, die er von Jugend auf gesprochen, lieblicher, als wenn er es versucht, auf Hochdeutsch zu radebrechen; in der Sprache seines Herzens drückt er seine Gefühle zwanglos natürlich und charakteristisch aus; und der echte Volksdichter hat nichts andres zu thun, als dem Volke nachzufühlen und nachzusprechen." Ein solcher Volksdichter wollte Karl von Holtei sein, als er im Jahre 1830 mit seinen schlesischen Gedichten an die Öffentlichkeit trat.

Der Breslauer Alte, wie Holtei in den letzten Jahren seines Lebens gewöhnlich genannt wurde, erblickte das Licht der Welt am 24. Januar 1798 zu Breslau, besuchte die dortigen Schulen, zuletzt das Magdalenen-Gymnasium,

trat im Jahre 1815 als Freiwilliger in das Heer, verließ bei Abschluß des Friedens die militärische Laufbahn und begann in seiner Vaterstadt juristische Studien, die er 1819 aufgab, um sich dem Theater zu widmen, zu welchem er eine leidenschaftliche Neigung hatte, die er trotz aller Abmahnungen seiner Angehörigen nicht überwinden konnte. Sein Auftreten auf der Bühne in Dresden war so wenig von glücklichem Erfolg, daß er der Bühne als aktiver Künstler entsagte und eine längere Reihe von Jahren als Theaterdichter in Breslau, Berlin und Darmstadt wirkte und durch Vorlesungen dramatischer Meisterwerke überall reichen Beifall einerntete.

Im Jahre 1833 betrat er wieder die Bühne, machte verschiedene Kunstreisen, übernahm die Leitung eines Berliner Theaters, dann die der Breslauer Bühne, begab sich darauf wieder auf Reisen, trat teils als Schauspieler, teils als Vorleser auf, gefiel auf der Bühne meist nur in seinen eignen Dramen, lebte dann mit litterarischen Arbeiten beschäftigt an verschiedenen Orten, viel in Graz, zuletzt in Breslau, wo er am 12. Februar 1880 starb.

Gern weilte Holtei in dem Städtchen Obernigk, dem Flecken Erde, das sich der Dichter von Kindheit an zum Lieblingsaufenthalt auserkoren hatte. Obernigk gehört zum Trebnitzer Kreise und liegt am südlichen Abhange der Trebnitzer Höhen in angenehmer, an Nadelholzwaldungen reicher Gegend. Ein Teil der Einwohner lebt von der Bewirtung der Fremden, welche, namentlich aus Breslau, der erfrischenden Waldluft wegen in Obernigk Sommeraufenthalt nehmen und die seit 1835 in dem zum Ortsbezirke gehörigen Dorfe Sitten bestehende Wasserheilanstalt benutzen. Von den bis zu 246 m emporsteigenden Anhöhen um die Stadt bietet sich eine lohnende Fernsicht über einen ziemlich großen Teil Mittelschlesiens.

Nach Obernigk eilte Holtei oft, denn die Sehnsucht nach seinem geliebten Schlesien durchzog wie ein lichter Faden sein trübes Wanderleben. Erleichtert bezog er dann das Häuschen, das noch heute die von ihm gepflanzte Rottanne als lebendes Denkmal an ihn beschattet, durchstreifte den schattigen, Duft hauchenden Wald und klagte den Bäumen seinen herben Kummer in der Fremde. Dann kräftigte die würzige Luft den Wandermüden und stählte ihn mit neuem Mut zu neuem Ringen; dann sang er aus vollem Herzen:

„Dörfel, wie lachst de mich an, und Abend, wie bist de su samfte,
Sunne, wie färbst de su blank de Wälder; und Lüftel, wie reene
Zieht i'r um Garten und Zaum! . . . mei' Herze, wie bist de su glücklich!
Schläsing, Mutterland du, dihch lieb' ihch immer; dihch lieb' ihch,
Eb ihch in Grafenort stih' uf starren Gebirgen und Felsen?
Eb ihch in Obernigk gih durch sandiges Kiefergebüsche?
Uben und unten und hie und do wie überal meen' ich,
Daß ihch derheeme bihn!? . . . In Schläsing bin ihch derheeme!“ —

Nächst Obernigk trieb ihn die Sehnsucht nach seinem lieben Brassel (Breslau), dessen schöne, über den Trümmern der Festung emporgeblühte Promenaden nicht minder sein Lieblingsaufenthalt waren. Als Knabe sah er die Wälle stürzen, als Jüngling die Anlagen aufkeimen und konnte als Mann im Jahre 1828, als ihn seine Sehnsucht aus Berlin nach Breslau getrieben, von der Ziegelbastion herab singen:

„Wie hast de dich doch seit verfluss'nen Jahren
Su ümgewendt, schermantes Brassel du!
Was hast de nich für Ungemach erfahren
Und justement das sätzte dich in Ruh'!
De Festung han se reene weggeschliffen
Und Finken seisen, wu sust Kugeln siffen.
Zengstrüm bliehn Blumen uf der ganzen Plane
Und wu ma zieht, ihs alles frisch und grien;
Im Walle schwimmen de schlohweißen Schwane,
Ma sit se mid a Wasserhiehndeln ziehn,
Do hat i'r Gänge, krumme und ooch grade,
In deutscher Sprache heeßt's: de Prumenade."

So klang es hernieder von der Ziegelbastion, die jetzt das Denkmal aufnimmt, welches das dankbare Schlesien seinem Sänger weiht.



Karl von Holtei.

Die letzten drei Jahre seines Lebens verbrachte Holtei in dem Zimmer Nr. 21 im zweiten Stock des nach dem Garten gelegenen Flügels des Klosters der barmherzigen Brüder in Breslau, gepflegt von lieben, von Eigennutz nicht geleiteten Händen. Am 12. Februar 1880, nachmittags um 5 Uhr, schloß sich das schmerzverschleierte Auge des müden Wanderers für immer. Welche Erinnerungen haften an diesem Zimmer Nr. 21! Drei Jahre lang weilte der „Alte" hier. In diesen vier Wänden, die er fast nie verließ, feierte er am 24. Januar 1878 seinen achtzigsten Geburtstag. Von vielen Orten Schlesiens und weit außerhalb Schlesiens trafen innige Glückwünsche und zahlreiche Beweise herzlichster Teilnahme ein. Doch nur wenige Begünstigte ließ der Jubilar

an dem bedeutungsvollen Tage zu sich; denn er liebte die beschauliche und ungestörte Einsamkeit in so hohem Grade, daß er es nicht einmal gern sah, wenn ihn der dirigierende Anstaltsarzt täglich besuchte und sich nach dem Befinden des geschätzten Pensionärs erkundigte. Oft gab er seinem Unwillen über diesen Besuch auch unverhohlen Ausdruck. Selbst der schmackhafte Apfelkuchen von Perini, ein Lieblingsessen Holteis, welchen ihm der Arzt jedesmal als ein Geburtstagsgeschenk verehrte, vermochte nicht in dieser Beziehung auf die Gesinnung des Dichters mildernd einzuwirken.

Auch die Brüder, seine gewissenhaften und aufopfernden Pfleger, fanden selten Gnade in seinen Augen. Eine Ausnahme nur machte Bruder Klemens, der sich den Sonderbarkeiten des oft krankhaft erregten Greises so zu fügen wußte, daß ihn dieser zu seinem auserkorenen Lieblinge erhob; er allein verstand es, das Wogen des oft erregten Gemütes zu besänftigen. Holtei gab seiner Erkenntlichkeit gegen seinen Liebling dadurch Ausdruck, daß er ihm seine goldene Taschenuhr, welche als Andenken an rosige Tage ihm stets am Herzen lag, zur Erinnerung an seine Klosterzeit letztwillig zuwendete.

Wie sehnsüchtig Holtei seiner Auflösung entgegensah, geht aus seinen Äußerungen gegen Bruder Klemens hervor; auch beweist dieses seine Sorgfalt um die Anordnung seines Begräbnisses. Bis auf die kleinsten Details bestimmte er über sein Leichenbegängnis. Sogar mit Witz und Laune wußte er in besseren Stunden über diesen ernsten Gang zu sprechen. Als ihm die Brüder den Vorschlag machten, er solle bestimmen, daß man bei seinem letzten Scheiden aus dem Kloster an der Pforte die Melodie seines Mantelliedes intoniere, sagte er: „Keineswegs. Ich wünsche, daß mir die weit geeignetere Melodie gespielt wird: Ach, du lieber Augustin, alles ist weg.“ Doch es wurde dann doch die Melodie des Mantelliedes gewählt.

Als dieses Lied an jenem für ganz Schlesien so schmerzlichen Tage von den Trompetern der schlesischen Kürassiere angestimmt ertönte, während der von Palmenzweigen und Lorbeerkränzen ganz verdeckte Sarg aus der Pforte des friedlichen Heims getragen wurde, da war fast kein Auge der vielen Tausende, welche das Kloster umstanden, thränenleer. Selten hatte ein Fürst sich eines so zahlreichen, so innig anteilnehmenden Gefolges zu rühmen. Langsam bewegte sich der Trauerzug dem Bernhardinkirchhofe bei Rothkretscham entgegen, wo das offene Grab den müden Sänger gastlich aufnahm. Diese Ruhestätte bezeichnet jetzt ein einfacher aufrecht stehender Grabstein aus rotem Granit, eine Gabe der liebenden Tochter. Außer der Angabe des Geburts- und Todestages trägt er nur die Überschrift eines der Gedichte Holteis: „Suste nischt ack heem“ (Sonst nichts als heim). Kein lobsingendes Epitaphium hätte wohl so beredt sprechen können als diese einfachen Worte, welche der ungetrübten Liebe des Dichters zu seinem Schlesien lebenden Ausdruck geben.

Die Holtei-Büste wurde von dem namhaften Bildhauer Rachner verfertigt. Der Künstler hat seine Aufgabe vortrefflich gelöst; er hat es bestens verstanden, nicht nur die äußere Hülle porträtähnlich wiederzugeben, sondern auch das seelische Leben wirkungsvoll und charakteristisch zur Geltung zu bringen. Möglich ist dies dem Künstler geworden, weil er mit dem Breslauer Alten seit dem Jahre 1860 befreundet gewesen war und im Laufe der Jahre das „bemooste Haupt“ öfter plastisch dargestellt hat.

Das beste Denkmal Holteis, welches die Rottanne in Obernigk, den Granitstein auf dem Bernhardinkirchhofe und selbst die Büste Rachners überdauern wird, hat sich der Dichter gesetzt in seinen „Schlesischen Gedichten" im Jahre 1830. „Es gehörte der ganze Mut eines Mannes dazu", sagt Rößler, „damals mit schlesischen Gedichten an die Öffentlichkeit zu treten; die Verachtung der sogenannten Bauernsprache war gar zu groß. Eine hochgestellte Persönlichkeit unsrer Provinz äußerte sich, wie mir der Dichter in seiner originellen Weise selbst erzählt hat, etwa folgendermaßen: „Der Holtei ist ja ein recht guter Kerl, seine kleinen Lustspiele sind ja auch recht nett; aber mit seinen Schlesischen Gedichten hat er doch eigentlich die ganze Provinz vor Deutschland lächerlich gemacht." So groß war das Vorurteil gegen die Volkssprache damals, und es ist, leider muß es gesagt werden, gerade bei einem großen Teil der sogenannten Gebildeten heute noch nicht ganz geschwunden. „Es gibt auch heute noch Leute", wie Claus Groth sagt, „welche es für eine Frechheit erklären, Bücher zu schreiben in der Sprache der Gasse und der Schenkstube; aber glücklicherweise gibt es auch solche, denen sogleich die Thränen der Rührung in die Augen treten, wenn sie in wohlgesetzter Rede die Töne vernehmen, die ihnen wie die Jugend teuer und wie sie entschwunden sind." Es bleibt also Holteis unbestreitbares Verdienst, einmal daß er diesem ertötenden Vorurteil mutig und furchtlos entgegengetreten ist, sodann daß er das Fühlen und Denken des schlesischen Volkes in schlesischer Sprache glücklich wiedergeschaffen hat und somit ein Bahnbrecher für alle Zukunft geworden ist." Holtei kennt das schlesische Volk und seine Stimmungen, und diese bringt er in seinen „Schlesischen Gedichten" zur Anschauung und trifft den Volkston mit großem Glück; er ist mit dem Volke ernst und heiter, traurig und munter, wie es sich gerade trifft, aber immer einfach und vom Herzen zum Herzen sprechend. Mit diesen Liedern hat er sich zuerst Schlesien, dann ganz Deutschland erobert, zuerst langsam (1. Aufl. 1830, 2. Aufl. 1850, 18. Aufl. 1883), dann immer schneller. Zwei Gedichte werden genügen, uns einen Blick in das Herz des Dichters thun zu lassen und uns zu eifrigem Lesen der ganzen Sammlung zu bewegen. Ein Gedicht aus dem Jahre 1828 schildert uns die aus dem Riesengebirge abziehenden Leinweber, die sich in Rußland eine neue Heimat suchen, aber ihr „Schläsing" nicht vergessen:

De Leinwäber.

„Ich kam 'a Weg vum Riesenkamm
Und ging uf's Warmbad zu;
Do traf ich anne lange Schar,
Wu Man' und Weib beisammen war,
Und Kinder ohne Schuh'!

Sull's ärndt wul anne Wohlfahrt sein?
Se ha'n kee' Fahndel nich',
Kee Kreutz vuran, kee' Sang und Klang,
Su ziehn se ihren stillen Gang,
's is' urndlich ängstiglich.

Se tra'n ihr Bissel Sack und Pack
Und schleppen rasnig schwär'!
Nu' Leutel sa't, wu giht's denn-t-hin?
Ihr t'utt wul ei de Fremde zieh'n?
Und red't, wu kummt i'r här?

Ber kummen vohn 'a Bärgen här,
Ber zieh'n ei's Polen 'nei;
Ber sein urnär schund matt vur Nuth,
's is' gor a' hüngrig Stückel Brut,
De schläs'sche Wäberei.

Im ru'schen Polen ga'n se üns
Jedwedem a' Stück Land;
Do wull' ber nu' in's Flache ziehn
Und lassen ünse Bärge stihn —
Härr Got', dir is's bekannt.

Adjees du liebes Vaterland,
Du Schläsing, gude Nacht!
Säht euch ak üm, su lange 's giht,
Und säht, wu ünse Kuppe stiht
Und ei' der Sunne lacht.

Und wenn ber in der Fremde sein,
Wu keener schläsing'sch spricht,
Und wäben ru'sche Faden ein,
Sol' jeder a' Gedanke sein,
Nach Schläsing hingericht't.

Und wenn uns Got' se'n Seegen schenkt,
D'erwäben wer 'was Geld;
Das nähmen sich de Kinder an
Und ziehn, su fix wie jedes kan',
Furt aus der fremden Welt.

Und kummen se hie' här retur
Und sähn de Kuppe stih'n,
Do, wenn se, daß se halbig sein,
Kümmt's Härze ei' de Oogen 'nein
Und t'utt i'n'n übergihn."

Wie sehr sich der Dichter freuen kann, wie er gern harmlos scherzt, ersehen wir aus dem Gedichte:

Frumme Wünsche.

„Und vum Uchse de Kraft
Und vum Sperrlich 'a Saft,
Und vum Marder 'a Zahn,
Und do wär' ihch a' Mahn!

Annen Bart, wie 'a Buck
Und an'n Zippelpelz-Ruck
Wie a' Zeiske su grien'
Und do wär' ihch wul schien'!

Und de Nase vum Fuchs,
Und de Oogen vum Luchs,
Und de Beene vum Färd,
Und do wär' ihch 'was wärth!

Wie a' Löwe an Mutt,
Wie a' Bählamm su gutt,
Und su flink wie a' Querl
Und do wär' ihch a' Kerl.

Wie a' Hirsch nie nich' matt,
Wie a' Schlampeißker glatt,
Wie Schalastern gescheidt
Und do käm' ihch wul weit.

Oder 'sch kan' nu' nich' sein,
Und do find' ihch mihch 'nein,
Und ihch bleib' wie ihch bihn
Und 's muhß haldig ooch gihn."

Nicht nur die „Schlesischen Gedichte" Holteis verdienen gelesen zu werden; auch viele Gedichte in hochdeutscher Mundart sind lesenswert und seit vielen Jahren Eigentum des deutschen Volkes geworden, z. B. „Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka?" und „Schier dreißig Jahre bist du alt" und „Fordre niemand, mein Schicksal zu hören".

Auch seine Romane haben vielen Lesern angenehme Stunden bereitet; die Szenen, die er darstellt, sind so getreu, so lebendig, daß es nicht schwer ist, zu erraten, es müsse vielfach Selbsterlebtes den Schilderungen zu Grunde liegen. Unter dem Titel „Vierzig Jahre" gab Holtei seine Selbstbiographie heraus; der herumziehende Abenteurer und unstäte Wanderer konnte auch am besten „Die Vagabunden" in ihrem Treiben darstellen; von großer Bedeutung ist „Der letzte Komödiant"; Duldung empfiehlt der Dichter in „Christian Lammfell". Die Schlesier sucht er zu charakterisieren in dem Roman „Die Eselsfresser". Diesen Spottnamen führen nämlich die Schlesier, weil sie der Sage nach in alten Zeiten so einfältig gewesen sein sollen, daß sie keinen Esel gesehen hatten, endlich einen bei Krossen erblickten, ihn als wunderbares Wild schossen, auf dem Zobten brieten und zu Breslau aufaßen.

Durch Holtei hat das französische Vaudeville, das Singspiel, auf unsern Bühnen Eingang gefunden.

Robert Rößler. Neben Holtei, welcher für die schlesische Mundart die deutschen Herzen gewonnen hat, muß ein Dichter genannt werden, der mit dem Breslauer Alten bekannt war und ihn verehrt und nicht nur den von diesem eingeschlagenen Weg weiter verfolgt, sondern der schlesischen Mundart neue Pfade eröffnet hat. Ich meine Robert Rößler, der im Jahre 1838 zu Großburg im Strehlener Kreise geboren wurde, in Breslau Philologie studierte, Rektor der höheren Bürgerschule zu Striegau war und seit Ostern 1880 Direktor des Realgymnasiums zu Sprottau ist. Die Gedichte, welche uns Rößler geschenkt hat, zeigen den unverwüstlichen Humor des Dichters, verraten eine innige Liebe zum engeren Heimatland, erzählen von den Sitten und Gebräuchen des Volkes im naivsten Tone und wirken ergreifend auf das Gemüt jedes Menschen, dem der Sinn für Volksleben und Volkswesen nicht ganz abgestorben ist. Wird der, welcher „Aus Krieg und Frieden" zur Hand nimmt und nur einige Gedichte liest, wohl in dem Dichter einen finsteren Schulmeister oder gar den gestrengen Herrn Direktor eines Realgymnasiums vermuten? Mit dem Abschnitte „Im Kriege", der 21 Gedichte meist aus den Kriegen von 1864 und 1866 enthält, gibt uns Rößler eine Sammlung mit einem Stoffe, den Holtei noch nicht behandelt hat.

Lesen wir nun das Gedicht „De danske Dragoner" oder „Der Moltke bei Königgrätz", da fühlen wir sogleich, daß so nur singen und dichten kann, wer selbst im Felde gestanden. Und wie wird unser Dichter als tapferer Preuße gefochten haben, der alle drei Feldzüge (1864, 1866 und 1870—71) mitgemacht hat, als Premierleutnant aus der Armee getreten ist, dessen Brust das Eiserne Kreuz ziert?

Rößlers Verdienst um den schlesischen Dialekt ist ein bedeutendes dadurch geworden, daß er zuerst in schlesischer Prosa geschrieben hat. Im Jahre 1877 erschienen seine „Schnoken" zum erstenmal, die nun schon in dritter Auflage erschienen sind. Diesem Buche folgten „Närrsche Kerle", „Schläs'sche Durfgeschichten", „Durf- und Stoadtleute", „Gemittliche Geschichten".

Wenn wir nur einige seiner anmutigen und humorreichen Erzählungen durchlesen und dabei uns in die lebhaft geschilderten Lagen versetzen, die uns vorgeführt werden, so dürfen wir kein Bedenken tragen, Rößler den schlesischen Reuter zu nennen. Die Darstellung ist jedenfalls bei Rößler eben so volkstümlich wie bei Fritz Reuter; die Stoffe, die Reuter als rein mecklenburgische behandelt, sind auch meist nicht großartiger als die Rößlers; nur hat unstreitig Reuter das vor Rößler voraus, daß er im mecklenburger Dialekt auch von Dingen erzählt, die nicht mecklenburgisch sind.

Hören wir Rößler selbst in den ersten Sätzen seiner Erzählung „De Martinsgons" in „Schnoken":

„Seit zwanzig Joahren woar doas, wie's Amen ei der Kirche, asu wie Martine koam, do krigt a ooch a Geschenke vo sen Selectanern; denn doas hott a sich ehrlich vurdient; und dodermiet Punctum! — A woar a herzensguder Moan, der Herr Cunrector Mühsam und sihr bescheeden. Nu jeemersch, 120 Thoaler schläs'sch, 'ne Klufter Brennhulz aus 'm Stoadtpusche un sieben Scheffel zu Brute; wu hätte die Huffoahrt ooch härkommen sülln? Vur jedem Stoadtverurnten und Roatsherrn zug a sen ramponierten Hutt schunt tief: tiffer vurm Burgemeester, am tifsten freilich vurm Herrn Supperndenten; denn

där woar im über ei der Schule wie ei der Kirche. (Der Herr Cunrector sälig woar nämlich ooch Nahmittagsprädiger; freilich hoat sich 'n de liebe Gemeende blus is irschte Mol oangehurt, dernoachert blieb a außerm Canter und de verflischten Churjungen immer muttersilge alleene im Gootshause.) — Na kurz, a woar 'ne Seele vo em Monne. — Jedennoch kee Mensch ihs ohne Fähler, und sei grüßter woar, daß a mit üns Rangen nicht meh recht fertig wurde. — Die zweete Klasse, wu se ooch schunt awing lateinsch ropprechten, hotte su a grüner Kandedate under sich; durte woar'sch stille; kee Geist, kee Läben ei der ganzen Gesellschoft nich. — Ei der irschten Klasse ging's lauter zu. Schunt ufm Morkte kunnt ma üns lärmen hüren, und wos a gerechter Selectaner woar, där hott anne Stimme, wie a aler Attolleriemajor. Zwischper zwölfe und fuffzen, ooch sechzen worn de meesten, asu recht ei a regellären Flägeljoahren drinne" u. s. w.

Diese wenigen Zeilen dürften beweisen, wie anmutig Rößler erzählt; wie innig er dichtet, dafür mag als Probe dienen aus dem Werkchen „Aus Krieg und Frieden" ein kleines Gedicht:

„'s letzte Quottier".

„Ei der Schläsing mitten drinne
Leit a Dörfel, 's ihs 'ne Pracht,
Ufm Kirchhof hoat der Voater
Fur a Suhn Quottier gemacht.

Underm frisch bewarnen Hübel
Schläft und ruht sei treues Herz,
Und begroaben liegen miet im
Frucht und Hoffnung, Lust und Schmerz.

Asu traulich is's und heemlich,
Asu feierlich üm's Groab,
Denn de Engel giehn umzeechig
Durt als Schildwach uf und ob.

Ufm Kreuze stieht's geschrieben,
Und de Linde flüstert's stäts:
Ruh' dich aus im Mutterlande,
Junger Held vo Königgrätz."



Vereinigte Königs- und Laurahütte in Oberschlesien.

Handel und Gewerbe in Schlesien.

Über das Leben der Schlesier. — Handel, Gewerbe und Industrie. — Weberei, Teppichweberei. — Berg- und Hüttenwesen. — Schlesische Gewerbe- und Industrieausstellung.

Über das Leben der Schlesier. Mit nur wenigen Worten die Schlesier zu charakterisieren, ist nicht etwa schwierig, sondern ganz unmöglich, weil einerseits das schlesische Volk, wie wir gesehen haben, aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, anderseits aber auch das Land, welches den Charakter des Menschen bildet, sehr verschiedenartig ist; das Flachland schafft sich Menschen von andrer Lebensweise als das Gebirge. Dennoch muß als allgemein anerkannt gesagt werden, daß der Schlesier leichtlebig, liederfroh, warmherzig und liebenswürdig ist; er wird deshalb überall gern gesehen und erwirbt sich allenthalben schnell Freunde.

Fern vom schönen Schlesien haben sich freilich die Menschen oft vom Schlesier bis in die neueste Zeit hinein merkwürdige Vorstellungen gemacht. Da lesen wir Berichte, in denen die Schlesier nicht als Deutsche anerkannt, sondern halbe Slawen genannt werden.

Von den Bürgern der schlesischen Hauptstadt wird erzählt, daß sie in Klatschpelzen, in Schlafschuhen und mit langen Pfeifen über die Straßen gehen, um in überaus schmutzigen Bierhäusern ein trübes Faßbier zu trinken. Süddeutsche Journalisten wunderten sich noch in neuester Zeit, daß sie nicht mehr

polnische Inschriften über Breslaus Läden sähen und fast gar nicht polnisch sprechen hörten. Ein französischer Reisender berichtet, die Breslauer seien wenig gastfrei und haben als Einladungen nur hohle Phrasen; die Hausfrau bedaure stets, daß soeben Kaffee getrunken sei, und setze in einem recht traurigen Tone hinzu: „Sie hätten gewiß ein Täßchen mit uns getrunken.“ Den Hausherrn zeichnet derselbe Reisende als noch weniger gastfrei. Besucht man, so erzählt er, in Breslau einen älteren Herrn, so kann man auf ungefähr folgende Anrede gefaßt sein: „Ich freue mich sehr, Sie bei mir zu sehen; ich würde Ihnen zwar etwas vorsetzen, doch ist es jetzt nicht Zeit, Thee oder Kaffee zu trinken. Das Bier ist schlecht. Aber ich weiß, daß Sie gute Zigarren rauchen und sie auch stets bei sich führen. Rauchen wir also eine, und wenn sie mir schmeckt, werde ich mir noch eine ausbitten.“ Daß es in dieser Art gastfreie Leute in Schlesien wie üllerall gibt, wird niemand leugnen wollen; aber charakterisiert sind die Schlesier durch diese Zeichnung nicht.

Von einem Manne, der die Frauen kennt, von Ludwig Pietsch, wird behauptet, Berlins schönste Frauen seien Schlesierinnen; und Frauen, die nach Schlesien heiraten, entwickeln dort erst ihre volle Liebenswürdigkeit. Natürlich haben nicht alle Frauen Schlesiens einen und denselben Schnitt; denn ein nicht unbedeutender Unterschied ist zwischen der in kirchlicher Frömmigkeit erzogenen Glätzerin, welche trotz aller höheren Töchterschulbildung ihrem Idiom eine leise österreichische Färbung beimischt, und der Görlitzer Beamtentochter, die im entschieden sächsischen Dialekt spricht. Körperlich und geistig verschieden ist die Gebirgsbewohnerin von der Flachländerin, die hübsche Wasserpolackin von der niedlichen Laubanerin.

Der Schlesier muß arbeitsam und genügsam genannt werden. Auf den Rittergütern und Standesherrschaften herrscht in den Schlössern Luxus und Reichtum; auch die vielen Voll- und Halbbauern sowie die Städter befinden sich meist im Wohlstande; aber unter den Fabrikarbeitern, besonders unter den Webern, hört die Not nicht auf; ja, sie ist oft so groß, daß die Schreckensnachricht vom Hungertyphus aus den entfernten Gebirgsthälern in die Ebene dringt. Auch die Arbeiter, welche vom Fällen und Bearbeiten des Holzes leben, erwerben sich keine Schätze.

Eigentümliche Trachten und Gewohnheiten haben sich nur in den abgelegenen Gebirgsdörfern erhalten; aber auch dort verschwinden sie immer mehr. Der blaue, grüne oder graue Tuchrock der Männer reicht bis an die Schenkel oder bis ans Knie; unter ihm sieht man die Tuchweste, die kurzen schwarzen oder gelben Hosen, die grauen oder weißen wollenen Strümpfe; den Kopf deckt ein dreieckiger Filzhut. Die Frauen tragen ein Mieder von Tuch mit großem flachen und steifen Latz, ein kurzärmeliges Hemd, welches vorn am Hals mit einer Nadel zugesteckt ist, ein buntes Linnentuch um Hals und Brust, eine schwarze Jacke und wollene Strümpfe; die Zöpfe sind auf dem Scheitel zu einem Nest zusammengelegt. Verheiratete Frauen bedecken ihren Kopf mit einer Haube von weißer oder geblümter Leinwand.

Bei den Gebirgsbauern werden die Festtage und Hochzeiten mit vielem Geräusch gefeiert. Musik, Biersuppe, Fleisch, Branntwein oder Bier dürfen nicht fehlen. Hochzeitbitter laden Verwandte und Brautschauer (Ehrengäste) ein. Kränzeljungfern und Kränzelgesellen begleiten das Brautpaar, nachdem sie

Blumen von Flittergold und ein rotes Band erhalten haben, welches sie am Hute tragen; Brautführer sorgen für die Gäste; dem Bräutigam wird mit Trompeten und Waldhörnern ein Ständchen gebracht. Alle Speisen werden im eignen Hause hergerichtet. Nach Beendigung des Mahles begibt man sich ins Wirtshaus zum Tanz. Abends wird eine große Schüssel Biersuppe unter die Kinder des Dorfes verteilt, deren jedes sich mit einem Löffel einstellt. — Beim Leichenschmaus werden Fische und Biersuppe nicht gegessen. Vor einem Gevatteressen (Kindtaufe) wird an alle Bekannte des Dorfes Biersuppe, die dann Kindelsuppe heißt, verschickt. Die Güte dieser Biersuppe wird nach der größeren oder geringeren Menge der in derselben enthaltenen Rosinen beurteilt. Im Hause selbst wird auch erst Biersuppe aufgetischt, dann Brühsuppe mit Reis, Rindfleisch mit Meerrettig, Schweinebraten und Backobst.

Bei den Bauern, selbst bei den wohlhabenderen, gibt es während der Woche nur zweimal Fleisch, und zwar Sonntags und Donnerstags. Das Lieblingsgericht bei allen Schlesiern, armen und reichen, ist das schlesische Himmelreich, das aus Backobst und Klößen mit Rauchfleisch besteht. Je nach der Wohlhabenheit verwendet man zu den Klößen Weizen-, Roggen- oder Gerstenmehl; im Anfertigen derselben besitzen die Mädchen vom Lande eine besondere Fertigkeit; es ist dies bei allen das erste Gericht, das sie bereiten lernen.

Der verwöhnte Großstädter behauptet, die schlesische Küche sei nicht fein: und in gewisser Beziehung hat er mit dieser Behauptung recht, denn der Schlesier ißt gern einfach und schmackhaft, aber nicht wenig. Was der Schlesier im Gebirge genießt, das hat uns scherzhaft R. Rößler in einem niedlichen Gedichtchen verraten, welches er „Der schläs'sche Himmel" nennt, und das lautet:

„Ei dam Himmel ihs a Laba! —
Nischt wie lauter Kucha, Baba,
Lauter Brota warn mer assa
Und doas Geld mit Varteln massa.

Honigschnieta, doß se klecka,
Doß ma möcht de Finger lecka,
Teege Birna, wälsche Nisse,
Gale Äppel, zuckersisse.

Wenn's erscht wird zum Trinka kumma,
Wie warn do die Bäuche brumma,
Und de Köppe ooch derbeine,
Vo dam Schnops und Bier und Weine.

Hoa mer ins nu vulgesuffa,
Ei de Wulka giehn mer schluffa.
Wach mer uf am andern Murga,
Hoa mer vur reen nischt zu surga.

Durte kün'n mer olles macha,
M Landroat eis Gesichte lacha,
M gnäd'ga Herrn de Noase rimsa,
Tüchtig uf a Omtmann schimsa!

's hoat ken Schulza durt, ken Richter,
Lauter gude Schofsgesichter!
Korz, ich frei mich uf da Himmel
Wie ufs Futter Nuppersch Schimmel."

Für die Winterabende gibt der beliebte Rockengang oder die Spinnstubengesellschaft Unterhaltung und allerlei heitere Scherze; da werden auch Märchen erzählt von Rübezahl, vom Wassermann, vom Alp; da schicken Burschen ihre Spinnrocken mit Obst, Mandeln und Rosinen ihren Mädchen; da wird an einigen Freitagen in der Adventszeit die ganze Nacht hindurch gesponnen, damit die Spinnerin sich Geld zur Christstriezel erübrige; da wird endlich um die Mitternachtsstunde am Schluß der Spinnabende das Bescheidessen gehalten aus Milch- oder Biersuppe, gekochtem Obstbrei und Rosinen.

Manche Gebräuche hat der Schlesier, welche sich in vielen Gauen unsres Vaterlandes wiederfinden. Der Bursche pflanzt einem Mädchen zu Pfingsten

eine abgeschälte Tanne mit bunten Tüchern vor das Fenster. Am Sonntag Lätare ziehen kleine Mädchen mit Tannenbäumchen, die sie mit bunten Bändern zur Bügelkrone zusammenbinden und mit gemalten Eiern behängen, stundenlang von Haus zu Haus, singen alte Festlieder und begehren eine Gabe für das „Maigehen".

Handel. Die Lage der Provinz zwischen Ländern mit deutscher und slawischer Bevölkerung sowie die beiden Stämmen angehörige Einwohnerschaft des Landes machte dasselbe zur natürlichen Vermittlerin zwischen dem schon frühzeitig in Großgewerben, Handwerken und Künsten vorgeschrittenen Westen und dem noch nicht zivilisierten, aber an Rohprodukten reichen Osten: zwischen Deutschland und Fankreich einerseits und Polen und Rußland anderseits. Auch mit den österreichischen Ländern hatte Schlesien schon früh lebhafte Handelsbeziehungen. Neben dem hierauf begründeten eignen Handel entwickelte sich ein reger Durchgangs- und Vermittelungsverkehr, dessen Mittelpunkt Breslau bildete. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts wurden schlesische Garne vorzugsweise nach Holland, schlesische Leinwand über Hamburg nach Spanien, Portugal und England ausgeführt; die Tuche Schlesiens wurden nach Leipzig, Ungarn, Polen und Rußland verhandelt. Es gab damals schon Handelsstraßen von Breslau aus nach Krakau und Wien. Unter böhmischer Herrschaft wurde den Schlesiern freier Handel in ganz Böhmen gestattet. Durch die Verbindung Schlesiens mit Preußen trat in den Handelsbeziehungen ein vollständiger Umschwung ein. Der Verkehr mit den habsburgischen Ländern wurde plötzlich unterbrochen, sogar aufgehoben; das Erschließen des ganzen preußischen Gebietes konnte diese Nachteile nicht sofort ausgleichen. Doch Friedrich der Große wußte auch hier durch geeignete Anordnungen belebend und fördernd einzugreifen. Dieselben kamen namentlich dem Handel mit Polen und Rußland zu gute. Letzterer sank indes später wieder erheblich, als Polen geteilt worden war, Rußland hohe Zölle eingeführt hatte und die Kriege mit Frankreich in alle Handelsbeziehungen störend eingriffen. Eine weitere Schädigung erlitt der Handel durch die Einverleibung Krakaus in Österreich, da Schlesien mit dieser Stadt bis dahin in sehr lebhaftem Handelsverkehr gestanden hatte, welcher damals fast gänzlich aufhörte. Wenn nun auch der Handel nach dem Auslande Abbruch erlitt, so wurde doch der Verkehr innerhalb der Provinz und innerhalb der deutschen Grenzen infolge des raschen Aufschwunges des Bergwerks- und Hüttenbetriebes in Oberschlesien sowie der Landwirtschaft um so lebhafter. Jetzt werden noch Kohlen, Kalk und gewebte Stoffe nach Österreich, Tuche und halbwollene Gewebe nach Holland, Schweden, Norwegen, Italien und dem Orient, Porzellan und Glaswaren nach Dänemark, Holland, Rußland, Schweden, Amerika, Zink nach Frankreich und England, feinere Blechsorten nach England, Amerika, Dänemark, Holland, Rußland, Spanien, Portugal und der Schweiz, Spiritus hauptsächlich nach Italien ausgeführt.

England und Holland bilden das Hauptbezugsgebiet für Kolonialwaren, Rußland für Pelzwaren, Frankreich für Schmuckgegenstände und Seidenwaren, England für Eisen- und Stahlwaren. Der Verkehr der schlesischen Handlungshäuser erfolgt mit denen des Auslandes meist unmittelbar.

Die zur Wahrnehmung der Handelsinteressen in der Provinz errichteten Handelskammern haben ihre Sitze in Breslau, Görlitz, Grünberg, Hirschberg, Landeshut, Lauban, Liegnitz und Schweidnitz. Der Bankverkehr wird durch die Reichsbankhauptstelle in Breslau, vier Reichsbankstellen, acht Nebenstellen und verschiedene Privatbanken vermittelt.

Gewerbe und Industrie, Weberei und Teppichfabrikation. Schlesien ist eine der betriebsamsten Provinzen des preußischen Staates. Gebirge und Ebene, die fruchtbare Erddecke und die Metall- und Kohlenvorräte in den Tiefen der Berge regen zu mannigfacher Betriebsamkeit an. In den Ebenen wechseln unabsehbare Weizen- und Roggenfelder mit Klee-, Flachs- und Rapstriften, rauchen Brennereien, klappern Mühlen, prangen Obstbäume, grünen Gemüse, Hopfen und Weinstauden; in allen Städten und Dörfern des Gebirges klappert der Webstuhl und schnurrt die Spindel; hier wird gearbeitet in Glashütten, dort werden Teppiche gewebt, hier Leinwand gemacht, dort Töpferwaren, Handschuhe und Tuche fabriziert, Wagen gebaut, Steine gebrochen, Erze gewonnen, Bienen gezogen, Schafe ausgetrieben und in den fischreichen Flüssen und Bächen Fische gefangen: überall herrscht reges und thätiges Leben.

Unter den Gewerben der Provinz erfreut sich die Weberei eines sehr alten und bedeutenden Rufes. Schon im 14. Jahrhundert wird des Handels mit einheimischen Erzeugnissen in Leinwand, Tuch u. s. w., den besonders Breslau trieb, Erwähnung gethan. Im 15. Jahrhundert scheint die wichtigste Gewerbthätigkeit Schlesiens die Wollweberei gewesen zu sein, in der sich Breslau, Löwenberg und Striegau auszeichneten. In Hirschberg wurde seit 1468 die Kunst des Schleierwebens betrieben. Wichtig wurde für die Gegend von Reichenbach die Einführung der Fabrikation von Kanevas, welche man von schwedischen Soldaten, unter denen sich Kanevasweber befanden, erlernte. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts nahm die Herstellung von Geweben, besonders durch den belebenden Einfluß der Einrichtungen Friedrichs II., einen frischeren Aufschwung. Zu diesen wohlthätigen Einrichtungen gehörten Befreiung der Weber, Bleicher u. s. w. vom Zunftzwange, vom Soldatendienste und zeitweise auch von Abgaben.

Solange überhaupt Flachsbau existiert, bot Spinnen und Weben dem Landbewohner Beschäftigung im Hause. Man kann mit Recht sagen, daß diese Art Hausindustrie zu den ältesten Erwerbszweigen der Weltgeschichte gehört und wir mit Pietät eine Fabrikation verfolgen müssen, welche seit den frühesten Zeiten so vielen Landbewohnern im Winter ihren Lebensunterhalt verschafft.

In Deutschland sind die Begründer des Leinwandhandels im größeren Maßstabe im 14. Jahrhundert die Fugger in Augsburg gewesen*). Diese Augsburger Kaufleute verstanden es, Deutschlands Produktionskraft zu wecken und zu zeigen, welcher Wert in der Arbeit ruht. Sie wußten den deutschen Produkten im Auslande Anerkennung zu verschaffen, und ihrer Thätigkeit war es hauptsächlich zu verdanken, daß die Leinenindustrie so bedeutende und schnelle Fortschritte machte.

Der Hansabund führte die Erzeugnisse deutscher Gewerbthätigkeit nach England, Schweden, Dänemark und Rußland, und unsre deutsche Leinwand spielte dabei eine der wichtigsten Rollen.

*) Unser Deutsches Land und Volk II., S. 78 ff.

Auf solche Weise mußte dieser Industriezweig von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnen; und im 17. Jahrhundert, nach dem Verfall des großen Hansabundes, als die Verbindung mit Amerika schon im vollen Gange war, konnten die leinenen Artikel ihre herrschende Stellung behaupten.

Deutschlands ergiebiger Flachsbau, die billigen Arbeitslöhne konnten selbst die schädlichen Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges überwinden, und als die Wollindustrie durch den Verlust der Schafherden im Kriege daniederlag, blieb die Leinenindustrie auf ihrer Höhe. Je mehr Anforderungen die sich immer mehr zivilisierende Welt an ihre Erzeugnisse stellte, um so höher stieg der Ruf und die Fertigkeit der deutschen Leinweber.

In Schlesien ist Friedrich dem Großen nicht allein die Erhaltung und Förderung der Hausindustrie und des Flachsbaues, sondern auch die Blüte dieses Erwerbszweiges zu danken. Seinem Einfluß gelang es, den überseeischen Verkehr über Hamburg und Bremen und die Ausfuhr schlesischer Leinwand über Augsburg nach Italien auf regem Fuße zu erhalten.

Erst das Ende des 18. Jahrhunderts fing an der deutschen Leinenindustrie verderblich zu werden. Spinnerei und Weberei waren auf den Handbetrieb angewiesen. In England dagegen arbeitete man seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit Flachsspinnmaschinen; und so kam es, daß England bereits im Jahre 1825 ganz unabhängig von Deutschland dastand und mit seinen Spinnereierzeugnissen auf dem Kontinent festen Fuß fassen konnte. Bis zum Jahre 1849 überflutete die englische Industrie schon alle deutschen und überseeischen Märkte mit ihren leinenen Produkten. Aber damals hatte sich schon wieder Deutschlands Flachsbau, welcher bedeutend nachgelassen hatte, etwas gehoben und mit ihm die Leinwandindustrie, die schwere Zeiten durchzumachen hatte. Seitdem ging es in Deutschland rüstig vorwärts; im Jahre 1850 arbeiteten 70 000, im Jahre 1875 ungefähr 300 000 Spindeln.

In Deutschland unterscheidet man drei verschiedene Qualitäten gebleichter glatter Leinwand von Ruf: die Bielefelder, sächsische und schlesische Leinwand. Die Bielefelder Fabrikate*), aus rohen Garnen gewebt, waren noch vor 30 Jahren der Stolz Deutschlands; in der Gegenwart aber, wo das Publikum der äußeren Ausstattung größeren Wert beilegt als dem Gehalt, wo die Bleiche die Garne und Gewebe übermäßig angreift, wo alles in viel kürzerer Zeit seiner Vollendung zuschreiten muß, hat auch das früher so hochgeschätzte Bielefelder Leinen an Güte und Ruf verloren und führt einen harten Kampf gegen belgische und englische Gewebe.

Sachsen und Schlesien liefern Creas, aus gebleichtem Garne gewebt und dann im Stück nachgebleicht; die vielen Qualitäten dieser Art Leinwand bilden für Deutschland sowohl als Export- wie als Inlandartikel eine Hauptrolle in der Leinenbranche.

Wie kam es, fragen wir, daß die Leinwandfabrikation nicht nur in Schlesien, sondern auch in andern Gegenden zurückging? Hervorgerufen wurde dieser Rückgang durch die Baumwolle. Heute bilden baumwollene Gewebe schon weit und breit Ersatz für Leinen. Unsre Hausfrauen, welchen noch vor 30—40 Jahren ein voller Schrank mit weißleinenen Wäschegegenständen als Zierde des Haushaltes

*) Unser Deutsches Land und Volk Bd. VI., S. 79.

und als ein Teil des Reichtums galt, nehmen heute mit Baumwolle fürlieb, weil ihnen der billige Preis gestattet, noch hier und da eine unechte Spitze anzubringen. Selbst unsre Landleute, die vor 30 Jahren gegen baumwollene Waren noch Mißtrauen hegten, bringen diesen heute weit freundlichere Gesinnungen entgegen. Man geht darauf aus, den äußeren Schein in billiger Weise zu wahren; aber trotz der billigen Baumwollenpreise kauft man vorteilhafter, wenn man statt Schirting, Dowlas oder Kattun gute deutsche Leinwand bezieht. Wir müssen uns endlich ermannen, auf eigne Produkte stolz zu sein und die leidige Passion für fremde Fabrikate abzustreifen.

Trotzdem nun soviel ausländische Fabrikate gekauft werden, wächst jetzt Schlesiens Leinenhandel immer mehr über seine Grenzen hinaus; Schlesien ist nach und nach die Leinenversorgungsquelle Preußens, ja Deutschlands geworden und sendet außerdem schon heute über Land und Meer seine Fabrikate. In der Jacquard- und Damastweberei bringt Neustadt in Oberschlesien wunderbar schöne Waren auf den Weltmarkt.

In Landeshut stand schon im 17. Jahrhundert die Weberei in solcher Blüte, daß daselbst am 17. April 1698 der Landeshauptmann von Nostitz eine Leinwandordnung erließ. Hundert Jahre später wurden aus dieser einen Stadt jährlich über 180000 Schock Leinwand ausgeführt. Die Kriegsjahre 1806 bis 1813 wirkten höchst nachteilig auf Handel und Industrie. Seit 30 Jahren aber hebt sich in Landeshut alljährlich mehr und mehr der Leinwandhandel. Da haben seit dem Jahre 1852 die Gebrüder Methner (Karl und Robert) durch Umsicht und Thätigkeit der Landeshuter Leinenindustrie neuen Ruf verschafft und neue Absatzgebiete erschlossen. Die zehn Jahre später gegründete Firma von F. V. Grünfeld entwickelte eine bedeutende Rührigkeit, durch die sie sich in den weitesten Kreisen empfiehlt. Gegenwärtig gibt es in Landeshut auf dem Gebiete der Leinenindustrie sechzehn Firmen. Die Ausfuhr an Schocken beträgt jetzt erheblich mehr als zur höchsten Blütezeit des vorigen Jahrhunderts. Nach den Berichten der Handelskammer betrug die Zahl der von Handwebern im Jahre 1879 gefertigten Stücke 316395. Außerdem sind noch zwei mechanische Leinenwebereien mit ungefähr 700 Stühlen thätig. Daß hier die Weberei nicht nur zweckmäßig und einfach, sondern auch künstlerisch betrieben wird, beweist uns z. B. ein einziger Blick in eins der Musterbücher der obengenannten Firma F. V. Grünfeld. Da finden wir unter andern abgebildet: ein Damastgedeck, genannt „Bergmanns Gruß“; in die Decke sind die Fossilien der Steinkohlenflora in naturgetreuer Wiedergabe der Pflanzenabdrücke eingewebt mit den bergmännischen Emblemen und dem Spruch „Glück auf“ und den Versen (in den vier Ecken):

„Horch, das Glöcklein ruft zur Schicht!
Braver Bergmann säume nicht!
Segen bringt erfüllte Pflicht!
Auf! Durch Finsternis zum Licht!“

Mit Freude und Stolz blicken die schlesischen Leinwandfabrikanten in die Zukunft, denn ihre Ware hat Anerkennung gefunden; und wenn auch die jetzigen Fuggers keine kaiserlichen Schuldbriefe mehr vernichten, so haben sie doch durch ihre freiwillige und unfreiwillige Steuerkraft auch unserm Kaiser das Geld zu seinen Kriegen gegeben; und dreist können wir behaupten: es gab damals nur einen Fugger in Augsburg, heute aber sind deren ein Dutzend in Schlesien.

Hervorragendes leistet in der Weberei Waldenburg (Gebrüder Alberti); Gruschwitz und Söhne in Neusalz ist eine Weltfirma. Allgemein bekannt ist die schlesische Wollwaschanstalt zu Grünberg, denn wir müssen hier neben dem Flachse auch der Wolle gedenken; der Hauptsitz der gewebten Wollstoffe befindet sich in Niederschlesien, und zwar besonders in Sagan, Görlitz und Grünberg, demnächst in Goldberg.

Neben der Leinen-, Woll- und Baumwollenweberei und Spinnerei ist in Schlesien auch die Teppichweberei vertreten, vorzugsweise in Schmiedeberg. Weit über Deutschlands Grenzen ist die dortige Firma „Gevers & Schmidt" (Mende) bekannt. Diese Fabrik hat im Jahre 1881 einen Teppich verfertigt, den die Stadt Braunschweig, resp. die Stände des Landes, für ihren Landesherrn zu dessen fünfzigjährigem Regierungsjubiläum bestellt hatten. Der Teppich ist ein wirkliches Prachtstück der Fabrik. Genau den vorgeschriebenen Angaben folgend, hat dieselbe die verschiedenen Farben derartig abzutönen verstanden, daß selbst das intensive Ponceaurot der Wappenschilder in der nahen Zusammenstellung mit dem sattesten Bordeauxrot in wohlthuender Harmonie auf das Auge wirkt. Das braunschweigische Wappen mit dem springenden Löwen bildet die Mitte des Teppichs auf bordeauxrotem Felde, das durch eine Bordüre in Neublau, von dem sich wundervoll gezeichnete Arabesken in Grau plastisch abheben, eingerahmt wird. Eingeschlossen ist die Bordüre von grünbronzefarbenen, sehr schön schattierten Rändern. In jeder Ecke der Bordüre sind Medaillons, in welchen auf Ponceaurot sich das braunschweigische Wappenroß in schöner, vollendeter Zeichnung abhebt. Der Teppich hat eine Länge von $9,_{30}$ und eine Breite von $7,_{20}$ m. Zu seiner Herstellung sind 2270000 Knoten gebraucht worden; jeder Knoten ist mit der Hand aus dreifachen Wollenfäden geschlungen. Die Fabrik, die bei der Anfertigung der Teppiche sehr subtil zu Werke geht, wird mit den ehrenvollsten Aufträgen betraut; das Palais unsres Kaisers wird durch viele Erzeugnisse derselben geziert.

Bergbau- und Hüttenwesen. Wir irren gewiß nicht, wenn wir annehmen, daß den Bewohnern Schlesiens um das Jahr 1000 n. Chr. Geb. der Bergbau und die Gewinnung und Bearbeitung von Metallen nicht fremd war. Wahrscheinlich wurden schon im 12. Jahrhundert in Polen Verbrecher ad metalla verurteilt: eine Thatsache, die auf Vorhandensein des Bergbaues für Rechnung des Staates schließen läßt. Das Stift Leubus wurde urkundlich im Jahre 1178 mit dem Bergregal in seinem Gebiete vom Herzog Boleslaw beliehen.

Je mehr die Germanisierung Schlesiens im 12. und 13. Jahrhundert zunahm, desto mehr hob sich auch der Bergbau. Schon im 12. Jahrhundert baute man in den Gegenden von Goldberg, Bunzlau und Löwenberg auf Gold. In den dortigen Sandlagen findet sich neben einigen sehr fein eingemengten Edelsteinen auch Gold in äußerst kleinen Körnchen, die sich in früherer Zeit zahlreicher gezeigt haben müssen als jetzt, wenn anders der Bergbau in Goldberg allein jährlich 380000 Dukaten als Ausbeute eingebracht hat. Der Bergbau zu Reichenstein, wo die Erze aus Arsenikkies mit einem geringen Gold- und Silbergehalt bestehen, ist jetzt auf Gold auch gänzlich erloschen, obgleich er noch im 18. Jahrhundert in hoher Blüte stand. Auch Kupferberg, wo man im 16. Jahrhundert Gold und Silber aus Kupfererzen gewann, hat keinen Bergbau

mehr, da die Wiederaufnahme im Jahre 1854 und Fortführung desselben bis zum Jahre 1868 nicht lohnte. Schon seit einigen Jahrhunderten wird der Bergbau auf edle Metalle in Schmiedeberg, Silberberg, Gottesberg und an andern Orten betrieben. Man darf wohl als sicher annehmen, daß die Lagerstätten edler Metalle im ganzen nicht reich und mächtig gewesen sind, und wird nicht irren, wenn man die Nachrichten über die hohen Erzeugnisse im 13. und 14. Jahrhundert (z. B. aus Goldberg) für unwahrscheinlich und übertrieben hält. Jedenfalls sind die Versuche in neuerer Zeit, die an verschiedenen Orten gemacht worden sind, trotz der großen Opfer, die gebracht wurden, und trotz der vorgeschrittenen Technik nutzlos und ohne günstige Resultate gewesen.

Bleierz wurde der Sage nach durch einen Zufall in Tarnowitz entdeckt. Ein Bauer fand zuerst daselbst ein Stück Bleierz, welches ein Ochse ausgescharrt hatte; er zeigte dasselbe Beuthener Bergleuten, deren Aufmerksamkeit es erregte, so daß sie die Veranlassung zur Aufnahme des Tarnowitzer Bergbaues wurden. Doch kam derselbe im 16. Jahrhundert durch die schwierige Wasserhaltung, Nachlässigkeit der Bergbeamten und den Widerstand der adligen Grundbesitzer wegen Überlassung von Grund und Boden zu bergbaulichen Zwecken nicht vorwärts. Ein amtlicher Bericht aus dem Jahre 1539 bezeichnet das Erzfeld um Tarnowitz als gut, aber unbebaut, weil man zu den Orten, an denen sich viel Erz befinde, wegen des vielen Wassers nicht gelangen könne, weil die Edelleute sich dem Bergbau widersetzten, weil der Bergmeister nicht fleißig und eigennützig sei, niemand nach Recht und Ordnung sehe und die Gegend nahe beim Bergwerk vor Räubern und Mördern nicht sicher sei. Unter diesen Umständen konnte damals in Tarnowitz nicht viel Erz gewonnen werden. Dazu kam noch, daß um 1630, unter der Regierung Ferdinands II., den Protestanten die Kirchen fortgenommen wurden. Aus Beuthen wanderten infolgedessen sofort zwanzig der angesehensten Familien aus. Der größte Teil der Bergleute verließ die Stadt Tarnowitz und ihre Umgebung; die zurückgebliebenen evangelischen Einwohner gingen nach dem fast 10 Meilen entfernten Kreuzburg in die Kirche, bis ihnen dies 1680 bei Strafe untersagt wurde. Als nun die evangelischen Einwohner ihren Gottesdienst unter freiem Himmel in Wäldern abhielten, erging im Jahre 1701 der Befehl, daß kein Buschprediger gelitten werden sollte. Daß unter solchen Verhältnissen der für jene Gegend so wichtige Bergbau gleich andern Gewerben nicht gedeihen konnte, liegt auf der Hand.

Im engen Zusammenhange mit der Geschichte des Silber= und Bleibergbaues steht die Geschichte des oberschlesischen Galmeibergbaues. Der Galmei kommt in Oberschlesien vielfach mit den silberhaltigen Bleierzen zusammen vor und ist bei dem älteren Bleierzbergbau mitgewonnen, aber als wertlos fortgeworfen worden. Die Verwendung des Galmeis zur Messingbereitung ist nach Plinius schon den Römern bekannt gewesen. Der erste, von dem feststeht, daß er in Schlesien Versuche auf Galmei gemacht und ein Messingwerk angelegt hat, war Peter Jort, ein geachteter Bürger von Tarnowitz. Im Jahre 1584 bewarb sich ein Hans Jörtel, Goldschmied zu Tarnowitz, um das Recht, Galmei zu graben. Wie lange nun dieser Galmeibergbau bei Tarnowitz und Beuthen betrieben wurde, ist nicht zu ermitteln; aber es ist wahrscheinlich, daß er unter Ferdinand II., als im Jahre 1631 alle Protestanten aus jener Gegend vertrieben wurden, auf lange Zeit zum Stillstand kam. Derselbe gelangte erst zu

Anfang des 18. Jahrhunderts durch den Breslauer Kaufmann Georg von Giesche wiederum in Aufnahme, welchem bereits im Jahre 1704 von Kaiser Leopold ein Privilegium in ganz Ober- und Niederschlesien, für sich allein Galmei graben zu dürfen, erteilt wurde.

Solange der Galmei nur zur Messingbereitung Verwendung fand, war die Bedeutung des schlesischen Galmeibergbaues eine verhältnismäßig geringe und untergeordnete. Dies änderte sich jedoch wieder, als es im Anfange unsres Jahrhunderts dem Hütteninspektor Reberg zu Wosrolla gelang, aus zinkischen Ofenbrüchen und demnächst aus Galmei metallisches Zink darzustellen, was im Jahre 1809 zur Errichtung der königlichen Lydognia-Zinkhütte, der ersten größeren Zinkhütte in Oberschlesien, führte.

Unter österreichischer Herrschaft gedieh der Bergbau in Schlesien nicht. Erst Friedrich der Große war es, welcher nach der Besitzergreifung Schlesiens mit sicherem Blicke die hohe Bedeutung des Bergbaues erkannte und durch seine Fürsorge und weise Maßnahmen den Grund zu der Entwickelung und Blüte legte, welche der schlesische Bergbau unter dem dauernden Schutze und der Fürsorge der preußischen Regenten erlangt hat. Friedrich der Große richtete das landesherrliche Bergamt zu Reichenstein ein, das im Jahre 1769 in ein Oberbergamt verwandelt, 1778 nach Reichenbach, 1779 nach Breslau, 1819 nach Brieg, 1850 wieder nach Breslau verlegt wurde.

Im Jahre 1768 entsandte Friedrich II. erfahrene Räte nach Schlesien, die das schlesische Bergwesen untersuchen und dessen Organisation einleiten sollten, die auch die Lust zum Bergbau in den Schlesiern rege machen mußten. Schon im Jahre 1769 erließ der König die revidierte Bergordnung für das souveräne Herzogtum Schlesien und die Grafschaft Glatz, welche die Grundlage bildete, zum Bergbau in Schlesien an allen Orten anzufeuern; er regelte das Knappschaftswesen und erließ verschiedene, die Entwickelung des Bergbaues bezweckende Verordnungen.

Was aber die Regierung Friedrichs des Großen in der Geschichte des schlesischen Bergbaues unvergeßlich macht und von besonderem Einfluß erscheinen läßt, war die glückliche Wahl eines geschickten Leiters, indem an die Spitze der Bergwerksverwaltung ein hochbegabter, theoretisch und praktisch ausgebildeter Mann gestellt wurde, welcher auf die Entwickelung des schlesischen Bergbaues einen eminenten Einfluß ausgeübt hat. Es war dies der 1779 zum kommissarischen Direktor des Oberbergamtes, nachher zum ersten schlesischen Berghauptmann und im Jahre 1802 zum Oberberghauptmann und später zum Staatsminister ernannte Graf Friedrich Wilhelm von Rheden. Dieser Mann war ausgestattet mit einem reichen Schatz von technischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Kenntnissen, welche er sich unter Leitung seines Oheims, des hannöverschen Berghauptmanns von Rheden, beim Harzer Bergbau und durch sorgsame Studien auf der Universität Göttingen, auch durch Bereisung deutscher und englischer Berg- und Hüttenwerke erworben hatte.

Beim Eintritt Rhedens in die schlesische Bergwerksverwaltung im Jahre 1780 war in Oberschlesien der Steinkohlenbergbau überhaupt noch nicht ins Leben getreten. Als metallischer Bergbau war in Oberschlesien nur der von der Gieschesche Gesellschaft betriebene Galmeibergbau im Gange, der etwa 10000 Zentner Galmei jährlich zur Messingfabrikation förderte. Der Bleierzbergbau bei

Tarnowitz lag noch gänzlich danieder. Der Eisenhüttenprozeß lag sehr im argen. Es waren etwa 36 Holzkohlenhochöfen im Gange, welche 100000 Zentner Roheisen, bez. 75000 Zentner gefrischtes Stabeisen lieferten; doch war die Beschaffenheit dieses Eisens so schlecht, daß die Ausfuhr desselben in andre Provinzen des Staates im Jahre 1777 verboten wurde.

Etwas günstiger als hier lagen die Verhältnisse in Niederschlesien. Im Jahre 1780 waren daselbst im ganzen 27 Steinkohlengruben im Betriebe, von denen sechs bei Neurode belegen waren, die ca. 125000 Tonnen Steinkohlen, im Werte von 72000 Mark, lieferten und absetzten. Außerdem waren daselbst noch drei Kobalterzgruben, ein Schwefelkiesbergwerk, ein Kupfer- und ein Arsenikerz-, zwei Bleierzbergwerke im Betriebe, welche den dortigen Interessenten zusammen eine Einnahme von ca. 100000 Mark abwarfen. Rheden erkannte sofort mit scharfem Blicke die außerordentlich reichen Mineralschätze, welche Schlesien barg, und die Entwickelungsfähigkeit des schlesischen Bergbaues; er wußte ferner, daß die Anwendung der Dampfmaschine und die Verwendung der Steinkohle zu technischen Zwecken, wie er dies in England genau kennen gelernt hatte, zur Entwickelung der schlesischen Montanindustrie notwendig sei. In der Nutzbarmachung dieser beiden so wichtigen Hebel der Montanindustrie liegt mit das größte Verdienst Rhedens.

Rheden bewirkte durch seinen Einfluß, daß der Staat selbst mit der Eröffnung von Gruben und der Einrichtung großartiger Hüttenanlagen voranging und bedeutende Summen anlegte; und Preußens großer König brachte in der neu erworbenen Provinz durch eine weise Bergwerksgesetzgebung und durch thatkräftige Hilfe den daniederliegenden Bergbau in Flor.

Die erste Folge der Wirksamkeit Rhedens war die Wiederaufnahme des Tarnowitzer Bleierzbergbaues auf der fiskalischen Friedrichsgrube, woselbst 1784 der erste Fund auf dem Rudolfienschacht gemacht wurde. Im Jahre 1788 wurde daselbst die erste Dampfmaschine (die zweite auf dem Kontinent) zur Wasserbewältigung aufgestellt. Diese Maschine hatte man aus England bezogen, und bald folgten ihr andre nach.

Im Jahre 1786 wurde die fiskalische Friedrichshütte zur Verhüttung der auf der Friedrichsgrube gewonnenen Erze erbaut. In demselben Jahre begann Rheden mit der Errichtung der königlichen Eisengießerei zu Gleiwitz, auf welcher der erste Kokshochofen in Deutschland erbaut wurde, dessen Koksversorgung durch den im Jahre 1798 in Angriff genommenen Tiefbau der fiskalischen Königin-Luise-Grube erfolgte. Hieran schloß sich ferner der Bau der fiskalischen Königshütte neben der bereits im Jahre 1791 in Angriff genommenen fiskalischen Königsgrube.

Auch auf die wachsende Entwickelung der Zinkindustrie hat Rheden einen mächtigen Einfluß ausgeübt. Er bemühte sich ferner, die Herstellung des Zinkes aus Galmei kennen zu lernen, und es gelang ihm auch, diesen wichtigen Prozeß auf der im Jahre 1809 erbauten fiskalischen Lydognia-Zinkhütte im großen einzuführen. Auch erschloß er den wichtigsten Teil des oberschlesischen Kohlenreviers. Dieses thatkräftige, von dauernd günstigen Erfolgen begleitete Vorgehen des Fiskus erleichterte und ermunterte die Privatindustrie, mit Gruben- und Hüttenanlagen vorzugehen, was im Jahre 1809 zum Bau der Hohenlohehütte und kurze Zeit darauf zur Begründung der Antonienhütte führte.

In Niederschlesien veranlaßte Rheden die ausgedehntesten Untersuchungen der verschiedenen Erzlagerstätten, die jedoch meist nicht zu belangreichen Resultaten geführt haben. Dagegen waren seine Bemühungen um die Entwickelung des niederschlesischen Steinkohlenbergbaues erfolgreicher.

Im Jahre 1803 wurden in Schlesien produziert: Steinkohlen im Werte von fast 900000 Mark durch 1480 Arbeiter; Galmei im Werte von 30300 Mark durch 38 Arbeiter; Blei und Silber im Werte von 400000 Mark durch 530 Arbeiter; Eisenwaren aller Art im Werte von 3900000 Mark durch 2425 Arbeiter; blaue Farben im Werte von 46000 Mark durch 110 Arbeiter; Kupfer im Werte von 38000 Mark durch 134 Arbeiter; Arsenik im Werte von 45600 Mark durch 107 Arbeiter; Salpeter im Werte von 72000 Mark durch 21 Arbeiter; Vitriol im Werte von 135000 Mark durch 111 Arbeiter. Die Produkte dieses einen Jahres hatten einen Wert von beinahe 6000000 Mark und wurden durch fast 5000 Arbeiter gewonnen. Das war unter Rheden in ungefähr 20 Jahren erreicht worden; und diese Resultate müssen wirklich bedeutend und glänzend erscheinen, wenn man die damaligen Verhältnisse berücksichtigt, da es an fast allen Bedingungen fehlte, welche jetzt der Industrie in hohem Maße zu Gebote stehen.

Als Goethe im Jahre 1790 die Friedrichsgrube in Tarnowitz besuchte, schrieb er in zutreffender Weise in das dortige Fremdenbuch:

An die Knappschaft von Tarnowitz.

Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, was hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Tarnowitz, den 4. September 1790. Goethe.

Nächst Rheden war für die schlesische Hüttenindustrie von dem weitgehendsten Einfluß **Karsten**, welcher 1805—1819 dem schlesischen Hüttenwesen vorstand und von 1819—1850 bei der Zentralverwaltung für das Berg- und Hüttenwesen in Berlin thätig war. Karsten ist als der Träger der neueren Hüttenprozesse zu betrachten und hat sich namentlich um die Entwickelung des Eisen- und Zinkhüttenprozesses außerordentliche Verdienste erworben. Ihm ist es zu verdanken, daß die schlesischen Bergwerks- und Hüttenprodukte von Jahr zu Jahr ganz bedeutend zunahmen und immer mehr an Wert gewannen. Wir haben gesehen, daß sich der Wert aller dieser Produkte im Jahre 1803 auf beinahe 6000000 Mark belief; von 1823—1827 schwankte er zwischen 6150000 und 8400000 Mark; von 1828—1836 ging er freilich etwas zurück; von 1837—1847 schwankte er zwischen 14400000 und 33000000 Mark, im Jahre 1867 aber stieg er auf 93 Millionen, im Jahre 1880 auf mehr als 150 Millionen Mark.

Zur Erreichung dieser günstigen Resultate haben bedeutend beigetragen: die ausgedehntere Benutzung der Dampfkraft, die Eröffnung und weitere Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, das allgemeine Berggesetz vom 24. Juni 1865. Zur Beförderung des Bergbaues und zum Wohle der Arbeiter dienen die Knappschafts- und Krankenkassen, die Bergbauhilfskassen, Sonntagsschulen, Fortbildungsschulen, Bergschulen und Industrieschulen.

Steinkohlen. Aus den amtlichen Berichten erfahren wir, daß Schlesien seit 1769 bereits über 4000 Millionen Zentner Steinkohlen geliefert hat. Bei solch bedeutenden Förderungen drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie lange der schlesische Steinkohlenvorrat noch ausreichen wird? Von Fachmännern ist berechnet worden, daß Schlesien noch auf Jahrhunderte hinaus den Bedarf an Steinkohlen bei steigender Förderung zu liefern vermag, und daß dieselben, welche man in zutreffender Weise mit dem Namen von schwarzen Diamanten bezeichnet hat, auf lange, nicht absehbare Zeit als eine Quelle provinziellen Wohlstandes und als Grundlage vielfacher industrieller Thätigkeit zu betrachten sind. Interessant dürfte ein kurzer Auszug aus den amtlichen Berichten über die schlesische Kohlenproduktion sein, weil sich aus Zahlen am besten erkennen läßt, was hier mit der Zeit gewonnen wurde. Danach betrug an Steinkohlen

in den Jahren	in Oberschlesien			in Niederschlesien			also in ganz Schlesien	
	die Zahl der		die Zahl der zu Tage geförderten Tonnen à 20 Zentner	die Zahl der		die Zahl der zu Tage geförderten Tonnen à 20 Zentner	die Zahl der Tonnen	im Werte von Mark
	Werke	Arbeiter		Werke	Arbeiter			
1769	—	—	367	—	—	3200	3567	13 500
1779	—	—	794	—	—	17 000	17 794	76 047
1789	—	—	9167	—	—	70 214	79 381	293 013
1799	18	619	38 546	54	916	116 190	154 736	611 793
1809	—	—	82 306	—	—	133 514	215 820	976 506
1819	30	946	153 382	32	1237	183 890	337 272	1 404 153
1829	47	1562	250 318	38	1474	187 454	437 772	1 725 633
1839	71	3167	440 864	35	1994	234 407	675 270	2 778 477
1849	73	5615	915 936	41	2694	359 481	1 275 417	5 509 317
1859	86	12 838	2 333 627	43	4687	773 003	3 106 630	13 965 315
1869	112	23 096	5 555 333	40	8056	1 411 140	6 966 473	34 945 770
1879	106	30 573	8 909 903	47	10 487	2 278 084	11 196 987	47 900 044
1880	103	32 290	10 016 520	45	12 533	2 640 244	12 656 764	57 186 762
von 1769—99	—	—	256 712	—	—	1 458 682	1 715 394	6 615 408
„ 1800—29	—	—	4 592 338	—	—	4 970 596	9 562 934	38 140 722
„ 1830—49	—	—	10 476 758	—	—	5 231 140	15 707 898	64 907 442
„ 1850—69	—	—	57 372 314	—	—	16 668 589	87 040 903	320 975 559
„ 1870—79	—	—	77 642 625	—	—	21 120 517	98 763 142	605 004 156
1880	—	—	10 016 520	—	—	2 640 244	12 656 764	57 186 762

Es wurden also Steinkohlen zu Tage gefördert von 1769—1880: in Oberschlesien 160 357 267 Tonnen oder 3 207 145 340 Zentner, in Niederschlesien 52 089 768 Tonnen oder 1 041 795 360 Zentner, im ganzen Schlesien 212 447 035 Tonnen oder 4 248 940 700 Zentner im Werte von 1 092 830 049 Mark.

Die Leistungsfähigkeit der schlesischen Kohlengruben ist demnach in der letzten Zeit bedeutend gestiegen; die Kohlenverkaufspreise aber sind in den letzten Jahren gesunken, weil infolge der massenhaften Produktion das Angebot größer war als die Nachfrage und der Verbrauch, und weil mit der schlesischen Kohle die englische in Konkurrenz tritt, obgleich diese an Heizkraft und Brennwert die schlesische nicht etwa übertrifft.

Die Entwickelung des Braunkohlenbergbaues in Schlesien fällt in eine viel spätere Zeit, als die des Steinkohlenbergbaues. Wenngleich Braunkohlen

schon zu Anfang unsres Jahrhunderts an einigen Orten bekannt waren, so finden sich in Schlesien doch erst seit dem Jahre 1839 regelmäßig betriebene Braunkohlengruben. Bis zum Jahre 1855 war die Zahl der betriebenen Gruben auf 23 mit einer Jahresproduktion von 71548 Tonnen à 20 Zentner gestiegen. Von da ab hat sich dieser Bergbau in erheblicherem Maße entwickelt; denn es waren im Betriebe:

im Jahre	Werke	mit produzierten Tonnen à 20 Zentner	im Werte von	mit beschäftigten Arbeitern
1859	34	115789	306672	692
1869	34	358439	922386	1110
1879	36	425255	1470275	1231
1880	39	417793	1469545	1197

An Zinkerz wurden im Jahre 1840 in 32 Werken von 1817 Arbeitern 48935 Tonnen im Werte von 1708473 Mark, im Jahre 1880 in 43 Werken von 9346 Arbeitern 530994 Tonnen im Werte von 8090465 Mark zu Tage gefördert. Dagegen hat die Förderung an Galmei in den letzten Dezennien immer noch mehr abgenommen. Diesen Ausfall hat man auszugleichen versucht durch Verhüttung von Zinkblende (Schwefelzink), von der im Jahre 1868 in einer Grube 829 Tonnen (13901 Mark), im Jahre 1880 schon in sechs Gruben 81322 Tonnen (3145902 Mark) gefördert wurden. Bis jetzt beschäftigen sich nur einige schlesische Zinkhütten mit der Verhüttung von Zinkblende, mit welcher ein lästiger und kostspieliger Röstprozeß verbunden ist; doch ist dieser Zweig der Industrie in stetem Wachsen.

In beständigem Steigen ist die Gewinnung des Zinkes, denn es wurden gewonnen:

im Jahre	1819	in	6	Werken mit	267	Arbeitern	1128	Tonnen	mit	349695	M.	Wert,
„ „	1829	„	18	„ „	528	„	6747	„	„	977256	„	„
„ „	1839	„	35	„ „	1229	„	10713	„	„	3103788	„	„
„ „	1849	„	37	„ „	2419	„	23283	„	„	5377095	„	„
„ „	1859	„	40	„ „	4033	„	37211	„	„	13525131	„	„
„ „	1869	„	37	„ „	4023	„	37965	„	„	13687017	„	„
„ „	1879	„	27	„ „	4693	„	63476	„	„	19017576	„	„
„ „	1880	„	27	„ „	4768	„	65443	„	„	22129137	„	„

Die Bleierz-Produktion in Schlesien betrug

im Jahre	1819	in	1	Werke mit	539	Arbeitern	1427	Tonnen	mit	251598	M.	Wert,
„ „	1849	„	7	Werken „	317	„	995	„	„	177459	„	„
„ „	1869	„	21	„ „	1780	„	13124	„	„	2591229	„	„
„ „	1879	„	19	„ „	852	„	16187	„	„	1987190	„	„
„ „	1880	„	16	„ „	808	„	17766	„	„	2573423	„	„

Von 1786—1880 wurden in Schlesien gewonnen: 183667 kg Silber im Werte von 31619757 Mark, 183151 t Blei im Werte von 66380998 Mark, 68283 t Bleiglätte im Werte von 26654346 Mark.

Eisenerze wurden gefördert von 1826—1880 14800000 t oder 297 Millionen Zentner im Werte von 63400000 Mark, Roheisen 6160000 t oder 123 Millionen Zentner im Werte von 535100000 Mark.

Mit diesen Angaben dürfte vielleicht das Wichtigste über die Geschichte und den jetzigen Stand des Bergbau- und Hüttenwesens in Schlesien gesagt sein. Rufen wir uns ins Gedächtnis zurück, was über die Geschichte und den heutigen Stand der Weberei gesagt worden ist, so kommen wir zu der Überzeugung,

daß Schlesien sich durch den Fleiß und die Intelligenz seiner Einwohner immer mehr zu einer blühenden Provinz des preußischen Staates emporschwingt; und das muß unsre feste Überzeugung werden, obgleich wir erst zwei Gebiete der schlesischen Industrie, freilich die beiden wichtigsten, in den Kreis unsrer Betrachtung gezogen haben. Wenn wir uns aber von dem gewerbfleißigen Schlesien nur ein einigermaßen richtiges Bild machen wollen, dürfen wir nicht von der schlesischen Industrie scheiden, ohne auch auf andre nicht unbedeutende Gebiete einen Blick, wenn er auch nur flüchtig ist, geworfen zu haben; denn in Schlesien sind die Gewerbtreibenden und Industriellen nicht nur Weber und Bergleute. Doch wie finden wir uns hindurch in diesem Chaos? Wo fangen wir unsre Betrachtung an? Wie reihen wir die einzelnen Glieder zu einer schönen Kette aneinander? Stände uns der alte Römergott Mercurius, der Handel und Gewerbe schützte, zur Seite, er würde uns wohl führen, so daß wir nicht nur Schlesiens Berge, sondern auch Schlesiens Gewerbfleiß lieb gewinnen würden. Wenn wir ihn fragen, so weist er uns mit seinem Stabe nach Breslau und erinnert uns daran, daß dort im Jahre 1881 war die

Schlesische Gewerbe- und Industrieausstellung. Sie sollte bringen und hat zur Anschauung gebracht ein Gesamtbild der Gewerbthätigkeit Schlesiens. In Breslau fanden Provinzial-Gewerbeausstellungen statt zuerst im Jahre 1852, dann im Jahre 1857, darauf im Jahre 1870; die vierte wurde im Jahre 1881 abgehalten; so glänzend wie diese ist keine der früheren gewesen. Unweit des rechten Oderufer-Bahnhofes erhoben sich damals die Türme und Türmchen des Ausstellungspalastes; stolz wölbten sich die Kuppeln über den mächtigen Hallen; mit gerechtem Stolz blickte der Schlesier auf den prächtigen Bau und selbst der an große Eindrücke gewöhnte Weltstädter betrat diese Stätte emsigen Schaffens mit wahrhaftem Staunen. Lange Zeit vor dem Beginn der Ausstellung wurden, nachdem der Prachtbau so praktisch wie möglich fertig gestellt war, die Produkte schlesischer Industrie aus allen Gegenden der Provinz herangeschafft und, nach verschiedenen Gruppen geordnet, aufgestellt. Am 15. Mai 1881 wurde die Ausstellung eröffnet mit dem Gesange des Chorales „Lobet den Herrn“. Dann sprach der Kommerzienrath Dr. Websky, der unermüdlich thätige Mann, der für die Ausstellung in fieberhafter Ruhelosigkeit gearbeitet hatte, als Vorsitzender des geschäftsführenden Ausschusses mit markiger, weithin vernehmbarer Stimme unter andern Worten auch folgende zur Begrüßung: „Lassen Sie mich zunächst Sie alle, die Sie zur Feier dieses Tages hierher gekommen sind, von Herzen begrüßen. Feierlich ist stets der Augenblick, in welchem ein großer Wettstreit beginnt. Ein solcher Augenblick ist heute für Schlesiens Gewerbtreibende gekommen. Lange haben dieselben ihre Vorbereitungen getroffen; lange hat sich jeder Einzelne bemüht, das Beste, was er leisten kann, in gefälliger Form seinen Mitbürgern vorzuführen! Aber heute ist erst die Arena eröffnet, heute bieten sie zum erstenmal dem prüfenden Auge des Beschauers das Resultat ihrer Arbeit dar. Nicht sind es die Felder männervernichtenden Kampfes, die heute unsre Sinne fesseln — auch auf ihnen haben sich Schlesiens Söhne noch vor einer kurzen Spanne Zeit bewährt —: heute sind es die Thaten friedlicher, menschennährender und menschenveredelnder Gewerbthätigkeit, die sich unserm Auge darbieten.“ Dann wies der Redner auf die vielen Schwierigkeiten hin, welche sich einem so umfangreichen Unternehmen, wie die Gewerbeausstellung einer ganzen

Provinz ist, entgegenstellen, und bedauerte, daß das Werk doch nicht die Ausdehnung genommen hat, die es hätte nehmen können, wenn sich Niederschlesien in weiterem Umfange und reger beteiligt hätte. Er dankte denen, die ihm bei dem schwierigen Werke bereitwilligst geholfen hatten.

Eröffnet wurde die Ausstellung durch folgende Worte des Herrn Oberpräsidenten der Provinz, Freiherrn von Seydewitz: „Es ist eine Lebensfrage für eine in gedeihlicher Entwickelung stehende Industrie, daß sie auf dem großen Markte zur Geltung und Anerkennung gelangt; und sie kann das nur, wenn sie durch die Herstellung solider und möglichst vollkommener Erzeugnisse beweist, daß sie in berechtigte Konkurrenz mit der Industrie andrer Länder und Provinzen zu treten vermag. Es gereicht mir zur besonderen Genugthuung, in betreff der Industrie unsrer Provinz es aussprechen zu können, daß sie in ihren Leistungen in der Mehrzahl ihrer Zweige den besten Vorbildern nacheifert, ja daß sie dieselben in den meisten Fächern erreicht und überholt hat. Die heute beginnende Ausstellung soll und wird einen neuen Beleg dafür bieten. Möge sie über die Grenzen unsrer Provinz hinaus den Beweis liefern, was in fleißiger und mühevoller Arbeit Industrie und Gewerbe, ja was auch die Kunst in unsrer Provinz zu leisten vermag; und möge sie eine Anregung bieten, auf der Bahn solider und gedeihlicher Entwickelung fortzufahren. Mit diesem Wunsche erkläre ich die diesjährige Industrie- und Gewerbeausstellung der Provinz Schlesien für eröffnet; ich scheide aber nicht, ohne mit Ihnen dem erhabenen Förderer und Beschützer aller Werke des Friedens unsre Huldigung darzubringen, indem ich Sie ersuche, mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät der Deutsche Kaiser, König Wilhelm von Preußen, lebe hoch.“ — Begeistert stimmte die Versammlung in ein dreimaliges Hoch ein. Hierauf folgte der erste Rundgang durch die Ausstellungsräume.

In dem Ausstellungspalast finden wir natürlich viele Räumlichkeiten, welche uns hier wenig interessieren, die aber sehr notwendig sind, wie die Bureaus für die Verwaltung der Ausstellung, für Post und Telegraphie, Polizei, Feuerwehr. Wir wenden uns der Industrie selbst zu, die in neunzehn Gruppen vertreten ist. Die erste Gruppe enthält Produkte des Bergbaues und Hüttenwesens. Besitzer von Bergwerken haben sich bemüht, dem Besucher ein Bild ihrer Werke in verkleinertem Maßstabe zu geben, und legen ihm Proben vor von Kohlen und Erzen, die sie gewonnen haben. Neben den Werken des eigentlichen Bergbaues ist für den Fachmann die Ausstellung des Pulvers (in Imitationen wegen der Gefährlichkeit der Originale) der Firma W. Güttler in Reichenstein von hervorragendem Interesse. Neben den verschiedensten Sorten von Kriegs-, Spreng-, Jagd- und Scheibenpulver sind Ansichten und Pläne der zu den bedeutendsten Pulverfabriken gehörenden schlesischen derartigen Etablissements ausgestellt. Die Familie Güttler ist schon 200 Jahre im Besitze von Pulvermühlen, ein Beweis, daß es auch in der Industrie Familien gibt, die wie der historische Adel das Eigentum der Väter von Glied auf Glied vererben und es treulich verwalten. Die von Güttler ausgestellten Pulverproben in einigen sechzig Glasflaschen bieten eine lehrreiche Zusammenstellung der Entwickelungsgeschichte des Schwarzpulvers. Es sind die Kriegspulversorten aller Länder ausgestellt, soweit bezüglich der äußeren Form der Pulverkörner wesentliche Unterschiede bestehen. Diese Unterschiede sind durch die verschiedene Konstruktion

der einzelnen Waffengattungen und der aus denselben zu erzielenden Wirkung bedingt. Von den Geschützpulversorten fällt das in neuester Zeit zu besonderer Entwickelung gelangte prismatische Pulver (sechseckige Prismen) auf.

Das Eisenhüttenwerk Friedrichshütte bei Bunzlau stellt einen Regulierfüllofen mit Luftzirkulation auf. Wir sehen Atmungs- und Beleuchtungsapparate, Taucherapparate in Verbindung mit der unterseeischen Lampe, eine elektrische Signalvorrichtung für Förderschachte.



Die Gebäude der schlesischen Gewerbe- und Industrieausstellung im Jahre 1881.

In der zweiten Gruppe ist das Maschinenwesen vertreten. Hier finden wir Maschinen aller Art und was zu ihnen gehört. Die Maschinenindustrie Schlesiens ist ein Kind der Neuzeit. Behaftet mit allen Fehlern und ausgestattet mit allen Vorzügen unsrer leichtlebigen und rasch fortschreitenden Gegenwart, hat sie in dem kurzen Zeitraum von sechzig Jahren all die glücklichen und unglücklichen Entwickelungsphasen durchgemacht, welche ihre älteren Geschwister, die Tuchmacherei und Leinenindustrie, in drei Jahrhunderten erlebt haben. Der Maschinenbau konnte sich nicht aus den Zünften entwickeln, denn er stand im bewußten Gegensatz zu denselben. Die Zeiten, in denen man darüber stritt, ob ein Thorbeschlag vom Schmied oder vom Schlosser anzufertigen sei, mußten längst überwunden sein, ehe der Maschinenbauer als selbständiger Gewerbtreibender auftreten konnte; denn er bedurfte zur Herstellung seiner Arbeit der Schmiede, Schlosser, Dreher, Tischler, Former und Gelbgießer und brachte rücksichtslos unter einen Hut, was die ehrsamen Zünfte früher sorgfältig geschieden hatten.

In den Zweig des Eisenbahnwagenbaues traten auch noch Maler, Lackierer, Tapezierer, Glaser und Lederarbeiter; und wer heute das Magazin einer Eisenbahnbetriebswerkstätte durchwandert, findet daselbst das gesamte Gebiet gewerblicher und industrieller Leistung vertreten.

Die ersten Spuren des Maschinenbaues in Schlesien sind in den Reparaturwerkstätten der Berg- und Hüttenwerke zu suchen. Zu den Reparaturen gesellte sich bald die Anfertigung einfacher Maschinen, wie von Bohrmaschinen, Drehbänken. Eine Maschinenfabrik ist nicht denkbar ohne Dampfbetrieb, nicht denkbar ohne Eisenbahnbetrieb. Den Anfang der schlesischen Maschinenindustrie werden wir in das Jahr 1820 verlegen müssen. Schnell entwickelte sich dieser Zweig der Industrie, so daß wir in der Ausstellung Maschinen von bedeutenden Fabriken, deren Ruf über die Grenzen der Provinz reicht, ausgestellt finden: Maschinen aus Breslau, aus Märzdorf im Kreise Ohlau, aus Neuland bei Neiße, aus Görlitz, aus Schmiedeberg und aus andern Orten, die den verschiedensten Zwecken dienen und unsre Bewunderung erregen. Neben den großartigsten Maschinen finden wir in dieser Gruppe auch Puppen beiderlei Geschlechts in hocheleganten Exemplaren, Gummipuppen mit gestrickter Bekleidung, auch Harmonikas (von Maiwald in Breslau), dauerhaft gearbeitete Instrumente, die, vielleicht weil sie meist nur im Freien und in den Feiertagsstunden gespielt werden, aus der Gruppe der Musikinstrumente ausgeschlossen sind.

Von ganz besonderer Reichhaltigkeit ist die dritte Gruppe, welche die verschiedenen Arten der Metallindustrie in sich schließt. Hier ist besonders hervorzuheben die Glimmerwarenindustrie, weil sie für Schlesien bedeutend, aber leider wenig bekannt ist. Glimmer oder Mika ist ein Mineral, das von Säuren und von Hitze gar nicht angegriffen wird; es ist äußerst spaltbar und ganz durchsichtig. Diese Eigenschaften des Glimmers führten Max Raphael in Breslau im Jahre 1865 dazu, den Glimmer zu gewerblichen Zwecken zu verwerten. Nachdem das Material gefördert worden war, wurden zuerst Gascylinder und Blaker fabriziert. Die Gascylinder führten sich schnell ein; die Blaker aber, die den Plafond vor dem Blak der Lampe schützen, wurden zuerst als Luxusgegenstand angesehen, fanden aber später, als man ihren praktischen Wert erkannt hatte, immer weitere Verbreitung. Deutschland deckt fast allein Englands, Frankreichs und Amerikas Bedarf an Glimmerwaren. Außer Gascylindern und Blakern wurden auch Lampenschirme angefertigt. Glimmerplatten in eisernen Öfen isolieren das Eisen und machen es haltbarer. Glimmerbrillen schützen und schonen die Augen des Arbeiters, der in unmittelbarer Nähe von Gluthitze arbeitet, da Glimmer einer der schlechtesten Wärmeleiter ist. Glocken und Schalen, auch Wind- und Insektenschützer werden aus Glimmer hergestellt.

Wie im ganzen Deutschen Reiche, so entwickelte sich auch in Schlesien die Metallindustrie aus den Innungen und Zünften heraus und machte sich mühsam von den Zwangseinrichtungen derselben frei. Heute steht auch dieser Zweig der Industrie mit seiner freien Entwickelung in hoher Blüte. Wir sehen in der Ausstellung neben schönen Edelsteinen Armbänder, Halsbänder, Broschen, die in schönem Geschmacke gehalten sind; Herrenuhrketten in rotem Golde, Silberbestecke, Geldschränke, Kronleuchter, Kandelaber und andre Kunstwerke, die unsre Bewunderung verdienen. Unsre besondere Aufmerksamkeit erregen die Werke der Kunst- und Bauschlosserei von Gustav Lehnhardt in Breslau. Sehr einfach

ist ein Gartenpavillon, der zeltartig in Rundeisen ausgeführt ist; noch leichter gehalten ist das Gartenzelt aus der Malchowschen Fabrik in Breslau, das auf schlanken, mit Bambusrohrstangen bemalten Eisenstäben ruht, im Garten leicht transportabel ist und hier eine große Anzahl von Gestellen und Etageren für Blumentöpfe, Goldfischgläser u. dgl. in farbiger Ausstattung enthält. Hier liegen aus Oppeln Hacken, Spaten, Sensen, Schaufeln, dort aus Bunzlau Schirmständer, Ofenvorsetzer, Kaminthüren; hier aus Breslau Taschen=, Jagd= und Tafelmesser und Dolche, dort Gewehre und andre Waffen. Zu der Sammlung der Pferdebeschläge gehört auch folgendes Gedicht, das, von einem Reimschmiede verfaßt, dort zu lesen ist:

„Wird ein Pferd vom Schuh gedrückt,
Statt zum Schuster geht zum Schmied;
Nur zur rechten Schmied' geschickt,
Daß der Sach' Genüg' geschieht.
Stets erhalte so den Huf,
Wie der Schöpfer ihn erschuf,
Und gib ihm bei guter Pfleg'
Ein naturgemäß Beschläg'.
Bedenke wohl, ein lahmes Pferd
Hat für niemand einen Wert
Und wird als unnützer Gast
Seinem Herrn oft nur zur Last."

Der Vogelliebhaber findet hier eine Voliere für Wald= und Zimmervögel; die Hausfrau schöne Kücheneinrichtungen, in denen kaum ein denkbarer Gegenstand von den vielen in der Küche unumgänglich nötigen fehlt; denn es finden sich auch Krauthobelmaschinen, Fleischwiegemaschinen u. s. w. Mannigfaltig sind die aus Bronze verfertigten ausgestellten Artikel, interessant die Klempnerarbeiten. Doch wir können hier nicht länger bleiben, soviel Unterhaltung uns auch dieser Teil der Ausstellung gewährt. Wir wenden uns zur vierten Gruppe, welche die Kurzwaren enthält. Auch auf diesem Gebiete der Industrie ist Schlesien hinter andern Provinzen nicht zurückgeblieben; denn Schlesien hat mehrere Kurzwarenfabriken, deren Fabrikate Ruf haben. Dieser Industriezweig kann in allen seinen Schöpfungen seinen Ursprung aus der Gebirgsindustrie nicht leugnen und hat sich dadurch eine urwüchsige Frische erhalten, die auch in der heute verfeinerten Form noch vorteilhaft zu bemerken ist. Deshalb stehen auch Holzwaren hier im Vordergrund, wie Handschuhkasten, Uhrständer, Manschettenknöpfe, Spielwaren (Pferde, Hunde, Wagen, Trommeln), Schachspiele in prächtiger Schnitzarbeit. Am meisten wird das auf den Bergen wachsende Knieholz in diesen Fabriken verarbeitet.

Die fünfte Gruppe umfaßt die chemische Industrie. Hier schenken wir unsre Aufmerksamkeit zunächst einem kleinen, aber für Reiche und Arme gleich wichtigen Gegenstande, dem Streichholze. Wieviel Arbeit und Sorgfalt erfordert jedes einzelne Zündholz, wenn dieser „Schwede" seinen Beruf nicht verfehlt haben soll. Phosphorfreie Sicherheitshölzer hat die Zündwarenfabrik von Pokorny in Oberglogau ausgestellt. Da ist jedes Hölzchen sorgfältig gehobelt, in der richtigen Länge genau geschnitten, dann in Rahmen gelegt, mit Paraffin getränkt und schließlich in die aus zehn verschiedenen Chemikalien sorgfältig zubereitete Zündmasse getaucht worden. Nur die mit der Zeit sich entwickelnde Massenfabrikation dieses Artikels ermöglicht diesen außerordentlich billigen Preis.

„Der Verbrauch der Seife ist ein Gradmesser für den Kulturstand eines Volkes." Je höher Schlesien in der Kultur stieg, desto mehr Seifenfabriken entstanden in allen größeren Städten der Provinz. Mehrere Fabriken haben treffliche Muster ihrer verschiedenen Seifen ausgestellt und diesen außerdem noch

andre Artikel ihres reichausgestatteten Lagers hinzugefügt. In dieser Abteilung sehen wir auch Sprengstoffe, Fette, Lichte, Leim, künstlichen Dünger, Tinten, Säuren der verschiedensten Art.

Nahrungs- und Genußmittel finden wir in der sechsten Gruppe, die in gewisser Beziehung die wichtigste Abteilung der Gewerbe- und Industrieausstellung ist; denn eine normale Ernährung ist die naturgemäße Grundlage für die Wohlfahrt der Völker. Nahrung bedingt das Leben, fördert Arbeitskraft und Intelligenz, körperliche und geistige Leistungsfähigkeit. Wir essen, um körperlich und geistig arbeiten zu können. Hätte die Speise keine andre Bedeutung für uns, als nur die der Nahrung, so könnten wir uns mit den einfachsten Formen derselben, mit Eiweiß, Stärke, Zucker, Fett und Salz, begnügen und zu der Lebensweise der rohen Völker zurückkehren.

Rohe Völker lieben einfache Verhältnisse, also auch eine einfache Küche. Mit der fortschreitenden Kultur werden die Ansprüche auch in bezug auf die Nahrung vielseitiger und mannigfaltiger. Die Küche wird dann nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine künstlerische; denn wir sprechen von einer Kochkunst und von einer Eßkunst. Beim Essen wollen wir nicht nur essen, um zu leben, sondern auch genießen. Der Genuß erst würzt und veredelt das Mahl.

Die Aufgabe der menschlichen Intelligenz ist es daher, die nährenden, heilkräftigen, erquickenden Stoffe auf industriellem Wege aus den wertlosen Hüllen zu befreien, zu verfeinern, genießbarer, schmackhafter und verdaulicher zu machen und sie zu Genußmitteln verschiedenster Art zu gestalten. Die sechste Abteilung nun bietet uns ein überaus interessantes und lehrreiches Bild von diesen industriellen Bestrebungen Schlesiens; denn die Ausstellung ist gerade in bezug auf Genußmittel aller Art außerordentlich reich beschickt worden, und dem Auge des Beschauers bietet sich hier ein ganzes Feld von Herrlichkeiten, die der Besprechung wert erscheinen. Zucker und Alkohol, Schokoladen, Honigwaren, Kaffeesurrogate, Gewürze und das edle Tabakkraut sind hier neben vielen andern Artikeln vertreten.

Das Ideal zweckmäßiger Nahrung, der süßeste Quell der Natur, ist die Milch; ihr verdanken wir vor allem den Aufbau unsres Körpers gerade in der Zeit unsres Lebens, in der alle Gewebe in lebhaftester Thätigkeit begriffen sind; mit ihr wird deshalb auch hier am besten der Anfang gemacht. Die ausgestellten, in Schlesien verfertigten Milchwagen zeigen sich in zwei Formen, für Pferde und für Handbetrieb. Neben ihnen sehen wir Käse, Milchzucker, Artikel für Molkerei und Käsefabrikation.

Allen materiellen Interessen voran steht die Sorge um das tägliche Brot; Mehl und Backwaren nehmen deshalb die zweite Stelle unter den Nahrungsmitteln ein. In zierliche Säckchen verpackt finden wir Proben des schönsten Weizen- und Roggenmehles, Gries, Graupen, geschälte Erbsen, Erbsenmehl und Hafergrütze, Makkaroni und Nudeln, Sago und Stärke, Brote und Kuchen; auch Maschinen, die der Müllerei dienen, fehlen nicht.

Wenn auch die Vegetarianer behaupten, daß der Mensch von Pflanzenstoffen allein leben könne und müsse, so werden sie es doch wohl kaum dahin bringen, daß einmal alle Menschen ihre Grundsätze gutheißen. Die Fleischkost ist für die Ernährung des Menschen von hoher Bedeutung. Es ist der Erwähnung wert, daß auch in Schlesien in jüngster Zeit sich die Fischzucht gehoben hat; auch haben sich Industrielle gefunden, welche die nahrhaften

Seefische sich schicken lassen und verkaufen. Auch in der Ausstellung finden wir in großer Menge Welse, Aale, Störe von riesiger Größe, ferner Karpfen, Hechte und buntschillernde Goldfische.

Die berühmten Oppelner und Jauerschen Würste haben leider in der Ausstellung keine Vertretung gefunden, aber Würste und Fleischkonserven fehlen nicht.

Schlesien kann sich rühmen, die Wiege der Rübenzuckerfabrikation zu sein. Marggraf war es, welcher 1747 im Safte der Runkelrüben den kristallisierten Zucker entdeckte; seine Entdeckung blieb zunächst ohne praktische Folgen, bis sein Schüler Achard die Entdeckung auszunützen suchte und die erste Rübenzuckerfabrik im Jahre 1801 zu Cunern in Schlesien errichtete. Heute nimmt Schlesien nach der Größe der Zuckerproduktion unter den Provinzen des preußischen Staates und den Ländern des Zollgebietes die zweite Stelle ein. Die Zuckerrübe ist eine der wichtigsten Kulturpflanzen und ihre Verarbeitung das hervorragendste aller landwirtschaftlichen Gewerbe geworden. Die Zuckerfabrik zu Altjauer stellt in einem achtseitigen Glaspavillon ihre verschiedenen Erzeugnisse in staffelförmiger Anordnung höchst übersichtlich aus. Schlesien sendet, um seine Produktion von Zucker zu verwerten, jährlich gegen 800000 Zentner ins Ausland.

Auch die duftige Dreizahl Kaffee, Thee und Schokolade ist durch verschiedene Fabriken vertreten.

Bei allen Völkern der Erde finden wir als Genußmittel gegorene Getränke, die den zivilisierten Völkern fast notwendig geworden sind. Die Fabrikation der Branntweine und Liköre ist deshalb auch in Schlesien stark vertreten; mit der Gewinnung hochgradiger feinster Sprite beschäftigen sich mehrere Fabriken, besonders in Breslau, deren verschiedenartige Artikel uns in Erstaunen setzen.

Die Einführung der Zichorie datiert von der Mitte des vorigen Jahrhunderts, also aus einer Zeit, in der ein langwieriger, verwüstender Krieg die Wohlhabenheit der Bevölkerung Preußens untergraben und dessen Hilfsmittel in hohem Grade erschöpft hatte. Jetzt wird die Zichorie vielfach auch in Schlesien angebaut und ihre Wurzel in großen Fabriken verarbeitet; und die Ausstellung, welche uns verschiedene Päckchen der Kaffeesurrogate vorführt, zeigt uns, daß die Industrie der Zichorie eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit besitzt.

Der Tabak wurde in Europa zuerst in Portugal um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts angebaut und in Deutschland erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts kultiviert. Obgleich das Gedeihen der Tabakpflanze sehr vom Boden und Klima abhängt, so verstehen doch unsre deutschen Tabakbauer durch sorgfältige Behandlung der Pflanze es dahin zu bringen, daß ihre Qualität derjenigen der besseren ausländischen Sorten gleichkommt. Schlesien ist ein hervorragender Sitz der Tabakproduktion. Es wurden im Jahre 1880 nicht weniger als 42338 Are schlesischen Bodens mit Tabak bepflanzt und gegen 1000000 kg Tabakblätter in dachreifem Zustande als Ernte erzielt. Schlesische Schnupftabake genießen seit langer Zeit einen bedeutenden Ruf. Angebaut wird der Tabak besonders um Ratibor, Oppeln, Breslau und Ohlau. Muster ihrer Fabrikate haben die bedeutendsten Fabriken zur Ausstellung geschickt.

Die siebente Gruppe enthält Stein-, Porzellan-, Steingut- und Glaswaren, insofern sie nicht zum Bauwesen gehören. Wer die glitzernde Pracht dieser Gruppe mit offenem Auge durchwandert, wird zugeben müssen, daß auf diesem Gebiete sich Schlesien mit jeder andern Provinz messen kann.

Die gräflich Schaffgotschische Josephinenhütte leistet in der Glasfabrikation Erstaunliches; die schlesische Spiegelglasmanufaktur in Altwasser arbeitet mit 140 Arbeitern, und ihre Dampfmaschinen repräsentieren 200 Pferdekräfte; mehrere Glashüttenwerke haben Muster ihrer Thätigkeit ausgestellt.

Die nächste Gruppe umfaßt die Holzindustrie. Sie ist, wie wir bereits gesehen haben, vom Gebirge ausgegangen. Der Bewohner der Berge veranschaulicht uns in zierlichen Holzfiguren das Gebirgsleben. Hier sitzt ein kleiner Riesengebirgsmann auf einem Schlitten, dort geht er einher mit einer Tragkiepe beschwert; den Berggeist Rübezahl sehen wir in den verschiedensten Nachbildungen. Im Gebirge wird noch heute am meisten Holz verarbeitet. In der armseligsten Hütte eines jeden Dorfes herrscht reges Leben; denn es wird gemeißelt, geschnitzelt, gedrechselt, gemalt, damit die vielen Dinge von der einfachen Kinderklapper an bis zum schönsten Tablett und Gewürzkasten hergestellt werden. Jeder Fremde will sich ja gern etwas als Erinnerung an das Gebirge in die Heimat mitnehmen.

Neben den Schnitzereien, die mit der Hand in der Hütte gearbeitet werden, finden wir in dieser Abteilung großartige Stücke der Parkettfabrikation und Bautischlerei. Ein patentierter Ausziehtisch hat von einer Fabrik in Langenöls schon in mehr als 1800 Exemplaren Verbreitung gefunden und sich als praktisch bewährt. Die Schulbank, die man in neuester Zeit vielfach so zu konstruieren gesucht hat, daß das Sitzen auf derselben der Gesundheit nicht schädlich wird, ist hier auch vertreten. Eine Kunsttischlerei für Kirchenbaugegenstände in Breslau hat als Muster ihrer Thätigkeit einen Hochaltar ausgestellt. Turnapparate fürs Haus sollen die Glieder der heranwachsenden Jugend kräftigen. Eine Sammlung von Gegenständen und Maschinen, die der Brauer braucht, bewundern wir wegen ihrer Großartigkeit; die aufgestellten Billards laden zum Spiele ein.

An die neunte Gruppe, welche die Textil- oder Leinwandindustrie umfaßt und zugleich Posamentier- und Seilerwaren enthält, schließt sich die zehnte Gruppe an, in welcher wir Gegenstände finden, die zur Bekleidung dienen. Bedeutende Schuhwarenfabriken Schlesiens, welche Militärstiefel, Bergsteigerstiefeletten, Atlasknopfstiefel, Herrengamaschen, Damenlederstiefel, seidene Niederschuhe und viele andre Arten von Schuhen und Stiefeln ausgestellt haben, bemühen sich, daß das Wort „jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt" bald ganz in Vergessenheit kommt. Auch auf diesem Gebiete arbeitet jetzt die Maschine, wie wir denn hier z. B. eine Absatzfleck-Ausstanzmaschine finden, welche in einer Stunde 1500—1800 Absatzflecke ausstanzen kann und die ausgestanzten Flecke selbstthätig in einen unter der Maschine aufgestellten Korb fallen läßt.

Hier finden wir schöne Proben schlesischer Stickerei, die ihren Anfang in den Klöstern, den Pflanzstätten weiblichen Kunstfleißes, nahm und sich von dort durch die Töchter des Adels und der reichen Patrizier, die ihre Ausbildung daselbst erhielten, noch auf weitere Kreise übertrug. Am meisten werden in dieser Abteilung nicht nur die Stickereien, sondern auch die Wäsche, Betten und Kleidungsstücke aller Art von den Damen bewundert.

Die elfte Gruppe enthält Leder- und Gummiwaren, die zwölfte die Papierindustrie, die dreizehnte die polygraphischen Gewerbe, wie Druckerei und Verlag, Typen, Graveurarbeiten, Musterzeichnungen, Photographie, Lithographie u. s. w. Besonders reichhaltig ist die vierzehnte Gruppe,

in welcher wissenschaftliche Instrumente ausgestellt sind. Hier finden wir die vielen Instrumente, deren bei seinen Untersuchungen der Mathematiker, Astronom, Naturforscher, Chemiker und Apotheker bedarf. Reichhaltig ist die Sammlung der ausgestellten Uhren. Die Regulator-Uhrenfabrikation ist durch Gustav Becker in Freiburg vertreten. Dieser Mann gründete im Jahre 1850 die erste Regulator-Uhrenfabrik in Schlesien, bezw. in Preußen. Er wollte, als er seine Fabrik gründete, der armen Weberbevölkerung durch Anlernung der vielen mechanischen Arbeiten eine lohnendere Beschäftigung geben und wurde in seinem Streben vom Staate unterstützt. Mit sehr bescheidenen Mitteln und drei oder vier Jungen, die eben ihre Dorfschule verlassen hatten, begann er und blickte trotz der zu überwindenden Schwierigkeiten froh in die Zukunft. Gustav Becker erhielt bald vom Staate 20 Drehbänke mit der Bedingung, daß er während sechs Jahren an jeder Bank einen armen Jungen beköstige, bekleide und ihm Wohnung gebe. Nach Ablauf der sechs Jahre wurde das betreffende Stück Beckers Eigentum. So erhielt er nach und nach Maschinen und einen tüchtigen Stamm von Arbeitern. Im Jahre 1863 wurde das 10000ste, 1875 das 100000ste und 1881 das 300000ste Werk angefertigt, welches Becker zur Ausstellung geschickt hat. Auch die einzige preußische Taschenuhren-Fabrik, nämlich die von Eppner in Silberberg, welche unter Protektion Friedrich Wilhelms IV. im Jahre 1852 (zu Lähn in Schlesien) begründet wurde, ist auf der Ausstellung vertreten. Diese Fabrik nahm in kurzer Zeit einen so bedeutenden Aufschwung, daß von 1872—1873 ungefähr 3600 meist goldene und silberne Ankeruhren in derselben angefertigt und verkauft werden konnten.

Apparate, die dem Schulunterrichte dienen, sind hier ausgestellt: Blitzableiter, Signalglocken, Telephons u. a. Arnold Winkler in Breslau hat die schwierige Aufgabe übernommen, seinen Landsleuten und den Besuchern der Industrieausstellung eine elektrische Eisenbahn vorzuführen, die mit Recht die Bewunderung von Laien und Sachverständigen hervorrufen muß. Weniger erregen unsre Sympathie die künstlichen Gliedmaßen, die ausgestellt sind.

Den wissenschaftlichen Apparaten folgen die Musikinstrumente in der fünfzehnten Gruppe. In früherer Zeit wurde Musik meistens auf metallenen Blasinstrumenten gemacht, später machte man diese Instrumente aus Holz, zu denen sich noch später die dünn bespannten und schwach klingenden Saiteninstrumente, welche geschlagen wurden, gesellten. Aus ihnen entstand das Klavier, das jetzt alles beherrschende Klavier, welches auch auf der Ausstellung vom teuren Konzertflügel an bis zum billigen Pianino vertreten ist; auch die Orgel, die Königin der Instrumente, finden wir in zwei Exemplaren.

Den Baumeister interessiert die reichhaltige sechzehnte Gruppe mit ihren Bauornamenten, ihren Zimmer- und Hauseinrichtungen, ihrem Brückenbau und mit der Darstellung des deutschen Hauses.

Die siebzehnte Gruppe umfaßt die kunstgewerblichen Altertümer, die achtzehnte den gewerblichen Unterricht. Der ganzen Ausstellung aber hat einen herrlichen äußeren Anstrich gegeben und zur Belebung derselben besonders beigetragen die neunzehnte Gruppe, der Gartenbau; denn noch wenige Monate vor der Eröffnung der Ausstellung war das Stückchen Erde, welches wie durch Zaubermacht in ein Villenstädtchen verwandelt wurde, das Baumpartieen und von plaudernden Fontänen belebte Rasenflächen umrahmen, eine öde, schattenlose

Fläche ohne das winzigste Pflanzenleben. Diese Belebung verdankt die Ausstellung der Gärtnerei, welche in Schlesien besonders gepflegt wird. Aber damit haben sich die Männer nicht begnügt, welche es unternahmen, eine Wüste in einen Garten zu verwandeln, daß sie heimische Gewächse dorthin verpflanzten, sondern sie haben auch den Süden mit seiner Blumenpracht und seinen schönen Bäumen nach Breslau verlegt. Hier entzücken uns Palmen, deren Heimat das südliche Europa ist; dort Akazien, die in Ägypten wachsen; hier der Rhabarber Chinas, dort buntfarbige Päonien.

Die Ausstellung, welche am 15. Mai eröffnet wurde, hat uns ein buntfarbiges Bild von dem gewerbfleißigen Schlesien gegeben. Als sie am 4. Oktober geschlossen wurde, war sie von ungefähr 600 000 Personen besucht worden. Sie gewährte nicht den Breslauern allein und den Schlesiern, sondern auch vielen, die fern von Schlesien wohnen, reiche Unterhaltung und Belehrung und hat klar dargelegt, daß auf vielen Gebieten der Industrie Schlesien die Konkurrenz andrer Länder nicht zu scheuen hat. Vielleicht dürfen wir behaupten, daß einzelne Möbel, Wagen, Instrumente von so vorzüglicher Arbeit ausgestellt gewesen sind, daß mancher Beschauer glaubte, er stehe Pariser, Londoner oder Wiener Fabrikaten gegenüber. Daß die Beurteilung der Fabrikate durch die Fachmänner nicht allgemeine Billigung gefunden hat, versteht sich von selbst; denn niemand kann es allen recht machen, besonders da die Gebiete der Industrie sehr verschiedenartig sind. Wenn Merkur, der Gott des Handels und der Gewerbe, die Götter Griechenlands und Roms zu einer allgemeinen Versammlung berufen könnte, so würde in dieser der gewaltige Zeus den Vorsitz führen; und wenn er dann die Götter befragte, was ihnen wohl von der schlesischen Gewerbe- und Industrieausstellung am besten gefallen hätte und was nach ihrer Meinung die höchste Anerkennung verdiene, da hörten wir den Pluto antworten, daß dem fleißigen Schlesier der erste Preis gebühre, der in die tiefen Schachte hinuntersteigt und Erz und Kohlen losbricht und an das Tageslicht hebt. Der hinkende Vulkan spendet das größte Lob den Metallarbeitern; Neptun schüttelt den Dreizack und will den Verfertigern der Wasserleitungen, Springbrunnen, Pumpen und Dampfmaschinen das höchste Lob erteilt wissen; Saturn, den die Griechen Chronos nennen, fragt, ob denn der „Uhrwald“ keine Anerkennung verdiene; Hebe preist die herrlichen Trinkgefäße, Flaschen und Krüge; Ceres erhebt lobend die Mehl- und Stärkefabrikation und die landwirtschaftlichen Maschinen; Flora rühmt die echten und künstlichen Blumen; Juno preist die Kleider, Pallas die Weberei, Vesta die Feinheit der keuschen Spitzengewebe und Schleier; Venus rühmt die ausgestellten Spiegel, und Bacchus meint, der Grüneberger sei ein ganz vorzüglicher Wein. Da würde der weise Vater der Götter in große Verlegenheit geraten; denn er wüßte nicht, wem in Schlesiens Gauen er den Lorbeerkranz überreichen sollte; aber er wüßte sich zu helfen. Er schickte seinen Boten, den schnellen Merkur, an die Vertreter der verschiedenen Industriezweige und ließe ihnen sagen, daß er nur einen Lorbeerkranz habe, den er, weil so viele verdienstvolle Kämpfer in die Schranken getreten seien, lieber keinem geben wolle; aber er gebe allen seinen Segen und wünsche, daß Schlesiens Industrie wachsen, blühen und gedeihen möge.



Lauban.

Das Isergebirge mit seiner Umgegend.

Allgemeines. — Das Isergebirge. — Die Herrnhuter. Graf von Zinzendorf. — Lauban, Greifenberg und der Greifenstein. — Löwenberg mit dem Gröditzberge. — Goldberg. Die Wallensteiner in der Stadt (1633). Trotzendorf. — Die Rabendocke bei Goldberg.

Des Wanderns seliges Entzücken
Mich in die blauen Berge zieht;
Das Ränzel hab' ich auf dem Rücken
Und in der Kehle manches Lied.

Ich grüß' euch Lüfte, weich und linde,
Ich grüße freudig Berg und Thal,
Ich grüße Quell und Waldesgründe,
Ja selbst auch dich, o Rübezahl.

B. Ohrenberg.

Allgemeines. Schlesiens Berge, liebliche Thäler, rauschende Bäche, tosende Flüsse, lauschige Plätze, schattige Abhänge, singende Mädel, tönende Glöcklein, mittelalterliche Burgruinen: alle diese Worte, welche Sehnsucht erregen sie in der Brust so vieler Menschen deutscher und außerdeutscher Nation nach glücklich zu verlebenden Stunden, welche Erinnerung rufen sie wach in den Herzen vieler an glücklich verlebte Tage! Wie viele sehnen sich danach, in Schlesiens Bergen

Erholung und Erquickung zu finden; wie viele erwarten von Schlesiens Quellen Heilung böser Krankheiten; wie viele kehren zurück zu ihrem Berufe, neu gestärkt und gekräftigt! Aus welcher Gegend wir auch kommen, um Schlesiens Gebirge zu besuchen: wenn wir dort sind und leben in den Schönheiten, die uns die Natur bietet, wir sagen alle: „Erde, du bist so schön!“ Betrachten wir deshalb das schöne schlesische Gebirgsland etwas näher, um uns entweder an vergangene Tage des Glückes und der Sorglosigkeit zu erinnern, oder um uns auf eine schöne Reise zunächst in unsern vier Wänden vorzubereiten.

Die Sudeten, welche auf der Grenze zwischen Schlesien und Böhmen liegen, ziehen von Südosten nach Nordwesten, der höchste Teil derselben ist das Riesengebirge. An dieses schließt sich nordwestlich das Isergebirge mit der Tafelfichte, das von vielen als ein Teil des Riesengebirges angesehen wird.

Isergebirge. Das Isergebirge erhielt seinen Namen von dem in demselben entspringenden Iserflusse, und dieser wieder von dem slawischen Worte Jezero, d. h. See oder Teich, da die Iser ihren Ursprung in den zahllosen kleinen Wasserflächen hat, welche sich auf dem breiten, muldenförmigen Rücken des Gebirges in ausgedehnten Torfmooren befinden. Das Gebirge bildet den nordwestlichen Teil der Sudeten, durch welchen diese mit dem Erzgebirge verbunden werden, und ist ein hohes, rauhes, waldbedecktes, wenig bewohntes, aber sehr ausgedehntes Gebirge, das meist nur stundenlange Wanderungen durch öde Wildnis darbietet und deshalb wenig zu näherer Durchforschung anreizt. Es besteht aus mehreren Kämmen, nämlich dem Hohen Iserkamm, Mittel-Iserkamm und dem Welschen Kamm.

Die Iser entsteht aus zwei Quellflüßchen; die Große Iser, die aus zwei Quellen zusammenfließt, entspringt südlich von der Tafelfichte auf dem Hohen Iserkamm, fließt nach Osten zu durch die Iserwiese, verfolgt das Iserthal und bildet die Grenze zwischen Schlesien und Böhmen, während sie zahlreiche Bäche in sich aufnimmt. Bald wendet sie sich nach Süden, tritt in böhmisches Gebiet, nimmt die Kleine Iser auf, die vom Kesselberge herabfließt, strömt weiter durch den Isergrund, gelangt bei Turnau in offenes Land und geht bei Brandeis in Böhmen in die Elbe. Sie ist 121 km lang.

Die Iserwiese ist ein meilenlanger und stundenbreiter Moorgrund, der oberste Teil des Iserthales, den dieser Fluß ruhig durcheilt, während auf demselben nichts als reiche Weide und Gruppen von 3—3,5 m hohem Knieholze wachsen. Von Reisenden wird dieser ödeste und traurigste Fleck des ganzen Riesengebirges selten besucht; nur Botaniker durchwandern die Wiese, sie wagen ihrer Wissenschaft wegen den gefährlichen Marsch, indem sie von Grasbüschel zu Grasbüschel springen und von Zeit zu Zeit auf einem Holzstück ausruhen und die Stiefel auf Augenblicke aus dem Wasser an die Luft bringen.

Iserhäuser. Auf der Iserwiese liegen die 30 Iserhäuser. Wer die Einsamkeit des Gebirges recht kennen lernen will, der besuche die Iserhäuser, die dort liegen, wo die Iser sich nach Süden wendet. Die Empfindung eines öden Verlassenseins wird den Wanderer überfallen, ehe er es vermutet, und er wird sich fortsehnen unter Menschen; denn die ganze Gegend ist traurig und fast unanbaubar; das Klima ist so rauh, daß nicht einmal Hafer reif wird und nur Kartoffeln und Kraut die einzigen Nahrungspflanzen sind, die gedeihen können.

Die armen Bewohner der Häuser leben von ihrer mühevollen Waldarbeit, der Viehzucht und außerdem von dem Forellenfange.

Iserthal heißt gewöhnlich die Strecke, welche die Große und dann die vereinigte Iser zurücklegt, bis sie in die Ebene tritt, also bis Turnau. Der obere Teil des Thales bis Harrachsdorf bietet nicht viel Sehenswertes; aber von dort ab bis hinab nach Turnau ist das Thal sehr bevölkert, bietet viel Abwechselungen, ist bald breit, bald eng, nimmt immer weitere Nebenthäler auf und verdient deshalb öfter besucht zu werden, als es von Reisenden aufgesucht wird.



Orientierungskärtchen vom Isergebirge.

Der Hohe Iserkamm (850—900 m hoch) beginnt bei der Tafelfichte, zieht sich von diesem Berge aus fort in südöstlicher Richtung, dacht sich ab nach Norden hin zum Thal des Queiß, nach Süden hin zu dem der Großen Iser, ist ein rauher, meist bewaldeter, sumpfiger Rücken, der mehrere gute Aussichten nach Böhmen, Schlesien und der Lausitz gewährt. Auf der Mitte des Kammes liegen die Kammhäuser, vier kleine Häuser in öder Gegend, von denen aus ein Fußsteig nach den Iserhäusern ins Iserthal führt.

Wenden wir uns von den Kammhäusern weiter nach Osten, so gelangen wir bald an die Stelle, wo sich der Kamm gabelt; der eine Teil geht weiter nach Osten und führt über den Langen und den Preißelbeerberg. Hier entspringt der Queiß, der sich nach Westen, und der Kleine Zacken, der sich nach Osten wendet, so daß uns nun nördlich vom Kamme der Kleine Zacken begleitet, der beim Hochstein vorbeifließt und unterhalb Schreiberhau sich in

den Großen Zacken ergießt; der andre Teil des Kammes wendet sich nach Südosten, zieht sich zwischen der Großen Iser und der Millnitz entlang und vereinigt das Isergebirge mit dem Riesengebirge. Der höchste Punkt des ganzen Gebirges ist die

Tafelfichte (1124 m hoch), eine sehr flache, runde, mit schönen Fichten bewachsene Kuppe, die etwa 1200 m im Durchmesser hat, fast horizontal, ohne Wasserabfluß und daher sumpfig ist. Die Aussicht ist, weil die Kuppe bewaldet ist, nur an wenigen Punkten frei. Am Nordabhange befindet sich der Tafelstein, die Marke der Landesgrenze. Auf preußischem Boden befindet sich dicht neben der Tafelfichte das

Heufuder, nur wenige Fuß niedriger. Wo oben der Wald niedergeschlagen ist, hat man nach allen Gegenden hin eine herrliche Aussicht. Nach Norden hin blickt man in die schlesische Ebene, aus welcher eine Menge Städte emporragt; nach Südosten ruht das Auge auf dem Riesengebirge, findet den Kynast und die Riesenkoppe! Nach Westen hin überschaut man die Elbgegend und einen Teil des böhmischen Erzgebirges.

Der Mittel-Iserkamm läuft mit dem Hohen Kamm parallel, bildet einen geradlinigen felsigen Rücken, fällt steil gegen das Thal der Großen Iser ab, das ihn vom Hohen Kamm trennt, und gehört zu Böhmen.

Der Welsche Kamm läuft in derselben Richtung, in der die andern Kämme verlaufen, und soll seinen Namen von den Welschen oder Italienern erhalten haben, die hier im vorigen Jahrhundert nach Edelsteinen suchten.

Die Hauptmasse des ganzen Isergebirges besteht aus einem dem Granit ähnlichen Gestein, das in einzelnen Partien leicht bröckelig wird und verwittert, in andern dagegen sehr fest ist und der Verwitterung lange widersteht. Daher finden wir viele Stellen von dem Wasser ausgewaschen, an andern aber haben sich tiefe Schluchten mit steilen Wänden und jähen Abstürzen gebildet. In den östlichen Teilen des Gebirges finden sich auch Gneiß und Glimmerschiefer.

Queiß. Vom Hohen Iserkamme aus führt uns, wenn wir vom Preißelbeerberge hinabsteigen, der Queiß durch sein liebliches Thal, von dem aus wir zur linken Seite den Iserkamm, zur rechten den Kemnitzkamm haben, der jenem parallel läuft und eine Vorhöhe des Isergebirges genannt werden kann. Von beiden Seiten strömen dem Queiß Waldbäche zu, die den Wanderer nicht müde werden lassen, bis er gelangt nach

Flinsberg. Dieser Ort hat gegen 340 Häuser mit ungefähr 1700 Einwohnern, die ihren Lebensunterhalt durch Spinnerei und Anfertigung von Holzwaren finden. Hier endet der Kemnitzkamm mit dem Geierstein. Flinsberg findet als Badeort von Jahr zu Jahr mehr Anerkennung. Die Quellen des Ortes waren schon im 16. Jahrhundert als „heilige Quellen" bekannt; sie gehören zu den reinen Eisenquellen, deren Gebrauch meist günstige Erfolge bei Blutarmut, Magen- und Darmleiden erzielt. Drei Quellen, der Oberbrunnen, der Niederbrunnen und die Neue Quelle, werden zum Trinken und Baden, die übrigen Quellen aber nur zum Baden benutzt. Kurgäste finden dort auch Moorbäder und eine Molkenanstalt, die Kuh- und Ziegenmolke liefert. Flinsberg ist Eigentum des Grafen Schaffgotsch in Warmbrunn und gehört zum Regierungsbezirk Liegnitz. Das Badehaus ist in den Jahren 1837—39 vom Grafen Leopold von Schaffgotsch mit einem Aufwand von 90000 Mark erbaut, 1881 zum Teil

abgebrannt und vergrößert wieder hergestellt. Wenn auch das Klima des Ortes rauh ist, so ist doch der Aufenthalt daselbst sehr angenehm, da Flinsberg in einem schönen Thale liegt, freundliche Anlagen den Badeplatz verschönern und die Umgegend zu den angenehmsten Spaziergängen einladet. Da liegt jenseit des Queiß der Geierstein, der in einer Stunde zu ersteigen ist, von dem aus man eine herrliche Aussicht in das Queißthal hat. In zwei Stunden gelangt man bei dem „Wasserfalle" vorbei nach den Kammhäusern auf dem Iserkamm und kann mit Leichtigkeit von dort seinen Spaziergang nach den Iserhäusern ausdehnen.



Das Thal von Flinsberg.

Nicht gerade beschwerlich und gewiß lohnend sind Ausflüge nach dem Heufuder und der Tafelfichte; höchst angenehm ist ein Spaziergang durch das Queißthal nach dem Hochsteine. Leute, die in Flinsberg Genesung wünschen, finden Gefährten, wenn sie die Badeorte Schwarzbach und Liebwerda aufsuchen.

Schwarzbach liegt nur eine Stunde Weges von Flinsberg entfernt, dicht an der Nordseite des Heufuders in einem Thale am Bache Schwarzbach. Der Ort hat kaum 400 Einwohner und nur einen fahrbaren Zugang. Seine sieben Quellen liefern ein erdig-salinisches Stahlwasser, welches viel getrunken wird und besonders gegen Bleichsucht, Blutarmut, Nervenleiden, Kehlkopf- und Lungenkatarrh Erfolg zu haben pflegt. Wer ruhig und zurückgezogen und fern von dem Geräusche der Welt in gesunder Luft leben und angenehme Spaziergänge machen will, der gehe nach Schwarzbach.

Liebwerda liegt südlich von der Tafelfichte auf böhmischem Gebiete in einer Gebirgsschlucht; es ist als Badeort unbedeutend, aber des Besuches wert wegen seiner angenehmen Lage und schönen Promenaden, die der Graf Clam-Gallas, der Besitzer des Ortes, hat anlegen lassen. Da finden wir lange, mächtige Alleen uralter Bäume, einen Obelisk, ein Denkmal, einen Waldtempel auf einer Höhe, von der aus wir eine Aussicht auf das in der Tiefe liegende Bad haben; Felsgebilde, die wunderbar gestaltet sind, wie ihre Namen andeuten, z. B. Nase, Nußstein, Mittagstein, Vogelkoppen. Von Liebwerda aus ist in einer halben Stunde zu erreichen das

Kloster Haindorf, ein besuchter und bekannter Wallfahrtsort, der im Thale der Wittig liegt, die in die Lausitzer Neiße fließt. Das Kloster wurde 1691 durch den Grafen Gallas gestiftet und mit Franziskanermönchen besetzt. Die Kirche ist einfach und hat zwei Türme. Zu dem wunderthätigen Marienbilde in derselben wallfahrten an den Marienfesten große Menschenmassen aus Böhmen, Sachsen und Schlesien. An einem Pfeiler sehen wir einen Nagel, der nach einem Attest vom Jahre 1720 genau dem Nagel nachgemacht ist, mit dem Christus an der rechten Hand am Kreuze befestigt gewesen ist, eine Nachbildung, deren Original sich in der kaiserlichen Schatzkammer in Wien befindet. Nur 11 km von Haindorf in nordwestlicher Richtung entfernt liegt die alte, lange und stille Stadt

Friedland. Hier mündet die Rasnitz in die Wittig. Der Ort hat nur 4200 Einwohner; in der Dekanatskirche bewundern wir das schöne Mausoleum von rotem, grünem und weißem böhmischen und schlesischen Marmor aus dem Jahre 1600 des Melchior von Redern, dessen Familie die Herrschaft Friedland besaß, die im Jahre 1620 nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag von Kaiser Ferdinand II. Wallenstein mit dem Titel eines Herzogs von Friedland erhielt. Die größte Merkwürdigkeit ist das außerhalb der Stadt auf dem Schloßberge gelegene Schloß Friedland, das im Jahre 1004 auf einem Basaltfelsen erbaut, von Wallenstein im Innern ausgebaut und 1869 wesentlich umgestaltet und verschönert worden ist. Noch heute erinnert in diesem Mittelpunkte der Herrschaft Friedland vieles an Wallenstein, des Schlosses ehemaligen Herrn, wie Bildnisse des Martinitz, Gallas, Wallenstein, Waffen aus dem Dreißigjährigen Kriege, alte Musikinstrumente und dergleichen.

Die Herrnhuter. Graf von Zinzendorf. Im Königreich Sachsen liegt, nördlich von Zittau, zwischen dem Lausitzer und Isergebirge, der Ort Herrnhut. Wenn es nun auch auf der Hand liegt, daß dieser Ort eigentlich außerhalb unsrer Betrachtung steht, so dürfen wir ihn doch nicht unbeachtet lassen, und er wird hier am besten erwähnt, weil er in der Nähe des Isergebirges liegt und von ihm aus sich eine Religionsgesellschaft über mehrere Orte Schlesiens und andrer Länder verbreitete, nämlich die Herrnhuter, die sich am liebsten evangelische Brüdergemeinde nennen läßt. Die sogenannten Brüder in Böhmen und Mähren wurden nämlich im Anfange des 18. Jahrhunderts sehr gedrückt. Dies veranlaßte mehrere derselben auszuwandern und sich in protestantische Länder zu begeben; sie fanden Aufnahme im Preußischen und Sächsischen. Auch Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf nahm einige arme Familien auf im Jahre 1722 und erlaubte ihnen sich anzubauen an dem sogenannten Hutberge bei seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz, zwei Meilen von Zittau.

Die Kolonie erhielt den Namen Herrnhut. Zinzendorf suchte seine religiösen Grundsätze bei den Brüdern einzuführen. Dieser merkwürdige Mann wurde am 26. Mai 1700 zu Dresden geboren als Sohn eines kursächsischen Konferenzministers. Als sein Vater früh starb, kam er in das Haus seiner Großmutter, in deren Hause religiöse Versammlungen gehalten wurden. Durch diese Andachten und durch die Besuche des frommen Spener, der Zinzendorf einsegnete, wurden schon früh in dem Jünglinge gewisse pietistische Grundsätze und Gefühle rege. Er wurde auf das Pädagogium nach Halle gebracht, wo unter der Aufsicht des berühmten Francke seine mystischen Gefühle noch mehr genährt wurden. Gern hätte er in Halle auch Theologie studiert. Sein Oheim und Vormund aber, der ihn zu einem andern Berufe vorbereiten wollte, schickte ihn 1716 auf die Universität nach Wittenberg, wo Zinzendorf für sich Theologie studierte und den Entschluß faßte, Geistlicher zu werden. Von 1719—1721 ging er auf Reisen, besonders nach Holland und Frankreich, und besuchte berühmte Geistliche, mit welchen er sich über Religionsangelegenheiten unterhielt. Nach seiner Rückkehr bekam er zu Dresden eine Anstellung als Hofrat bei der Landesregierung, legte aber diese Stelle nieder, da ihn seine Andachtsstunden mehr als sein Amt beschäftigten. Er verheiratete sich 1722 und gab um diese Zeit den Auswanderern aus Böhmen und Mähren die Erlaubnis, sich am Hutberge anzubauen, schloß mit ihnen eine nähere Verbindung und faßte den Entschluß, eine besondere kirchliche Gemeinde nach seinen Grundsätzen zu stiften. Er trat in den geistlichen Stand, ging im Jahre 1734 unter einem fremden Namen nach Stralsund, wurde als Kandidat der Theologie examiniert und predigte zuerst in der dortigen Stadtkirche. Darauf machte er Reisen nach England, Holland und Amerika und suchte Mitglieder für seine Gemeinde zu bekommen, aus der bereits damals Missionäre abgingen. Aber nicht überall glückte ihm sein Unternehmen. Mit den Seinigen mußte er in den protestantischen Gegenden Europas viel Druck erfahren, kam zu Riga ins Gefängnis und durfte innerhalb zehn Jahren nicht in sein Vaterland zurückkommen. In Berlin hatte er sich zum mährischen Bischof weihen lassen. Dann ging er nach Nordamerika, wo er als Missionär wirkte.

Als er wieder nach Europa zurückgekehrt war, blieb er vier Jahre in England; er starb zu Herrnhut am 9. Mai 1760 und liegt auf dem dortigen Gottesacker der Brüdergemeinde begraben.

Zu den ersten Ansiedlern in Herrnhut kamen bald noch mehrere Brüder hinzu, welche die Kolonie vergrößerten. Unter diesen befanden sich auch mehrere Mitglieder andrer protestantischer Konfessionen. Um diese miteinander zu einer Gemeinde zu vereinigen, um überhaupt eine Gesellschaft zu bilden, in welcher werkthätiges Christentum und religiöse Gesinnung geübt und bei andern gefördert wurde, setzte Zinzendorf nach dem Muster der ersten apostolischen Kirche gewisse Vereinigungspunkte fest, in denen man auf die Unterscheidungslehren der verschiedenen Religionsverwandten, die sich hier versammelt hatten, nicht Rücksicht nahm, nur die Grundwahrheiten des Christentums als Glaubensartikel annahm und eine nach der alten mährischen Brüderkirche eingerichtete Verfassung und Kirchenzucht einführte. Zinzendorf entwarf hierüber gewisse Statuten, die 1727 unter dem Namen eines freiwilligen Einverständnisses von den Einwohnern Herrnhuts angenommen wurden.

Es finden sich in dieser Gesellschaft der verschiedenen protestantischen Glaubensverwandten wegen, denen man den Zutritt gestattet, drei Tropen oder Arten des Lehrbegriffes: der mährische, lutherische und reformierte Tropus. Kinder folgen dem Tropus ihrer Eltern. Jeder Tropus hat seine Ältesten. Das Abendmahl wird in jedem Tropus besonders ausgeteilt, aber der Gottesdienst ist gemeinschaftlich. Die Brüder bekennen sich nur zur Augsburgischen Konfession, welches ihr einziges symbolisches Buch ist. Der Hauptcharakter ihrer religiösen Vorstellungen ist der, daß sie die Religion mehr als Sache des Gefühls, als des Verstandes ansehen. Von der Erlösung Christi, vom lieben Heilande sprechen sie viel; alles geschieht durch ihn, in seinem Namen. Sie bedienen sich in vielen zweifelhaften Fällen des Loses, und wenn dasselbe entscheidet, so entscheidet der Heiland. Sie denken sich ihn am liebsten unter dem Bilde des Lammes, welches der Welt Sünden trägt. In diesen Vorstellungen und Gefühlen finden sie etwas Süßes, einen Seelengenuß. Die Bibel betrachten sie als einzigen Grund der christlichen Offenbarung, die der Heiland in seiner Gemeinde wiederholt und fortsetzt. So fühlen sie die Wirkungen Jesu in sich, und in den überschwenglichen Gefühlen dieser Gnadenwirkung schätzen sie sich glücklich.

Sämtliche Mitglieder sind in gewisse Klassen oder Chöre eingeteilt. Diese Chöre werden nach Geschlecht, Alter und andern Verhältnissen gebildet. Es gibt in jeder Gemeinde Chöre der Witwen, Witwer, der unverheirateten Brüder und Schwestern, der Kinder, Knaben, Mädchen und Verehelichten. Die Chorhelfer besorgen in den einzelnen Chören die Seelsorge und Sittenzucht, und die Chordiener beschäftigen sich mit den äußerlichen Angelegenheiten derselben. Die Sorge für die weiblichen Chöre ist verschiedenen Chorhelferinnen und Chordienerinnen übertragen. Es gibt ein Brüder- und ein Schwesternhaus. In dem ersteren wohnen die ledigen Brüder mit den aus der Schule entlassenen Knaben; in demselben arbeiten sie und halten gemeinschaftliche Andachtsübungen. Ebenso ist es im Schwesterhause. Die Verheirateten wohnen zwar in Privathäusern, stehen aber unter der Aufsicht von Chorbeamten. Diese Beamten tragen der Ältestenkonferenz jeder Gemeinde das vor, was in den Chorhäusern und in den einzelnen Chören vorgeht. Die Ältestenkonferenz besteht aus dem Gemeindehelfer, dem Ortsprediger und den Chorbeamten. Außerdem gibt es in den Gemeinden noch ein Aufseherkollegium, das die Aufsicht über den Nahrungsstand und polizeiliche Angelegenheiten hat, eine Helferkonferenz und einen Gemeinderat. Bischöfe wachen über die kirchlichen Angelegenheiten und ordinieren die Prediger, denen Diakonen und Diakonissinnen beigeordnet sind. Die sogenannten gedruckten Losungen enthalten die für jeden Tag im Jahre bestimmten biblischen Denksprüche. Jedes Mitglied der Gemeinde erhält ein solches Buch.

Für die tägliche Erbauung ist durch tägliche gottesdienstliche Versammlungen gesorgt. Gewisse Gedenktage an wichtige Begebenheiten werden gefeiert. Der Jahresschluß wird in der Mitternachtsstunde feierlich begangen. Jedes eingesegnete Mitglied der Gemeinde geht alle vier Wochen zum Abendmahl, dem ein Liebesmahl vorausgeht, bei welchem die Mitglieder unter Gesang und Gebet Thee und Backwerk genießen.

Am Ostermorgen zieht die ganze Gemeinde bei Sonnenaufgang mit Musik auf den Gottesacker und feiert mit der Auferstehung Jesu zugleich auch das Andenken der verstorbenen Brüder und Schwestern.

Wer gegen die Gemeindeordnung und Sittlichkeit fehlt, wird erst ermahnt, dann vom Abendmahl ausgeschlossen, und wenn das ohne Erfolg bleibt, aus der Gemeinde ausgestoßen. Es besteht eine Unitätskasse, in die jeder steuern muß, in welche die Einkünfte aus den Gemeindegütern und das zehnte Prozent von allen Handelsartikeln der Gemeinde fließen. Die Brüder zeichnen sich durch Fleiß, Ordnung, Sittlichkeit und Religiosität aus. Ihre Zahl beläuft sich jetzt in Europa auf 30000 Personen; außerdem stehen etwa 70000 bekehrte Heiden unter 336 Missionaren der Brüdergemeinde. In Schlesien haben die Herrnhuter eine Gemeinde in Niesky (Kreis Rothenburg, Regierungsbezirk Liegnitz). Von den ungefähr 1300 Einwohnern des Ortes gehören 860 zur Brüdergemeinde. Die Ansiedelung wurde durch Aufbau dreier Häuser im Jahre 1742 von eingewanderten Böhmischen Brüdern gegründet und erhielt seinen Namen Niesky (d. h. niedrig) auf den Vorschlag der Gemahlin des Grafen Zinzendorf. Niesky hat treffliche Schulanstalten, prächtige Anlagen und ein reichhaltiges Museum. In Neusalz a. d. Oder (Kreis Freystadt, Regierungsbezirk Liegnitz) gehören von den 6756 Einwohnern 1500 zur Brüdergemeinde. Die 480 Einwohner des Dorfes Gnadenberg (Kreis Bunzlau, Regierungsbezirk Liegnitz) sind fast alle Herrnhuter, die hier eine von 60—90 Schülerinnen besuchte Mädchenerziehungsanstalt haben. Die Kolonie Gnadenfeld (Kr. Kosel, Regierungsbezirk Oppeln) wurde 1771 gegründet und hat 450 Einwohner. Hier besteht ein theologisches Priesterseminar, auf welchem die Lehrer und Geistlichen für sämtliche Brüdergemeinden ausgebildet werden. In Gnadenfrei (Kreis Reichenbach, Regierungsbezirk Breslau), an den Vorbergen des Eulengebirges, wurde die Kolonie, die jetzt 800 Einwohner hat, am 13. Januar 1743 mit Genehmigung Friedrichs des Großen unter dem Schutze des Freiherrn von Seydlitz gegründet. Die daselbst von der Gemeinde unterhaltene höhere Töchterschule wird von Schülerinnen aus allen Teilen der Provinz besucht.

Lauban, Greifenberg und der Greifenstein. Ehe wir das Isergebirge verlassen, müssen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Gegend werfen, welche vor demselben auf der Nordseite liegt, die uns gewissermaßen in das Gebirge einführt. Wollen wir von Görlitz aus in das Gebirge gelangen, so fahren wir mit der Eisenbahn nach Osten; wenn wir von Kohlfurt kommen, fahren wir nach Süden bis Lauban, das am linken Ufer des Queiß liegt. Beide Ufer des Flusses werden noch von Höhenzügen begleitet, die vom Isergebirge ausgehen; der linke trennt den Queiß von der Lausitzer Neiße, der rechte scheidet den Queiß vom Bober. Lauban hat 10800 Einwohner und ist eine gewerbthätige Stadt; wir finden in derselben Fabriken von leinenen Taschentüchern und Stückleinen; auch die Baumwollenweberei ist vertreten. Eine Thonwarenfabrik beschäftigt über 140 Personen und liefert Verblendsteine, Bauornamente, Schamottesteine und Thonröhren aus dem vorzüglichen Material, das um die Stadt gefunden wird. Die Stadt wurde um das Jahr 900 erbaut und gehört seit 1815 zu Preußen. Der Sage nach wurde Lauban schon vor 900 gegründet; denn in einer Reimchronik von Lauban finden sich folgende Zeilen:

„Zahl siebenhundert und elf Jahr,
Als Luban eine Wildnis war,
Ein Graf macht daraus eine Stadt,
Die man Luban genennet hat.

Ein Jägerhaus am Berge stund,
Darin der Graf ziehen kunnt,
Hatt' da seine Lust und wilde Bahn,
D'rum fing er flugs zu bauen an.

Die jetzige evangelische Pfarrkirche in Lauban ist erst im Anfang des 18. Jahrhunderts (1703 hatte man mit dem Bau begonnen) erbaut; 1760 bei dem großen Brande, der ganz Lauban einäscherte, mit abgebrannt, wurde sie erst nach ihrer Wiederherstellung zur Pfarrkirche gemacht an Stelle der 1760 ebenfalls abgebrannten Trinitatiskirche, die überhaupt nicht wieder erbaut wurde und bis vor zwei Jahren hier als Ruine bestand; jetzt existiert nur noch der Turm, der das Geläute der evangelischen Gemeinde trägt. In dieser bis zum Jahre 1760 bestandenen Pfarrkirche spielte sich der beschriebene Vorfall aus dem Hussitenkriege ab. Die katholische Kirche ist ein vollständig neuer, in den Jahren 1858—1861 aufgeführter Bau.

An dem Eckhause beim Eingange in die Kirchgasse sieht man in Stein gehauen die Figur eines Mannes, welchem Arme und Beine fehlen. Dies soll das Bildnis des heldenmütigen Pfarrers sein, welcher am 16. Mai 1427, als die Hussiten Lauban erstürmten, auf den Kirchturm gestiegen war und von dort aus die Bürger zum Widerstande ermahnt hatte; er wurde dafür von den siegreichen Hussiten an vier Pferde gebunden und zerrissen. Andre aber sagen, das Bild stelle den damaligen Besitzer des Hauses, Konrad von Zeidler, vor, welcher an diesem unglücklichen Tage die Laubaner führte und im Schleifgrunde in Stücke gehauen wurde.

Aus dem Dreißigjährigen Kriege fand sich bis vor kurzem als Andenken an dem hölzernen Giebel eines jetzt abgerissenen Hauses vor dem Nikolaithor ein halbes Hufeisen angenagelt, welches das Pferd des von den Feinden verfolgten schwedischen Königs Karls XII. verloren haben soll, der auf seinem berühmten Ritt von Bender nach Schweden so schnell durch Lauban sprengte, daß das Hufeisen bis dort hinauf geschleudert wurde.

Auch am Queiß gelegen ist Greifenberg und mit der Bahn zu erreichen. Diese Stadt liegt dem Isergebirge um 15 km näher. Ein guter Fußgänger kann von hier aus das Bad Flinsberg in drei Stunden erreichen. Greifenberg hat noch nicht 3000 Einwohner; unter den Gewerben der Stadt nimmt die Leinenfabrikation, die seit 400 Jahren getrieben wird, die erste Stelle ein. Die Weberei erhielt größeren Aufschwung, als sich ihres Glaubens wegen aus Jauer und Neiße vertriebene Weber hier ansiedelten; noch mehr hob sich die Stadt nach der Besitznahme Schlesiens durch Preußen infolge der weisen Maßregeln Friedrichs des Großen zum Schutze der schlesischen Industrie. Im Jahre 1609 gab es sechs Handelshäuser für Leinen, nach 1640 mehrten sich dieselben auf sechsundzwanzig. Im Jahre 1755 wurde die Kaufmannssocietät, eine Art Handelskammer, gebildet. In der Leinwandordnung vom 26. April 1788 erscheint Greifenberg als eine der fünf Kommerzialstädte des schlesischen Gebirges. Jetzt beschäftigen zehn Fabrikanten die meistens auf dem Lande zerstreut wohnenden Weber hauptsächlich in der Erzeugung von leinenen Taschentüchern, Leinwand und Creas, Damast, Handtüchern, Drell, Inlett- und Züchenleinen. In zwei Leinendruckereien und Färbereien werden bedruckte Schürzen und Kleiderstoffe hergestellt. Eine mechanische Weberei arbeitet mit 86 Stühlen; Bleichanstalten gibt es vier. Greifenberg ist eine alte Stadt, über die wir aus dem Anfang des elften Jahrhunderts sichere Nachrichten haben. In der katholischen Kirche befindet sich eine 1545 angelegte gräflich Schaffgotschische Familiengruft. Auf einem $^3/_4$ Stunden von der Stadt entfernt liegenden, 420 m hohen

Basaltfelsen liegen die Trümmer der Burg Greifenstein, die nach 1100 gegen die Böhmen gegründet wurde. Sie gehört zu den schönsten Ruinen des schlesischen Landes, wechselte ihre Besitzer sehr oft und blieb ihrem Zweck, ein befestigter Verteidigungspunkt zu sein, lange treu. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie dreimal belagert und sogar noch im bayrischen Erbfolgekriege 1778 in Verteidigungszustand gesetzt. Erst 1789 verfiel sie sehr schnell, da man die Mauersteine der Burg zu Neubauten benutzte. Die Ruine wird viel besucht, weil sie wegen ihrer freien Lage eine prachtvolle Umsicht gewährt; für die Erhaltung in ihrem gegenwärtigen Zustande wird Sorge getragen.



Ruine der Burg Greifenstein.

Die Burg soll ihren Namen erhalten haben, weil bei dem Bau derselben die Arbeiter auf dem Gipfel des Berges ein Nest mit jungen Greifen gefunden haben. Zur Erinnerung an diesen Fund, so sagt man, hat der Herzog Boleslaw der Lange der Burg im Jahre 1198 den Namen Greifenstein gegeben. Die Volkssage aber erzählt dies anders und bringt es mit dem Begründer der Schaffgotschischen Familie in Verbindung: Es wohnten im 14. Jahrhundert in dem anmutigen Thale des Queiß, wo jetzt Greifenberg liegt, friedliche Hirten, die täglich ihre Herden austrieben und als arbeitsame Leute ihre Felder bestellten. Plötzlich aber wurde die Gegend unsicher; denn ein ungeheurer Greif, der sich irgendwo in dem undurchdringlichen Walde am Queiß sein Nest gebaut hatte, kam in die offenen Gegenden täglich geflogen und raubte Vieh und Menschen. Bald waren die Leute arm; denn sie wagten es nicht mehr, ihr Vieh auf das

Feld zu treiben, noch auch ihre Äcker zu bestellen, weil sie sich nicht retten konnten, wenn der gewaltige Vogel daherrauschte, sie mit seinen Krallen ergriff und fortschleppte. Nicht lange dauerte es, so herrschte im Lande eine entsetzliche Hungersnot, und der Herzog Bolko auf Neuburg wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er demjenigen, der den Greif töten würde, weite Ländereien und eine große Summe Geldes versprach. So weit und laut aber auch der Herzog durch seine Herolde sein Angebot bekannt machen ließ, es fand sich doch niemand, der es unternommen hätte, sich in Lebensgefahr zu stürzen und den Kampf mit dem Greifen zu unternehmen. Das Elend in den sonst so lachenden Auen wurde immer größer. Da ließ der Herzog durch das Land bekannt machen, wer den Greifen töte, der solle nicht nur die bisher ausgesetzte Belohnung, sondern auch die Hand seiner einzigen Tochter Agnes erhalten.

Nun wohnte aber in der Nähe der Burg ein Schäfer mit Namen Gottsche Schaf, ein stattlicher und mutiger Jüngling, der sonst täglich seine Herde ins Gebirge trieb; er hatte einst die schöne Herzogstochter auf dem Schloß gesehen, sich sterblich in sie verliebt und beschloß jetzt, den Kampf mit dem Greifen um sie zu wagen. Er begab sich also eines Tages, nachdem er sich Lebensmittel auf einige Tage eingesteckt hatte, mit einer langen Stange und einer scharfen Axt bewaffnet, ins Gebirge, um zunächst das Nest des Ungetüms zu suchen. Schon hatte er mehrere Tage den Wald durchsucht, schon ging sein Vorrat auf die Neige, schon war er matt und müde und dachte daran, in sein Elternhaus zurückzukehren: da vernahm er über sich das Rauschen von mächtigen Flügeln und sah den Greif, der in seinen Klauen ein starkes Rind hatte und durch die Luft davontrug. Der kluge Schäfer verfolgte den Vogel mit seinen Blicken und entdeckte so das Nest desselben; denn er vermutete, daß der Greif Junge habe und die Beute denselben zum Fraß bringe. Als sich der Greif einer in der ganzen Gegend bekannten ungeheuren Eiche näherte, hörte Gottsche Schaf das gierige Geschrei der kleinen Greifen, war mit seiner Entdeckung zufrieden und versteckte sich, um nicht von des Ungeheuers weitblickenden Augen entdeckt zu werden.

Am andern Morgen flog der alte Greif natürlich wieder auf Raub aus. Kaum war er ausgeflogen, da eilte der Schäfer zum Baume, sammelte viel Reisig, machte aus demselben ein großes Bündel, steckte es auf seine lange Stange, kletterte ein gutes Stück den Baum hinan, zündete das Bündel an und hielt das brennende Reisig mit der Stange in die Höhe von unten gegen das Greifennest, in dem sich drei Junge, die noch nicht flügge waren, befanden. Bald entzündeten sich die Hölzer, aus denen das Nest zusammengebaut war; lichterloh brannte die Behausung der Raubvögel. Die jungen Greife erhoben ein jämmerliches Geschrei und kamen elend in den Flammen um. Durch das Jammern der Jungen wurde der alte Vogel herbeigelockt; er kam mit unglaublicher Schnelligkeit und suchte mit seinen Schwingen das Nest und seine Jungen zu retten, indem er sich abmühte, das Feuer auszuschlagen. Bei dieser Sorge um das Leben seiner Kinder verbrannte er sich die Fittiche, so daß er jählings auf die Erde stürzte. Gottsche Schaf stieg vom Baume, schlug mit seiner Stange derb gegen den Kopf des Greifen, bis das Tier matt wurde, und trennte ihm mit einem tüchtigen Axthiebe den Kopf vom Rumpfe.

Der Schäfer kehrte freudig in die Hütte seines Vaters zurück und erzählte, was er gethan hatte. Die Nachbarn sammelten sich glückwünschend um den

jungen Helden, eilten zur Eiche, und hier sammelte sich Gottsche Schaf aus der Asche die Köpfe der drei jungen Greife; die Hirten umschlangen den Leib des alten Tieres mit starken Seilen und ließen ihn von zwei kräftigen Ochsen nach der Burg des Herzogs ziehen, wo sie das erlegte Tier zeigten und für den jungen Schäfer die ausgesetzte Belohnung erbaten. Der Herzog Bolko ließ sich das Geschehene erzählen und hieß Gottsche Schaf niederknieen, um ihn auf der Stelle zum Ritter zu schlagen und mit seiner Tochter zu verloben. Als Mitgift gab er ihm die Neuburg, die er zum Andenken an die Begebenheit Greifenstein nannte, und versprach ihm soviel Land zu schenken, als er mit seiner Schafherde vom Morgen bis zum Abend umziehen könne. Am nächsten frühen Morgen trieb der junge Ritter zum letztenmal seine Schafe aus und war am Abend, als er heimkehrte, einer der reichsten Herren des Landes Schlesien.

Gottsche Schaf war zwar mit der Tochter des Herzogs verlobt; aber er wollte sie erst dann heiraten, wenn er sich eines so großen Schatzes würdig bewiesen hätte. Deshalb ließ er sich vom Herzog in allen Ritterkünsten unterweisen und zog dann hinaus ins Reich zum Heere des Kaisers. Hier zeigte er sich sehr tapfer und kühn; und als er einst durch seinen Heldenmut vor den Augen des Kaisers zum Siege sehr viel beigetragen hatte, schlug ihn der Kaiser zum Ritter, erhob ihn in den Grafenstand, nannte ihn Schaffgotsch und gab ihm in sein Wappen ein Schaf. Wiederum ging es zur Schlacht, und der Graf verrichtete Wunder der Tapferkeit. Als die Schlacht ausgekämpft war, bot der Kaiser dem jungen Helden die Hand dar; diese war blutig von den Wunden, und deshalb wischte sich Graf Schaffgotsch am blanken Panzer die Hand ab, ehe er sie dem Kaiser reichte. Auf der Spiegelfläche des Panzers blieben blutige Spuren; da rief der Kaiser: „Zur Erinnerung für alle Zeiten daran, daß du für mich dein Blut vergossen, füge ich deinem Wappen, dem Schafe, heute für die Zukunft die vier blutigen Streifen hinzu, welche deine Finger gemacht haben.“ Dies Wappen führen die Schaffgotsche seit jener Stunde.

Nachdem der tapfere Schaffgotsch schon zwei Jahre fern von Schlesien gewesen war, und als seine Braut mit Sehnsucht seine Rückkehr erwartete, gab der Herzog Bolko auf seinem Schlosse ein großes Turnier, zu dem viele Ritter geladen waren. Als schon lange tapfer, aber unentschieden gekämpft war, ritt ein fremder, schwarz geharnischter Rittersmann, der im Schilde drei Greifenköpfe führte, in die Kampfbahn und nannte einen den Kampfrichtern unbekannten Grafennamen. Da er das Visier des Helmes heruntergelassen hatte, konnte ihn niemand erkennen. Der Ritter entschied bald den Kampf, aus dem er siegreich hervorging. Da führten ihn die Kampfrichter zur Prinzessin, damit er aus ihrer Hand den Preis erhalte. Der Fremde schlug das Visier zurück, und die schöne Agnes erkannte in den wettergebräunten Zügen des Ritters die ihres Verlobten. Alsbald wurde Vermählung gefeiert; Ritter Schaffgotsch wurde der Stammvater des noch blühenden Geschlechtes; die Burg behielt ihren Namen Greifenstein und gab dem an ihrem Fuße erbauten Städtchen den Namen Greifenberg.

Manche Sagen knüpfen sich noch an die Burg Greifenstein, von denen die bekannteste die von der weißen Frau, der Ahnfrau, ist. Viele Bewohner der Burg in alter Zeit wollen die Ahnfrau gesehen haben: eine hagere Gestalt mit bleichem Antlitz, die in ein weißes Gewand gekleidet und von einem langen Schleier bedeckt war. Sie wandelte nachts durch alle Gänge der Burg, namentlich

vor der Kapelle, und verschwand stets in der sogenannten blauen Kammer, einem düsteren Gemache, aus dessen Fenster in der Nacht gewöhnlich ein blaues Licht hervorglänzte. Sie ging still und schwermütig einher und that niemand Böses; wer es aber versuchte, sie zu necken, dem begegnete bald darauf ein Unglück. Wenn einem der Besitzer der Burg ein Unglück drohte, dann sah man sie händeringend auf- und niedergehen, hörte sie auch wohl schluchzen. Einst hatte ein Burgvogt auf Greifenstein eine sehr schöne Tochter, die sich der Gunst der weißen Frau erfreute; denn wenn diese ihr erschien, ängstigte sie sich nicht, sondern nickte ihr freundlich zu. Als nun einst das junge Mädchen in große Gefahr kam, da ein fremder Ritter sie bedrohte, erschien plötzlich auf den Hilferuf die weiße Frau und rettete das Mädchen, indem sie durch einen furchtbaren Donnerschlag den Ritter erschreckte, so daß er tot zur Erde sank.

Während der Abwesenheit des Burgherrn kamen einst einige Ritter auf die Burg, wilde und gottlose Gesellen, welche über alles spotteten und ihre schlechten Witze machten; auch die Ahnfrau verhöhnten sie und wollten nicht glauben, daß sie umgehe. Aber die Ahnfrau ließ sich den Spott und Hohn nicht gefallen; denn kaum war ein Knappe mit einer Schüssel voll Speisen in ihr Zimmer getreten, so stürzte er über seine eignen Füße und warf die Schüssel hin. Unter Flüchen schickten sie ihn nach andern Speisen zur Küche hinab. Als er wieder kam, hatten der Schinken und das Brot auf dem Brett sich in Stein verwandelt, und der gebratene Truthahn erhob sich und flog davon, der Wein aber verwandelte sich in stinkendes Wasser. Die Ritter fluchten und schimpften noch toller als bis dahin. Plötzlich fühlten sie, wie ihnen die Sessel unter den Füßen von unsichtbarer Hand fortgezogen wurden, und sie stürzten zu Boden, so daß sie sich nicht wieder erheben konnten; die Kerzen gingen aus, es öffnete sich unter schweren Donnerschlägen der Fußboden, und alle stürzten tief hinab in ein Gewölbe, in dem sie erst am andern Tage mit halbgebrochenen Gliedern wieder aufgefunden wurden.

Wenn fremde Kriegsvölker auf der Burg waren, ließ sich die Ahnfrau nicht sehen; aber obwohl sie einst einem frommen Pilger, der den Mut hatte sie anzureden und zu fragen, wie ihrem Geiste Ruhe verschafft werden könne, die Stelle im Burgverließe zeigte, an der ihre Gebeine noch unbegraben auf ungeweihter Erde schliefen; und obwohl diese dann dort fortgenommen und in geweihtem Boden bestattet wurden, blieb sie deshalb doch noch nicht fort, sondern kam immer wieder, bis sie endlich für immer verschwand, als die heilige Messe zum letztenmal in der verfallenden Burgkapelle gelesen wurde.

Löwenberg mit dem Gröditzberge. Östlich von Lauban am linken Ufer des Bober liegt die Stadt Löwenberg an den nordöstlichen Ausläufern des Isergebirges, umgeben von fruchtbarem Ackerland. Schon 1158 war Löwenberg ein angesehener befestigter Ort, der im Anfange des 13. Jahrhunderts das Recht über Leben und Tod nach Magdeburger Recht erhielt. Zugleich war diese Stadt, die jetzt über 5200 fleißige Einwohner hat, einst eine von den vielgeplagten Städten Schlesiens; denn im Hussitenkriege (1428) litt die Stadt durch Feuer und Schwert; im 16. Jahrhundert sank die Einwohnerzahl durch Pest und Hungersnot von 12000 auf 6000 Einwohner. Noch mehr litt sie im Siebenjährigen Kriege, bei dessen Ende sie nur 121 Familien zählte.

Seit jener Zeit hob sie sich. Am 19. August 1813 wurden die Franzosen bei dem nahen Dorfe Buchholz und am 21. August bei dem ebenfalls nahen Dorfe Plagwitz von den Russen geschlagen; es sind hier ein steinerner Obelisk und eine Marmorbüste Blüchers errichtet worden.

Von Löwenberg aus erreicht man, wenn man sich ungefähr 8 km östlich wendet, den Gröditzberg, einen 392 m hohen bewaldeten, isolierten und abgestumpften Basaltkegel, der auf der Grenze des Vorgebirges und Flachlandes liegt und von dem man nach Norden und Osten bis in die Provinz Posen hinein sehen kann, während man in unmittelbarer Nähe stattliche Dörfer, im Südwesten das Iser- und Riesengebirge erblickt.



Löwenberg vom Hospitalberge.

Hier erbaute Friedrich I., Herzog von Liegnitz, im Jahre 1473 ein festes Schloß, in dessen gut erhaltener Ruine sich jetzt eine Restauration befindet. Im Dreißigjährigen Kriege hielt man die Burg für uneinnehmbar, und deshalb wurden dorthin nicht nur die Wertsachen des Herzogs von Liegnitz, sondern auch viele Kostbarkeiten der Bewohner und Kirchen aus der Umgegend geschafft; aber gerade deshalb schien die Burg den Wallensteinern im Jahre 1633, als sie die Stadt Goldberg schon erobert und geplündert hatten, eine gute Beute zu sein; denn sie hatten erfahren, was dort zu holen war. Die Eroberung der Burg gelang ihnen durch List. Der Befehlshaber derselben war der Hauptmann des Herzogs von Liegnitz, von Schindler, der seine Geliebte, die auf dem Schlosse war, damals gerade durch Beleidigungen aufgereizt

hatte. Um sich zu rächen, verriet sie die Burg an die Wallensteiner, indem sie ihnen die schwächste Seite zeigte und die Krieger einzeln in die Burg zog, bis ihrer so viel in derselben waren, daß sie die schlafende Mannschaft überwältigen konnten. Im Jahre 1635 wurde das feste Schloß zersprengt, und nur ein Teil der Wohngebäude blieb stehen; in den Jahren 1750 und 1766 stürzten der große Turm und ein Teil des stehengebliebenen Schlosses ein, und erst 1823 sind die ehrwürdigen Trümmer der Burg in der jetzigen Gestalt wieder hergestellt worden.

Die Sage erzählt, daß der Berg seinen Namen habe von dem alten heidnischen Götzen Crodo, der auf demselben verehrt wurde; wahrscheinlich aber hat er seinen Namen in der polnischen Zeit erhalten, als die Polen dort eine Burg (grodz[a], Befestigung) anlegten; und diese Burg ist es gewiß, die in einer Urkunde vom Jahre 1245 als Burg Grodyz erwähnt wird. Auch der Gröditzberg hat, wie fast alle Berge, auf denen Burgen standen und stehen, seine Sagen, die zum Teil recht unheimlich sind und an das wüste Ritterleben des Mittelalters erinnern. Da starb einmal in jener Ritterzeit der Burgherr in jugendlichem Alter und hinterließ eine bildschöne und tugendhafte Witwe von 18 Jahren mit einem Töchterchen Rosilde. Der ebenso reichen wie schönen Frau fehlte es natürlich nicht an Freiern, aus deren Zahl sie den tapfern, aber herzlosen Ritter Georg von Waldeichen zum Gemahl wählte, dem sie bald eine Tochter Elfride schenkte. Der grausame und geizige Mann hatte sich einen Sohn gewünscht, dem er seine Schätze hinterlassen könnte, und ließ nun seine Härte und Grausamkeit auch seine Gemahlin fühlen, während er seine ganze Liebe seiner Tochter Elfride schenkte. Die Edelfrau ertrug die Zurücksetzung und lebte ganz für die Erziehung ihrer beiden Töchter. Während aber Rosilde bescheiden und herzensgut war, wurde Elfride von Tag zu Tag stolzer, gefallsüchtiger und falscher; sie wußte es aber so einzurichten, daß lange Zeit niemand von ihrem sträflichen Leichtsinn erfuhr, da ihr Vertrauter der Burgkaplan war, der die Pflichten seines Standes hintansetzte und Elfridens lasterhaftes Leben guthieß, weil er selbst nicht besser war. Endlich erfuhr die Edelfrau doch, wie schändlich Elfride war, und fragte einen Freund ihres verstorbenen Gemahles, den Ritter von Borwitz, der sie auf Gröditzberg besuchte, wie ihre Tochter auf den Weg der Tugend zurückzuführen sei. Leider aber hatte Elfride die Unterhaltung ihrer Mutter mit dem Ritter belauscht, entbrannte von Zorn und Wut, eilte zu ihrem Vater und verleumdete bei ihm ihre Mutter. Dieser grausame Mann kannte keine Grenzen seines Unwillens, und ohne mit dem Freund des Hauses oder seiner Gemahlin gesprochen zu haben, eilte er am andern Morgen in die Schloßkapelle, als beide dort ihre Andacht verrichteten, erstach den Ritter und ließ seine Gemahlin gefangen nehmen und in einen elenden Kerker bringen, wo sie bis zu ihrem Tode bei Wasser und Brot bleiben sollte. Den Leuten aber sagte er, sie sei gestorben, so daß ihr Name aus dem Gedächtnisse der Lebendigen verschwand. Elfride sah es als ein großes Glück für sich an, daß sich bald darauf ihre Schwester Rosilde mit dem Ritter Erich von Blumen vermählte, weil sie nun auf Gröditzberg für ihr lasterhaftes Leben völlig freie Hand hatte.

Aber sie war nicht lange zufrieden und gönnte ihrer Schwester das Glück der Ehe nicht. Sie besuchte daher öfter Rosilde und wußte durch ihre Falschheit das Herz des Ritters von Blumen zu umstricken. Um ihn ganz für sich zu gewinnen, mietete sie zwei Knappen, die ihre Schwester ermorden sollten.

Als die beiden Bösewichter ihre schändliche That vollführen und die betende Rosilde in der Kapelle erstechen wollten, schlug ihnen das Gewissen, und sie wagten das Verbrechen nicht. Kaum bemerkte dies Elfride, so ergriff sie selbst den Dolch und erstach ihre Schwester an den Stufen des Altars und übergab nun die Entseelte den Knappen, damit sie den Leichnam verscharrten. Die Mitwisser der Unthat gruben ein Grab, bemerkten aber, daß noch Leben in dem Körper war und übergaben Rosilde ihrer alten Amme, die sie sorgsam pflegte, wieder zur Gesundheit führte und versteckt hielt; ihrer Herrin aber sagten sie, Rosildens Leichnam sei verscharrt.



Die Ruine auf dem Gröditzberge bei Löwenberg.

Elfride verstand es, ihrem Schwager einzureden, Rosilde sei entflohen und bereits gestorben, und Erich von Blumen war so leichtsinnig, zu glauben, was ihm die Unmenschliche sagte. Kaum war die übliche Trauerzeit vorüber, als sie dem Ritter ihre Hand reichte und mit ihm zum Traualtar gehen wollte. Als die Hochzeit vorbereitet wurde, fehlte es an einer Schleppträgerin; denn die Erzieherin Petrina, welche auch Rosilde erzogen hatte, war nicht zu bewegen gewesen, der Schändlichen die Schleppe zu tragen, und um dieser Weigerung willen aus dem Wege geräumt worden. Die pflichtvergessene Tochter riet nun ihrem Vater, die Edelfrau aus dem Kerker zu holen und sie die Brautschleppe tragen zu heißen. Der Ritter von Waldeichen ging auf diesen Vorschlag ein. Seine Gemahlin, von niemand mehr gekannt, erschien in kostbaren Gewändern als Schleppträgerin im Brautzuge. Doch das

Maß der Frevelthaten war voll; was Menschen nicht offenbarten, das erzählten die Elemente. Der Hochzeitszug setzte sich in Bewegung. Plötzlich zog ein Unwetter herauf, das so arg war, wie man es bis zu dieser Zeit in jener Gegend noch nicht erlebt hatte. Der Tag wurde in finstere Nacht gehüllt, ein entsetzlicher Sturm brauste durch die Bäume und entführte den Brautjungfern ihre Kränze und Elfriden ihre von Juwelen schwere Brautkrone. Der Donner brüllte, Blitze durchzuckten die Luft. Elfride stieß Verwünschungen aus, weil sie den Elementen gegenüber ohnmächtig war. Da fuhr ein feuriger Strahl herab; ihm folgte ein krachender Schlag, und als sich der Ritter von Waldeichen erholte, lag der Burgkaplan vor ihm vom Blitz erschlagen, seine Tochter Elfride niedergeschmettert am Boden, und den Ritter von Blumen, den auch der Blitz getroffen hatte, trugen seine Leute auf einer Bahre fort.

Elfride war schwerkrank, und da jeder sah, daß sie nicht mehr lange leben konnte, holte man aus dem Franziskanerkloster zu Goldberg den ehrwürdigen Pater Isidorus, daß er Elfridens Beichte höre. In ihrer Todesangst gestand sie dem Pater alle ihre Verbrechen, daß der Burgkaplan ihr Verführer, Ratgeber und zum Teil Vollstrecker ihrer Schandthaten gewesen sei, daß ihre Mutter auf ihre Veranlassung unschuldig im Kerker schmachte, daß sie ihre Schwester ermordet und ihre Erzieherin vergiftet habe. Sie bat den Mönch, er möchte ihr Bekenntnis genau aufschreiben und sieben Tage nach ihrem Tode ihrem Vater übergeben. Leider war ihre Reue nicht von langer Dauer; denn kaum hatte sie gebeichtet, da kam ihr böser Geist wieder über sie; sie weigerte sich zu beten und starb mitten im heftigsten Gewitter, während der Höllenfürst an ihrem Bett stand und ihre Seele in Empfang nahm. Ihr verblendeter Vater ließ die Leiche im Brautschmuck sieben Tage lang im Rittersaal ausstellen; doch in jeder Nacht flohen die Wächter ängstlich davon, denn sie behaupteten, der Leichnam, dem doch das Herz ausgenommen worden war, hole Atem, bewege die Lippen, als ob er sprechen wolle, und liege morgens anders, als er am Abend vorher gelegen habe. Darauf beschloß der Ritter, die Leiche in das Grab legen zu lassen, das er in der Kapelle des Schlosses für die Tochter hatte machen lassen. Zwölf Mönche trugen den Sarg in die Kapelle. Als er dort noch einmal geöffnet wurde, erhob sich Elfride und sagte: „Mir gebührt kein Grab in geweihter Erde.“ Dann sank sie zurück, und sofort fiel aus heiterem Himmel ein Blitzstrahl, der die Leiche in Staub verwandelte, aus dem ein qualmender Schwefeldampf aufstieg. In der folgenden Mitternacht wurde die Burgglocke von unsichtbaren Händen gezogen; in das Zimmer des Burgherrn trat Elfride in gräßlich zerschmetterter Gestalt und sagte: „Wehe! Gott, an den ich nie geglaubt, hat mich gerichtet. Als verkörperter Geist bin ich zu rastloser Wanderung verurteilt. Morgen wirst du mein Sündenbekenntnis erhalten!“ Nachdem sie also gesprochen hatte, verschwand sie; aber der Ritter von Waldeichen hielt alles für einen bösen Traum.

Mißmutig war am andern Morgen der Burgherr aufgestanden und saß beim Frühstück, als der Franziskanermönch Isidorus, der Elfridens Beichte gehört hatte, um Einlaß bat. Der Mönch folgte der Aufforderung des Ritters, sich zu ihm zu setzen und mit ihm zu essen. Bald erzählte der Ritter von den Leiden, die er in den letzten Jahren durchgemacht hatte, auch daß seine Gemahlin noch im Kerker schmachte. Pater Isidorus versuchte dem Burgherrn begreiflich

zu machen, daß die Edelfrau vielleicht doch unschuldig sei; aber seine Bemühungen waren lange vergeblich. Erst als er, während wieder ein schreckliches Unwetter getobt hatte, Elfridens Sündenbekenntnis vorlas und sich zu erkennen gab, wurde der Ritter andrer Gesinnung. Der Pater Isidorus warf nämlich die Kutte ab und stand vor dem Herrn von Waldeichen als Ritter Borwitz in seiner Ritterkleidung; er erzählte, daß er an den Wunden, die ihm Waldeichen in der Kapelle beigebracht habe, nicht gestorben sei, daß ihn der Burgvogt gerettet und erhalten habe, und daß er, sobald er gesund geworden, in das Kloster gegangen sei. Der Burgherr staunte; zugleich erschien Elfridens verkörperter Geist und erklärte, daß das Bekenntnis wahr sei und dem Vater und andern Frevlerinnen zur Warnung dienen solle.

Waldeichen rief, als Pater Isidorus wieder seine Kutte angelegt hatte, mehrere Knappen herbei und eilte mit ihnen und dem Pater in den Kerker seiner Gemahlin, um sie zu befreien. Die unschuldige Edelfrau lag schlafend auf ihrem Strohlager und betete, nachdem sie erwacht war; sie konnte sich kaum fassen, als sie hörte, daß ihre Unschuld zu Tage gekommen sei und sie befreit werden sollte, und war überrascht, als sie in dem Pater den Ritter von Borwitz wieder erkannte. Als sie alle den Kerker verließen, in welchem die Frau fast vier Jahre geschmachtet hatte, hörten sie hinter sich die Worte: „Hier soll keine Unschuld mehr schmachten." Erschrocken sah sich Waldeichen um und mußte sehen, wie das Gewölbe krachend zusammenstürzte. Viel Zeit war nötig, bis die Edelfrau wieder zu Kräften kam; als sie völlig genesen war, fand eine Festfeier im Schlosse statt, und der Mönch Isidorus segnete das Paar von neuem ein. Nun hatte auch Rosilde keine Veranlassung mehr, in ihrem Versteck zu bleiben. Schwarz verschleiert stellte sie sich ihren Eltern vor und erzählte von ihren Leiden. Das Glück der Edelleute wurde voll, als auch der Ritter von Blumen sich einfand; denn der Blitz hatte ihn zwar getroffen, aber nicht getötet. Auch dieses Paar segnete der Pater noch einmal ein, und so war durch Elfridens Bekenntnis und Tod das Glück auf dem Gröditzberge wieder hergestellt. Die entweihte Kapelle ließ Waldeichen niederreißen und an ihrer Stelle ein Kirchlein errichten zu Ehren des heiligen Georg; aber er erlebte die Einweihung nicht mehr, denn er und Ritter von Blumen starben, ehe zum erstenmal im Kirchlein gebetet wurde. Bald folgte ihnen die Burgherrin, die durch die Kerkerhaft sehr angegriffen war, und Rosilde, ihre Tochter. Aber noch lange irrte ruhelos Elfridens schwarze Gestalt durch die öden Gemächer der verwaisten Gröditzburg.

Goldberg. Die Wallensteiner in der Stadt (1633). Trotzendorf. Östlich von Löwenberg liegt am rechten Ufer der wütenden Katzbach am Eingange eines schönen Thales die kleine, von noch nicht 6500 Einwohnern bewohnte Stadt Goldberg, die, jetzt nur noch ein ganz unbedeutender Ort, öfter in der Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt hat.

Die Stadt, welche ihren Namen und ihre Entstehung dem Bergbau auf Gold verdankt, der hier schon im 10. Jahrhundert von deutschen Bergleuten betrieben worden sein soll, war einst eine große Stadt; denn im Jahre 1241 stellte sie dem Herzog Heinrich von Liegnitz zum Kampfe gegen die Tataren bei Wahlstatt 600 Bergknappen, die fast alle im Kampfe das Leben verloren.

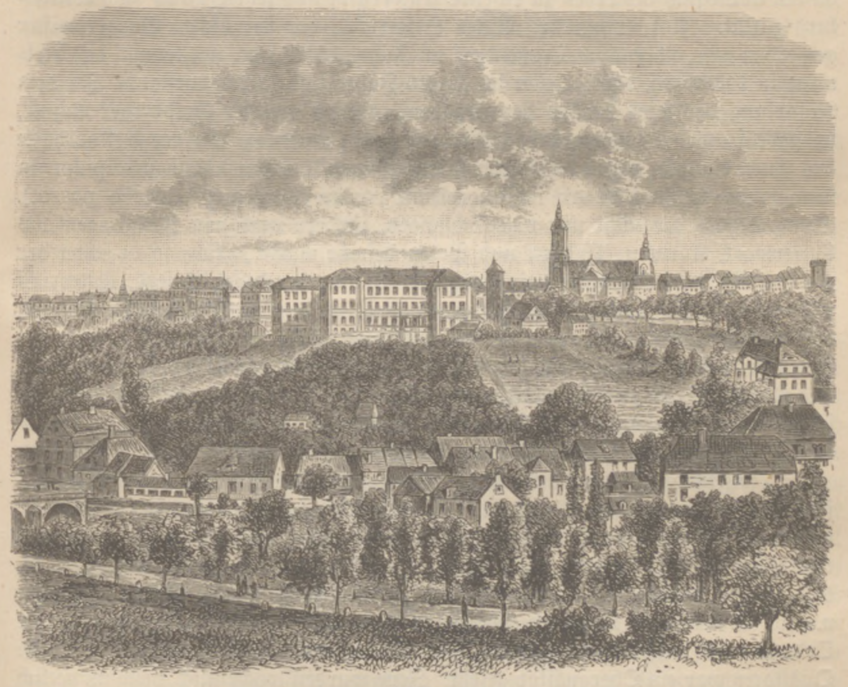
Der Bergbau in Goldberg hörte im 15. Jahrhundert ganz auf, weil derselbe nichts mehr einbrachte. Die Sage berichtet, die Goldberger Bergknappen hätten um diese Zeit einen Mönch erschlagen, welcher noch kurz vor seinem Tode in der größten Lebensgefahr den schlesischen Bergbau verflucht und mit einem Banne belegt habe. Zweimal, in den Jahren 1428 und 1431, ist Goldberg durch die furchtbaren Verwüstungen der Hussiten verheert und fast vertilgt worden.

Entsetzlich litt die Stadt im Jahre 1633 durch Wallenstein. Dieser geniale Feldherr hatte es verstanden, die Schweden und Sachsen voneinander zu trennen durch verstellte Märsche, die er mit seinen Truppen machte, und brandschatzte Schlesien. Am 4. Oktober kam er mit seinem Heere in die Nähe von Goldberg. Früh morgens um 6 Uhr fand sich eine starke Abteilung Reiter beim Oberthor ein, deren Befehlshaber den Bürgermeister zu sprechen verlangte. Dieser erschien mit einigen Ratsherren und Adligen aus der Umgegend, die vor den Kriegsunruhen in der Stadt Sicherheit gesucht hatten, und erhielt den Befehl, für den General Wallenstein ein Frühstück zu besorgen. Man fragte den Offizier nach seiner schriftlichen Ordre, und da er diese nicht zeigen wollte oder konnte, kam es zu langen Streitereien, während dessen immer mehr Soldaten herankamen, in der Stille die Stadt umringten und von außen die Thore besetzten. Als die Ratsherren in die Stadt zurückkehren wollten, ließ sie der Offizier ergreifen, bis aufs Hemd ausziehen, jämmerlich mißhandeln und binden. Die Bürger, welche diese Grausamkeit sahen, sperrten die Thore und zogen die Brücken in die Höhe. Doch die Soldaten überstiegen die Mauern, öffneten die Thore von innen und gewährten 6000 Kriegern freien Eingang. Die gefangenen Ratsherren mußten die reichsten Häuser nennen, deren Plünderung die Offiziere selbst unternahmen; die übrigen Häuser wurden den Gemeinen preisgegeben. Mit Wut drangen diese in die Häuser der bebenden Bürger ein, verwundeten die Einwohner, legten ihnen Stricke um den Hals, schleppten sie nackt auf die Straßen, steckten ihre Daumen in die Pistolenhähne, rieben die verwundeten Fußsohlen mit Salz ein, schlugen ihnen brennende Kiensplitter unter die Nägel, schnitten ihnen Nasen und Ohren ab, verbrannten einige in Backöfen, zertraten andern die Rippen, raubten, was sie fortschaffen konnten, und zerstörten, was nicht fortzubringen war. Diese barbarische Zerstörung dauerte 24 Stunden. Als die Plünderer abzogen, fand man über 100 Leichen und über 300 Verwundete. Bei der Plünderung wurde auf ausdrücklichen Befehl Wallensteins das Haus des Kantors Fechner verschont. In seiner Jugend hatte nämlich Wallenstein die Goldberger Schule besucht, und einer seiner Lehrer war der Kantor Fechner gewesen, welcher nie viel von dem mürrischen, in sich gekehrten Knaben gehalten hatte. Als dieser einst träumerisch dasaß, während seine Mitschüler sich dem ausgelassenen Spiele überließen, sagte ihm Fechner: „Wenn aus dir ein großer Mann wird, will ich dein Hofnarr werden.“ Der ruhmreiche Feldherr gedachte nun dieses Auftrittes in der Schule, ließ den alten Kantor zu sich rufen und erinnerte ihn an seinen Ausspruch. Der zitternde Alte bat um Verzeihung, da er ja die Zukunft nicht habe wissen können, und wurde gnädig entlassen.

Die Goldberger Schule erfreute sich in der Zeit, in der Wallenstein ein Knabe war, noch eines bedeutenden Rufes, den Trotzendorf begründet hatte.

Valentin Friedland, genannt Trotzendorf (Trocedorfius) nach einem

Dorfe dieses Namens, eine Meile von Görlitz (jetzt Troitschendorf), wo er 1490 geboren wurde, gehört in die Reihe der großen Schulmänner des 16. Jahrhunderts, wie Sturm in Straßburg, Neander in Ilefeld, H. Wolf in Augsburg, Mylius in Görlitz, Fabricius in Meißen, welche alle aus der Schule Melanchthons hervorgegangen sind. Trotzendorf war der Sohn eines ehrbaren Landmannes, der mit Bettelmönchen in Verbindung stand. Als diese die Lernbegierde und Fähigkeit des Knaben wahrnahmen, veranlaßten sie den Vater, den kleinen Valentin nach Görlitz auf die Schule zu schicken. Bald aber wurde es dem Vater leid, den Sohn fortgeschickt zu haben; er ließ ihn wieder zurückkommen und verwendete ihn in der Landwirtschaft.



Goldberg.

Aber die Mutter gefiel sich in dem Gedanken, ihr Söhnchen könne einmal ein Priester werden, und sie wußte es durchzusetzen, daß Valentin in seinem Geburtsorte weiter im Lesen und Schreiben unterrichtet wurde. Als Schreibmaterial dienten dem Knaben Birkenrinde (interior betulae cortex), Gänsekiele und Kaminruß (fuligo infumibuli atramentum suppeditavit).

Zwei Jahre dauerte dieser Unterricht. Auf unablässiges Betreiben seiner Mutter wurde der Jüngling im Jahre 1508 wieder in die Stadt gebracht, um sich ganz dem Studium zu widmen. Trotzendorf überholte bald alle seine Mitschüler, und als 1513 sein Vater starb (seine Mutter war schon früher an der Pest gestorben), verkaufte er sein Erbgut und begab sich nach Leipzig, wo er sich zwei Jahre lang lateinischen und griechischen Studien widmete.

Im Jahre 1516 wurde er Lehrer an der Görlitzer Schule; Schüler und Lehrer lernten von ihm, selbst seinen Rektor unterrichtete er im Griechischen. Luthers Auftreten bewog ihn nach Wittenberg zu gehen, wo er fünf Jahre blieb. Dort nahm er auch im Hebräischen Unterricht bei einem getauften Juden. Eng und innig schloß er sich an Melanchthon an, dem er sein ganzes Leben hindurch seine Anhänglichkeit bewahrte. Im Jahre 1523 wurde Helmrich Rektor der Goldberger Schule und bewirkte, daß Trotzendorf als Lehrer an seine Schule berufen wurde. Als Helmrich im folgenden Jahre ein andres Amt erhielt, wurde Trotzendorf an seiner Stelle Rektor; da aber infolge der Reformation die Gemüter sehr in Aufregung waren, gedieh die Schule nicht, und Trotzendorf ging im Jahre 1527 an die in Liegnitz ins Leben zu rufende Universität und kehrte 1529 nach Wittenberg zurück. Auf dringendes Bitten Helmrichs, der inzwischen Bürgermeister geworden war, übernahm Trotzendorf im Jahre 1531 zum zweitenmal das Rektorat in Goldberg, dem er von da an 25 Jahre mit Ruhm vorstand. In dem Rosarium, das seine Schüler herausgaben, heißt es von der Goldberger Schule, sie habe so viel Schüler gehabt (es waren gegen tausend), daß der Rektor hätte aus ihnen ein Heer gegen die Türken bilden können (tantum habuit discipulorum numerum, ut justum ex iis exercitum contra Turcos producere posset). Seine Schule, die nicht nur von Schlesiern, sondern auch von Jünglingen aus Steiermark, Kärnten, Ungarn und Polen besucht wurde, glich, so berichtet der Redner Rhavus, einem wohleingerichteten Staate, der durch Gesetze, Unterricht und andre schöne Übungen trefflich geordnet ist zu dem Zwecke, daß die Jugend, von Kindheit an mit der religiösen Wahrheit getränkt, eine Richtung erhalte zur Furcht und Anrufung Gottes, zugleich aber auch die Elemente der Wissenschaften und Künste erlerne, welche notwendig sind für die Kirche und menschliche Gesellschaft, und in strengerer Zucht herangebildet sanfte Sitten annehme, sich an die gemeinsame ehrenhafte Pflichterfüllung im öffentlichen und Privatleben gewöhne.

Trotzendorf richtete seine Schule eigentümlich ein; sie zerfiel in sechs Klassen, jede Klasse war in Tribus geteilt. Die Schüler selbst zog er ins Regiment, indem er die einen zu Ökonomen, andre zu Ephoren, noch andre zu Quästoren ernannte. Die Ökonomen mußten für die Ordnung im Hause sorgen, z. B. daß alle zu rechter Zeit aufstanden und zu Bett gingen, daß Stuben, Kleider u. s. w. in reinlicher Ordnung gehalten wurden. Den Ephoren lag ob, für gute Ordnung bei Tische einzustehen. Jede Tribus hatte ihren Quästor; über alle Quästoren war ein Oberquästor gesetzt. Jene wurden wöchentlich, diese monatlich gewählt; sie hielten auch lateinische Reden beim Austritt aus dem Amte. Die Quästoren hatten über den fleißigen Besuch der Lektionen zu wachen, die Faulen anzuzeigen, Themata zu geben, welche während der halben Stunde nach dem Essen lateinisch besprochen wurden. Außerdem setzte Trotzendorf einen Schülermagistrat ein. Dieser bestand aus einem monatlich von ihm gewählten Konsul, zwölf Senatoren und zwei Zensoren. Hatte ein Schüler etwas begangen, so mußte er sich vor diesem Senate verteidigen und konnte sich zur Verteidigung acht Tage vorbereiten. Bei der Verhandlung war Trotzendorf als Diktator zugegen. Reinigte sich der Angeklagte, so wurde er freigesprochen, besonders wenn er eine wohlgesetzte Verteidigungsrede hielt; taugte die Rede nichts, so wurde er auch bei leichten Vergehen verurteilt. Mit großem Ernste wiederholte Trotzendorf den Ausspruch des Senates und hielt streng auf dessen Vollziehung. Diese

seltsamen Einrichtungen sollten die Knaben frühzeitig an die Achtung gegen die Obrigkeiten gewöhnen; denn, meinte der Rektor, diejenigen werden den Gesetzen gemäß regieren, die als Knaben den Gesetzen gehorchen gelernt haben.

Den Schulgesetzen waren fünf Grundsätze des Rektors vorangeschickt: 1) Alle Schüler werden gleichmäßig regiert. 2) Alle Schüler müssen sich den Gesetzen fügen; wer Schüler wird, spielt nicht mehr den Adligen. 3) Nach Maßgabe der Vergehen werden die Schüler mit der Rute, der Leier oder mit Karzer bestraft. (Die Leier war ein Werkzeug von Holz, welches die Gestalt einer Fidel hatte, und das leichtsinnigen Personen, welche am Pranger stehen mußten, um den Hals und um die Hände gelegt wurde.) Welche sich solcher Strafen schämen, sei es wegen ihrer adligen Herkunft, sei es wegen vorgerückten Alters, mögen entweder recht thun, um nicht in Strafe zu verfallen, oder die Schule verlassen. 4) Jeder Ankommende wird erst unter die Schüler aufgenommen, nachdem er versprochen, die Schulgesetze zu halten. 5) „Die Glieder unsrer Schule sollen auch Glieder unsres Glaubens und unsrer Kirche sein." — Die Schulgesetze handeln im ersten Kapitel von der Frömmigkeit. Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Dann stellt Trotzendorf als Ziel seiner Schule auf, daß die Knaben gerüstet werden, in Theologia, Medicina, Philosophia und Jurisprudentia zu studieren. Besonders viel wurde in Goldberg das Lateinische getrieben; es wurden lateinische Briefe geschrieben, lateinische Verse gemacht, lateinische Reden gehalten; auch im Umgange der Schüler mit Schülern und Lehrern, mit Knechten und Mägden wurde lateinisch gesprochen.

Den Religionsunterricht gab Trotzendorf selbst mit heiligem Ernst. Anfangs unterrichtete er in den oberen Klassen allein; erst später wurde er durch Mitlehrer unterstützt. In den unteren Klassen ließ er den Unterricht von älteren Schülern erteilen. Er schied also nicht streng zwischen Lehrern und Schülern, wie er auch nicht zwischen Erziehern und Zöglingen Unterschiede machte; sondern wie die Schüler zum Teil durch ihre Mitschüler erzogen wurden, so wurden auch die jüngeren Schüler von den älteren unterrichtet. Und diese Schuleinrichtung ist nicht etwa aus Not hervorgegangen, sondern es wurde mit ihr ein pädagogischer Grundsatz Trotzendorfs durchgeführt. Die Schule sollte eine akademische Republik sein; alle Schüler, vornehme und geringe, sollten gleichgestellt, den Gesetzen unbedingt unterworfen sein; der Rektor ein Diktator mit unbeschränkter Herrschaft über diese Republik. Seine Herrschaft war dadurch gesichert und überall gegenwärtig wirksam, daß er die regierten Schüler unter seiner obersten Leitung am Regiment teilnehmen ließ und sie zugleich für die gesetzliche Ordnung mit verantwortlich machte.

Den würdigen Greis traf in seinen letzten Lebensjahren viel Unglück. Im Jahre 1552 war eine große Hungersnot in Goldberg, im nächsten Jahre wütete die Pest, 1554 brannte ganz Goldberg, auch das Schulgebäude ab. Trotzendorf zog mit seinen Schülern nach Liegnitz und betrieb von dort den Wiederbau der Schule in Goldberg; aber er sollte dorthin nicht mehr zurückkehren. Am 20. April 1556 erklärte er den 23. Psalm. Beim vierten Verse: „Und ob ich schon wanderte im finsteren Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich", rührte ihn der Schlag. Er sank zurück, blickte zum Himmel und sprach nur noch die Worte: Ego vero, auditores, nunc avocor in aliam scholam (Ich aber werde jetzt in eine andre Schule abgerufen).

Sprachlos, aber bei vollkommenem Bewußtsein lebte er noch fünf Tage; am 26. April starb er, 66 Jahre alt und unverheiratet; am 28. wurde er begraben. Hohe und Niedere, auch die herzoglichen Prinzen folgten seiner Leiche.

Nach seinem Tode geriet die Goldberger Schule in Verfall; im Jahre 1654 fand sich bei einer Kirchenvisitation in Goldberg nur ein einziger Bürger, der ein Brieflein oder eine Bittschrift aufsetzen konnte.

Die Rabendocke bei Goldberg. Nur 2 km südlich von der Stadt Goldberg liegt der Wolfsberg, ein Basaltkegel, und dann in seiner Nähe die sogenannte Rabendocke, eine steile und vielfach zerklüftete Felswand, am Ufer der Katzbach, im schönen Thale von Seifenau.

Die Sage berichtet, daß in dieser Gegend einst vor dem Einfalle der Tataren in Schlesien zwei böse Ritter lebten, Kuno und Veit, Brüder, von denen der eine auf dem Wolfsberge eine Burg, der andre im Seifenthale eine einer Burg ähnliche und durch einen hohen Wachtturm geschützte Schenke hatte. Beide waren Wegelagerer und lebten von dem, was ihnen die Heerstraße brachte, d. h. sie ließen keinen Reisenden, keinen Kaufmann, der ihnen etwas zu besitzen schien, ruhig des Weges gehen, sondern plünderten sie aus, schleppten sie in ihre Raubnester, ließen sie verhungern oder ermordeten sie auf der Straße und ließen ihre Leichen liegen. In die Schenke lockten sie die Fremden, um sie ungestörter nachts ausplündern und die geraubten Wertsachen in den Rabenberg, der mit der Schenke in Verbindung gestanden, bringen zu können. Da traf es sich, daß sie einen Ritter mit seiner Gemahlin auf der Landstraße überfielen, ermordeten und die Leichen plünderten. Als sie die geraubten Sachen durchsuchten und in Sicherheit bringen wollten, entdeckten sie zu ihrem Schrecken, daß die von ihnen erschlagene Edelfrau ihre eigne Schwester war, welche unbekannt in einem Kloster erzogen worden und sich dann verheiratet hatte; die beiden Brüder aber hatten nichts davon erfahren, weil ihr Vater sie wegen ihrer Schlechtigkeit längst verstoßen hatte.

Die beiden Sünder wurden nun von einer namenlosen Angst ergriffen und flohen aus dem Innern des Rabenberges in die Schenke, und als sie dort keine Ruhe fanden, auf die hohe Warte. Kaum hatten sie die Spitze des Turmes erreicht, als sich ein entsetzlicher Gewittersturm erhob, der die tausendjährigen Eichen entwurzelte und wie schwache Ranken knickte. Sie blickten nach dem Wolfsberge hin und sahen, wie über der Burg schwarze Wolken hingen, aus denen die Blitze wie Feuerregen zuckten, wie sich dann der Berg auseinander that und die Burg mit allen Gebäuden, Menschen, Tieren und Schätzen verschlang. Entsetzt eilten sie die Treppe wieder hinunter in die Schenke, welche sie leer fanden, denn alle ihre Leute waren geflohen. Als sie nun auch fliehen wollten, konnten sie die Thür nicht öffnen, denn sie war in Stein verwandelt. Bald verwandelten sich auch die Wände in Stein, und kein Tageslicht mehr drang in den Raum, dessen Wände noch vor kurzem vom frohen Gesange beim Becherklange widerhallten.

Sie wollten wieder auf die Höhe des Turmes steigen, um sich ins Thal zu stürzen; aber der Weg war ihnen jetzt durch die sich bildenden Steinmassen versperrt. Da eilten sie in die Keller und von dort in die unteren Gewölbe und setzten sich voll Verzweiflung und ermattet auf zwei große Truhen, welche ihre blutbefleckten Raubstücke bargen, und erwarteten

ihre Strafe; denn auch von dort war kein Ausweg mehr zu finden. Plötzlich wurde das Gewölbe hell, eine finstere Gestalt trat herein und sprach zu den Rittern: „Wehe, wehe! Das Maß eurer Sünden ist voll; ihr habt niemals Erbarmen geübt, darum sollt auch ihr nicht vor den Thron der Barmherzigkeit des Höchsten gelassen werden. Werdet, was ihr in eurem Leben schon zu sein schient, zu Steinen. Die steinernen Bilder eurer Leiber sollen zwar unbeweglich, aber nicht unbelebt sein, und so sollt ihr auf euren mit unschuldigem Blute befleckten Schätzen sitzen ewiglich als belebte Felsenstücke, unaufhörlich gefoltert von schrecklicher Reue. Gleichwohl hat die Gnade des Allerbarmers euch einen Weg zur Erlösung offen gelassen. Alljährlich in der geweihten Nacht, in welcher der Erlöser der sündigen Menschheit, also auch euch geschenkt wurde, sei eure Felsenpforte eine kurze Zeit geöffnet. Mit dem Glockenschlage der Mitternacht wird sie sich aufthun; aber sobald das erste Viertel der ersten Stunde ertönt, schließt sie sich wieder für das ganze Jahr. In dieser Nacht ist es einem Sterblichen vergönnt, euch von eurer Qual zu befreien. Er lege euch drei Fragen vor, zertrümmere eure Felsenhüllen und nehme die Schätze; doch ehe die Viertelstunde verflossen ist, muß er im Freien sein, sonst ist es um sein Leben geschehen und sein Blut lastet auf eurer Seele.“ Mit diesen Worten verschwand die unheimliche Erscheinung. Da erkalteten die warmen Leiber der Bösewichter, ihre Formen blieben, aber sie wurden zu festem Stein. Das Blut stand in seinem Laufe still, und an seiner Stelle schlängelten sich rote Felsenadern durch die steinernen Bilder.

So vergingen viele Jahre; niemand hörte wieder etwas von den einstigen Bewohnern der Wolfsburg und der Rabenschenke. Da trug es sich zu, daß ein Ritter nach Goldberg kam, um sich von einem Sturz vom Rosse heilen zu lassen. Während er in der Herberge rasten mußte, wurde ihm die Sage von der Rabendocke mitgeteilt, und er beschloß, sein Glück mit ihr zu versuchen. Er begab sich also am Morgen vor dem heiligen Abend in das Seifenthal, um sich mit der Gegend bekannt zu machen. Eisig kalte Winde wehten durch die öde und menschenleere Gegend, und außerdem machte starkes Schneegestöber das an sich schon unheimliche Thal noch unheimlicher. Als er an den Felsen herankam, hörte er ein starkes Schnarchen, welches aus dem Felsen selbst herauszukommen schien, und entdeckte auch die steinerne Pforte. Nachdem er nun die ganze Gegend durchspäht hatte, ging er getrosten Mutes wieder nach Goldberg zurück, entschlossen, in der nächsten Christnacht das Abenteuer zu bestehen. Kurz vor 12 Uhr nachts begab sich der Ritter auf den Marsch und war bald in dem Thale, in welchem ein Zischen, Rauschen und Toben herrschte, als ob die Geister der Finsternis losgelassen wären. Er eilte der Thür zu. Sie stand offen. Im Innern der Höhle waren zwei steinerne Bilder und ein lebendiges Wesen zu sehen.

Eben wollte er eintreten, da schlug es ein Viertel. Ein Weib, das einen schweren Sack unter dem Arme trug, stürzte atemlos heraus, hinter ihr schloß sich mit einem fürchterlichen Getöse die Thür, und ein gräßliches Hohngelächter erscholl aus dem Innern des Felsens. Das Weib sah sich um, stürzte gegen die Thür, raufte verzweiflungsvoll ihr Haar, rang die Hände zum Himmel empor und schrie im wütendsten Schmerze: „Mein Kind, mein armes Kind, ich Rabenmutter habe mein unglückliches Kind verlassen.“ Nur mit Mühe konnte der Ritter die Frau beruhigen und von ihr erfahren, daß sie gehört habe, man

könne in der Rabendocke große Schätze heben, wenn man in der zwölften Stunde der Christnacht hineingehe und ein unschuldiges Kind mitnehme; sie sei eine arme Frau mit sechs Kindern, habe kein Brot, ihr Mann sei gestorben. Da habe sie ihr jüngstes Kind, einen Knaben von einem Jahre, auf ihren Arm genommen, sei in den Felsen geeilt, habe ihr Kind auf einen Tisch in der Mitte des Gewölbes gesetzt und so viel Gold- und Silberstücke als möglich zusammengerafft, sei darauf schnell, als es begann ein Viertel zu schlagen, hinausgesprungen und habe ihr Kind vergessen. Nun hatte sich die Pforte geschlossen und ihr Kind war verloren; denn der Stein war nicht zu öffnen. Die Frau schrie laut auf, denn auch der Sack, den sie mit Schätzen aus der Höhle gebracht hatte, war spurlos verschwunden.

Entsetzt kehrte der Ritter nach Goldberg zurück mit dem festen Vorsatze, im nächsten Jahre sein Glück wieder zu versuchen. Noch ehe das Jahr vergangen war, fand er sich mit einem Knappen in der Herberge zu Goldberg ein, begab sich, um nicht zu spät zu kommen, lange vor Mitternacht in der Christnacht in das von Geistern bewohnte Thal und fand alles so, wie er es verlassen hatte. Sein Knappe trug eine Axt und einen Spaten. Um Mitternacht standen die beiden Abenteurer vor der Pforte der Rabendocke; geisterhafte Gestalten umschwebten sie, so daß sie von heftigem Grausen erfaßt wurden. Um 12 Uhr rollte ein hohltönender Donner, welcher immer näher kam und heftiger wurde, bis die Thür krachend aufsprang. Der mutige Ritter schritt in die Höhle hinein. Er sah die steinernen Ritter, und ein Kind spielte munter lächelnd auf einem Tische mit einigen Goldstücken. Schnell nahm er es vom Tische herab und reichte es seinem Knappen zur Höhle hinaus, damit er es in seinen Mantel wickeln und vor Kälte schützen sollte. Dann ging er auf die beiden steinernen Gestalten zu, die ihm doch zu atmen schienen, und sprach zu ihnen mit starker Stimme: „Seid ihr die Ritter Kuno und Veit, von deren Schandthaten so viel erzählt wird?“ Zwei hohle Stimmen antworteten: „Wir sind es.“ „Ihr verdient also kein Erbarmen; aber ich will euch helfen, wenn es möglich ist. Ist es möglich?“ „Ja.“ „Aber wie? Seid ihr wirklich nur in diese steinernen Hüllen eingeschlossen, und könnt ihr, wenn ich sie zertrümmere, zur Ruhe eingehen?“ „Ja, aber eile.“ Da schlug der Ritter mit den Worten „Im Namen Gottes“ dreimal gegen die Felsgebilde mit der Axt; beim dritten Schlage sprangen die Hüllen auseinander, und zwei nebelhafte Gestalten standen vor ihm. Sie sprachen: „Habe Dank für das, was du an uns gethan hast; wir haben durch dich die Ruhe gefunden, nach welcher wir uns lange Jahre vergeblich gesehnt hatten. Nimm eilig, denn bald ist die Viertelstunde verflossen, so viel du von unsern Schätzen fortbringen kannst; aber lebe fromm und thue mit ihnen den Armen wohl, damit durch dich das Andenken an unsre Räubereien vernichtet werde.“

Nachdem sie also gesprochen hatten, verschwanden sie. Der Ritter raffte in größter Eile möglichst viel Gold und Edelsteine, die in großer Menge vor ihm lagen, zusammen und sprang, als es ein Viertel schlug, hurtig zur Thür hinaus, die sich krachend hinter ihm schloß.

Ritter und Knappe eilten nach Goldberg und gaben sofort der armen Frau ihr Kind wieder; dann kehrten sie mit ihren Schätzen in ihre Heimat zurück, bauten Armenhäuser und verteilten, was sie von den Schätzen nicht zu den kirchlichen und anderweitigen Bauten, die sie geplant, verwenden konnten, unter die Armen und Hilfsbedürftigen der Heimat.



Die Hampelbaude. Nach einer Zeichnung von Gustav Täubert.

Das Riesengebirge.

Allgemeines. — Morgen- und Abenddämmerung. — Das Wetter im Gebirge. — Die Pflanzen und Tiere. — Die Bauden. — Wanderung über den Riesenkamm. — Schreiberhau, Petersdorf, Josephinenhütte. — Zackenfall. — Kochelfall. — Eine Nacht in der Neuen schlesischen Baude. — Reifträger. — Elbbrunnen und Elbfall. — Schneegruben. — Das Hohe Rad. — Große Sturmhaube. — Kleine Sturmhaube. — Hampelbaude. — Die Schneekoppe oder Riesenkoppe. — Böhmische Seite des Riesengebirges. — Der Mönch und die Nonne. — Die schlesische Gebirgsbahn. — Hirschberg. — Karl Ludwig Bauer. — Warmbrunn. — Hermsdorf. — Der Kynast und seine Sagen. — Erdmannsdorf. — Die Zillerthaler. — Schmiedeberg. — Hörnerschlittenfahrt. — Fischbach. — Kirche Wang. — Kloster Grüssau, das schlesische Eskorial. — Der Name des Berggeistes im Riesengebirge.

Hoch auf dem Gipfel
Deiner Gebirge
Steh' ich und staun' ich,
Glühend begeistert,
Heilige Koppe,
Himmelanstürmerin!

Weit in die Ferne
Schweifen die trunkenen,
Freudigen Blicke;
Überall Leben,
Üppiges Streben,
Überall Sonnenschein.

Blühende Fluren,
Schimmernde Städte,
Dreier Könige
Glückliche Länder
Schau' ich begeistert,
Schau' ich mit hoher,
Inniger Lust.

Theodor Körner.

Allgemeines. Der höchste Teil des Sudetengebirges ist das Riesengebirge, welches sich von Nordwesten nach Südosten etwa 38 km lang in einer Breite von ungefähr 22 km auf der Grenze zwischen Schlesien und Böhmen hinzieht. Im Westen beginnt es an der Stelle, wo das Isergebirge aufhört, an

der Millnitz und am Zacken, im Osten wird es durch den Bober begrenzt. Im Norden fällt das Gebirge steil ab, während es sich im Süden nach Böhmen hinein allmählich in die Ebene verliert. In der Mitte dieses Gebietes erhebt sich ein Hauptrücken, der Riesenkamm, ein ununterbrochener, 1300 m hoher Felswall, dessen Höhe eine Ebene bildet, auf dem die Grenze zwischen Österreich und Preußen läuft. Dieser Kamm teilt also das Gebirge in eine kürzere nördliche und längere südliche Hälfte. Die am meisten hervortretenden Punkte auf dem Kamme sind der Reifträger, das Hohe Rad und die Schneekoppe, die 1601 m hoch ist.

Das Riesengebirge übertrifft die Bergketten, welche Deutschland vom Rhein bis nahe an die Oder und von den Alpen bis an die norddeutsche Tiefebene durchschneiden, nach Form, Größe und Umriß ebenso sehr, wie es selbst von den Alpen übertroffen wird; es bietet dem Wanderer kahle Berghöhen, stumpfe Gipfel, steile Abhänge, schroffe Klüfte, finstere Abgründe und ähnelt in seiner Großartigkeit den Alpen.

Die Grenze des ewigen Schnees erreicht das Riesengebirge nirgends; aber der Winter ist in seinem Gebiete bereits sehr lang und dauert in den oberen Höhen meist gegen 9 Monate.

Die vier Sommermonate tragen das Gepräge des Frühlings. Die Luft ist, wenn wir wenige schwüle Tage im Juli und August ausnehmen, selbst während der Mittagsstunden und bei sonst schönem Wetter auf den Höhen gewöhnlich kühl, der Boden immer naß und sumpfig, so daß die Bergbäche stets reichlich mit Wasser versorgt werden.

Morgen- und Abenddämmerung. In den wenigen Sommermonaten wechselt die Pflanzenpracht schnell an den Abhängen der Berge, so daß man sich in einem wonnereichen Frühling zu befinden glaubt. Während dieser herrlichen, nur zu schnell vorübergehenden Zeit gehört die lange Morgen- und Abenddämmerung zu den prächtigsten Naturerscheinungen, die eine unbeschreibliche Freude dem bereitet, der die heiteren Höhen und Thäler der Sudeten durchwandert. Die Morgen- und Abendröte ist auf den Spitzen der Sudeten immer heiterer und schöner als bei wolkenfreiem Himmel im Unterlande. Noch breitet die Nacht ihren Schleier über das Tiefland aus, wenn die Koppe und andre Riesenberge schon von der Sonne erleuchtet werden; und schon liegen die Auen im Schatten der Berge, wenn die Bergspitzen noch des Tages milder Schimmer rötet. Sendet die sinkende Sonne ihre letzten Strahlen durch feinen Abendnebel, so erglühen die höchsten Punkte des Kammes, vor allem aber der Koppenkegel in rotgelben Farben. Dieses Bergglühen, welches an die Pracht des Alpenglühens erinnert, erstreckt sich nicht selten, wenn die Strahlen der Sonne tief am Thalrande einen Durchgang finden, bis an den Fuß des Gebirges und läßt dann die ganze Gebirgsmasse in bald gelblichrotem, bald dunkelrotem Lichte erscheinen, das sich allmählich verliert und zuletzt nur noch am Koppenkegel haftet, dessen Granit- und Glimmerschieferfelsen noch lange nach Sonnenuntergang dunkelglühend erscheinen. Die Morgenfärbungen, welche sich vor Sonnenaufgang einstellen, bieten in umgekehrter Ordnung ein ähnliches Schauspiel dar, welches im Gebirge und besonders auf der Schneekoppe selbst den schläfrigsten Reisenden veranlaßt, mit Tagesgrauen sein Lager zu verlassen, um das herrliche Naturspiel zu genießen.

Das Wetter im Gebirge. Der Übergang von dem gewöhnlich vier Monate dauernden Frühling geschieht im Gebirge viel schneller als im tiefen Lande. Kaum sind nach der Herbstnachtgleiche einige Nebel als Vorboten des nahenden Winters niedergefallen, so bricht auch fast immer bald Kälte und stürmisches Schneewetter ein, und der Winter mit allen seinen Unannehmlichkeiten nimmt von den Sudeten Besitz. Der erste Schnee bedeckt gewöhnlich schon die Koppe, wenn in den Thälern die Pflanzen noch im grünen Schmucke prangen.

Die Höhen der Sudeten sind den größeren Teil des Jahres hindurch in Wolken gehüllt, welche meist von dem Isergebirge hergezogen kommen, zuerst den westlichen Teil des Riesengebirges einhüllen und sich dann allmählich über das ganze Gebirge verbreiten. Öfters freilich legen sich auch die Wolken im Westen fest und zerteilen sich, so daß das östliche Gebirge frei bleibt. Zuweilen hat auch die Koppe allein „eine Haube", während der übrige Rücken frei bleibt, und das kommt davon her, daß die vom Winde getriebenen Dunstmassen sich rasch an dem kalten Koppenkegel verdichten. Die Haube, die dann die Koppe hat, bringt oft einen eisigen Sturmwind mit sich.

Oft hüllt sich innerhalb weniger Stunden das ganze Gebirge in Wolken ein; die Gebirgsbewohner sagen dann, daß sich das Gebirge einpopelt. Überziehen dichte Nebel das ganze Gebirge, die auch die Thäler ausfüllen, so sagt man, das Wetter sackt sich ein; wird es aber wieder heller, so sagt man, das Wetter räumt auf. Es ist interessant, wenn auch nicht immer angenehm, zu beobachten, wie sich der heitere Himmel allmählich bedeckt und wie endlich aus dem dicht bedeckten Himmel der Regen herabströmt. Oft kommt es auch vor, daß das Windgewölk sich nicht zusammenzieht, sondern infolge der sich schnell verändernden Luftströmungen sich wieder zerteilt.

Auf den höher gelegenen Gegenden ist der Regen mehr ein starker Nebel und feiner Staubregen; in den Thälern dagegen und in den am Fuße des Gebirges gelegenen Flächen sind die Regengüsse oft sehr stark und anhaltend. Gewitterregen arten leicht in verheerende Hagelwetter und Wolkenbrüche aus; dann treten die Gebirgsbäche schnell über ihre Ufer, überschwemmen Fluren und Dörfer, reißen Felsstücke und auch Waldbäume mit sich fort und tragen ihre verheerenden Wirkungen bis ins flache Land. Ebenso schnell aber, wie die Bäche zu reißenden Fluten sich erweitern, nehmen sie auch wieder ab und rieseln murmelnd in ihren gewöhnlichen Rinnsalen dahin.

Wer aus dem Flachlande kommt, entsetzt sich gewöhnlich, wenn er zum erstenmal ein Gewitter im Gebirge erlebt; denn gräßlich schön erscheinen die Blitze, die im Zickzack durch die Thalschluchten geschleudert werden, und der Donner tönt weit mächtiger als im Flachlande, weil durch das Echo das Rollen sich vervielfältigt. Unbeschreiblich ist der Eindruck, den ein Gewitter macht, welches sich zu den Füßen des Wanderers abspielt. Es ist nicht gerade sehr selten, daß der Gebirgsreisende von einem höheren Standpunkt auf die Gewitterwolken niederblickt, daß er also über den Wolken im Sonnenschein steht und die zu seinen Füßen tobenden Elemente beobachten kann.

Herrlich ist der Regenbogen, wenn er nach abendlichem Gewitterregen am Himmel erscheint und das Flachland wie ein von bengalischem Feuer erleuchtetes Wunderland sehen läßt. Die vielen engen, von der Sonne nur wenige Stunden beschienenen Thäler und Schluchten begünstigen, da die Temperatur des Tages

von derjenigen der Nacht meist sehr verschieden ist, die Erzeugung des Taues, und daher sind die Morgen- und Abendtaue im Gebirge viel stärker als im flachen Lande. Auch ist der Morgentau häufiger und stärker als der Abendtau und verwandelt sich nicht selten, da die Temperatur morgens bei Aufgang der Sonne oft auf den Gefrierpunkt sinkt, in Reif, und die Bergwiesen erscheinen dann wie mit Schnee bestäubt.

Da im Winter die Wolken ebenso wie im Sommer erzeugt und Feuchtigkeiten aus der Luft niedergeschlagen werden, die Niederschläge aber wegen der verminderten Temperatur der Erde und Luft nicht in tropfbarer, sondern in fester Gestalt erscheinen, so ist es notwendig, daß sich vom Anfange des November bis zum Ende des Februar, wo anhaltende Tauwetter zu den Seltenheiten gehören, nach und nach eine ungeheure Menge Schnee auf dem Gebirge anhäuft, welcher gewöhnlich bis zum Mai liegen bleibt, an mehreren Stellen, namentlich in den Schneegruben, nicht selten noch in der Mitte des Juli liegt. An steilen Abhängen werden oft durch herbeigewehte Schneemassen gewaltige überhangende Schneewände oder Schneelehnen gebildet, welche bei heftigen Lufterschütterungen oder infolge von Tauwetter zusammenbrechen und dann verheerende Schneestürze, die mit den Lawinenfällen der Alpen zu vergleichen sind, herbeiführen, alles, was ihnen in den Weg kommt, mit sich fortreißen und unter sich begraben. Die Gebirgsbewohner kennen die gefährlichen Stellen, die schon für ganze Familien verhängnisvoll geworden sind, und vermeiden auf denselben Ansiedelungen. — Trotz der Unannehmlichkeiten und Schrecknisse, welche das Gebirge im Winter in sich schließt, bietet doch auch der Winter manche Freuden, manchen Genuß dem rüstigen Wanderer. Das weite Schneemeer gewährt einen herrlichen Anblick; ebenso wunderbar erscheinen die beschneiten Bäume mit ihren von der Last des Schnees niedergedrückten Ästen.

Die Pflanzen und Tiere. Der Fuß des Gebirges gehört der Pflanzenwelt der Ebene an, in der die Eiche und Kiefer wachsen; in den Vorbergen wächst die Tanne, in der Region des Hochgebirges, von 1200 m Höhe an, das Knieholz. Diese Holzgattung (Zwergkiefer) kriecht als $1,_{3}$—3 m hohes Strauchwerk am Boden hin, bedeckt die höchsten Abhänge und obersten Flächen des Gebirges und bildet teils einzelne Buschpartien, teils weit ausgebreitete Waldstrecken. Auf hochgelegenen steinigen Bergflächen wird das Knieholz nicht über 1—$1,_{3}$ m hoch; auf der Riesenkoppe wächst es nicht mehr. Das Knieholz bereitet dem Wanderer, der sich in seinem Dickicht verirrt und verstrickt hat, die größten Hindernisse und Verlegenheiten, aus denen er sich oft nur mit großer Anstrengung wieder herauswinden kann. Aus dem schönen, festen Holze dieser Kiefer werden allerlei Drechslerwaren und zierliche Schnitzarbeiten verfertigt, welche fremden und einheimischen Gebirgsreisenden zum Verkauf angeboten und von ihnen als Andenken an ihre Bergfahrt gern nach Hause mitgenommen werden.

Schon in den mittleren Partien des Gebirges findet der Botaniker viele Pflanzen, die der Ebene fremd sind; die eigentliche Gebirgsflora aber beginnt erst in der Gegend des Knieholzes, wo neben mannshohen Farngewächsen viele Kinder des Gebirges, wie Teufelsbart, Primel, Enzian und andre, mit ihrem prächtigen Blütengewande heimisch sind.

Die Wiesen im Riesengebirge werden sorgfältig gepflegt, damit sie möglichst reichlichen Heuertrag geben, denn viele Sudetenbewohner treiben Viehzucht.

Diese Grasplätze sind die eigentlichen Matten dieses nördlichen Hirtenlandes; ihre Kultur ist mit jener der schweizerischen Matten ungefähr dieselbe. Die Thalwiesen sind, wenn sie nicht durch die oft eintretenden Überschwemmungen leiden, in der Regel die besten und grasreichsten und haben selten Dünger nötig; weniger Ertrag liefern die Grasplätze an den Abhängen der Berge, die, um ergiebiger zu werden, mit der Jauche der Viehställe gedüngt werden müssen. Die Grasplätze auf den höchsten Gebirgsflächen, die wegen ihrer großen Entfernung von den Wohnungen und der Unmöglichkeit der Zufuhr nicht gedüngt werden können, bringen das schlechteste und magerste Gras. Die Zeit der Heuernte ist nach der Höhe und Lage der Wiesen verschieden, so daß vom Anfang des Juli bis zum Ende des September im Gebirge gewiß jede Woche irgendwo Leute mit der Heuernte beschäftigt sind.

So gesangreich die Haine und Wälder des Riesengebirges sind, so still und einsam ist es auf seinen obersten Höhen; denn nur wenige Vogelarten erheben sich bis zu den Gipfeln der Berge, um dort den Stürmen Trotz zu bieten, sich Nester zu bauen und ihre Jungen zu versorgen. Nur das traurige, eintönige Zwitschern der Schneelerchen oder der Ruf der Ringdrossel, die auch Schneeamsel heißt, erinnert den Wanderer zuweilen an das Dasein lebender Geschöpfe.

Die Bauden. Der Gebirgsmann erbaut seine Wohnung sehr zweckmäßig an den grasreichen Abhängen der Berge, weil er Weide für seine Herde und treffliches Quellwasser zu seinem und zu ihrem Bedürfnis allenthalben in der Nähe findet. Deshalb gibt es im eigentlichen Riesengebirge kaum Dörfer, aber viele zerstreute Wohnungen, die Bauden heißen und den Sennhütten auf den Alpen gleichen, nur daß viele Bauden auch im Winter bewohnt werden, die sogenannten Winterbauden. Man zählt gegen 3000 Bauden, deren Bewohner Rindvieh- und Ziegenzucht treiben und gegen 20000 Kühe und 12000 Ziegen halten. Die Winterbaude ist ein zum Teil aus Stein, zum Teil aus Holzstämmen errichtetes Haus, welches das ganze Jahr hindurch von einer Familie bewohnt wird. Eine große Stube mit kleinen Fenstern, die man nicht öffnen kann, von denen jedes nur eine bewegliche Scheibe hat, bildet den Hauptraum der Baude. Ein großer Kachelofen, in dem das Feuer auch im Sommer brennt, verbreitet eine Hitze, die im Augenblicke des Eintretens dem vom Gehen und Steigen innerlich Erwärmten unerträglich erscheint und dennoch sehr gesund ist, auch nach kurzer Zeit schon ganz behaglich wird. Der hinter dem warmen Freunde liegende Backofen bietet für alle ein beliebtes Ruheplätzchen und einen wichtigen Raum zum Trocknen nasser Kleider und Geräte. Butterfaß, Milchgefäße und Käseformen sind immer im Gebrauch; denn der Ertrag der Kühe ist eine Lebensbedingung für die Bewohner des Hauses, die aus ihrer Abgeschiedenheit mitten hinein in das regste Menschengewühl Berlins ihre Erzeugnisse senden. Mit dem Menschen unter demselben Dache wohnt das Vieh, und über den beiden lagern die Vorräte für die Wiederkäuer in der langen Winterzeit. Den Aufweg in diese Schatzkammer hat man von der Bergseite her so bequem angebracht, daß eine Steigung möglichst vermieden wird. Einige Stübchen sind dem Heuboden in den letzten Jahren allmählich abgerungen worden, weil man auf die Einnahmen von den Sommerreisenden nicht verzichten wollte. So ist es denn gekommen, daß das gemeinschaftliche Schlafen auf dem Heulager von 30—40 Wanderern nebeneinander in Reih und Glied

unter dem Schindeldach jetzt wenig gekannt ist, zu dessen Annehmlichkeiten außer der Nachbarschaft noch das unangenehme Stechen der Grashalme, das Läuten der Viehglocken im tieferen Geschoß, außerdem auch die Angst zu rechnen war, daß der Wind das ganze Dach abheben und die Schlafgesellschaft an die Öffentlichkeit bringen könnte. Auch ein kleines, in der Nähe liegendes Sommerhaus dankt sein Entstehen den ewigen Klagen der Wanderer über die heiße Stubenluft.

In dem langen Winter werden die Fenster des Hauses ganz von Schnee verschüttet; oft steigt der Schnee sogar bis an das Dach der Baude und nötigt den Bewohner, daß er sich entweder zur Hausthür hinaus einen Gang grabe oder vom Dachfenster aus seine Reise antrete. Für diese traurigen Tage ist auch die Quelle direkt durch das Haus geleitet, damit sie Menschen und Tieren das so unbedingt notwendige Wasser liefere. Kommen heitere Tage, und muß der Baudenbewohner seine Behausung verlassen, so tritt er seine Wanderung an, nachdem er Schneereifen unter seine Füße befestigt hat, die ihn vor tiefem Einsinken in den weichen Schnee sichern, während die im Herbst hoch aufgerichteten Stangen ihm die Richtung bezeichnen. Weht aber ein heftiger Wind, der die scharfen Schneesternchen in dichten Massen dahintreibt und in das Gesicht und in die Augen wirft, so ist ein Fortgehen aus dem Hause nicht möglich; denn der Mann würde sich verirren und den Tod finden. Stirbt in dieser Zeit ein Hausgenosse, dann muß man ihn noch so viel Monate bei sich beherbergen, bis der Frühling kommt und den Transport des Geschiedenen bis auf den einige Stunden entfernten Kirchhof ermöglicht. Auch ein Erdenbürger, der im Winter geboren wird, kann trotz staatlicher und kirchlicher Vorschriften erst spät zur Taufe gebracht werden.

Von allen diesen Vorkommnissen hat man im Sommer keine Ahnung. Da glänzt das silbergraue Schindeldach im Sonnenschein recht freundlich, und der das Haus umgebende Wiesenfleck gewährt durch seine grüne Farbe dem Auge eine Erquickung.

Anders als diese immer bewohnten, ihrer Mehrzahl nach auf böhmischer Seite gelegenen und darum auch Wein ausschänkenden alten Häuser sind die sogenannten Sommerbauden, welche nur für die Aufnahme und Bewirtung der Reisenden gebaut sind und von Michaelis bis Pfingsten fast verlassen dastehen; denn meist nur ein Mann bleibt im Winter als Besatzung gegen Diebstähle hier wohnen. Diese Bauden sind auf das Bedürfnis der zur Sommerfrische kommenden Fremden berechnet und an solchen Punkten erbaut, die dem Reisenden am liebsten sind; sie halten kein Vieh, haben nur für Menschen bestimmte Räume, oft nicht einmal Wasser in der Nähe, welches dann aus der Ferne auf dem Rücken der Menschen herbeigeschafft werden muß.

Wanderung über den Riesenkamm. Wenn wir eine Wanderung durch das Riesengebirge und die dasselbe umgebenden Städte unternehmen und mit einem Marsche über den Riesenkamm beginnen, so fangen wir naturgemäß am besten dort im Westen des Gebirges an, wo es sich an das Isergebirge anschließt und wir dieses verlassen haben. Obgleich das Riesengebirge auch in umgekehrter Richtung, von Osten nach Westen, durchwandert wird, so ist doch eine Wanderung von Westen her, also von Schreiberhau am Zacken, jener vorzuziehen; denn im Westen ist der Aufgang weniger steil, also der Marsch weniger anstrengend; ferner werden die Eindrücke immer großartiger, die dann in dem

Eindrucke, den die Schneekoppe macht, ihren Höhepunkt erreichen, während man auf der Reise von Osten den imposantesten Teil des Gebirges zuerst sieht.

Wir sind also vom Isergebirge herabgestiegen und in Schreiberhau angelangt, das in dem Thale zwischen dem Hochsteine und dem Reifträger am Zacken liegt. Schreiberhau ist ein großes Dorf mit 3600 Einwohnern, deren Häuser in einzelnen Gruppen über eine Breite von mehr als einer Quadratmeile zerstreut liegen. Es wurde im 15. Jahrhundert von einigen flüchtigen hussitischen Familien gegründet, hat jetzt eine katholische und eine lutherische Kirche, sieben Schulen, ferner eine Post- und Telegraphenstation.



Die Josephinenhütte.

Die Einwohner leben vielfach von der Glasfabrikation; denn es gibt mehrere Glasschleifereien in diesem Orte, welcher sich zum Sommeraufenthalt vortrefflich eignet, weil man von dort aus herrliche Ausflüge unternehmen kann.

Nur eine kurze Strecke haben wir den Zackenlauf auf der Chaussee zu verfolgen, so gelangen wir nach dem Dorfe Petersdorf, in dem wir eine Ausstellung von schönen Glaswaren bewundern können, denn von den dortigen 2400 Einwohnern leben viele von Glas- und Spiegelfabrikation.

Zu Schreiberhau gehört auch die Josephinenhütte, Schlesiens größte und beste Glashütte, die im Jahre 1841 vom Grafen Schaffgotsch angelegt wurde und schnell berühmt geworden ist; ihre Kunstarbeiten werden meist nach England und Amerika abgesetzt und haben jährlich einen Wert von über 600 000 Mark.

Die Josephinenhütte hat vier Schmelzöfen, von denen immer drei in Betrieb sind; jeder derselben enthält sieben Häfen für je zwei Zentner Glasmasse. Die von ungefähr 700 Arbeitern produzierten Stücke sind meist Luxusartikel aus Kalk-Kaliglas, die zum Teil von der Hüttenverwaltung selbst weiter verarbeitet und veredelt werden; andre dagegen gehen noch roh in die Hände von Glashändlern über, welche sie dann nach eignen Ideen weiter verarbeiten lassen. Für diese Umgestaltung gibt es in Schreiberhau allein 22 Glasschleifereien, welche von Wasserkraft zu 4—6 Pferden bewegt werden; in jeder solchen Mühle sind 4—8 Radstühle, an jedem Radstuhl 2—4 Schleifstellen. — Der Glut der Öfen, die durch 5000 Klafter Fichtenholz jährlich genährt werden, wurden in einem Jahre zum Opfer gebracht 4500 Zentner Quarz, 1200 Zentner Potasche, 220 Zentner Soda, 545 Zentner Kalk, 420 Zentner Beine, 45 Zentner Arsenik; chemisch aufgelöst und in die Glasmasse gemischt wurden 662 Dukaten, um in dieser die Rubinfarbe zu erzeugen; und das zum Malen und Vergolden erforderliche Gold belief sich auf ein noch viel höheres Quantum.

Von der Josephinenhütte erreichen wir, wenn wir uns südlich wenden, in etwa einer halben Stunde auf geradem, meist durch Wald führendem, mäßig ansteigendem Wege den

Zackenfall. Hier macht ein kleiner Quellarm des Zacken, das Zackerle genannt, der erst 4 km gelaufen ist, in dem dichten Wald einen 26 m tiefen Sprung in eine Felsspalte, deren Granitwände eine Zeitlang wie aufgemauert und parallel nebeneinander fortlaufen. Das Wasser tobt in drei Absätzen über zwei Felsenvorsprünge hinab. Die Wassermasse wird, wie fast bei allen Wasserfällen des Riesengebirges, gespannt, d. h. durch zwei kleine Becken zum größeren Quantum angesammelt. Wo die Flut vom zweiten auf den dritten Absatz einen Bogen bildet, befindet sich eine Höhle, die in den Fels geht und die Goldkammer genannt wird. Wenn das Wasser in größter Heftigkeit über diese Höhle im Bogen hinabstürzt, tritt der Wächter des Falles hinein, verschwindet hinter dem brausenden Sturze, der sie wie ein schneeweißer Mantel bedeckt, und bläst von dort aus die Schalmei. Mitten durch das Brausen und Rauschen der Wasser erklingen die Töne des Instrumentes erst sanft, dann immer lauter, wenn die Wassermasse abnimmt und die Flut allmählich nur herniederrauscht statt zu toben.

Inzwischen wird das Wasser des Falles noch einmal gespannt; man tritt in das Zelt neben der Hütte, setzt sich an den Tisch und verzeichnet seinen Namen in das Fremdenbuch. Wie überall in den dortigen Bauden erinnert auch hier eine Inschrift am Tintenfasse daran, man möchte eines kleinen Beitrages für Feder und Tinte nicht vergessen. Die Verewigung des Besuches muß von jedem noch extra bezahlt werden, obgleich Tinte, Feder und Papier in einem derartigen Zustande sind, daß der Beitrag eines Wanderers die ganzen Jahreskosten für dieselben zu decken im stande wäre. Einige dieser „Fremdenbücher“ können ihr fünfzigjähriges, einige Federn ihr zehnjähriges Jubiläum feiern. Die Fremden werden eben auf jede nur erdenkliche Art ausgebeutet.

Wenn das Wasser sich im oberen Bassin wieder gesammelt hat, steigt man die Felsen hinab und gelangt zu einer senkrechten, breiten Leiter, die man rückwärts hinunterklettern muß; unten auf feuchtem Gestein angelangt, tritt man auf einzelnen Felsstücken in die Felsgasse. Nun kann man bewundernd sehen, wie der Bach durch ein hohes, enges Thor herniederstürzt und in seinem Felsbette

brausend weiter fließt. Es ist, als entreiße sich der Quell nur mit Widerstreben seiner Bergeswiege und flute in die tiefen Thäler, wo er, den Menschen dienstbar, ihre Schiffe tragen muß. Der hochgeborene Sohn der Freiheit eilt nur gezwungen der Knechtschaft entgegen.

Im Frühling, wenn der Schnee des Reifträgers, dem der Zackerle entquillt, geschmolzen ist, bedarf es der künstlichen Spannung des Wassers nicht; dann stürzt der Bach unablässig wie ein Strom in einem einzigen Bogen in die grauenvolle Tiefe. In den ersten Nachmittagsstunden steht die Sonne über dem Falle und beleuchtet ihn mit zauberischen Farben.

Dem Orte Schreiberhau noch näher gelegen als der Zackenfall ist der Kochelfall, der in einer Stunde zu erreichen ist. Die Kochel ist ein Nebenfluß des Zacken; sie stürzt sich über eine 13 m hohe Felswand wie in einen Trichter hinab, steigt von da tosend als dichter Silberschaum empor und arbeitet sich, unmächtig ihr enges Gefängnis zu sprengen, in ein breiteres, beschattetes Becken hinaus. Fällt durch das Laubgewinde die Morgen- oder Mittagssonne auf den breiten Wasserstrahl, so erglänzt er in prismatischen Farben, und die zerstäubenden Tropfen erscheinen als aufschießende Perlen. Der Fall, der im Sommer wasseram ist, wird einige Zeit gespannt, bis sich die nötige Wassermasse angesammelt hat und das überraschende Schauspiel gewährt. In der nahe liegenden Hütte, in der auch Erfrischungen zu haben sind, wird des Wanderers Hut mit grünen Zweigen bekränzt zur Begrüßung in den Bergen.

Neue schlesische Baude. Reifträger. Wenn wir von Schreiberhau über Josephinenhütte nach dem Zackenfall gegangen sind und diesen bewundert und uns etwas ausgeruht haben, können wir aufwärts steigend in 1½ Stunde den Kamm des Gebirges und zwar die auf demselben stehende Neue schlesische Baude erreichen. Sie steht auf einer wenig geneigten Wiesenfläche, die 1136 m über dem Meere liegt, am westlichen Rande des Reifträgers. Der Weg vom Zackenfall zur Baude ist, wenn das Wetter günstig ist, nicht unangenehm, die Aussicht von der Baude bei heiterer Witterung lohnend; denn über die bewaldeten Bergkuppen des Zackenthales ragen die Tafelfichte und das Heufuder empor, man sieht die Iserhäuser, den Hochstein, einen Teil von Schreiberhau, die Gegend um Warmbrunn. — Von der Neuen schlesischen Baude wenden wir uns nach Osten, wandern durch Knieholz, denn wir sind bereits auf der Höhe angelangt, in der hohe Bäume nicht mehr wachsen, und sind bald am Reifträger, der einem großen Sargdeckel gleicht und aus lauter Steintrümmern zu bestehen scheint, die von hellen Flechten überzogen sind. Südlich vom Reifträger liegen die Quargsteine, eine aufgetürmte Felsmasse, die übereinander geschichteten Käsen gleicht.

Elbbrunnen und Elbfall. Nachdem wir nur eine kurze Strecke auf dem Kamm entlang gegangen sind, wenden wir uns rechtshin und gehen in böhmisches Gebiet hinein. Bald gelangen wir an eine sich langsam senkende Fläche, die man Elbwiese nennt, und an den Elbbrunnen, eine schöne, brunnenartig gefaßte Quelle, die aber nicht der eigentliche Anfang der Elbe ist, der einige Schritte höher liegt. Bei dem Elbbrunnen steht eine Hütte, die nur Pfefferkuchen, Schnaps und Wasser bietet. Wer wäre hier an der Wiege des gewaltigen, länderdurchströmenden Stromes gewesen und hätte ihn verlassen, ohne aus seiner Quelle getrunken und ihm noch ein vergnügtes „Glück auf die Reise"

zugerufen zu haben! Hier ist die Elbe noch ein schwaches Kind, welches eben erst die Freiheit gefunden hat aus dem fesselnden Erdenschacht und sich nun munter ergeht, sich tummelnd im Dasein und Sonnenlicht. Noch sprudelt und springt und rauscht das Bächlein frei dahin, nimmt bald viele Gewässer in sich auf und wird dann dem Menschen dienstbar, bis er wieder frei wird im unendlichen Weltmeer.

Der Weg führt uns vom Brunnen hinab, und wir begleiten den kleinen, muntern Jungen, der sich vor Ausgelassenheit nicht zu halten weiß und von einem Felsstück zum andern hüpft. Jetzt wird der Abhang steiler, der Bach rauscht wilder und gelangt endlich an eine 70 m hohe Felswand. Hier stürzt das Gewässer, von Absatz zu Absatz springend, in mächtiger Breite hinab und bildet den Elbfall. Auch hier muß im Sommer das Wasser gespannt werden; wenn es aber in die Tiefe stürzt, so gewährt es einen imposanten Anblick, und gewaltig tönt das donnernde Brausen des Gewässers von der umnachteten Waldestiefe her. Oben an der Spannung des Falles finden wir eine Sommerbaude, in der wir Wein und böhmisches Bier bekommen können; an manchen Tagen suchen auch böhmische Harfenmädchen die Reisenden mit ihrem wenig erbaulichen Gesange zu unterhalten.

Schneegruben. Von der Elbfallbaude wenden wir uns nach Norden, sind bald wieder auf dem Kamme und erreichen die im Jahre 1837 vom Grafen Leopold von Schaffgotsch erbaute Schneegrubenbaude, in der wir einen aufmerksamen und gemütlichen Wirt finden. Von hier aus blicken wir in zwei wilde Felsenkessel, deren Wände etwa 300 m tief senkrecht von der Kammhöhe bis hinab zum Vorland fallen. Das sind die beiden Schneegruben, die kleine und die große; diese ist bei weitem finsterer und schauerlicher als jene. Schneedecken pflegen den ganzen Sommer hindurch in den Gruben zu liegen, und kleine Teiche voll klaren Wassers befinden sich auch an den nördlichen Ausgängen innerhalb eines mit Knieholz bewachsenen Erdwalles.

Wer in diese schauerliche Tiefe hinein den Namen des Berggeistes ruft, dem antwortet dieser als Echo. Noch großartiger aber hallt das Echo des Schusses wieder, welcher in diese Klüfte hinein abgeschossen wird.

Das Hohe Rad. Die Kammwanderung führt uns um die große Schneegrube in kaum merklicher Steigung auf das Hohe Rad, einen oben flachgewölbten, riesenhaften Steinhaufen mit vorzüglicher Aussicht nach Schlesien und Böhmen hinein. Der Weg, der uns hinabführt von dem Berge, ist sehr beschwerlich, trotzdem daß viele Granitblöcke stufenweise in verschiedener Richtung aneinander geschichtet sind. Blicken wir, wenn wir vom Hohen Rade hinabgehen, nach der rechten, böhmischen Seite hin, so eröffnet sich uns ein Blick in die sieben Gründe, die schauerlich schön von vielen Bächen mit zahllosen Wasserfällen durchtost werden. Der bedeutendste dieser sieben Gründe ist der Elbgrund, durch den die Elbe, wenn Regengüsse sie anschwellen, wild herabtobt. Zur linken Seite können wir, wenn wir günstiges Wetter haben, in das liebliche Thal von Warmbrunn hinabsehen. Endlich erreichen wir die Große Sturmhaube, die ihren Namen mit Unrecht trägt, da sie niedriger ist als die Kleine Sturmhaube. Sie ist eine abgestumpfte, nur wenig über den Kamm sich erhebende, vom Hohen Rade durch eine schmale Niederung getrennte Koppe, die aus Granittrümmern besteht und eine Aussicht gewährt, die der vom Hohen Rade ähnelt. Wir gehen

wieder hinab und haben zu beiden Seiten schöne Aussichten nach der Tiefe, rasten in der Petersbaude, die auf böhmischer Seite liegt, eine Winterbaude ist, mehrere leidlich bequem eingerichtete Stübchen enthält und guten Ungarwein führt. Ebenfalls auf böhmischer Seite liegt die Spindlerbaude, zu der wir nun auf unsrer Wanderung gelangen, die nach ihrem Erbauer Spindler ihren Namen hat. Obgleich die Baude verhältnismäßig groß ist, herrscht in ihr doch oft ein Leben, in dem alles wild durcheinander tobt und schreit und singt und pfeift, weil sie, wenn das Wetter ungünstig zur Wanderung ist, von Reisenden überfüllt wird.



Die Schneegruben.

Wir wandern von hier weiter und sind nach 20 Minuten, wenn wir wacker gestiegen sind, zu der Höhe gekommen, welche die Kleine Sturmhaube heißt, welche aber größer, höher als die Große ist, und deren schwer zu ersteigender Gipfel zu den schönsten Aussichtspunkten des ganzen Gebirges gehört. Von der Kleinen Sturmhaube verlassen wir auf kurze Zeit den Kamm und wenden uns nach Norden, um den Mittagstein zu bewundern, der aus fünf aufeinander von Norden nach Süden folgenden Felsgruppen besteht. Von diesem Berge aus führt ein Weg an den Rand des Großen Teiches. Wir stehen am jähen Abhange einer tiefen Schlucht und sehen im Grunde (170 m tiefer als der Bergrand) den weiten Spiegel des Großen Teiches. Sein Wasser ist dunkel und fischlos und eisigkalt; gespeist wird er meistens durch Schneewasser, sein Abfluß ist die Große Lomnitz. In dem milden Winter von 1865—1866 wurden aus diesem Teiche 6000 Zentner Eis gesägt und nach Berlin geschafft.

Näher dem Kamme folgt der Kleine Teich, der in einer tiefen, wilden und schaurigen Schlucht liegt, nicht über 6 m tief ist und viele Forellen enthält; die düsteren Felswände, die ihn umrahmen, an denen auch im Hochsommer gewöhnlich noch Schnee liegt, machen einen eigentümlich ernsten Eindruck. Sowohl vom Großen, als auch vom Kleinen Teich gelangen wir ohne Anstrengung zu der zwischen beiden liegenden Hampelbaude. Sie ist nicht nur die höchste Baude auf schlesischer Seite, sondern wahrscheinlich auch die älteste. Nach ihrem früheren Besitzer hieß sie einst die Tomlabaude. Lange, ehe noch an Riesengebirgsreisende zu denken war, bot sie den aus Böhmen kommenden und über das Gebirge wandernden Umwohnern eine Zuflucht bei hereinbrechendem Unwetter. Seit dem Anfange unsres Jahrhunderts wurde sie auch von allen denjenigen besucht, welche von Schlesien heraufstiegen und noch vor Sonnenaufgang die Koppe erreichen wollten und darum hier ein kurzes Nachtlager suchten, da ein der Spitze näher gelegenes ringsum nicht zu finden war. So wurde sie schnell eine der besuchtesten Bauden des ganzen Riesengebirges und blieb es, bis sich die Zahl ihrer Gäste seit Erbauung der Häuser an und auf der Koppe sehr gemindert hat.

Wir kehren zum Kamme zurück und marschieren auf dem Koppenplan, einer sumpfigen Hochebene, mit den Quellen des Weißwassers und der Aupa, zwischen vielen Wassertümpeln und Knieholzbüschen entlang und gelangen zur Riesenbaude, welche auf böhmischer Seite liegt und erst im Jahre 1849 angelegt worden ist. Sie liegt am Fuße des noch etwa 190 m höheren Schneekoppengipfels. Sind wir an diesem Hause vorüber, so erscheint der Kamm plötzlich ganz schmal. Den guten Weg, welcher zum Gipfel führt, verdanken wir dem früheren Koppenwirt, der ihn 1853 für Pferde angelegt hat; früher führten noch unregelmäßige Stufen hinauf, die sich zweimal rechts dem Riesengrunde so näherten, daß man von da fast erschreckt in die gähnende Tiefe blickte.

Die Schnee- oder Riesenkoppe. Der Gipfel der Schneekoppe erscheint als ein aus Milliarden verwitterter, auf- und übereinander gestürzter Steingerölle bestehender riesenhafter Kegel. Über denselben hin geht die preußisch-österreichische Grenze. Früher bot der Koppengipfel keinen Schutz vor Sturm und Unwetter. Der zunehmende Besuch jedoch bewog den Grafen Christian Leopold Schaffgotsch in den Jahren 1668—1681 dem heiligen Laurentius zu Ehren dort eine Kapelle zu errichten, in welcher jährlich dreimal von den Mönchen aus dem Kloster zu Warmbrunn Gottesdienst gehalten wurde. Nach Aufhebung der schlesischen Klöster im Jahre 1810 wurde aus der Kapelle eine Herberge für Koppenwanderer gemacht. Diese genügte bald nicht mehr den Anforderungen der Reisenden, und deshalb gab der Grundherr Graf Leopold Schaffgotsch im Jahre 1850 das Gotteshaus der ursprünglichen Bestimmung zurück, und es wird jetzt wenigstens einmal im Jahre (am Laurentiustage, 10. August) in demselben Gottesdienst gehalten. Einige Schritte seitwärts erbaute der Gastwirt Sommer 1850 ein Holzgebäude, das im Oktober 1857 durch böswillige Hand in Asche sank; den Neubau zerstörte im April 1862 der Blitz oder abermals menschliche Leidenschaft. Zum drittenmal baute der Geprüfte, so daß an 300 Wanderer zum großen Teil bequem Nachtquartier finden können. Ein zweites Haus errichtete der Besitzer einer Grenzbaude auf böhmischer Seite und eröffnete eine interimistische Restauration im Jahre 1868. Durch Tausch

ging dieses Haus gegen Ende 1869 in Sommers Hände über, so daß dieser beiderseitige Besitzer Unterthan zweier Kaiser wurde und doch auch wieder alleiniger Herr auf der Schneekoppe blieb. Auf der dortigen Postagentur werden in den vier Sommermonaten gewöhnlich über 14000 Briefe und Karten aufgegeben.

Die Schneekoppe ist nicht nur die höchste Erhebung des Riesen-, sondern überhaupt des Sudetengebirges und des ganzen nördlichen Deutschlands; wir befinden uns hier auf einem Orte, dessen verringerter Luftdruck das Wasser schon bei 80° C. sieden läßt. Die Temperatur steigt selten über 19° C., am Morgen fällt das Thermometer im Sommer öfters selbst bis unter den Gefrierpunkt, so daß in den vier Sommermonaten durchschnittlich neunmal Schneefall erfolgt.



Die Schnee- oder Riesenkoppe.

Wer die Koppe besucht, muß es so einrichten, daß er einige Stunden vor dem Untergange der Sonne auf dem Gipfel ist und dort bis nach dem Aufgange verweilen kann. Oft freilich zieht der Wanderer, nachdem er mehrere Tage gewartet hat, vom Berge herunter, ohne auch nur etwas gesehen zu haben. Der Sturm hat ihn gepeitscht und gequält, und der Nebel hat ihn um eine heitere Stimmung gebracht. Wenn aber das Wetter so günstig ist, daß man um Sonnenuntergang oder am frühen Morgen einen Blick nach allen Seiten hin in die Ferne thun kann, so ist man für alle Anstrengungen reichlich belohnt. Weniger von Bedeutung ist es, daß man von der Koppe aus bis fern hin nach Breslau und Prag sehen kann: aber das macht den großartigsten Eindruck, daß man die gewaltige Bergwelt des Riesengebirges überblickt, daß man hineinschaut in die lieblichen Thäler mit ihren Städten, Dörfern und

Feldern. Dann, wenn die untergehende Sonne dem Wanderer freundliche Strahlen gewährt hat, geht es hoch her im Koppenhause; denn dann hat der Wirt vergnügte Gäste, die sich noch lange von vergangenen Zeiten, von ihren Erlebnissen und Reisen erzählen, trotzdem sie wissen, daß sie am andern Tage vor dem Aufgange der Sonne mit den Worten „die Sonne kommt“ geweckt werden. Wenn wir aber im Nebel angekommen sind und der Sturm uns zerzaust und der Regen durchnäßt hat; wenn sich das Wetter auch nicht bessern will und wir hinabsteigen müssen ins Thal, nachdem wir uns verdrießlich an den Tisch gesetzt und das Fremdenbuch durchblättert haben, in dem uns die schlechten Witze der Reisenden durchaus nicht gefallen wollen: dann bleibt uns nichts übrig, als daß wir uns trösten und denken: „Je nun, man trägt, was man nicht ändern kann.“

Über loses Gestein geht unser Weg anfangs hinab, dann fast wagerecht auf einem schmalen Rücken nach schwacher Steigung auf die Schwarze Koppe, den Endpunkt des schlesischen Kammes. Von dort gelangen wir zu einer zerstreuten Häusergruppe, die unter dem Namen Grenzbauden wohlbekannt ist, und haben das Ende des Riesenkammes erreicht.

Böhmische Seite des Riesengebirges. Die Südseite des Riesengebirges ist viel weniger besucht, als die Nordseite, trotzdem das Gebirge auch auf der böhmischen Seite viel Partien hat, die wohl verdienen besucht zu werden. Die Bergrücken erstrecken sich viel weiter nach Böhmen als nach Schlesien hinein. In den langen Thälern fließen Gewässer, die größer und stärker sind als die auf der Nordseite, und die Menschenwohnungen daselbst kämpfen ohne Erfolg mit den finstern Berg- und Waldmassen. Gedenken wir hier nur der wichtigsten Punkte, die wir zum Teil auch durch Abstecher von dem Riesenkamm aus erreichen können. Wenn wir von der Neuen schlesischen Baude aus uns nach Süden wenden, gelangen wir bald in das Thal der Mummel, die in die Iser fließt. Die Mummel hat braunes Wasser und bildet viele Strudel und Schnellen. Das Bett dieses Flüßchens besteht stellenweise aus thalförmig ausgewaschenem Granit. Auch einen Wasserfall macht die Mummel. In stiller Waldeinsamkeit wandern wir am Flusse entlang und kommen nach Harrachsdorf, das uns mit seinen großen, massiven Häusern überrascht.

Östlich von diesem schönen Dorfe liegt die Kesselkoppe, von der wir zum Reifträger hinüberblicken können. Von der Kesselkoppe kommen wir zum Pantschefall. Die Pantsche ist ein Bach, der sich in die Elbe ergießt, nachdem er über einen Felsen hinabgestürzt ist. Auch hier wird das Wasser im Sommer gespannt; wenn es dann aber in die Tiefe hinabrauscht, nachdem die Schleusen geöffnet sind, entfaltet sich ein Wasserfall, der herrlicher ist, als manche im Riesengebirge sind, die häufiger besucht werden. In wenigen Minuten erreichen wir die Elbquelle und wenden uns weiter nach Osten bis nach Spindelmühl und von da nach St. Peter, einem Orte, der am Klausenwasser liegt, das von dem vom Kamm herunterkommenden Weißwasser durch den Ziegenrücken geschieden ist. Kräftige Wanderer und Freunde einer wilden Natur finden hier volle Befriedigung. Hier kann der Wagehals klettern und kriechen und springen, denn nicht selten hört alles, was Weg heißen könnte, auf. In den ganzen Sudeten ist keine Stelle zu finden, die so scharf wäre wie der Ziegenrücken. Die Felskante ist meist so schmal, daß man auf ihr reiten

kann; man muß also neben ihr hingehen und sich dabei den Weg selbst suchen, aber vorsichtig sein.

Lohnend ist ein Spaziergang von Spindelmühl am Ufer der Elbe entlang zwischen hohen Bergen bis zu den Krausebauden und zu der fast zwei Stunden langen, Hohenelbe genannten Häuserreihe, die zum Teil ansehnliche Häuser und viele Fabriken hat. Östlich von den Elbgegenden gelangen wir in die Thäler der Aupa, die an einzelnen Stellen sehr eng sind und deshalb manche landschaftliche Reize bieten. Wer dem Laufe der Aupa entgegengeht, wird bald auf den Kamm gelangen und die Schneekoppe vor sich haben.

Der Mönch und die Nonne. In dem Städtchen Hohenelbe in Böhmen lebte einst, so erzählt die Sage, ein reicher Mann, der eine schöne Tochter hatte, die man im ganzen Lande unter dem Namen der schönen Antonie kannte. Dieses Mädchens Eltern hatten, als das Kind geboren wurde, bestimmt und Gott gelobt, Antonie solle ins Kloster gehen und Nonne werden, denn sie waren sehr fromm. Kaum war Antonie 17 Jahre alt, da teilten ihr die Eltern den unabänderlichen Entschluß mit und bestimmten zugleich den Tag, an welchem sie ins Kloster gehen sollte. Antonie hatte bis zu jener Zeit noch nie von dem Plane ihrer Eltern gehört und war nun sehr erstaunt und bestürzt, da sie schon heimlich sich mit dem Sohne des Nachbars, dem Gespielen ihrer Jugend, dem Florentin, verlobt hatte. Florentin und Antonie hatten sich gegenseitig das Eheversprechen gegeben; sie hofften glücklich miteinander zu werden und versuchten durch alle nur mögliche Mittel Antoniens Eltern dahin zu bringen, daß sie ihren Entschluß änderten; aber nichts half. Sie hatten einmal ihre Tochter für das Kloster bestimmt und wollten nicht nachgeben. Vergeblich bemühten sie sich, von ihrer Tochter die Einwilligung zum Eintritt ins Kloster zu erlangen. Da wandten sie sich an Florentin und baten ihn bei Antoniens Seligkeit, er möge sie bewegen, daß sie zur Erfüllung des elterlichen Gelübdes in das Kloster ginge. Er versprach es, aber er konnte sein Versprechen nicht halten. In seiner Verzweiflung stürzte er wild durch die Gegend, ging gegen Abend in sein Schlafgemach und weinte bitterlich. Um Mitternacht wurde sein Schmerz stiller, denn er war zu einem bestimmten Entschluß gekommen. Er setzte sich hin und schrieb nur wenige Zeilen, ein Lebewohl an seine Eltern und an seine geliebte Antonie. Dann ergriff er seinen Stab, verließ das elterliche Haus, blickte hin nach dem Hause seiner Geliebten und eilte davon. Gegen die Pforte des nächsten Klosters klopfte er und bat um Einlaß mit dem Bemerken, er wolle Mönch werden. In wenigen Tagen trug er eine Kutte.

Als Antonie die Abschiedsworte Florentins gelesen hatte, konnte sie sich lange vor tiefer Betrübnis nicht fassen. Sobald sie sich von ihrem Schrecken erholt hatte, sagte sie zu ihren Eltern: „Führet auch mich in mein Kloster.“ Die Eltern beeilten sich, dem Wunsche ihrer Tochter nachzukommen, bevor sie ihren Entschluß änderte. Mit gebrochenem Herzen ging Antonie ins Kloster und erwarb sich unter den Nonnen durch ihr liebevolles und freundliches Wesen viele Freundinnen. Da hatte sie in einer Nacht einen merkwürdigen Traum. Es war ihr die heilige Maria erschienen; sie führte ihr ihren Geliebten an der Hand zu, legte seine Hände in die ihrigen und segnete sie beide, und während dieser heiligen Handlung entfielen beiden die klösterlichen Gewänder, und sie standen in bürgerlichen Kleidern vor der himmlischen Erscheinung. Nach wenigen

Tagen erhielt sie von Florentin einen Brief, in welchem er ihr mitteilte, daß er denselben Traum gehabe habe; er sehe in diesem Traume eine Aufforderung vom Himmel, daß sie beide den Klostermauern entfliehen sollten. Antonie wollte anfangs ihrem Gelübde nicht untreu werden; als aber Florentin sie eindringlich auf die Mahnung des Himmels aufmerksam machte, der sie beide folgen müßten, bestimmte sie die Zeit, in der sie das Kloster verlassen wolle. Zur festgesetzten Stunde fand sich Florentin, der nun sein Kloster heimlich verlassen hatte, ein; auch Antonien war die Flucht geglückt, und nun wanderten beide dem Kamme des Riesengebirges zu, um im schönen Schlesien sich eine Heimat zu suchen. Doch die zarte Jungfrau war nicht gewohnt zu marschieren; es ging beiden auf der Flucht sehr übel, denn Wind und Regen stürmten immer mehr um sie, je höher sie stiegen. Der Hunger ließ sich nicht mehr ertragen, und doch hatten sie keine Lebensmittel; außerdem versagten auch die wunden Füße ihren Dienst. Da nahm der stärkere Florentin das Mädchen auf seinen Rücken und trug sie eine Strecke; aber bald vermochte auch er nicht mehr mit der Last fortzukommen. Ermüdet suchten beide einen Platz im Knieholz, der sie vor dem Regen und Winde etwas schützte, und bald schliefen sie ein. Als sie erwachten, lagen sie auf weichem Lager, über ihnen wölbte sich eine freundliche Hütte, und um sie her lagen Gerätschaften und Werkzeuge, wie sie der Hausstand fordert. Während sie noch verwundert alles beschauten, trat ein ehrwürdiger Greis zu ihnen, ergriff ihre Hände und führte sie hinaus ins Freie. „Seht“, sagte er, „das ist euer Eigentum; genießt euer Gut in Liebe und Tugend, die immer ihren Lohn finden.“ Als er dieses gesagt und ihnen eine üppige Wiese mit stattlichen und munteren Kühen gezeigt und auf ein umzäuntes, freundliches Gärtchen und einen klaren Quell in der Nähe des Hauses gewiesen hatte, wandte er sich und stieg langsam den Berg hinab. Die Liebenden fielen auf die Kniee und dankten inbrünstig dem, der ihres Glückes Urheber war. Fern von dem Geräusche der Welt lebten sie lange Zeit in ungetrübter Glückseligkeit. Als ihr Alter zunahm, wünschten beide zusammen zu sterben. Einst saßen sie vor der Thür ihrer Hütte, schauten hinab auf das blaue Land von Schlesien und gedachten ihres jugendlichen Lebens. Da zog plötzlich ein Gewitter heran, und ein Blitz tötete beide nebeneinander. Über ihren Leichen wölbten sich nun zwei große Felsenmassen, die bis auf den heutigen Tag im Riesengebirge unter dem Namen „Mönch und Nonne“ zu sehen sind.

Die schlesische Gebirgsbahn. Wenn wir von Westen oder Norden in das Gebirge eintreten wollen, bieten sich uns verschiedene Eisenbahnwege dar. Von Dresden führt uns die Bahn nach Görlitz, von Berlin über Kottbus nach Görlitz, von Berlin über Frankfurt a. d. O. und Kohlfurt nach Görlitz oder Lauban; von Glogau, Posen und Gnesen kommen wir bequem nach Breslau und von dort nach den verschiedenen Punkten des Gebirges. Diejenige Bahn, welche nördlich vom Riesengebirge fast in der Richtung des Kammes läuft und die Städte und Dörfer miteinander verbindet, welche zum Gebirge gehören, von denen aus es sich besuchen läßt, ist die schlesische Gebirgsbahn, bei deren Errichtung nicht unbedeutende Terrainschwierigkeiten zu überwinden waren. Sie führt uns durch herrliche Gegenden, ist 108 km lang und geht von Lauban bis Altwasser. Verfolgen wir zunächst schnell ihren Lauf, damit wir einen Überblick über ihre Thätigkeit gewinnen. Wir steigen in Lauban in den Wagen

und bemühen uns, einen Platz auf der rechten Seite zu bekommen, damit wir stets auf das Gebirge und seine Thäler blicken können. Bald hinter Lauban fahren wir über den Queiß, berühren die lange Häuserreihe des 3600 Einwohner zählenden Dorfes Langenöls, in welchem sich ein bedeutendes Braunkohlenlager befindet. Wir kommen durch Greifenberg, das wir schon kennen, und haben das Isergebirge zur Seite. Wollen wir dieses Gebirge besuchen, so müssen wir entweder hier oder bei der nächsten Station Rabishau aussteigen. Wir fahren weiter und gelangen nach dem Dorfe Reibnitz und von dort nach Hirschberg, einer Stadt, die von Lauban 52 km entfernt ist. Wer nach Warmbrunn oder Schmiedeberg will und von dort aus das Gebirge erklettern will, steigt hier aus. Kurz vor Hirschberg überschreitet die Bahn auf einem hohen Granitviadukt den Bober, macht dann einen gewaltigen Bogen um die Nordseite der Stadt und geht auf einer Gitterbrücke abermals über den Bober. Nur wenige Kilometer bleibt sie an der linken Seite des in vielen Biegungen dahinströmenden Flusses, der noch öfter von ihr überschritten wird, so daß wir ihn bald zur rechten, bald zur linken Hand haben. Reich an Abwechselung ist die Fahrt; denn jetzt sehen wir die schönsten Gegenden vor uns, dann wieder ist uns jede Aussicht verschlossen, weil wir durch ein Bohrloch fahren; bald treten die Berge bis dicht an uns heran, bald erscheinen sie in weiter Ferne. Bei der Station Ruhbank haben wir schon den Bober und die Gegend des Riesengebirges verlassen; aber wir können noch nach der Koppe blicken, obgleich wir schon in das Waldenburger Bergland eingetreten sind. In Gottesberg, der höchstgelegenen Stadt Schlesiens und zugleich der höchsten Station der Bahn, haben wir 92 km zurückgelegt.

Wir fahren zunächst durch eine recht unwirtliche Gegend, dann senkt sich die Bahn immer mehr nach der Niederung, führt nach Waldenburg und gelangt, während die Berge zu beiden Seiten stark abfallen, nach Altwasser, dem Endpunkte der schlesischen Gebirgsbahn.

Hirschberg. Wo der Zackenfluß sich in den Bober ergießt, liegt die alte Stadt Hirschberg, im schönsten und größten Thale des Riesengebirges; sie zieht sich an einer Anhöhe hin. Die Berge und Hügel, welche sie umgeben, sind meist bewaldet und bestehen aus Granit und Porphyr. Das Klima daselbst ist rauh, aber sehr gesund. Hirschberg soll, weil in ältester Zeit in dortiger Gegend der Hirsebau bedeutend war, ursprünglich Hirseberg geheißen haben; andre geben als den ältesten Namen der Stadt Hyrzberk an. Boleslaw erweiterte den Ort im Jahre 1108, umgab ihn mit einer Mauer und baute in demselben die erste Kirche. Der Herzog Bolko von Löwenberg erhob Hirschberg im Jahre 1209 zur Stadt, der er ein festes Schloß gab. Während des Hussitenkrieges und im Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt viel zu leiden. Im Jahre 1630 war Hirschberg von den kaiserlichen Soldaten fast ganz niedergebrannt worden, und die Bürger hatten sich deshalb später auf die Seite der Schweden geschlagen. Die Kaiserlichen setzten alles daran, diese Stadt wieder zu erobern, aber die Einwohner und die Schweden verteidigten sie so tapfer, daß die Feinde mehrmals zurückgeschlagen wurden. Bald aber brach in der Stadt die fürchterlichste Hungersnot aus. Als der schwedische General sich nach längerer Verteidigung zu schwach fühlte und am 8. November 1640 aus der Stadt zog, folgten ihm die Bürger aus Furcht vor den Kaiserlichen mit

ihren Habseligkeiten und überließen die leeren Häuser, in denen sich noch 81 katholische Einwohner befanden, den Österreichern. Die drei Schlesischen Kriege, welche Hirschberg bald in den Besitz der Preußen, bald in den der Österreicher brachten, verursachten der damals sehr reichen Stadt viele Kosten. Die Stadt verdankt ihren Reichtum dem Leinwandhandel und der Schleierweberei, einer Kunst, die der Schuhmachergeselle Joachim Girnth auf seiner Wanderschaft in Haarlem erlernt und nach seiner Vaterstadt gebracht hatte. So bedeutend war Hirschbergs Handel in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, daß diese Stadt allein im Jahre 1752 für 8100000 Mark feine Leinwand ausführte. Beide Erwerbszweige erlitten gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts erhebliche Verluste; in neuerer Zeit hoben sich Handel und Verkehr wieder, und besonders ist die Fabrikthätigkeit in gedeihlichem Aufschwunge begriffen. Hirschberg hat jetzt 14400 Einwohner. Die katholische Kirche des Ortes liegt in der Nähe des Ringes, ist 1108 gegründet und 1304 von Herzog Heinrich von Jauer neu erbaut. Durch den Pfarrer Löwe ist sie 1879 vollständig erneuert worden, so daß sie nun zu den schönsten Kirchen Schlesiens zu rechnen sein dürfte. Der rein gotische Stil des Gebäudes, die künstlerisch ausgeführten Wandmalereien, die seltenen Kunstschätze im Innern, Statuen und Bilder, machen einen erhebenden Eindruck. Die evangelische Kirche ist eine von den sechs durch Karl XII. von Schweden in der Altranstädter Konvention (1706) von Kaiser Joseph I. gegen ein Geschenk der Stadt von 3000 Dukaten und ein Darlehn von 100000 Gulden erlangten schlesischen Gnadenkirchen; die Kirche ist massiv, in Kreuzesform mit einem kuppelförmigen Turm erbaut, hat über 4000 Sitzplätze, eine gemalte Decke und eine sehr schöne große Orgel sowie eine in Erz gegossene Büste Luthers von Schadow vom Jahre 1817.

Die Umgebung Hirschbergs bietet die schönsten Spaziergänge. Ganz in der Nähe der Stadt liegt der Kavalierberg, der seinen Namen von einem auf demselben im Jahre 1778 im Bayrischen Erbfolgekriege angelegten Bollwerke (Kavalier) erhielt. An der einen Seite des Berges liegt die schöne Villa Agathenfels. Nur eine Viertelstunde von der Stadt entfernt ist der Hausberg, der vorzeiten ein militärisch wichtiger Punkt war, da auf dieser das Bober- und Zackenthal beherrschenden Höhe die Burg stand, welche Boleslaw III. im Jahre 1110 zum Schutze der zwei Jahre zuvor von ihm mit Mauern umgebenen Stadt erbauen ließ. Im Jahre 1434 trat Kaiser Sigismund die Feste an die Bürger ab, welche sie zerstörten, damit die Hussiten hier nicht festen Fuß fassen und der Stadt Schaden zufügen sollten. In den verschütteten Kellern der Burg sollen große Schätze liegen, die von mächtigen Geistern bewacht werden, und welche nur einmal jährlich, und zwar in der Christnacht von 12—1 Uhr (so lange nämlich, als in der katholischen Kirche zu Hirschberg der Gottesdienst dauert), zugänglich sind, wo dann eine Thür mitten am Berge den Eingang zu einem langen und schmalen Pfade zeigt, der zu den verborgenen Kostbarkeiten führt. Nun erzählt man sich, daß vor ungefähr hundert Jahren ein armer Perückenmacher aus Hirschberg, Kilian mit Namen, wirklich den Versuch gemacht hat, an dem genannten Tage hier einzudringen, und es ist ihm dann auch gelungen, zweimal so viel Gold und Silber fortzubringen, als sein weiter Mantel fassen konnte. Ein dritter Versuch gereichte ihm freilich zum Verderben, denn man fand seinen Körper zerschellt zwischen den Felsen.

Auch zum Apollotempel, dem Anfange der Anlagen auf dem Helikon oder Musenberg, auch bis zum Weltende, wie das enge Thal des Bober da heißt, wo zu beiden Seiten der Weg aufhört, können wir in kurzen, angenehmen Partien von der Stadt aus wandern. Die meisten Besucher des Riesengebirges beginnen ihre Wanderung von hier aus.



Stadt Hirschberg. Nach einer Zeichnung von Gustav Täubert.

Das Gymnasium in Hirschberg wurde am 29. September 1712 gestiftet. An dieser Stelle wirkte von 1766—1799 außerordentlich segensreich Karl Ludwig Bauer. Dieser merkwürdige Mann wurde am 18. Juli 1730 zu Leipzig geboren, besuchte in seiner Vaterstadt die Thomasschule und die Universität, kam 1756 als Rektor nach Lauban, 1766 in gleicher Eigenschaft nach Hirschberg, wo er am 3. September 1799, vom Schlage getroffen, starb, nachdem er sich fast immer einer dauerhaften Gesundheit erfreut hatte. Bauer ist einer der gelehrtesten Schulmänner des vorigen Jahrhunderts; er war besonders in den Sprachen tüchtig und verstand außer seiner Muttersprache das Lateinische, Griechische, Hebräische, Chaldäische, Syrische, Französische, Italienische, Englische und Spanische. Das Lateinische war ihm eigentlich zur Muttersprache geworden, denn sie war ihm gleich geläufig im Lesen, Schreiben und Sprechen. Den Horaz und Livius wußte er fast ganz auswendig, und aus vielen andern klassischen Autoren vermochte er lange Stücke herzusagen. Im lateinischen Stile wa'r Livius sein Muster; lateinische Gedichte diktierte er nicht viel langsamer als einen Brief, denn aus allen Dichtern standen ihm beständig Ausdrücke, Wendungen und

Redensarten zu Gebote. Er sprach nicht nur griechisch, sondern auch hebräisch und wußte in dieser Sprache große Stücke der Bibel auswendig. Das Französische, Italienische und Englische sprach er, da er es sich selbst gelehrt hatte, sehr fehlerhaft aus, hatte aber die Grammatik vollkommen inne. Die alte Dogmatik hatte an Bauer einen eifrigen Verteidiger, der mit jeder dogmatischen, polemischen, kirchengeschichtlichen Kleinigkeit, Spitzfindigkeit und Anekdote wohl bekannt war; gegen diejenigen, die anders als er dachten, war er tolerant. Kirchen- und Gelehrtengeschichte gehörte zu seinen Lieblingswissenschaften. In der Geschichte, Geographie und Mythologie war er zwar allenthalben bekannt, am besten aber in der des alten Griechenland und Italien. Von der neueren Philosophie und der neueren deutschen Poesie wollte er nichts wissen; denn Klopstock war ihm zu überspannt, Wieland zu verliebt, und Goethe hatte sich durch Werthers Leiden versündigt. Bauer war das lebendige Lexikon für seine Schüler und Freunde, für Stadt und Land. Die größten Verdienste erwarb er sich als Schulmann, obgleich seine äußere Persönlichkeit nicht derartig war, daß sie den jungen Leuten Ehrfurcht einflößte. Die Leichtigkeit, mit welcher er lehrte, war außerordentlich. Der Unterricht war ihm nichts als eine Unterhaltung über die vorzutragenden Fächer, und die ganze Anstrengung dabei betraf die Lunge, da er immer ziemlich viel und schnell, auch nicht eben leise sprach. An manchen Tagen lehrte er acht bis neun Stunden, und in der übrigen Zeit arbeitete er am Pulte. Erholung kannte er die ganze Woche hindurch nicht. Von Vorbereitung auf den Unterricht hatte er keinen Begriff, denn er meinte, der Lehrer müsse immer vorbereitet sein; er wisse auch nicht, wie er sich vorbereiten solle, denn den Schriftsteller verstehe er und müsse jeder Lehrer verstehen; was aber die Schüler beim Unterrichte von ihm würden wissen wollen, welche Dinge zur Besprechung kommen könnten, das könne er nicht voraussehen. Deshalb wünschte er auch, daß sich seine Schüler nicht vorbereiten sollten, nur sollten sie recht fleißig wiederholen. Seine Amtspflichten erfüllte er aufs pünktlichste. Wenn er Besuch hatte von hochgestellten Persönlichkeiten, so entschuldigte er sich, sobald er Unterricht zu erteilen hatte. Er genoß die Achtung aller, die ihn kannten, hatte keine Leidenschaften, lebte mit jedem in Frieden und konnte Beleidigungen leicht verzeihen. Zu seiner eigentlichen Erholung diente ihm die Zeit nach 4 Uhr des Sonntags, denn nicht leicht versäumte er den dreimaligen Gottesdienst und die Katechismuslehre. Die Musik liebte er und gern spielte er in der Kirche die Orgel zum Choralgesange. Vergnügungen andrer Art kannte er nicht.

Warmbrunn. Nur 6 km von Hirschberg entfernt ist der berühmte Badeort Warmbrunn. Man gelangt dorthin auf der von Hirschberg aus in der Richtung nach Südwesten gehenden Chaussee. Warmbrunn liegt zu beiden Seiten des Zackenflusses. Das Gefilde, auf dem jetzt der freundliche Kurort steht, war gegen Ende des 12. Jahrhunderts noch eine überaus rauhe, wilde, von undurchdringlichem Urwald bedeckte Landschaft. Nur wilde Tiere lockten zuweilen verwegene Jäger in diese schauerliche Waldgegend. Eine Jagd, die Herzog Boleslaw im Jahre 1175 mit seinen Jägern unternommen hatte, trug mit zur Gründung Warmbrunns bei; denn die Jäger fanden einen Hirsch, der sich in den dortigen Quellen badete. Boleslaw ließ die Quellen genauer untersuchen, da er vermutete, daß ihnen heilkräftige Wirkungen inne wohnten. Die Waldung in der Nähe der Quellen wurde gelichtet und mit dem Anbau daselbst begonnen. Es

ist sehr wahrscheinlich, daß die neue Ansiedelung einen raschen Aufschwung nahm; denn im Jahre 1180 befanden sich schon fremde Kranke daselbst, um die Heilquellen, die Johannes dem Täufer gewidmet waren, zu gebrauchen. Im Jahre 1200 zählte dieser Ort schon eine nicht unansehnliche Anzahl kleiner, hüttenartiger Häuser. Nach einer Urkunde vom Jahre 1288 hatte Herzog Bernhard von Fürstenberg den Brüdern des St. Johanneshospitales zu Jerusalem, also den Johanniterrittern, im Jahre 1281 den Ort Calidus fons (Warmbrunn) mit 250 Hufen Acker, Wiesen, Wald u. s. w. geschenkt, verkaufte ihnen noch 100 Hufen und gab den colonis oder mansionariis, welche dieselben anbauen würden, auf zwanzig Jahre Freiheiten von Lasten. Die von Herzog Boleslaw V. im Jahre 1292 unternommene Erbauung der Burg Kynast hatte unstreitig dazu beigetragen, daß die ganze Gegend und besonders Warmbrunn sich mehr bevölkerte; denn nun bekam nicht nur die Burg eine Besatzung, sondern es scheint auch, als ob ein großer Teil der bei dem Burgbau beschäftigt gewesenen Werkleute sich in dem dortigen Teile des Thales und vor allem in Warmbrunn selbst niedergelassen hätten. So gewann der Ort allmählich das Ansehen eines freundlichen, anspruchslosen ländlichen Fleckens, um den herum immer mehr der düstere Wald schwand und lachende Saatfelder, üppige Wiesen und blühende Gärten Platz fanden. Wahrscheinlich kam der Ort um 1400 durch Kauf in den Besitz der Grafen Schaffgotsch, denen die Herrschaft Kynast und das Schloß Greifenstein gehörten. Jedenfalls schenkte Schaffgotsch dem von ihm im Jahre 1403 gestifteten Kloster Grüssau einen Teil von Warmbrunn, das kleine Bad und Dorf Voigtsdorf. Bei der allgemeinen Säkularisation der Klöster 1810 kaufte der damalige Graf Schaffgotsch die Stiftung zurück, so daß von da ab sämtliche Bäder im Besitze der Schaffgotschischen Familie sind. Im Jahre 1418 wurde in Warmbrunn das erste Wirtshaus erbaut, in welchem der Fremde eine freundliche, aber nur mäßigen Wünschen entsprechende Aufnahme fand; die Lebensmittel freilich mußten sich die Fremden entweder aus Hirschberg mitbringen oder von dort kommen lassen. Während des Hussitenkrieges litt der Kurort nicht so sehr, wie andre Orte Schlesiens. Im 17. Jahrhundert wurden die Bäder umgebaut und bequemer eingerichtet, da sie immer mehr Berühmtheit gewannen; so besuchte 1687 die Königin von Polen, Gemahlin des Königs Johann III., mit einem Gefolge von tausend Personen Warmbrunn, um daselbst zu baden. Elf Jahre später wurde ein Kardinal aus Polen nach Warmbrunn zum Gebrauche der warmen Bäder geschickt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts finden wir schon eine Apotheke in dem Orte, der sich nicht nur durch die Bäder, sondern auch durch die Industrie hob, denn im Jahre 1697 gab es schon Glasschneider daselbst, die ihre Waren durch ganz Schlesien versandten. 1703 bestand schon eine Glasschneiderinnung. Schnitzer und Drechsler verfertigten für die Fremden verschiedene kleine Gegenstände zum Andenken an den Badeort. Das Jahr 1753 ist für die Entwickelung Warmbrunns von großer Bedeutung; denn in diesem Jahre zieht eine neue Quelle der Wohlhabenheit, ja des Reichtums in den Ort ein: die Garnspinnerei und Leinweberei. Damals wurde dort das Spinnrad bekannt und fand in kurzer Zeit die allgemeinste Verbreitung. Leider lasteten die Leiden und Plagen des Siebenjährigen Krieges wie auf Hirschberg so auch auf Warmbrunn, da der Ort bald in preußischen, bald in österreichischen Händen war; die Gewerbe gerieten in Stockung, Badegäste

blieben aus. Warmbrunn schien mit dem Ende des 18. Jahrhunderts in Vergessenheit geraten zu sollen. Aber mit dem Beginn unsres Jahrhunderts beginnt ein neuer Abschnitt der Geschichte Warmbrunns. Die Badeanstalten wurden umgestaltet und ausgedehnt, und man räumte dabei der Bequemlichkeit und Behaglichkeit ihre Rechte ein. Warmbrunn blühte von neuem wieder auf, der Kurort gewann, die Produkte des Gewerbefleißes fanden Absatz, der frühere Wohlstand kehrte zurück. Gegenwärtig hat Warmbrunn 3320 Einwohner; es wird jährlich von 2—3000 Badegästen besucht, welche die warmen Schwefelquellen mit Erfolg gegen Rheumatismus und Hautkrankheiten anwenden, und gehört zu den beliebtesten Badeorten Schlesiens. Die Einwohner leben zum Teil von der Aufnahme und Bewirtung der Badegäste während des Sommers, andre treiben Ackerbau, viele leben von der Leinenweberei; besonders nehmen die aus Leinen kunstvoll gewebten Tischzeuge aller Art wegen ihrer Güte und Dauerhaftigkeit einen hohen Rang ein. Nicht wenige Bewohner des Ortes betreiben die Glasschleiferei und die Glas-, Stein- und Wappenschneidekunst; die Glaslager Warmbrunns, in denen die Auswahl kunst- und geschmackvoll geschliffener und geschnittener Glaswaren jeder Gattung wegen der großen Mannigfaltigkeit schwer wird, sind allgemein rühmlichst bekannt.

Vielleicht ist es nicht übertrieben, wenn vielfach behauptet worden ist, Warmbrunn liege in einem der herrlichsten und anmutigsten Thäler Deutschlands. Dieses Thal ist das schöne, von hohen, waldgekrönten Bergen ringsum begrenzte Hirschberger Thal, welches einem großen, herrlichen Garten gleicht, den die schöpferische Natur mit besonderer Vorliebe angelegt zu haben scheint. Bald ruht das Auge auf saftig grünen, mit Blumen gleichsam durchwirkten, weit sich hinziehenden üppigen Wiesenfluren, welche von einigen großen Teichen unterbrochen sind, auf deren klarem Wasserspiegel das azurne Himmelszelt sich abmalt. Bald bieten sich dem Blick hügelartige Erhebungen, die in malerischer Abwechselung hier mit den bunten Farben des Laubholzes, dort mit dem schönen Grün eines Nadelgebüsches oder auch mit dem Gold der Reissaat geschmückt sind; bald wird der Sinn von Felsen gefesselt, deren zerklüftetes, nacktes Haupt aus Büschen und Wäldchen emporragt. Diesen Garten umgrenzt ein riesiger, in dunkles Blau gehüllter Bergsaum.

Die felsige Unterlage des Warmbrunner Gebietes wird von einer mittelkörnigen Erdmasse bedeckt, die mit einer 30—60 cm starken Schicht fruchtbarer Dammerde überzogen ist. Stellenweise trifft man Torf- und Moorlager. Diese Bodenbeschaffenheit, gehoben durch eine überall sichtbar gute, mit Emsigkeit betriebene Feldkultur, gewährt dem mehr als eine Meile langen Thalstrich eine große Fruchtbarkeit. Hier gedeihen in bester und üppigster Weise alle Getreidearten und sonstigen Feldfrüchte; dem Obst- und Gartenbau steht kein Hindernis entgegen, und reich an saftigen, dicht und hoch aufgeschossenen Gräsern sind die herrlichen grünen Weiden. Das Klima Warmbrunns ist äußerst günstig zu nennen; es wirkt vorteilhaft auf das Verhalten des menschlichen Organismus. Der ganze Lebensprozeß geht mit größerer Freiheit, Raschheit und Energie von statten, und deshalb ist der Gesundheitszustand günstig, verheerende Seuchen dringen fast nie ein.

Die beiden warmen Heilquellen sind mit Quadersteinen sorgfältig in Bassins gefaßt, mit steinernen Gebäuden überbaut und zu Bädern eingerichtet; sie heißen

das große und das kleine Bad. Außerdem ist für Ärmere eingerichtet das Leopoldsbad und für kranke Soldaten das Militärkurhaus. Sehenswert ist in Warmbrunn das gräfliche Schloß, ein großes, mit reicher Architektur und vielem Wappenschmucke versehenes, drei Stock hohes Gebäude, das der Familie der Grafen Schaffgotsch gehört. An das Schloß schließt sich ein Park an mit herrlichen Baumgruppen und reizender Aussicht auf das Gebirge. Reich an Kunstschätzen ist die katholische Kirche mit der gräflich Schaffgotschischen Familiengruft.



Der Brunnenplatz in Warmbrunn. Nach einer Zeichnung von Gustav Täubert.

An die Kirche angebaut ist die Propstei, in deren Räumen sich die 60000 Bände umfassende Bibliothek der gräflichen Familie befindet, mit der die naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Sammlungen verbunden sind. Zwei wichtige Urkunden enthält die Bibliothek, nämlich den bekannten Pilsener Revers der Wallensteinschen Generale vom 12. Januar 1634 und den Protest dieser Generale gegen die Beschuldigung des Hochverrates vom 20. Februar, von Wallenstein selbst mit unterschrieben. Die im Jahre 1777 erbaute evangelische Kirche hat ein helles, freundliches Aussehen. Unter den vielen herrlichen Spaziergängen, die von Warmbrunn aus unternommen werden können, ist keiner beliebter als der nach Hermsdorf.

Der Kynast und seine Sagen. Hermsdorf ist ein Ort von 2000 Einwohnern, kann von dem Badeorte aus vom Fußgänger in einer Stunde erreicht werden und liegt am Fuße des vielbesungenen Kynast mit seiner Burgruine. Der Südabfall des Burgberges ist sehr steil und wild und heißt die Hölle, der

nördliche Abhang nach der Ebene zu ist minder jäh. Der Berg ist nicht ohne Beschwerde zu erklimmen. Man erreicht die Wachtsteine, bei denen einst die Burg ihre Vorposten ausstellte. Oben angelangt, schreitet man, vom Trommelwirbel begrüßt, durch das alte Wachthaus in die Burg. Der Burgwart zeigt die Reste der Kapelle, des Trinksaales, mehrerer Gemächer, der Küche, Pferdeställe, die Pulverkammer, die Brunnen und das Burggärtchen. Man besteigt den gut erhaltenen Turm und wird durch den Zauber der sich großartig entfaltenden Natur gefesselt. In stiller, ernster Bewunderung durchdringt das Auge das in buntem Farbenglanze prangende Thal mit seinen Städten, Dörfern, Gärten, Wiesen, Feldern, bewaldeten Berghöhen, kahlen Hügeln und sich durchschlängelnden Wegen und schweift bald über die blauen Berge hinweg weit hinaus in die Ebene. Prächtig tönt das Echo des abgeschossenen Böllers sechsmal wieder.

Die älteste Geschichte der Burg Kynast ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Es scheint, als ob schon 1278 auf dem Berge ein Jagd- oder Jägerhaus gestanden hat, das entweder von einem Jäger beständig bewohnt worden ist oder den Jägern nur Nachtschutz gewährt hat. Herzog Bolko I. von Schweidnitz und Jauer ließ 1292 das Jagdhaus nach damaliger Sitte in eine Festung oder Burg umwandeln, starb aber schon 1301, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, die Zweckmäßigkeit seiner Anlagen zu erproben. Sie soll zuerst den Namen Neuhaus geführt, dann aber von dem Berge, auf dem sie stand, ihren jetzigen Namen erhalten haben. Die Burg ist nie ernstlich angegriffen, nie erobert worden, selbst der Hussitenkrieg ist vorübergegangen ohne Angriff und Sturm auf den Kynast, soviel auch die umliegende Gegend von ihm zu leiden hatte. Sie war von der Seite der Hölle eine schwer zu erobernde Feste und vortrefflich ausgerüstet. Sie bestand aus zwei durch hohe und starke Mauern voneinander getrennten Basteien, in denen Rundelle, Streichwehren und ein hoher Turm angebracht waren. Auf diesem befand sich eine Uhr, welche Stunden und Viertel schlug.

In einer alten Handschrift lesen wir über die Burg: „Wiewohl nicht ein weitläufiger Raum darin zu finden ist, so ist das Schloß dennoch in drei verschiedene Teile getrennt gewesen, daß jeder Ort von den Brustwehren besonders beschirmt und der höchste Teil von dem darüber hoch erhabenen Turme mit Steinwürfen hat erhalten werden können. In dem unteren Stocke des Schlosses pflegte der Hauptmann seine Wohnung zu haben; in dem andern Teile konnten die ankommenden Gäste, wenn sie über Nacht bleiben wollten, ihre bequemen Zimmer finden. Im oberen Stocke waren zwei kleine Zeughäuser, welche mit Kriegswerkzeugen und dem dazu nötigen Bedarf versehen waren."

Nachdem der Erbauer der Burg gestorben war, erbte sie Bolko II. Er vermachte die Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, zu denen Kynast gehörte, seiner Nichte, welche später die zweite Gemahlin Kaiser Karls IV. wurde, wodurch auch dieser Teil Schlesiens an Böhmen kam. Um das Jahr 1300 wahrscheinlich erhielt der tapfere Ritter Gotsche Schaff die Burg Kynast von Bolko II. zu Lehen, und der Herzog fügte später, um des Ritters tapfere Thaten würdig zu belohnen, noch das Berggut Schmiedeberg sowie das ganze diesseitige Riesengebirge nebst der Iser hinzu. Die Burg war bis zu ihrer am 31. August 1675 durch einen zündenden Blitzstrahl, der in den hohen Turm fuhr, erfolgten Zerstörung stets Hauptsitz der Freiherren von Schaffgotsch. Innerhalb zwei Stunden

war das Innere ausgebrannt. Da um diese Zeit die Schweden in die Mark eingefallen waren, so hatte man viele Kostbarkeiten auf die Burg gerettet, die damals verbrannten, wodurch der Schaden sehr groß wurde. Leicht hätte auch das ganze Mauerwerk zerstört werden können; denn in einem Gewölbe, dessen eiserne Thüren bereits glühend waren, lagen sieben Fässer mit Pulver.



Der Kynast.

Lange Zeit stand die Burg wüst und leer. Sie war durch das Thor des Wachthauses geschlossen, zu dem ein Mann in Hermsdorf den Schlüssel hatte; er führte die Fremden ein, wurde scherzhaft der Kommandant genannt und hatte über seiner Thür eine Tafel mit dem Reimspruch:

„Wer den Kynast will beschauen,
Der muß sich mir anvertrauen."

Jetzt ist dort oben den größten Teil des Jahres hindurch eine vielbesuchte und wohleingerichtete Gastwirtschaft.

Die Volkssage, die sich aller alten Burgen bemächtigt hat, erzählt auch wunderbare Geschichten vom Kynast, von denen die schönste die von der Kunigunde vom Kynast ist, die uns auch durch Theodor Körners dichterische Bearbeitung bekannt geworden ist. Einst lebte auf dem Kynast ein Fräulein von seltener

Schönheit, Kunigunde mit Namen. Sie hatte von ihrem Vater die Burg geerbt und lebte für sich in der Waldeinsamkeit und fand nur Vergnügen darin, daß sie Rosse herumtummelte, mit Waffen spielte und dem Eber und Hirsch in den Wäldern nachjagte, die den Kynast umgaben. So schön und reich sie war, so eigensinnig war sie auch; denn sie erklärte, sie werde keinem Ritter ihre Hand reichen, der nicht auf der äußeren Ringmauer um die Burg herumgeritten wäre. Viele Ritter kamen, um den schönen Preis zu gewinnen; aber alle fanden, entweder weil ihr Roß strauchelte oder weil sie vom Schwindel ergriffen wurden, durch einen Sturz in den felsigen Abgrund den Tod. Bald aber wurden keine Bewerber mehr auf der Burg gesehen, und Kunigunde wurde sehr mißmutig; denn sie ärgerte sich nun, daß niemand mehr sein Leben um ihre Hand wagte. So verstrichen viele Monate. Da meldete sich wieder ein Ritter zu der gefährlichen Reitprobe. Als er in ihr Gemach trat und in ihre Augen sah, da kam plötzlich ein sonderbares Gefühl über sie. Sein Blick hatte gezündet, und nun bereute sie die frevelhafte Aufgabe, welche sie ersonnen und die bereits so viele Menschenleben gekostet hatte. Allein sie konnte es nicht rückgängig machen und sie versuchte deshalb dem Ritter, der sich nicht nennen wollte, abzureden und ihn durch die Schilderung der von ihm zu bestehenden Gefahr von seinem Vorhaben abzuhalten. Der Ritter jedoch erklärte, den Ritt wagen zu wollen. Am nächsten Morgen mit Aufgang der Sonne war der fremde Ritter schon auf dem Schloßhofe und sattelte sein Roß.

„Der Morgen graut;
Da schmückt sich die Braut
Den geliebten Mann zu empfangen.
Und wie sie den freudigen Helden erschaut,
Da glühen ihr höher die Wangen.
Sie fliegt ihm entgegen mit wildem Schmerz:
„Umsonst, daß ich länger mich sträube;
Ich gesteh' es frei, dir gehört dies Herz,
  Ich bleibe
Im Leben und Tod dir zum Weibe."

Der Geistliche bringt
Ihm den Segen: da schwingt
Sich der Reiter behende zu Pferde;
Er winkt: Ade! Kunigunde sinkt
Besinnungslos zur Erde.
Doch er setzt kühn auf die Mauer hinan,
Als wär' sie wohl dreimal breiter,
Und es schreitet das Roß auf der gräßlichen Bahn
  Keck weiter,
Trägt glücklich zum Ziele den Reiter."   (Körner.)

Alle Bewohner der Burg standen im Schloßhofe, Kunigunde betete für das Gelingen des kühnen Unternehmens still zu Gott. Als der erste Strahl der Sonne die Spitzen der hohen Burgtürme beleuchtete, da hatte der Ritter die verhängnisvolle Bahn durchritten und lenkte sein schweißbedecktes Roß von der Mauer zum Burgthore hinab. Der Knechte Jubelgeschrei und der Trompetenschall brachten Kunigunde, die ohnmächtig am Boden lag, zur Besinnung. Sie erhob sich und eilte dem Ritter entgegen mit den Worten: „Edler Ritter!

Mein Schwur ist gelöst, hier habt Ihr meine Hand!“ Jener antwortete: „Wohl ist Euer Schwur gelöst und Eurem Stolze und frevelhaftem Übermute jetzt eine Schranke gesetzt; aber ich bin nicht hierher gekommen, um Euch und Euer Erbe zu erringen. Ich bin der Landgraf Adalbert von Thüringen und im Besitz einer lieblichen Gattin. Ich bin, nachdem ich mein Pferd für ein solches Abenteuer eingeübt habe, nur hergekommen, um dem frevelhaften Spiele, das Ihr mit dem Leben so vieler Ritter treibt, für immer ein Ende zu machen. Eure blutige Hand werde ich niemals anrühren.“ Nachdem er dies gesagt hatte, verneigte er sich vor dem Fräulein, schwang sich auf sein Roß und verließ in Begleitung seines Knappen die Burg. Was nun mit Kunigunden geschehen ist, darüber gibt es eine dreifache Sage. Nach der einen stürzte sie sich aus Verzweiflung, gekränktem Stolz und verschmähter Liebe in denselben Abgrund, in welchem ihre Freier umgekommen waren; nach der andern ging sie in ein Kloster und starb bald an gebrochenem Herzen; nach der dritten aber heiratete sie auf Veranlassung des Landgrafen den Ritter von Erbach, der als Knappe verkleidet ihn auf der Reise zum Kynast begleitete. Sie ließ die Mauer abbrechen, für die Seelen der verstorbenen Ritter Messe lesen und suchte durch Liebe, Menschenfreundlichkeit und reichliche Almosen an die Armen ihren früheren Frevel zu sühnen und vergessen zu machen.

Der Sprung vom Kynast. Elisabeth, die junge Gemahlin des Herzogs Ludwig II. von Liegnitz, war eine bildschöne Frau, ja sie galt als die schönste Frau in ganz Europa. Natürlich hatte sie viele Verehrer, unter denen der aufmerksamste und feurigste ihr Page, Franz von Chila, war. In dem Garten des Schlosses sang er Lieder und suchte so die Aufmerksamkeit der Herzogin auf sich zu ziehen. Als diese den Gesang hörte, glaubte sie, er gelte ihrem schönen Hoffräulein Agnes, und ermutigte Franz. So verging eine lange Zeit der Täuschung, während welcher auch Agnes, die durch die Herzogin auf die Neigung des Pagen aufmerksam gemacht war, sich um Franz bemühte. Endlich kam der Irrtum zu Tage, und da versank Franz in tiefe Traurigkeit. Nun begab es sich einst, daß der Herzog einen Besuch nach dem Kynast machte und Franz die Herzogin begleitete. Der Burgherr hatte zur Feier des hohen Besuches Festlichkeiten veranstaltet, wie Armbrustschießen, Wettlaufen und ein Fußturnier. Der Herzog aber, der auch etwas zur Feier des Tages beitragen wollte, erhob sich und sagte, indem er einen goldenen Becher ergriff: „Diesen Becher lege man auf die höchste Zinne des Schloßturmes. Wer sich zur Brüstung desselben hinaufschwingt und ihn dort auf das Wohl seiner Schönen leert, der soll ihn zum Lohn seines Mutes erhalten.“ Zwar versuchten mehrere das halsbrecherische Wagstück, aber keinem gelang es, das Ziel zu erreichen. Da erbat sich der Page von seiner Gebieterin die Erlaubnis, auch einen Versuch zur Erringung des Preises machen zu dürfen, und erhielt sie wirklich. Er schwang sich als kecker und sicherer Kletterer glücklich hinauf, während alles für ihn zitterte, und erstieg die oberste Spitze. Dort oben stand der holde Jüngling, und sein lockiges Haar flatterte im Winde. Den Becher ergriff er und rief mit lauter Stimme: „Frei darf ich es jetzt allen sagen, was ich bisher stumm in meiner Brust verschließen mußte. Ich liebe die Herzogin Elisabeth. Meine Liebe und Treue will ich mit dem Tode besiegeln.“ Darauf leerte er hastig den Becher und stürzte sich von der Spitze in die schauerliche Tiefe hinab.

Der Gefangene im Turme. Der Burgherr vom Kynast hatte einst in einer Fehde einen seiner schlimmsten Feinde gefangen genommen. Da er ein harter und grausamer Mann war, sperrte er den Ritter hoch oben im Burgturme in ein sehr festes Gemach und schwur, sein Feind solle lebend den Kerker nicht wieder verlassen. Vergebens machte sich die schöne Frau des Gefangenen auf zum Kynast und bat den Burgherrn für ihren Gemahl und flehte um seine Freiheit. Der Sieger blieb hart und gefühllos. Nur eins gab er der Gattin seines Gefangenen nach: er gestattete nämlich, daß sie ihm das Brot, das er essen solle, selbst backen dürfe. Mit dieser Erlaubnis war die arme Frau zufrieden, denn die Liebe zu ihrem Gemahl machte sie erfinderisch. Einstmals wurde in das Gefängnis im Burgturme ein größeres Brot als gewöhnlich gebracht, und als der Ritter es aufschnitt, fand er, daß seine Gemahlin eine Feile und ein festes, langes Seil hineingebacken hatte. Hurtig machte er sich an die mühsame Arbeit. Mit der Feile durchschnitt er die Eisenstäbe am Fenster seines Kerkers. In einer stürmischen Nacht befestigte er am Fenster das Seil, ließ sich von der Höhe des Turmes hinab, kam glücklich über die Burgmauer ins Freie und endlich wieder in seine Burg zu seiner Gattin. Das an einer Seite durchbrochene Fenstergitter am Turme ist noch heute als Wahrzeichen treuer Liebe und Frauenlist vorhanden.

Der Wolf und das Schaf. An die Küche der Burg knüpft sich die Sage von dem Lamme, das der Wolf verzehrt hat. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war Herr der Burg Kynast Graf Johann Ulrich von Schaffgotsch, der zu Regensburg unschuldig hingerichtet wurde. Er war im Besitze der Tugenden eines tapferen Ritters und eines edlen Menschen und bei seinen Unterthanen sehr beliebt. Einst feierte er auf seiner Burg seinen Geburtstag und hatte viele Gäste geladen, und unter diesen auch den evangelischen Pfarrer Thieme, der sich viel mit Sternseherei beschäftigte und behauptete, aus den Sternen das Geschick der Menschen lesen zu können. Die Gäste unterhielten sich bei Tisch, während der Graf in seinem Zimmer betete und Gott dankte für den Segen, den er ihm bis dahin verliehen hatte. Bei der Tafel wurde es bald munter; das Gespräch kam auf Wallenstein, den man verlachte, weil er der Meinung war, in den Gestirnen seien die Geschicke der Menschen verzeichnet. Thieme verteidigte den General und erklärte, man dürfe den Zusammenhang zwischen dem Laufe der Sterne und den Wegen der Menschen nicht leugnen; er habe auch aus den Sternen erfahren, daß Graf Ulrich von Schaffgotsch eines gewaltsamen Todes durch kaltes Eisen sterben werde. Alle erschraken über das entsetzliche Wort und verpflichteten sich untereinander, dem Grafen den Ausspruch des Predigers zu verheimlichen. Nichtsdestoweniger erfuhr der Graf durch einen Kammerherrn bald, was Thieme gesagt hatte. Der Graf lachte und ließ an einem der nächsten Tage die sämtlichen Gäste, die zu seinem Geburtstage auf dem Kynast gewesen waren, zur Jagd einladen. Auch Thieme war erschienen. Ihnen wollte der Graf zeigen, daß die Sterndeuterei nichtig und eitel sei. Deshalb führte er ihm, nachdem er ihm gesagt hatte, er habe von seiner schönen Kunst und Wissenschaft gehört, ein ganz junges Lamm vor und forderte ihn auf, diesem Lamm die Zukunft aus den Sternen zu lesen. Thieme weigerte sich lange und sagte, es sei ein Unterschied zwischen der Zukunft eines Menschen und der eines Tieres; aber der Graf wollte wissen, wie das Lamm

sterben würde. Als sich Thieme lange vergeblich gesträubt hatte, ließ er den Schäfer rufen, fragte, wann das Lamm geboren sei, und sagte nach kurzer Beobachtung und Berechnung: „Das Lamm wird der Wolf fressen.“ Graf Ulrich war zufrieden gestellt und bat seine Gäste, sich zur Jagd bereit zu machen. Ehe er aber selbst sich unter die Jagdgesellschaft mischte, ging er zum Koch und befahl ihm, das Lamm, dem soeben Thieme die Zukunft gesagt hatte, zum Mittagsmahle zu braten. Auf dem Schlosse trieb sich aber schon seit 10 Jahren ein zahmer Wolf herum, der wie ein Haushund überall hinlief und auch in die Küche kam, dort aber nie etwas anrührte und nur fraß, was man ihm vorwarf. Zufällig kam dieser Wolf in die Küche, als das Lamm am Spieße stak und schon halb gebraten war. Da entfernte sich der Koch auf kurze Zeit aus der Küche; der Wolf aber benutzte die Abwesenheit des Koches, machte sich gegen seine Gewohnheit über das Lamm her und fraß es auf. Der Koch war ärgerlich, als er in die Küche zurückkehrte, prügelte den Wolf tüchtig durch, vergaß aber bald den Verlust, da er die Wichtigkeit des Bratens nicht kannte und meinte, daß derselbe bei der Menge der übrigen Gerichte nicht vermißt werden würde.

Die Jagdgesellschaft kam fröhlich und guter Dinge heim und setzte sich zu Tische. Graf Ulrich scherzte in den ausgelassensten Worten mit den Gästen, besonders mit dem Prediger Thieme, und freute sich auf den Augenblick, in dem der Lammbraten auf den Tisch kommen würde. Doch das Lamm blieb aus. Der Graf schickte nach der Küche und ließ fragen, warum das Lamm nicht aufgetragen würde. Da trat der Koch in den Speisesaal, stürzte zu den Füßen des Herrn und erzählte zum Erstaunen und Schrecken der Anwesenden, was geschehen war. Der Graf legte ruhig sein Messer auf den Tisch und sagte: „Der Wille des Herrn geschehe! Ich weiß, daß ich stets meinem Kaiser treu gedient und des Landes Bestes redlich gesucht habe. Herr, du wirst meine Unschuld gewiß an den Tag bringen!“ Aber die Speisen wollten ihm nicht mehr schmecken, er fühlte sich unwohl und verließ den Speisesaal, und die Gäste schlichen traurig nach Hause.

Leider ging Thiemes Prophezeiung schon nach wenigen Monaten in Erfüllung. Hans Ulrich von Schaffgotsch wurde in Regensburg auf kaiserlichen Befehl enthauptet; man beschuldigte ihn, mit den Schweden in Verbindung gestanden zu haben, aber ohne daß man es für nötig erachtete, genügende Beweise für diese Anklage zu sammeln.

Der goldene Schleier. Als die schöne Kunigunde Herrin auf dem Kynast war, lebte auf der Burg wenig beachtet eine Verwandte der Besitzerin, Irmgard mit Namen, ein Waisenkind. Sie beschäftigte sich in der Wirtschaft. Einst waren viele Herren und Damen zum Besuche auf dem Schlosse. Mit den meisten Männern unternahm Kunigunde eine Jagd, Irmgard aber erhielt den Auftrag, die zurückbleibenden Damen zu unterhalten und für die Herren, die nicht mit auf die Jagd zogen, zu sorgen. Sie schlug den Gästen vor, um ihnen die Zeit zu vertreiben, eine kleine Reise in das Gebirge zu machen. Der Vorschlag gefiel allgemein. Schnell versahen sich die jungen Leute mit Mundvorrat, und man eilte hinaus in die prangenden Auen. Auf einer lachenden Wiese machte die Gesellschaft Halt und nahm ihr Frühstück ein. Um das Mahl zu würzen, erzählte Irmgard von dem Berggeist Rübezahl, der gerade dort, wo

die Leute saßen, sein tolles Wesen treibe. Man hörte gern zu, lächelte aber zu den erzählten Geschichten und glaubte ihnen nicht. Da vernahm man plötzlich in dem nahen Unterholz ein lautes Krachen und Prasseln, und sogleich stürzte ein großer Eber, der einen Pfeil in der Seite hatte, aus dem Dickicht hervor und eilte auf die Wiese, auf der die Spaziergänger saßen, die nun in große Gefahr gerieten. Alsbald aber erschien ein prächtig gerüsteter Ritter, der den Eber verfolgte, ihm den Dolch in die Seite stieß und so die munteren Leute von jeder Gefahr befreite. Der fremde Ritter wurde eingeladen, Platz zu nehmen und sich am Frühstück zu beteiligen. Zu ihrem Erstaunen sahen jetzt die jungen Männer, welche sich in der Gesellschaft befanden, daß die Waffen, die sie neben sich gelegt hatten, verschwunden waren und auf dem Gipfel eines Baumes hingen. „Das hat Rübezahl gethan", sagte Irmgard, und allmählich glaubte man an das Walten des Berggeistes im Gebirge; denn es wurde weiter erzählt, und der fremde Ritter, der sich für einen Lehnsmann des Markgrafen von Brandenburg ausgab, hörte aufmerksam zu. Noch war nicht viel Zeit verstrichen, da vernahm man aus der Ferne Klagelaute. Irmgard und der Ritter stürzten schnell dorthin, woher der Schmerzensschrei kam. Sie fanden einen Jäger, der erklärte, er sei durch einen angeschossenen Eber niedergestreckt und schwer verwundet worden. Irmgard riß ihren Schleier vom Kopfe herunter und legte ihn in Fetzen auf die Wunden des schwerkranken Mannes. Plötzlich sprang dieser völlig geheilt auf und behauptete, seine Heilung sei durch die Wunderkraft des Schleiers vor sich gegangen. „Es ist billig", fuhr er fort, „daß ich ihn durch einen andern, ebenso kräftigen ersetze." Sofort riß er aus dem Rücken des erlegten Ebers einige Borsten, warf sie der Irmgard über den Kopf, wo sie sich zu einem prächtigen, goldenen Schleier vereinigten. Dann verschwand der eben noch todkranke Mann unter einem furchtbaren Donnerschlage. Jetzt wußten alle, mit wem sie es zu thun gehabt hatten; sie fühlten sich unheimlich und brachen nach dem nächsten Dorfe auf, um dort zu übernachten. Der Ritter wurde zwar von Irmgard eingeladen, mit auf den Kynast zu kommen und um die schöne Kunigunde zu werben; aber er zog es vor, mit seinem Knappen weiter zu reisen. Da er nun keinen Führer hatte, verirrte er sich bald in den engen Schluchten des Gebirges, und als plötzlich dichter Nebel eintrat, wollte das Roß nicht weiter gehen; er spornte es an, es bäumte sich und stürzte mit ihm in die Tiefe. Als er aus seiner Betäubung erwachte, befand er sich auf einem weichen Mooslager in der niedrigen Hütte eines Einsiedlers, der ihm erzählte, ein rüstiger Jäger habe ihn auf seiner Schulter zu ihm gebracht und gesagt, er habe ihn neben seinem toten Pferde in einer Schlucht gefunden. Bei dem Einsiedler blieb der Ritter mehrere Tage, bis er so ziemlich genesen war; der Knappe, der ihn nach langem Suchen fand, kaufte ihm ein Pferd in Hirschberg, und dann ritten beide weiter nach Wien, nachdem zwar der Ritter noch die schöne Kunigunde in einer Messe in Hirschberg gesehen, sich aber nicht hatte entschließen können, für sie den gefährlichen Ritt auf der Mauer um die Burg zu wagen.

Zu Anfange des Frühlings im nächsten Jahre traf es sich, daß Irmgard ihrer Gewohnheit gemäß durch die Thäler und Wälder streifte und Blumen suchte. Plötzlich sah sie sich von den Leuten des nahen Hausberges, mit denen Kunigunde in Fehde lebte, umringt, ergriffen und in die Gefangenschaft

fortgeschleppt. Dort behielt man sie, weil man hoffte, die Besitzerin des Kynast werde für ihre Verwandte ein hohes Lösegeld zahlen; aber Kunigunde dachte nicht daran, die arme Irmgard aus ihrem Kerker zu befreien, und diese suchte sich die Zeit ihrer Kerkerhaft durch Harfenspiel und Gesang zu vertreiben. Der Zufall spielt zuweilen wunderbar. Als der Ritter von Wien nach seiner Heimat zurückkehrte, mußte er auch beim Hausberge vorbeireiten, hörte die gefangene Irmgard singen, erkannte ihre Stimme, ging in die Burg und forderte die Gefangene zurück. Zwar wollte man ihm die Irmgard nicht sofort übergeben, doch er drohte mit blutiger Fehde, und diese Drohung half; er führte alsbald die befreite Irmgard nach dem Kynast zurück. Jetzt aber erschien ihm Kunigunde so schön, daß er den Mauerritt wagte. Die arme Irmgard, die ihren Befreier so lieb gewonnen hatte, war unglücklich, als sie von diesem Entschlusse hörte, und ging in die Einsamkeit, um sich auszuweinen. Da gesellte sich zu ihr der geheimnisvolle Jäger, dem sie einst seine Wunden mit ihrem Schleier verbunden und der ihr den goldenen Schleier geschenkt hatte, und versprach ihr seine Hilfe. Nur wenig getröstet kehrte sie zur Burg zurück. Am andern Morgen bestieg der Brandenburger auf seinem Roß die Mauer, und schon hatte er nur noch wenige Schritte zurückzulegen, da strauchelte sein Roß und stürzte mit ihm in den Abgrund. Plötzlich erhebt sich ein furchtbarer Sturm und ein schweres Gewitter zieht heran, so daß niemand eine Hand vor Augen sehen kann. Während die wilden Elemente im Kampfe miteinander liegen, sieht Irmgard, wie sich zwei blaue Flämmchen aus dem Schloßbrunnen erheben und sich dem Burgthore zu bewegen; eine innere Stimme sagt ihr, sie solle den Flammen folgen. Sie thut es. Auf weitem Umwege gelangt sie, von den Flammen geführt, ins Thal und findet den Geliebten unversehrt, aber in tiefem Schlummer neben seinem toten Rosse liegen. Wieder ist der helfende Jäger bei ihr und fragt, ob sie sich mit dem Ritter vermählen wolle. Zwar glaubt sie nicht, daß der Ritter sie liebe, aber der Jäger versichert ihr dies. Da erweckt der Weidmann den Ritter und verschwindet. Dieser aber findet die bei ihm sitzende Irmgard schön und bietet ihr seine Hand an. Beide kehren zum Kynast zurück; es wird die Vermählung, zu der Kunigunde bereitwilligst ihre Zustimmung gab, gefeiert, und das glückliche Paar zieht nach Brandenburg. Bald aber, als nach dem Mauerritt des Landgrafen von Thüringen Kunigunde gestorben war, nachdem sie noch zuvor ihre Verwandte zur Erbin eingesetzt hatte, kamen sie zum Kynast zurück und lebten noch lange glücklich. Wo aber der goldene Schleier nach dem Tode der Irmgard geblieben ist, davon berichtet die Sage nichts.

Erdmannsdorf. Von Warmbrunn aus gelangen wir in drei Viertelstunden, wenn wir nach Osten wandern, nach dem wegen seiner landschaftlichen Schönheiten berühmten Erdmannsdorf. Der kleine Ort wird viel von Fremden besucht und zum Sommeraufenthalt gewählt. Erdmannsdorf kommt schon in Urkunden aus dem Jahre 1385 vor; es wechselte oft seine Besitzer und kam im Jahre 1816 in die Hände des Generalfeldmarschalls Gneisenau, des Helden der Freiheitskriege. Nach dessen Tode 1831 erwarb es der König Friedrich Wilhelm III., der das jetzige Schloß erbaute und den Parkanlagen eine neuere, schönere Gestalt gab. Es ging dann an König Friedrich Wilhelm IV. über und wurde durch dessen Witwe, die Königin Elisabeth, zum Kron-Fideikommißgute bestimmt. Am Eingange des Schlosses stehen zwei riesige, aus Blech

getriebene Kriegsknechte mit Partisanen. Unter Leitung des Kastellans besichtigen wir das Schloß vom Speisesaale an, in welchem sich schöne Fresken befinden, bis hinauf zur Plattform des Turmes, von dem wir weit ins Thal hineinblicken.

Trotz aller Pracht hat das Schloß doch das Aussehen ländlicher Einfachheit bewahrt. In dem Parke laden Lauben zur Ruhe ein, Restaurants bieten Erquickungen aller Art, Harfen- und Flötenspieler mischen die träumerischen Klänge ihrer Instrumente in das Rauschen der Bäume und in das Plätschern der Bäche: nur Friede und Glück scheinen dort zu wohnen.

Die Zillerthaler. Fremdartig erscheinen uns hier die hölzernen Schweizerhäuschen mit der Galerie um das ganze Haus, mit dem überhängenden Dache und den steinbeschwerten Schindeln. Solche Häuser sind wir gewohnt im äußersten Süden Deutschlands, in Tirol zu sehen, und wir erblicken sie hier in der Gegend des königlichen Schlosses zu Erdmannsdorf. In diesen Häusern wohnen Leute, die treulich zusammenhalten, die Tiroler Nationaltracht tragen und die Lebensweise der Alpenbewohner beobachten. Es scheint nicht nur, als ob wir im Zillerthal sind, sondern wir weilen hier wirklich unter den Zillerthalern, die Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1837 auf ihr Gesuch in Preußen aufgenommen und hier angesiedelt hat.

Auch bis ins Zillerthal im Lande Tirol war der Protestantismus gedrungen. Nicht selten war von Norddeutschland jemand gekommen und hatte im Tiroler Lande von der religiösen Neuerung im Norden erzählt; und der hier und da ausgestreute Same war in dem katholischen Lande nicht vertrocknet, sondern keimte und schlug Wurzeln und führte ein stilles, aber immerhin lebensvolles Dasein.

Die Tiroler sind als strenggläubige und treue Katholiken bekannt, und die Erzbischöfe von Salzburg, denen lange Zeit das Zillerthal gehörte, haben gewissenhaft Sorge getragen, daß der Protestantismus nicht Platz griffe, oder doch, ausgerottet würde. Auch die bayrischen Wittelsbacher und die österreichischen Lothringer hatten ein streng katholisches Regiment geführt.

Aber wie sich im eigentlichen Salzburgischen, in verschiedenen bayrischen Städten und in den weiten Räumen der österreichischen Monarchie trotz aller Vorsicht die Lehre Luthers ausbreitete, so geschah es auch im Zillerthal. Frühzeitig hatten die Worte des Reformators hier Eingang gefunden, frühzeitig die evangelischen Schriften, vor allem die Bibel. Auch fehlte es nicht an Männern, welche die Wißbegierigen belehrten und in der Lehre Luthers befestigten. In aller Stille und Heimlichkeit bewahrten sie den neuen, im Sinne ihrer Stammesgenossen ketzerischen Glauben und ihre Bücher, wenn es nötig war, in Verstecken. Drei Jahrhunderte hindurch war in Tirol der Schein der einheitlichen katholischen Kirche gerettet, jedes Aufsehen glücklich vermieden worden, bis endlich einmal das im Verborgenen glimmende Feuer zur hellen Flamme emporschlug. Im Jahre 1826 faßten einige schlichte Männer, die nicht länger den Kampf in ihrem Innern durchkämpfen konnten, sich das Herz, gingen zu ihren Priestern und setzten ihnen auseinander, wie es in ihrem Gemüte aussehe. Einfach und treuherzig erklärten sie, wahrhafte Katholiken könnten sie nun und nimmer sein; so wollten sie denn auch vor aller Welt scheinen, was sie wären; man möchte ihnen gestatten, sich offen und frei zum evangelischen Glauben zu bekennen.

Die Geistlichen, die schon längst die heimlichen Gesinnungen ihrer Pfarrkinder kannten, suchten zu beschwichtigen, hinzuhalten oder auch geradezu umzustimmen und jeden offenen Lärm zu vermeiden. Doch die Zillerthaler blieben fest bei ihrem Vorhaben und bestanden auf Einleitung der vorgeschriebenen Formalitäten. Es bestand nämlich die Einrichtung, daß derjenige, der aus der Landeskirche ausscheiden und zu einem andern Bekenntnis übertreten wollte, sich zuvor einem sechswöchentlichen Religionsunterricht bei seinem bisherigen Geistlichen zu unterwerfen hatte. Das Zeugnis dieses Religionslehrers mußte später bei der Behörde eingereicht werden. Zu diesem Unterricht meldeten sich zuerst aus vier benachbarten Dörfern acht Männer.



Schloß Erdmannsdorf.

Die katholische Geistlichkeit benahm sich in dieser Angelegenheit sehr gemäßigt; denn daß sie durch Überredung und auf gütlichem Wege alles versuchte, um ihre Pfarrkinder ihrer Kirche zu erhalten, war ja ihre Pflicht und kann ihr nicht verdacht werden. Die Geistlichen wandten keine Drohungen, keine Einschüchterungen an; sie hofften noch immer, das erwachte, leidenschaftliche religiöse Bewußtsein der Zillerthaler wieder einschläfern zu können. Sie kannten die Starrköpfigkeit der Bauern noch nicht genug. Immer mehr Personen meldeten sich zu dem sechswöchentlichen Religionskursus. Da traten verschiedene Ortsgeistliche zusammen, um sich über die Mittel zur Abwehr dieses Übels zu beraten. Sie kamen überein, den Religionsunterricht vorläufig nicht mehr zu erteilen, die Angelegenheit zur Anzeige zu bringen und weitere Befehle von oben abzuwarten. Das teilten sie ihren Pfarrkindern mit. Bei dem überaus langsamen Geschäftsgange dauerte es fünf Jahre, ohne daß die Zillerthaler eines endgültigen Bescheides gewürdigt wurden; aber sie ließen sich nicht beirren,

hielten fest zusammen, und nach diesen fünf Jahren hatten sich bereits 240 Personen gemeldet, eine für dieses kleine Thal nicht unbedeutende Zahl, meist Hirten, Handwerker und Arbeitsleute, auch einige Bauern und Gutsbesitzer.

Da kam zufällig der Kaiser Franz nach Tirol im Jahre 1832. Sofort schickten die Zillerthaler eine Deputation von drei Männern an ihn nach Innsbruck; an der Spitze derselben stand Fleidl, der in der Geschichte der Zillerthaler Auswanderung eine hervorragende Rolle zu spielen bestimmt war. Sie sollten dem Kaiser persönlich die Bitte vortragen, eine eigne protestantische Gemeinde in ihrer Heimat bilden zu dürfen. Die drei Männer wurden beim Kaiser vorgelassen, der Kaiser zeigte sich persönlich human und liebenswürdig; aber einen Erfolg hatte diese Audienz nicht, denn der Kaiser kann in diesem Punkte nicht handeln, wie er will. Kaum hatte sich die Nachricht im Lande verbreitet, daß Franz die Deputation gnädig angenommen und ihnen zugesagt hatte, zu thun, was er thun könne, so liefen auch schon Schriften bei den Staatsbehörden ein, in welchen um Abwehrung der Glaubensspaltung im Lande gebeten wurde. Nach längeren Beratungen auf dem Tiroler Landtage und in der Hofburg zu Wien ging im Jahre 1834 den im Herzen evangelischen Zillerthalern der Bescheid zu, es würde ihnen anheimgestellt, in eine andre österreichische Provinz zu ziehen, in der sich bereits nichtkatholische Gemeinden befänden, wie in Siebenbürgen.

Alle Bitten und Gesuche um eine Änderung dieses Bescheides blieben ohne Resultat. Die Lage der Zillerthaler wurde von Tag zu Tag bedenklicher; die Leute fühlten sich als Protestanten, hatten aber keinen Seelsorger, auch hatte die katholische Kirche sie noch nicht völlig aufgegeben, ihnen nur mancherlei Beschränkungen auferlegt, ihnen unter andern die Ehe und das Begräbnis auf dem katholischen Friedhofe versagt. Auch der Staat mischte sich hindernd ein und erschwerte den protestantisch Gesinnten den Erwerb von Eigentum, die Erteilung von Pässen und dergleichen. Ihrerseits aber hielten sich bei ihrem lebhaften Temperament die Protestanten wohl nicht frei von Ausbrüchen des Verdrusses und Ärgers und neckten und verspotteten ihre Widersacher, um ihrer Erbitterung Luft zu machen. Die Lage der protestantischen Zillerthaler wurde immer unbehaglicher, und da von oben herab in sie der Keim der Auswanderungsidee gelegt war, so ging derselbe schnell wuchernd auf. Hat erst einmal die Unzufriedenheit im eignen Heim Platz gegriffen, steckt erst einmal die Wanderlust in den Gliedern, so ist auf die Dauer kein Halten mehr. Aber darüber waren die in ihrer Heimat Unzufriedenen bald einig, wenn gewandert werden mußte, so wollten sie in ein protestantisches Land gehen und es machen, wie es vor ihnen die Salzburger gethan hatten. Sie wollten nicht wie Kranke in eine andre Provinz desselben Reiches ziehen. Aber wohin sollten sie ziehen? Preußen schien ihnen fast von selbst zu winken; mächtig war der Zug dorthin, wo bereits Tausende, auch von ihren Stamm- und Blutsverwandten, eine neue Heimat gefunden hatten. Sie beschlossen also, einen Abgesandten nach Berlin an den preußischen König zu schicken und diesem ihre Sache vorzutragen. Der Mann, den sie sich als Boten auserlesen hatten, war wiederum Fleidl. Als dieser Mann nach einigen Umständlichkeiten von seiten der Behörden seinen Paß erhalten hatte, ging er im Jahre 1837 nach Berlin, wo er zunächst schriftlich, dann persönlich bei dem Könige seine Bitte vortrug. Friedrich Wilhelm III.

unterhielt sich längere Zeit eingehend mit Fleidl; die bescheidene und doch offene Art des Tirolers gefiel dem König. Das Bittgesuch im Namen der Zillerthaler ist so eigentümlich, daß es verdient, erwähnt zu werden; es lautete:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

In meinem Namen und im Namen meiner Glaubensgenossen, deren Zahl sich auf 430—440 beläuft, wage ich einen Notruf an die Großmut und Gnade Ew. Majestät, als erhabenen Schutzherrn des reinen Evangeliums. Von ganzer Seele gern hätte ich Ew. Majestät diese Bitte persönlich und mündlich vorgetragen; doch bescheide ich mich auch, wenn ich dieses bloß in schriftlichem Wege thun darf. In unserm Vaterlande wiederholt sich nach etwas mehr als hundert Jahren abermals ein Akt der Verfolgung und Vertreibung. Nicht wegen Verbrechen und sonstigen Vergehungen, sondern des Glaubens wegen müssen wir den heimatlichen Boden verlassen, wie das angeschlossene Zertifikat vom 11. d. M. zeigt. Wir haben zwar die Wahl zwischen der Übersiedelung in eine andre österreichische Provinz und zwischen der gänzlichen Auswanderung; wir ziehen aber die letztere vor, um uns und unsern Kindern jede weitere Gehässigkeit zu ersparen. Schon einmal gab Preußen unsern bedrängten Voreltern eine sichere Zufluchtsstätte; auch wir haben all unser Vertrauen auf Gott und den guten König von Preußen gesetzt. Wir werden Hilfe finden und nicht zu schanden werden. Wir bitten demnach Ew. Majestät unterthänigst um huldvolle Aufnahme in Allerhöchstihren Staaten und um gnädige Unterstützung bei unsrer Ansiedelung. Nehmen uns Ew. Majestät väterlich an und auf, damit wir nach unserm Glauben leben können. Unser Glaube beruht ganz auf der Lehre der heiligen Schrift und auf den Grundsätzen der Augsburgischen Konfession; wir haben beides fleißig gelesen und den Unterschied zwischen Gottes Wort und dem menschlichen Zusatz wohl erkannt. Von diesem Glauben können und werden wir nimmer weichen; ihm zulieb verlassen wir Haus und Hof, ihm zulieb das Vaterland. Lassen uns Ew. Majestät aber auch huldvoll in einer Gemeinde beisammen bleiben. Das wird unsre Hilfe, unsern Trost gegenseitig vermehren. Setzen uns Ew. Majestät gnädigst in eine Gegend, deren landwirtschaftliche Verhältnisse mit unserm Alpenlande einige Ähnlichkeit haben. Ackerbau und Viehzucht waren unsre Beschäftigung. Beiläufig zwei Drittel von uns haben Besitz, ein Drittel nährt sich vom Arbeitslohn, bloß 18 sind Gewerbsleute, darunter 13 Weber. Geben uns Ew. Majestät einen recht gottgetreuen Prediger, einen recht eifrigen Schullehrer; wir werden wenigstens anfangs nicht wohl im stande sein, diesfalls viel zu bestreiten. Die Reise wird viel kosten; wir wissen nicht, was wir nach dem neuen Hause bringen; und wir und unsre Kinder haben lange schon den Trost der Religion und den Unterricht in der Schule entbehren müssen. Sollte sich wo immer eine Not zeigen, besonders bei den Ärmeren von uns, denen vielleicht auch die Vermöglicheren nicht genügend werden beistehen können, weil auch sie hier neu anfangen müssen, so seien Ew. Majestät unser aller Vater. Sorgen Ew. Majestät aber auch gnädigst dafür, daß uns der viermonatliche Auswanderungstermin vom 11. Mai bis 11. September allenfalls bis zum nächsten Frühjahr verlängert werde. Unser Güterverkauf, der wohl schon begonnen hat, der aber in einer so kurzen

Zeit nicht ohne Nachteil beendigt werden kann, der Eintritt des Winters, die Unbehilflichkeit der alten Leute und Kinder sind Rücksichten, die eine solche Terminsverlängerung höchst erwünschlich machen. Gott lohne Ew. Majestät die Güte, was Allerhöchstdieselben an uns thun; treu, ehrlich und dankbar werden wir auch in Preußen bleiben und das Gute unsrer Tirolernatur nicht ablegen. Wir werden nur die Zahl Allerhöchstihrer braven Unterthanen vermehren und in der Geschichte als bleibendes Denkmal dastehen, daß das Unglück, wenn es neben dem Erbarmen wohnt, bei dem großherzigen Könige von Preußen allezeit seinen Schutz findet.

Berlin, den 27. Mai 1837. Die Tiroler aus dem Zillerthale durch ihren Wortführer Johann Fleidl aus Zillerthal.

Der König bewies sich sehr huldvoll gegen Fleidl und zeigte große Teilnahme für die von ihm vertretene Sache, war aber doch zu vorsichtig, um sogleich bindende Versprechungen zu geben; er entließ den Abgesandten mit einem Reisezuschuß von 10 Friedrichsdor und sagte ihm, es würde ihm nach einiger Zeit ein endgültiger Bescheid zugehen. Ende Mai hatte die Audienz stattgefunden; am 5. Juni erfolgte die Antwort, in welcher der König erklärte, er sei bereit, den Bitten der Zillerthaler zu willfahren und habe schon den Oberkonsistorialrat und Hofprediger Strauß nach Wien geschickt, um das Nähere wegen der Übersiedelung der Zillerthaler einzuleiten; er erwarte den Bericht des Hofpredigers, der auf seiner Rückreise auch Zillerthal berühren werde.

Strauß kam, um zu erkunden, von welcher Beschaffenheit denn der Glaube der Zillerthaler wäre. Alles, was er unter diesen Tirolern sah und hörte, gefiel ihm sehr wohl, und er berichtete auch in diesem Sinne an seinen Monarchen. Der vorsichtige König war nun zwar nach der religiösen Seite hin beruhigt; doch schickte er noch einen Regierungsrat zu ihnen, der den zukünftigen preußischen Unterthanen ihre späteren Rechte und Pflichten auseinandersetzen und vor allen Dingen sie belehren sollte, daß sie, wie jeder andre Bürger, der allgemeinen Wehrpflicht zu genügen hätten. Die Zillerthaler erklärten sich mit allem einverstanden. Nun erst wurde das Nähere über die Auswanderung bestimmt, über die Marschroute, über Verpflegungen und Reisekommissare Verabredungen getroffen. Eifriger wurden nun die Rüstungen, das Packen betrieben. Mit süddeutscher Lebhaftigkeit gingen die Tiroler zu Werke; die Grundstücke wurden, wenn es irgend anging, oft auf bloßen Handschlag hin, verkauft; diese Naturen kannten keinen Hinterhalt, keinen Verdacht; gerichtliche Form wäre ihnen wie Mißtrauen erschienen.

Der Tag des Scheidens kam heran; schon zwei Wochen vor dem gesetzlichen Termin waren die Leute reisefertig geworden. Je näher nun aber die Abschiedsstunde heranrückte, desto schwerer wurde doch manchem das Scheiden. Solche gewaltsame Loslösung vom alten Boden muß Wunden und Risse geben. Weinenden Auges erklärte manches Weib dem fest bei seinem Auswanderungsentschlusse beharrenden Manne, es könne nicht mit, es könne die alten Eltern nicht verlassen. Oft blieben die Kinder im Heimwesen zurück, während die Alten fortzogen, und umgekehrt. So blieb die Frau, die Schwester des katholischen Lehrers, mit acht Kindern zurück, und der unerbittliche Mann ging seinem Glauben nach. Aus einer andern Familie entschlossen sich zwei Schwestern,

dem Zuge zu folgen, während ihr Vater und die andern Geschwister sich vom schönen Zillerthale nicht zu trennen vermochten.

Die österreichische Regierung legte den Abziehenden keine Schwierigkeiten in den Weg; kein Abzugsgeld wurde ihnen, wie einst den Salzburgern, abverlangt; kein Zwang, kein Druck wurde auf dieselben ausgeübt, ja der Unbemittelte erhielt sogar noch eine kleine Reiseunterstützung. Die Auswanderung erfolgte in kleinen Zügen, nicht in einer Hauptmasse. Am 31. August 1837 setzte sich der erste Transport in Bewegung; im ganzen zogen fünf Abteilungen aus, an jedem Tage bis zum 4. September eine; die Zahl der Auswanderer wird auf 440 angegeben. Der Schmerz des Abschiedes war ihnen um so schwerer und heißer auf die Seele gefallen, weil von allen Seiten nicht Hohn oder Wut und blinder Fanatismus der zurückbleibenden strengen Katholiken ihnen nachschrie, sondern weil die Thränen aller Verwandten und Freunde und Bekannten ihnen das schmerzliche Geleit gaben, sie ihnen teilnehmend die Hände drückten. Überall schauten treuherzige, freundlich nickende, ernste Gesichter ihnen nach, und gute Wünsche wurden ihnen zahlreich nachgerufen.

Auf dem Marsche waren die Tiroler anfangs voll von Begeisterung, später erlahmten die Kräfte. Gesang und Gebet hob dann auf einige Zeit wieder den geknickten Mut. Einige blieben bis zum Ende der Reise bei guter Zuversicht, andre fürchteten bald, sie seien falschen Propheten gefolgt und würden elend vor Hunger sterben. Meist wurde ihnen mit Freundlichkeit und Mitleid begegnet, selten wurden Nachtquartiere versagt. Sie gingen durch Salzburg, Oberösterreich ob d. E. und Böhmen und berührten die Städte Salzburg, Linz, Budweis, Czaslau, Chrudim und Trautenau. Die Züge bewegten sich in großer Stille und Ordnung vorwärts. Die Verbannten besuchten zuweilen auf ihrem Wege die Kirche, zuweilen hielten fremde Geistliche ihnen Predigten im Freien, wo die Choräle der andächtigen wandernden Gemeinde in den Thalklüften laut widerhallten. Der Zug muß ergreifend genug ausgeschaut haben, wenn er in ein Dorf oder durch eine Stadt ging. An der Spitze schritten Männer und Frauen, hochaufgeschossene, kräftige Gestalten; das Haupt hatten sie bedeckt mit dem bekannten Tirolerhute, einen Regenschirm hielten sie in der Hand; sie waren mit ihrer einfachen Nationaltracht angethan. An allen konnte man wahrnehmen, daß ihr Gewand beim Antritt der Reise neu angeschafft war. Ernst und still ging der Zug vorwärts. Feste, ruhige Entschlossenheit lag auf dem Antlitz der Männer, der Zug demütiger Entschlossenheit auf dem der Frauen ausgeprägt. Es folgten die Wagen, mit den schwächeren Weibern und Kindern sowie den notwendigsten Habseligkeiten beladen und geleitet von daneben herziehenden Männern. Hinter diesen bildeten den Schluß einige zweiräderige Karren mit Büchern, die ihre Besitzer selbst zogen.

Es war im Kreise Landeshut, wo die Tiroler am 20. September 1837 zuerst preußischen Boden, das Gebirgsdorf Michelsdorf, betraten. Der dortige Geistliche hatte dafür Sorge getragen, daß den Verbannten ein feierlicher und herzlicher Empfang bereitet wurde. Hier öffneten sich ihnen zum erstenmal die Kirchenthüren der neuen Heimat. Sie traten ein und stellten sich still um den Altar. Da nahm zufällig einer das Bild des Königs wahr und lenkte auch die Aufmerksamkeit der andern auf dasselbe. Mit einem Ausruf der frohsten Überraschung eilten alle auf das Bild zu und betrachteten es mit freudestrahlenden Augen.

In Preußen war man nicht lange darüber zweifelhaft gewesen, wo die Zillerthaler unterzubringen seien; denn wenn die Verbannten annähernd für die schöne Heimat, die sie aufgaben, entschädigt werden sollten, so konnten sie nur in Schlesien, und zwar in der Riesengebirgslandschaft untergebracht werden. Die Einwanderer wurden deshalb unter die spezielle Obhut des Oberpräsidenten Schlesiens gestellt. Dieser wandte sich an die in der Nähe von Schmiedeberg in dem schönen Buchwald lebende Gräfin Friederike von Reden, die für das Unglück ein warmes Gefühl, ein liebevolles Herz und eine stets hilfsbereite Hand hatte. Mit dieser Dame verhandelte der Oberpräsident wegen der Zillerthaler und fand bei ihr eine vielleicht kaum in so hohem Grade erwartete Bereitwilligkeit zur Hilfe. Die Einwanderung war so plötzlich angesagt, daß schleunigst für ein vorläufiges Unterkommen der Auswanderer gesorgt werden mußte. Nachdem der König in Berlin „Eine Königliche Immediatkommission zur Regulierung der Zillerthaler Angelegenheiten", die aus drei Personen bestand und die stets das letzte entscheidende Wort sprechen sollte, ernannt hatte, wurde in Schlesien ein Komitee gebildet, das mit den Eingewanderten unmittelbar arbeiten und an ihren Sorgen und Freuden teilnehmen sollte. Die drei Mitglieder dieses Komitees, dessen Aufgabe eine überaus schwierige war, waren die Gräfin von Reden als Präsidentin, der Kreislandrat Graf Matuschka und der Bürgermeister von Schmiedeberg, Hauptmann Flügel. Zunächst hatte das Komitee die Aufgabe, die Zillerthaler auf ungefähr ein Jahr in der Stadt Schmiedeberg und der Umgegend unterzubringen, für die Leute und ihr Inventar geeignetes Unterkommen zu schaffen und die Sorge für die körperlichen und geistigen Bedürfnisse der Kolonisten zu übernehmen. Allwöchentlich versammelten sich die Mitglieder in Buchwald zu einer gemeinsamen Beratung.

Noch rüsteten die Auswanderer in ihrem Zillerthale, als auch in Schmiedeberg bereits alles in vollster Thätigkeit war. Es wurde ein Aufruf an die Bürger von Schmiedeberg erlassen, daß sich melden möchte, wer Einwanderer bei sich aufnehmen könne und wolle; wer bereit sei, solle angeben, wie viel und wie große Stuben, Kammern, Stallungen und Bodenräume er zu diesem Zwecke hergebe und wie viel Miete er verlange. Bald waren die Wohnungen besorgt; aber da waren noch Stroh, Schlafdecken, Bettstellen, Leinwand, Wohnungsutensilien u. dgl. zu beschaffen. Der erste Zug traf später als man erwartet hatte in Schmiedeberg ein, nämlich erst am 20. September. Die Tiroler wurden einfach und herzlich empfangen, in dem „Löwen" mit Speise und Trank erquickt und in die einzelnen Quartiere geführt. Wie die Schmiedeberger sich an den ersten erwiesen, so hielten sie es auch mit den übrigen. Merkwürdig bleibt es, daß, nachdem sich wahrscheinlich zwei Abteilungen unterwegs zu einer vereinigt hatten, die andern um mehrere Wochen nach dem ersten Zuge eintrafen, denn der vierte Trupp kam erst am 17. Oktober in Schmiedeberg an und ein einzelner Tiroler, welcher sich auf der Reise abgesondert hatte, fand sich erst noch einen Monat später ein.

Nach der Ankunft der beiden ersten Züge fand am Sonntage darauf eine feierliche Begrüßung der Zugewanderten in der Schmiedeberger Kirche statt. Die beiden Prediger wandten sich in ihren Ansprachen und Gebeten sowohl an die Tiroler, als auch an die Schlesier und ermahnten diese, den Fremden mit Freundlichkeit und Liebe entgegenzukommen.

Später wurde noch einmal ein kirchliches Lob- und Dankfest für die glückliche Ankunft der Tiroler veranstaltet. Bald nach ihrem Ankommen wurden sie mit Bibeln und Gesangbüchern feierlich beschenkt; sie erhielten also unter Ansprachen der Geistlichen Geschenke, die sie mit reiner und ungeheuchelter Freude in Empfang nahmen.

Inzwischen fingen die Tiroler an sich ein wenig zu erholen und von den Beschwerden der langen Reise auszuruhen. Ihr erstes war, daß sie sich schriftlich bei dem Könige bedankten, ihm ihre glückliche Ankunft mitteilten und sagten, was sonst noch ihr Herz bewegte. „Nun schreiben wir“, heißt es in dem Schriftstücke, „unsern schuldigsten Dank nieder, um ihn vor die Füße Sr. Majestät hinzulegen mit Hinaufblicken und Bitten zu dem himmlischen Vater, er möchte unsern König erhalten bei langem Leben und seine Regierung segnen und sein ganzes königliches Haus dazu, um daß wir unter seinem Schutze ein stilles und ehrbares Leben führen mögen. Das gute und barmherzige Vaterherz unsers guten Königs erwecket unser aller Herzen, und versprechen wir Gehorsam und Treue unser lebenlang. Wir wollen, soviel in unsrer Kraft steht, die Befehle Sr. Majestät erfüllen, sowie wir es auch dem Kaiser gethan haben. Gott lohne Ew. Majestät alles das Gute, was Sie an uns thun; treu und redlich wollen wir bleiben und nicht aufhören, für Sie zu beten und mit kindlichem Vertrauen erwarten, was Se. Majestät über uns bestimmen wird.“

Zugleich schickten die Zillerthaler ein Schreiben an den Kronprinzen ab, in welchem es unter anderm heißt: „Wir bitten auch, Allergnädigster Kronprinz und Herr, weil wir Euch auch sehr lieb gewonnen und auch all unser Vertrauen auf Euch setzen als unsern künftigen König, wenn Gott unsern guten König heimrufen und das königliche Zepter in Eure Hand geben wird, was so spät wie möglich nach seinem Gefallen geschehen möge, daß Ew. Königliche Hoheit uns auch als Ihre Kinder erkennen und unter Ihren Schutz nehmen, und wir wollen auch unsre Pflichten nach allen Kräften erfüllen und stets beten für Euch und Euer ganzes Haus, sowie wir es auch jetzt mit treuem Herzen thun und ganz besonders am 15. an Eurem Freudentage gethan haben. Schmiedeberg, den 18. Oktober 1837.“

Bei der ersten allgemeinen Begeisterung der Tiroler blieb es natürlich nicht; dem ersten Freudenrausche über die gute und herzliche Art der Aufnahme folgte eine Reaktion. In manchen Stücken konnte man das Mißbehagen und die Mißstimmung den Tirolern nicht verdenken. Mancherlei Scherereien wegen der Pässe kamen vor; und wenn sie auch kein Unglück waren, so waren sie doch unangenehm und führten unliebsame Verhöre herbei. Schlimmer als die Umstände, welche die Paßrevision hervorrief, war die Wohnungsnot. Das Komitee hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben, den Einwanderern Unterkommen zu verschaffen, bis für sie Häuser erbaut sein würden; aber es war nur für die äußerste Not, nicht im geringsten für Bequemlichkeit gesorgt worden. Die vermieteten Stuben waren zum Teil so überfüllt, daß sich der Arzt der Stadt einmischen mußte. So lagen in einem Zimmer sechzehn Personen und nebenan in einem Kämmerlein, das ganz klein und feucht war, ihrer sechs. Bei einem Wirte waren in einer kleinen Stube des Hinterhauses zwölf Tiroler. Ein menschenfreundlicher Kommerzienrat hatte in ein allerdings geräumiges Zimmer vierzig Mann Einquartierung erhalten, so daß der Arzt erklären mußte, die Luft in

demselben sei des Morgens kaum zu atmen und unbedingt nachteilig. So hörte die Arbeit des Komitees nicht auf; denn man mußte den gerechten Klagen vieler Leute nachgeben und noch neue Wohnungen schaffen.

Noch bedenklicher als die Wohnungsnot war der Gesundheitszustand. Das Jahr 1837 war ein Cholerajahr; die tückische Krankheit verbreitete sich in der Umgegend. Da die Tiroler auf der Reise viel Beschwerden durchgemacht, oft in Nässe und im Freien gelegen hatten, so war zu erwarten, daß sie für die Krankheit besonders empfänglich sein würden; aber infolge der umfassenden Vorsichtsmaßregeln forderte die Cholera nur fünf Opfer. Es gereichte den hinterbliebenen Zillerthalern zum besonderen Troste, daß den Sterbenden ein evangelischer Geistlicher das Abendmahl darreichen konnte. Die Toten wurden unter allgemeiner Teilnahme der ganzen Bevölkerung bestattet.

Die Vermögensverhältnisse der Eingewanderten waren ziemlich gut bestellt. Es gab 37 Bauernfamilien mit 201 Gliedern, die allein ein Vermögen von ungefähr 100000 Gulden hatten und mit 34 Pferden ankamen. Von kleinen Hausbesitzern wurden 11 Familien und 55 Personen gezählt, die über 20000 Gulden besaßen; fünf Familien und 30 Personen waren Acker- und Viehpächter; die „leeren Inwohner", von denen die meisten unverheiratet waren, zählten 84 Köpfe, die einen Sparpfennig von über 18000 Gulden mit sich führten. Durch Vermittelung des Komitees wurde das Geld in Breslau umgewechselt und dort zinsbar angelegt, wenn die Besitzer es wünschten; manche freilich waren mißtrauisch und behielten ihr Geld zurück. Die Ärmeren erhielten aus Kollekten, die zu ihrem Besten veranstaltet waren, Unterstützungen in Strümpfen, Tüchern, Handschuhen; alle wurden verpflegt, bis sie in ihre Häuser einziehen konnten. Der Prinz Wilhelm sandte damals auch eine Summe zur Unterstützung der Zillerthaler nach Schmiedeberg und bezahlte die Apothekerrechnung während der Cholera-Epidemie.

Anstrengend, ja aufreibend war die Thätigkeit des Bürgermeisters von Schmiedeberg, denn er sollte allen Klagen abhelfen, die Wohnungen und Ställe kontrollieren, die Polizeipflicht üben; er mußte sich mit den Wirten plagen und die Tiroler beschwichtigen. Die größte Mannigfaltigkeit der Geschäfte, die Hauptsorge für die Einwanderer, die unermüdlichste Thätigkeit fiel der Präsidentin des Komitees, der Gräfin von Reden, zu; sie hatte die Leitung der kirchlichen, Medizinal- und Schulangelegenheiten; sie bestimmte den Lehrer und sein Gehalt; sie besprach sich mit dem Geistlichen; sie ließ nähen, stricken und stopfen für die Bedürftigen, sie kochte für die Unverheirateten, sie schrieb unzählige Briefe in Angelegenheiten der Zillerthaler und ließ sich keine Mühe verdrießen.

Eine tüchtige Stütze fand die Gräfin an dem aus vier Vertrauensmännern bestehenden selbstgewählten Vorstande der kleinen Tiroler Gemeinde. Dieser Vorstand hatte keine geringe Aufgabe, denn er war Sprecher der Gemeinde, hatte für Ruhe und Ordnung zu sorgen und mußte alles zum besten kehren. Der bibelfeste Fleidl that auch hier im Vorstande das meiste; er traf stets das rechte Wort zur rechten Zeit; als Junggeselle war er aus seiner Heimat ausgezogen, in Schmiedeberg verlobte er sich mit einer Zillerthalerin und bezog sein neues Heim mit seinem jungen Weibe.

Was den Zillerthalern ganz besondere Freude bereitete und eine gewaltige Anziehungskraft auf sie alle ausübte, das waren die Abendandachten in dem

nahen Fischbach. Hier in der Schule vereinte sie der Pfarrer dreimal wöchentlich von 5—7 Uhr abends, um mit ihnen zu beten und über die wichtigsten Heilsfragen zu beraten.

Auch andre Besucher wurden gern gesehen; die Familie des Prinzen Wilhelm, die oft in Fischbach weilte, nahm zuweilen an diesen abendlichen Betstunden teil und vereinte ihre Gebete mit denen der schlichten Tiroler.

Was den Leuten so sehr fehlte, war Schulbildung und ein regelmäßiger Religionsunterricht; denn die Ansichten der Tiroler waren noch vielfach mit katholischen Anschauungen durchmischt. Der Lehrer hatte keine kleine Aufgabe; denn er hatte in den Vormittagsstunden ungefähr 80 Kinder unter 15 Jahren zu unterrichten; nachmittags kamen die schon Erwachsenen, die sich noch im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und in der biblischen Geschichte unterweisen lassen wollten, und das waren ungefähr 90 an der Zahl. Ein Schulgebäude wurde für sie in Schmiedeberg erbaut. Der Prediger erteilte den Religionsunterricht und hatte seine andächtigen Zuhörer bald so weit gefördert, daß sie am 12. November — es war für die Zillerthaler der höchste Festtag — in die Landeskirche als wirkliche Glieder aufgenommen werden konnten. Der Prinz Wilhelm mit den Seinigen war bei dieser Feier zugegen; Fleidl sprach im Namen aller um den Altar stehenden Zillerthaler das Glaubensbekenntnis, die Erwachsenen empfingen das Abendmahl nach evangelischem Ritus.

Die Schule und die Katechismusstunden hatten viele vollauf beschäftigt, so daß sie kaum über Mangel an Arbeit, über Müßiggang klagen konnten. Recht viele aber vermißten eine geregelte und körperanstrengende Thätigkeit lebhaft; sie kannten den Segen der Arbeit zu gut, um ihn entbehren zu wollen. Diese nun suchten Arbeit zu bekommen und fanden sie als Steinbrecher in Steinbrüchen, als Holzfäller in Forsten, als Erdarbeiter, Maurer und Zimmerleute; und als erst die Anlage der eigentlichen Kolonie im Gange war, konnten viele willige Hände beschäftigt werden und sich zu eignem Besten in mehrfacher Hinsicht nützlich machen. Wundern dürfen wir uns nicht, daß es unter den Ankömmlingen auch Müßiggänger gab, die Fleidl selbst räudige Schafe nennt, denen es gefiel, sich von andern speisen und tränken und andre für sich sorgen und mühen zu lassen, die dann auch mißmutig wurden, über alles mäkelten und zuweilen in ihrer Trägheit meinten, es wäre doch besser gewesen, wenn sie in ihrer Heimat geblieben wären. Solchen Leuten wurde auch die Möglichkeit zu einer Rückkehr freigegeben, und bei dieser beruhigten sie sich. Die meisten fühlten sich, gehoben durch die allseitig entgegenkommende Liebe, in ihrem neuen Vaterlande wirklich glücklich.

Über die Ausmittelung einer zur endgültigen Niederlassung der Tiroler geeigneten Gegend sind große Aktenstöße geschrieben worden; denn bald stieß man auf dieses, bald auf jenes Hindernis, besonders da die Einwanderer möglichst zusammenbleiben wollten. Schließlich wurden verschiedene Strecken auf dem Dominium Erdmannsdorf, verschiedene Bauernstellen in und um Erdmannsdorf und von Seidorf als wünschenswerteste Erwerbung angesehen; es wurden ungefähr 1550 Morgen Acker-, Wiesen- und Waldland erworben, wobei die Regierung zum Ankauf des Grundes und Bodens 18500 Thaler zusteuerte. Der Kauf scheint glatt und leicht vor sich gegangen zu sein, und schon am 4. Juli 1838 konnte die Vermessung und Verteilung der bezüglichen Grundstücke

auf der Feldmark Erdmannsdorf zu allgemeiner Zufriedenheit als beendet angesehen werden. Schnell wurden die einzelnen Strecken abgesteckt, die Grenzsteine verteilt, die Wege verzeichnet, die Gemeindewiese bestimmt. So hatte denn jeder eine kleine Scholle Landes, die er sein eigen, seine engere Heimat nennen konnte. Alsbald ging es an den Häuserbau; um den Bau von 64 Häusern wurde petitioniert. Baumeister und Techniker entwarfen Pläne, die geprüft und begutachtet wurden. Nachdem dieselben genehmigt waren, wurde die Arbeit begonnen. Fleidl mußte die Wünsche seiner Genossen erforschen, wie sie ihre Stuben und Kammern und Stallungen nach Länge, Breite und Höhe eingerichtet zu haben wünschten. Das war nun ein Fahren und Graben und Klopfen und Hämmern bei Tag und bei Nacht. 421 Zimmerleute, 187 Maurer arbeiteten täglich, und unter diesen Arbeitern waren viele Tiroler. Der festgesetzte Termin — am 1. Oktober sollten die Häuser fertig sein — konnte trotz allen Fleißes nicht inne gehalten werden; am 6. November 1838 wurde das erste Gebäude bezogen; bis zum letzten November standen wenigstens 45 Häuser beziehbar da. Es mußte noch den ganzen Winter gearbeitet werden, da die anfangs festgesetzte Zahl der Häuser nicht genügte. Den neuen Besitzern wurde die Pflicht auferlegt, während der ersten zwanzig Jahre nur wieder an Tiroler zu verkaufen. Es waren im ganzen ungefähr 141 500 Thaler Verpflegungs- und Baugelder von der Regierung gezahlt worden.

So entstand um Erdmannsdorf eine neue Kolonie, die aus drei einzelnen Teilen besteht und den gemeinsamen Namen Zillerthal führt. Das Zentrum der Kolonie heißt Mittel-Zillerthal (1874: 32 Häuser mit 436 Bewohnern), zu Erdmannsdorf gehört Nieder-Zillerthal (11 Häuser mit 63 Bewohnern), zu Seidorf Hohen-Zillerthal (7 Häuser mit 51 Bewohnern). Die Tirolerhäuser liegen mitten im Besitze, sind umgeben von den zugehörigen Feldereien und Gärten. Wohnung, Stallung und Scheune sind zu einem großen Gebäude vereinigt. Das erste Haus am Eingange des Dorfes trägt die Inschrift an der Galerie: „Gott segne den König Friedrich Wilhelm III.“ In ihrem hübschen Heim begannen die Zillerthaler, sobald sie sich eingelebt hatten, frisch und rührig zu schaffen und zu arbeiten. Es fehlte ihnen hierzu weder an Lust, noch an Geschick, noch auch an den nötigen Mitteln; einige befaßten sich mit der Gärtnerei, andre legten sich auf die Milchwirtschaft, die bald eine gewisse Berühmtheit erlangte.

Viele Sitten aus Tirol haben die schlesischen Zillerthaler beibehalten. Tracht, Sitten und Spracheigentümlichkeiten haben sich auch auf die in Preußen geborene Generation fortgeerbt. Die großen Filzhüte mit den goldenen Troddeln werden noch immer direkt aus Tirol bezogen. Die Männer haben die graue Jacke mit grüner Paspelschnur, die roten breiten Hosenträger und den breiten Leibgürtel behalten; die kurzen Beinkleider gaben sie in dem kälteren Norden bald auf. Die Frauen haben schon meist die heimatliche Tracht abgelegt und sie mit der ihrer Nachbarinnen vertauscht; nur bei besonderen Gelegenheiten werden noch die kurzen Kleider mit dem schwarzen Samtmieder wieder hervorgeholt. Noch laden zu Hochzeiten die Hochzeitbitter in nationaler Tirolertracht die Gäste zusammen; zahlreich, oft mit Musik, lenkt der festliche Zug in die Kirche. Dann läßt sich wohl auch noch das allbekannte Jodeln hören. Die Toten werden, ganz gegen die Sitte unsrer Landleute, mit möglichst geringem Aufwand bestattet. Am Sonntag wird mit Rücksicht auf die Hausfrau und das Gesinde,

damit sie den Feiertag nicht entheiligen, nicht besser gekocht als an den Wochentagen; den Genuß festtäglicher Speisen verlegen sie lieber auf den Sonnabend. Die Befriedigung ihrer Gesangeslust ist ihre beste Erholung immer geblieben; Schnaderhüpfel und Jodellieder sind ihnen vertraut und lieb.

Da die Tiroler keine eigne Kirche haben, so liegt der Schwerpunkt des ganzen Kolonie- und Gemeindelebens in der Schule. Hier finden auch die Versammlungen und Beratungen der Zillerthaler statt. Hier hängt ein Bild Friedrich Wilhelms III., hier das Bild Fleidls, hier das Bild eines Jünglings aus dem Dorfe in Tirolertracht, des Johannes Hirner, der am 1. September 1870 durch einen Schuß ins linke Auge in der Schlacht bei Sedan fiel.

Wenn die Tiroler auch in der ersten Zeit ihrer Ansiedelung an Heimweh nach dem schöneren Süden zu leiden gehabt haben, so haben sie es doch redlich niedergekämpft; manche sind noch einmal zum Besuch „hinauf“ gegangen, haben mit ihren Eltern, Kindern, Geschwistern, Verwandten und Freunden wieder Gruß um Gruß getauscht und sind beruhigt gern zurückgekommen; einer, dessen Sohn katholischer Priester geworden war, ist auf Bitten und Drängen seiner Familie ganz in die alte Heimat und Kirche zurückgekehrt. Wer sonst nach Tirol zum Besuch ging, kam wieder; denn es zog ihn nach Schlesien, nach dem neuen Zillerthal. Im Laufe der Zeit sind die Tiroler stolz auf ihr neues Vaterland geworden, denn Vaterlandsliebe ist ein bedeutsamer Zug ihres Wesens.

Schmiedeberg. Die Schmiedeberger haben wir schon als Freunde und Wirte der Zillerthaler kennen gelernt und wissen auch, daß in ihrer Stadt vorzügliche Teppiche fabriziert werden. Die Stadt hat 4350 Einwohner und liegt an der Eglitz, die in die Lomnitz, einen Nebenfluß des Bober, fließt; sie hat offenbar ihren Namen von dem Bergbau und Hüttenbetrieb, der in alten Zeiten viele ihrer Einwohner nährte. Schon im Jahre 1148 soll es hier Eisenbergwerke gegeben haben. Die St. Annenkirche daselbst soll schon im Jahre 1312 errichtet und eingeweiht worden sein. Zu jener Zeit lebte nämlich in dem damals noch sehr kleinen Orte Schmiedeberg, der noch keine Stadtrechte hatte, ein reicher, aber hartherziger Mann, der eine Tochter Anna hatte. Diese Anna war ein hübsches Mädchen, das viele Freier hatte; aber es gefiel ihr von allen jungen Männern am besten ein armer Schmiedeknappe, den aber ihr Vater nicht als Schwiegersohn haben wollte. Der finstere Mann wollte nur einen reichen Schwiegersohn und verbot deshalb dem armen Jüngling sein Haus. Anna betete inbrünstig zu ihrer Schutzheiligen, sie möchte ihr Hilfe und Rettung schaffen. Da sah sie einst die Heilige im Traume und hörte sie sagen: „Stehe auf und nimm den Hammer deines Geliebten und gehe mit ihm in die Berge den Grund entlang; und wo der Hammer zur Erde fallen wird, da wird er sich in Gold verwandeln. Als sich diese Erscheinung dreimal in drei aufeinanderfolgenden Nächten wiederholt hatte, schenkte sie ihr Glauben, stand mit der Sonne auf, rief ihren Geliebten, forderte ihn auf, seinen Schmiedehammer zu nehmen, und ging mit ihm in die Berge. Die Jungfrau trug den großen Hammer. Als sie aber eine Strecke gegangen war, wurde ihr die Last so schwer, daß sie dieselbe fallen ließ; doch der Hammer blieb Eisen. Als der Jüngling aber das Gestein näher untersuchte, fand er so gewaltige Eisensteine, daß er sich eine reiche Ausbeute versprach. Die Bergleute gruben an der bezeichneten Stelle und fanden eine gute Ader, so daß die Grube bald die reichhaltigste in der

ganzen Gegend wurde und das beste Eisen gab. Der Knappe wurde Herr der Grube, und so verwandelte sich das Eisen in Gold, und er wurde ein reicher Mann und freite nun mit besserem Erfolg um seine Anna, die nach ihrer Verheiratung ihrer Schutzpatronin das Kirchlein gründete, das heute noch steht. So erzählt die Sage, aber von der ergiebigen Eisengrube weiß die Geschichte nichts. Im Jahre 1513 erhielt Schmiedeberg durch Vermittelung seines damaligen Besitzers, des Grafen Gotsche Schaff, von der böhmischen Krone Stadtrechte. Im Jahre 1802 richtete ein großer Wolkenbruch viel Schaden an und raubte dabei auch Haus und Garten des aus Wildgutach im Breisgau eingewanderten Schwarzwälders Faller, der die Wanduhrenfabrikation seiner Heimat mit vielem Glück hierher verpflanzt hatte. Dieses Unglück brachte nicht nur dem blühenden Unternehmen einen schnellen Untergang, sondern auch dem Manne einen frühzeitigen Tod und dem einträglichen Industriezweige ein unerwartetes Ende.

Hörnerschlittenfahrt. Ein eigentümliches Wintervergnügen der Bewohner von Städten um und im Riesengebirge ist eine Hörnerschlittenfahrt. Solche Partien werden von der Peterbaude nach Agnetendorf und Hermsdorf unter dem Kynast, auch vom Kynast nach Hermsdorf, zumeist aber von den Grenzbauden nach Schmiedeberg unternommen. Wenn der zu einer Schlittenfahrt nötige Schnee gefallen ist, machen sich an sonnigen Wintertagen die Schmiedeberger auf zu einer rechten Winterfreude. Langsam fahren sie in kleinen Schlitten, die nur von einem, meist recht unansehnlichen, aber zuverlässigen Pferdchen gezogen werden, hinauf zu den Grenzbauden. Die Schlitten sind so eingerichtet, daß meist nur zwei Personen in einem Platz finden, diese aber rückwärts sitzen und auf diese Weise stets in das prachtvolle Thal hinabblicken können. Die Auffahrt dauert gewöhnlich zwei Stunden. Dieselbe besingt Ohrenberg in einem Gedichte mit folgenden Strophen:

„Beständig liegt zu unsern Füßen
Ein anmutvolles Bild entrollt;
Die schneebegrab'nen Hütten grüßen
Mit hellen Fenstern, rot wie Gold.

Wie weißes, fleckenloses Linnen
Sind rings die Fluren ausgespannt,
Und Sonntagsfrühe liegt gebreitet
Auf meinem lieben Schlesierland.

Aus jedem rauchgeschwärzten Schornstein
Ein blaues Wölkchen kräuselnd schwebt;
Mich heimelt an der tiefe Frieden,
In dem ein glücklich Völkchen lebt.

Durch schmale, dickverschneite Schluchten
Die Karawane aufwärts klimmt;
Von mancher sangeslust'gen Kehle
Wird schon ein Liedchen angestimmt."

Endlich ist man in den Bauden angekommen. Bei „Hübner", dessen Ruf schon über 60 Jahre alt ist, denn er hat sich vom Vater auf den Sohn vererbt, wird Halt gemacht. Im warmen Stübchen wird Kaffee getrunken; dann erhöht der feurige Ungarwein die Lebenslust, dann schwingen sich die Paare nach dem Takte der Musik in der Runde.

„Fort die Tische, weg die Flaschen!
Wollen in dem Tanz, dem raschen,
Kosten ganz den flücht'gen Traum!

Musikanten, greift zur Fiedel,
Spielt ein keck' Zigeunerliedel.
Für die Tänzer gebet Raum!"

Doch die Wintertage sind kurz; dem Vergnügen wird ein Ende gemacht, man rüstet sich zur Hinabfahrt. Damen und Herren hüllen sich fest in Pelze und Muffen und Überzieher und steigen in die bereit gehaltenen Hörnerschlitten. Diese Schlitten haben ihren Namen daher, daß ihre Kufen, die wie gesagt nur

eine oder zwei Personen fassen, in gewaltige, gebogene Hörner auslaufen, an denen der Führer die Niederfahrt leitet. Es wird also kein Pferd vor den Schlitten gespannt, sondern der Führer setzt sich auf den Schlitten zwischen die beiden nach oben gebogenen Kufenenden, ergreift dieselben und lenkt so zugleich mit seinen Füßen das Gefährt, das sich erst langsam in Bewegung setzt, dann sanft hinabgleitet, schneller geht, eilt, schießt, ja fast fliegt. In 15—20 Minuten ist man wieder in dem stundenweit entfernten Schmiedeberg angelangt.



Hörnerschlittenfahrt.

„Das ist ein Gleiten, lustig Schweben,
Das ist fürwahr die wilde Jagd,
Wobei erhöht die Nerven beben!
Hinab, hinab! Mit tollem Sausen
Die schwarze Kette thalwärts fegt:
Verbanne jedes leise Grausen,
Der kleine Schlitten sicher trägt.“

Ein sehr beliebter Spaziergang von Schmiedeberg aus ist der nach den Friesensteinen, drei Granitmassen, die wie aufgemauert auf dem Bergrücken

emporsteigen. Von hier aus genießt man, da der Berg oben abgeholzt ist, nicht nur eine imposante Aussicht nach dem Hauptkamme des Riesengebirges hin, sondern man überblickt auch die schönen Thäler von Landeshut und Schmiedeberg.

Fischbach. Unweit Schmiedeberg liegt das Dorf und Schloß Buchwald, der altersgraue Stammsitz der Grafen von Reden, jetzt Eigentum des Freiherrn von Rothenhan. Von hier aus lenkte die Gräfin von Reden die Angelegenheiten der Zillerthaler. Hier lebte sie in ihrem Schlosse, das in einem stillen Thalkessel liegt, in welchem viele Teiche zwischen Wiesen, Fluren und Hügeln hervorschimmern. Die ganze Gegend ist durch den Minister Graf Reden (gest. 1815) in einen großartigen Park umgewandelt worden, welcher auf allen Höhen und Aussichtspunkten den Blick zu den nahen und fernen Umgebungen durchläßt. In des Großteiches Silberfluten spiegeln sich die herrlichsten Eichen, Fichten, Trauerweiden und andre hochstämmige Bäume, sowie das Schloß und das majestätische Gebirge. Auf wohlgepflegten Gartenwegen gelangt man bald am Gewässer, bald an blumigen Matten, bald an Baumpartien vorüber zu der vom Waldesdunkel überragten Abtei. Am Fuße des Hügels steht ein Brunnenaufsatz, der alte, schöne Steinarbeit zeigt und einst im Schloßhofe von Fischbach stand. Südlich von der Abtei erhebt sich am Waldessaume ein hervorspringender Fels, von dem aus man einerseits das Eglitzthal, anderseits die Schneekoppe und den entfernten Kynast erblickt. In 1$^1/_2$ Stunde gelangt man von Buchwald nach Fischbach, das in einem Thalkessel liegt am Fuße des sich 669 m ü. d. M. erhebenden Zwillingspaares der Falkensteine. Die gesunde, vor scharfen Winden geschützte Lage, die Nähe der Berge und die romantische Gegend haben das Dorf in den letzten Jahren zu einem sehr besuchten Sommeraufenthaltsort der Großstädter gemacht, infolge dessen sein Äußeres durch Neubauten, Villen und Gartenanlagen sehr verschönert ist; der fruchtbare Ackerboden, der Reichtum an fetten Wiesen begünstigen den Ackerbau und die Viehzucht (1871: 204 Häuser mit 1100 Einwohnern). Das Schloß gehört den Erben des im Jahre 1851 gestorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, des Bruders von König Friedrich Wilhelm III., der es 1822 gekauft und ihm 1846 seine gegenwärtige Gestalt gegeben hat. Am Eingange sind zwei je 2 m lange Kanonen auf hohen Rädern aufgestellt, an denen eine vergoldete Inschriftentafel meldet, daß sie dem Prinzen Waldemar von den Engländern in dankbarer Anerkennung seiner Teilnahme am Kampfe gegen die Sikhs in Ostindien im Jahre 1845 verehrt wurden. Das Innere des Schlosses ist an Kunstschätzen reich, unter denen mehrere Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Glasmalereien, Marmorbüsten, Ölgemälde zu erwähnen sind. In der Nähe des Ortes liegen die beiden Falkensteine, die aus Granit bestehen; der südliche der beiden Steine trug zuerst die Burg Falkenstein, die schon 1458 zerstört wurde. Der Prinz Wilhelm ließ den Stein im Jahre 1823 bis auf die höchste Felsspitze durch einen Fußweg zugänglich machen. Oben findet man noch ein Stück Mauer, den einzigen Rest der Burg. Die nur wenige Quadratfuß große Oberfläche des höchsten Felsens, der überall senkrecht abfällt, ist mit einem schützenden Holzgeländer umgeben. In der Mitte findet sich tief in den Felsen eingelassen ein kolossales gußeisernes Kreuz mit der Inschrift: „Des Kreuzes Segen über Wilhelm, die Seinen und das ganze Thal.“

Im Südosten der Falkensteine erhebt sich der Kittnerberg, in dem nach alter Sage ein goldener Esel liegt, der so großen Goldeswert hat, daß von diesem Schatze Fischbach zu einer Stadt umgewandelt werden kann, wenn er einstmals aufgefunden wird. Wer den Esel findet, der wird nach dieser Sage die Stadt gründen und der erste Bürgermeister in derselben sein.



Schloß Fischbach.

Wer den Weg nach dem Kreuze auf dem Falkensteine verfolgt, muß vorübergehen bei dem Prinzessinstuhl, einem in den Fels eingehauenen Sitz, von welchem sich die Leute folgende Sage erzählen: In dem Boberthale weidete täglich ein junger Hirt seine Herde und blieb im freien Felde von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang. Als er einst seiner weidenden Herde folgte, kam er bis zu dem Fuße des Berges, auf welchem die Ruinen der alten Burg standen. Der Fuß war von dichtem Walde umgeben. In das Dickicht führte ein wenig betretener und deshalb kaum bemerkbarer Weg. Der Hirt war neugierig und ging dem Wege nach bis in die tiefste Waldesnacht, ohne an seine Herde zu denken. Es wurde so finster, daß er fast nichts mehr sehen konnte und sich mit dem Stabe forttappen mußte. Plötzlich wurde es hell, der Wald öffnete sich: er stand vor einem reizenden, in frischem Frühlingsgrün prangenden Thale. Als er hinauf schaute zur Höhe des Falkensteins, sah er eine schöne Jungfrau mit blonden Locken auf einer schroffen Felswand sitzen und von einem silberweißen Rocken spinnen. Diese sah von der Höhe mit freundlichem Blicke auf den Schäfer herab; aber als es 12 Uhr im nahen Dörfchen schlug, war sie verschwunden.

Lange noch schaute der Hirt nach dem Orte hin, wo die Holde gesessen hatte, und erst als es Abend wurde, kehrte er zu seiner Herde zurück. Am andern Tage hatte er kaum die Herde ausgetrieben, als er auch wieder in das Dickicht eindrang und nicht ruhte, bis er die Jungfrau erblickte, die wieder um 12 Uhr verschwand. Von nun an ergötzte sich der Hirt täglich durch den Anblick der schönen Gestalt. Endlich kam der Johannistag heran. Da schwebte die Jungfrau zu dem Jüngling hernieder und sagte: „Ich heiße Hildegard und war einst Herrin der Burg Falkenstein, deren Trümmer du vor dir siehst. Viele Ritter warben um meine Hand; aber ich wies sie von mir, weil ich nur einen Fürsten heiraten wollte, da ich selbst aus dem piastischen Königshause entsprossen bin. Nun hatte auch der Ruf von meiner Schönheit einen morgenländischen Prinzen nach Falkenstein geführt, der mir aber nicht gefiel und den ich deshalb auch abwies. Schrecklich rächte sich der Fürst für meinen Stolz; er verband sich mit Zauberern, zerstörte meine schöne Burg und verbannte mich in eine öde, finstere Höhle, die ich nur zur Frühlingszeit verlassen darf, um auf diesem schroffen Felsen mein Unglück zu beweinen. Wenn du Mut hast, mir in mein Gefängnis zu folgen durch die Pforte, die dem gewöhnlichen Menschenauge verborgen ist, und mich rettest, so sollen dich meine Liebe und unermeßliche Schätze lohnen." So sprach sie und verschwand. Der Schäfer sah zur Erde nieder, erblickte einen blitzenden Dolch, ergriff ihn und eilte hastig durch die Waldschlucht, wo die Jungfrau ihm den Eingang zur Höhle bezeichnet hatte. Er fand die Höhle und drang mutig hinein; banger Schauer überfiel ihn, denn Blitze zuckten, Donner rollten, Ungeheuer züngelten um ihn her und drohten ihn zu verschlingen. „Hildegard, ich kann dich nicht erretten", rief er, als ihn der Mut völlig verließ. Da verschwand plötzlich der ganze Geisterspuk, Hildegard stand in der Mitte der Grotte und sprach mit sanfter, wehmütiger Stimme: „Du siehst mich nie wieder, auch kein andrer Mensch sieht mich für die Zukunft; denn Menschenkraft kann meinen Zauber nicht lösen. Erst wenn auf dem Falkensteine eine Fahne die Gegenwart eines Fürsten verkündet, der die Fesseln gebrochen und Schlesien die alte Freiheit wiedergegeben hat, werde ich befreit sein." Nachdem sie also gesprochen hatte, zerfloß sie in Nebel; der Hirt aber kehrte traurig zurück, um seine Herde zu suchen, die er jedoch nicht fand. Von Stunde an siechte er dahin, und am Morgen des nächsten Johannistages fand man ihn am Fuße des Falkensteins sanft entschlafen.

Kirche Wang. Die Gräfin von Reden ist die Veranlasserin gewesen, daß das als Kirche Wang bekannte Gotteshaus in dem Baudendorfe Brückenberg erbaut wurde. Wer von Schmiedeberg oder auch von Warmbrunn aus nach dem hohen, weithin zerstreuten Gebirgsdorfe Krummhübel (1876: 109 Häuser mit 604 Bewohnern) seine Schritte gelenkt und dort vielleicht an den sich vereinenden Bächen der Lomnitz in den Sommermonaten Ruhe und Erquickung gesucht und gewiß auch gefunden hat — denn herrliche Naturgenüsse bietet dieses Stückchen Erde — der ist auch öfter in kühler Abendstunde hinaufgewandert zu dem Gotteshause, dessen goldene Kreuze ihm zuwinkten. Es erhebt sich auf einem von weißen Mauern eingefaßten Plateau, welches mit Rasenplätzen, Zierpflanzen und einer Fontaine geschmückt ist und einen schönen Blick auf das wie auf grüner Schweizermatte liegende Baudendorf Brückenberg

(42 Häuser mit 243 Bewohnern), dessen kindliche Generation hierher zur Schule empor steigt, auf einen Teil von Krummhübel, in entgegengesetzter Richtung auf die Schneekoppe und einen großen Abschnitt des Riesenkammes gewährt. Wenn wir die herrliche Aussicht genossen haben, nimmt das seltsame Bauwerk unser ganzes Interesse in Anspruch. Das ist doch ein auffallend andrer Stil als derjenige der umliegenden Kirchen. Wir werden hier in ähnlicher Weise wie im nahen Zillerthale wieder, so zu sagen, in eine andre Welt versetzt.

Die Mitteilung des Reisebuches oder des Führers, daß wir hier eine norwegische Kirche haben, die in ihren Hauptbestandteilen aus dem 12. Jahrhundert stammt, genügt uns nicht; die Kirche wird uns nun freilich noch interessanter, und wir gewöhnen uns fast schon, sie als eine ehrwürdige Reliquie zu betrachten.

Um das Jahr 1000 wurde durch Olaf I. in Norwegen die Religion des Friedens und der Liebe den Bewohnern durch recht grausame Mittel aufgezwungen. Durch Verrat der Dänen und Schweden bei Wollin in Pommern überfallen, verlor dieser Fürst im Alter von 30 Jahren das Leben, und sein Land wurde durch Statthalter verwaltet. Erst unter Olaf II., dem Heiligen, gelangte das Christentum in Norwegen zur Herrschaft. Aber er machte sich durch Grausamkeit die kleineren Häuptlinge zu Feinden, und es wurde Knut, dem Mächtigen, von Dänemark und England leicht möglich, viele der Großen durch Bestechung auf seine Seite zu bringen. Olaf floh nach Schweden und Rußland; als er von dort mit einem Heere wieder zurückkehrte, trat ihm bei Drontheim eine Schar bewaffneter Bauern entgegen, und er fiel 35 Jahre alt im Juli 1033. Aber mit dem Hasse gegen die ausländische Herrschaft erwachte in den Normannen schon im nächsten Jahre das Gefühl für Olaf; er wurde für heilig erklärt, als Schutzheiliger Norwegens angerufen und nach einem Jahrhundert von allen Völkern des Nordens verehrt. Dem Andenken des heiligen Olaf wurden in Norwegen viele Kirchen geweiht, und unter diesen wahrscheinlich auch die in der Pfarrei Wang am Wangersee im 12. Jahrhundert.


Kirche Wang.

Lübke beschreibt solche alte Kirchen Norwegens mit folgenden Worten: „Sie sind zum Teil nach Art der Blockhäuser aus horizontal aufgeschichteten, an den Enden sich überschneidenden Baumstämmen erbaut. Die Fugen sind mit Moos ausgestopft, die Bäume an manchen Kirchen mit Brettern und die Bretterfugen mit schmaleren Latten benagelt. Andre dieser Bauten, die man Reiswerkkirchen nennt, sind aus aufrechtstehenden Bohlen zusammengefügt. Die Dächer

und Türme sind mit Brettern oder auch mit Schindeln, Ziegeln oder großen Schieferplatten, die hier bis zu 4 m Länge gebrochen werden, bekleidet. Die Anlage dieser Kirchen bildet dem Kerne nach ein dem Quadrat sich näherndes Rechteck, welches auf drei Seiten von niedrigen Umgängen eingeschlossen wird, während nach Osten eine Vorlage für den Chor sich anfügt. Bisweilen treten auch nach beiden Seiten Anbauten heraus, so daß der Grundriß eine Kreuzgestalt gewinnt. Schlanke Säulen aus Baumstämmen, die das Mittelschiff von seinen Abseiten trennen, tragen auf Rundbogen die Oberwand. Selbst die Orgeln sind mit allen ihren Pfeifen aus Holz gefertigt. Niedrige „Laufgänge", die den ganzen Bau umziehen, bilden eine bergende Vorhalle und halten den Schnee und die Winterkälte von den untern Teilen des Gebäudes ab."

Zur Klasse der Reiswerkkirchen gehörte die Kirche zu Wang. Sie war für die volkreiche Gemeinde zu klein geworden und sollte 1842 abgebrochen werden, um einem Neubau Platz zu machen. Auf das merkwürdige Bauwerk war König Friedrich Wilhelm IV. aufmerksam geworden, und zwar begnügte er sich nicht damit, die Holzschnitzarbeiten in irgend einem Museum oder einer Antiquitätensammlung unterzubringen, sondern er dachte an eine Überführung und Wiederherstellung der Kirche in einem Landesteile seiner Monarchie. Nachdem er „das alte Brennholz" für 80 (nach andern Mitteilungen für 50) Thaler erstanden hatte, erhielt der Architekt Schieritz den Auftrag, das Gebäude genau abzuzeichnen und dann Abbruch und Transport zu veranlassen und zu überwachen.

Daß die Kirche in Brückenberg aufgestellt wurde, veranlaßte die Gräfin von Reden. Sie, die immer bereit war zu Werken der Wohlthätigkeit, der Armen- und Krankenpflege, der Förderung von Frömmigkeit und Sittlichkeit, machte den König darauf aufmerksam, daß das Baudendorf Brückenberg schon seit 1734 die Erlaubnis zur Erbauung einer evangelischen Kirche hatte, den Bau derselben aber aus eignen Mitteln noch nicht hatte bestreiten können. Sie wies darauf hin, daß die Bewohner der Gebirgsbauden fast 300 m in das Thal hinabsteigen müßten, um die Kirche zu besuchen, und daß dies im Winter für dieselben oft gar nicht möglich sei. Der König erkannte das dringende Bedürfnis an; der Reichsgraf Schaffgotsch, ein Katholik, gab den Platz, und der Baumeister Hamann wurde mit der Ausführung des Baues beauftragt. Am 10. März 1842 wurde das erste Bauholz zur Kirche gefällt und die vorläufig im Berliner Museum aufbewahrten alten Baustücke der norwegischen Kirche nach Brückenberg übergeführt. Am 30. Mai wurde der Bauplatz abgesteckt und am 2. Juni begannen die Erdarbeiten. Schon am 2. August erfolgte in Gegenwart des Königs die feierliche Grundsteinlegung, bei welcher der Oberkonsistorialrat Dr. Strauß eine ergreifende Rede hielt über Haggai 1, 8: „Gehet hin auf das Gebirge und holet Holz und bauet das Haus, das soll mir angenehm sein und will meine Ehre erzeigen, spricht der Herr."

Am 15. Oktober 1843 wurde das Kreuz auf den Glockenturm, der allein steht und nur durch einen Säulengang mit der Kirche verbunden ist, und die Wetterfahne auf den Kirchturm gesetzt. Noch vor dem Einbruch des Winters kamen die Pfarr- und Kantoratsgebäude unter Dach; das Kirchen- und Turmdach wurde mit Schiefer gedeckt. Am 2. März 1844 ging man an den innern Ausbau der Kirche. Am 18. Mai wurden die drei Glocken aufgehängt, zwei auf dem Glockenturme, eine auf dem Kirchturme.

Das Schnitzwerk am Haupteingang, an den andern Thüren und die vier Hauptsäulen stammen aus der alten Kirche; die Säulen in der Nähe der Kanzel, das aus Eichenholz gefertigte Altarkreuz mit dem Gekreuzigten, den verschiedenen Attributen der vier Evangelisten und seinen Ähren und Reben (Brot und Wein des heiligen Abendmahles bedeutend) ist eine Arbeit des Holzschnitzers Jacob aus Jannowitz. Die Kanzel enthält das Holz der alten Kirche, ebenso ein großer Teil der Säulen und der innern Bekleidung, endlich das meiste in künstlichen Verschlingungen sich bäumender Schlangen und Drachen bestehende Schnitzwerk. Das allzu altersschwache Material wurde durch neues, das geschickt den vorhandenen Modellen nachgearbeitet wurde, ersetzt und ist täuschend ähnlich; nur die altersschwarze Farbe war durch kein noch so gründliches Beizen herzustellen. Der Altar, zu dessen beiden Seiten Kandelaber prangen, steht frei in dem halbkreisförmigen Raume, wie ihn die den ältesten christlichen Kirchen entsprechend angelegten Kirchen, z. B. die Friedenskirche in Potsdam, zeigen.

Die Kirche mit dem Lop- oder Laufgang hat 174 größere und kleinere Fenster. In der Sakristei blicken uns die Statuen Luthers, Melanchthons und des Kurfürsten Friedrich des Weisen entgegen; ebenso eine in Holz gefertigte plastische Darstellung der Aufhebung und Wegführung Luthers zur Wartburg am 4. Mai 1521 bei Altenstein. Aus dem Holz der Lutherbuche, von welcher ein Stück auch auf dem Lutherzimmer der Wartburg gezeigt wird, sind jene vier Bildwerke geschnitzt und von Friedrich Wilhelm IV. der Kirche geschenkt. Zu Anfang Juli 1844 war die Kirche nebst Turm, Pfarr- und Kantorhaus und Wirtschaftsgebäude fertig, am 28. Juli wurde sie eingeweiht. Nicht in der Kirche Wang bei Brückenberg, sondern im Berliner Museum haben Aufnahme gefunden die Gemälde, welche in der alten Kirche im Gewölbe des Chores angebracht waren. In schwarzen Umrissen, grob gemalt, stellt das eine den Heiland als den Weltrichter dar, umgeben von Engeln und Kirchenlehrern; ein andres die Fußwaschung und das heilige Abendmahl; ein drittes die Kreuzigung; das vierte zeigt uns Krieger, die einen Ungläubigen, dem ein Mühlstein an den Hals gebunden ist, ins Meer werfen.

Unweit der Kirche, an der westlich aufsteigenden Bergwand setzte Friedrich Wilhelm IV. der Gräfin von Reden ein Denkmal, das aus zwei ein Frontispiz tragenden Säulen besteht; die Hinterwand bildet eine Marmortafel mit Inschrift; unten sprudelt eine Quelle; über dieser befindet sich ein Medaillonrelief der 1854 Gestorbenen und über diesem ein auf Goldgrund gemalter Christuskopf.

Kloster Grüssau, das schlesische Eskorial. Östlich von Schmiedeberg fällt das Gebirge ab und bildet noch bis zum Bober hin den Landeshuter Kamm, welcher die Höhe des Hauptkammes bei weitem nicht erreicht. Wir verweilen nicht im Boberthale, nicht in dem gewerbefleißigen Landeshut, sondern gehen den Ziederbach, welcher sich bei Landeshut in den Bober ergießt, aufwärts und gelangen bald zu dem lieblich gelegenen Kloster Grüssau, welchas uns nur zu eindringlich an die Vergänglichkeit irdischen Glanzes und irdischer Herrlichkeit erinnert. Was in Spanien das berühmte Eskorial ist, nicht ein einfaches Kloster, sondern ein Klosterpalast mit einer Fürstengruft, das war für Schlesien Grüssau, vor dem wir jetzt mit wehmutsvollen Blicken stehen und ausrufen: Sic transit gloria mundi!

Wo jetzt ein reizendes und anmutiges Thal sich befindet, durchströmt von der krümmungsreichen, vom Süden nach Norden fließenden Zieder, erblickte man in der Mitte des 13. Jahrhunderts noch, so weit das Auge reicht, nichts als einen großen, undurchdringlichen Wald, der jene Gegend zu einer der rauhesten an der schlesisch-böhmischen Grenze machte. Man nannte diesen weit ausgedehnten Wald Kressobor, d. h. Grenzwald. Fleißige Hände frommer und arbeitsamer Mönche haben diese Wälder gelichtet und aus der Wildnis, die nur Raubtieren zum Aufenthalte diente, ein fruchtbares, wiesenreiches und angenehmes Thal geschaffen, das ungefähr zwei Meilen lang und eine halbe Meile breit ist. In diesem Thale liegt das einstmals so prachtvolle und berühmte Stift Grüssau. Als Herzog Heinrich II. im Jahre 1238 die Regierung antrat, berief er aus dem böhmischen Stift Opatowitz Benediktinermönche in dieses wilde Thal und beabsichtigte ihnen ein Kloster zu bauen. Aber sein unverhoffter Heldentod auf dem Schlachtfelde bei Wahlstatt, unweit Liegnitz, im Kampfe gegen die Tataren im Jahre 1241 ließ den frommen Fürsten den von ihm entworfenen Plan nicht zur Ausführung bringen. Was jedoch Herzog Heinrich II. zu vollziehen durch seinen Opfertod für Land und Volk verhindert war, das auszuführen fühlte sich Anna, seine Gemahlin, im Gewissen verbunden. Sie erbaute eine Kirche, errichtete die Propstei Grüssau und setzte in dieselbe im Jahre 1242 die von ihrem Gemahle berufenen Benediktiner, denen sie so viel Land schenkte, als sie mit eignen Händen und auf eigne Kosten würden anbauen können. Damals machte auch die heilige Hedwig, die Mutter des bei Wahlstatt gefallenen Herzogs, den nach Grüssau gekommenen Benediktinern Schenkungen. Das Gebiet der Mönche erweiterte sich immer mehr, und ihr Ansehen stieg immer höher; ihnen wurde der mit polnischem Rechte bestehende Marktflecken Landeshut überwiesen mit dem Rechte, diesen Ort in eine Stadt nach deutschem Rechte umzuwandeln; aber es scheint, als ob die Mönche von diesem Rechte keinen Gebrauch gemacht haben. Auch 200 Huben Waldes haben dieselben geschenkt erhalten unter der Bedingung, auf diesem Boden Dörfer nach deutschem Rechte anzulegen. Trotzdem gefiel es den Benediktinern nicht. Nach einem Aufenthalte von kaum 48 Jahren sehnten sie sich in ihr Vaterland zurück. Sie überließen aus diesem Grunde, vielleicht auch weil sie einen so wilden Ort zu einer andauernden Ansiedelung nicht geeignet fanden, mit Bewilligung des Bischofs von Breslau ihre Besitzungen dem Herzoge Bolko I. von Schweidnitz und Jauer unter der Bedingung, daß ihre reichlichen Einkünfte zu einem andern frommen Zwecke verwendet werden sollten.

Bolko I. löste zwar die Propstei auf und machte die Propstkirche zur Pfarrkirche des um die Propstei allmählich entstandenen Dorfes, stiftete aber statt derselben im Jahre 1292 ein fürstliche Abtei, in welche er Cisterciensermönche aus dem Stifte Heinrichau bei Münsterberg berief. Noch im Jahre 1292 bezog der erste Abt mit zwölf Mönchen das Kloster. Die erste Wohnung der Brüder von 1292—1296 scheint noch von Holz gewesen zu sein, denn erst 1296 fing man den massiven Aufbau des Klosters an, dem von dem freigebigen Herzoge Bolko I. die reichlichsten Schenkungen gemacht wurden. Es werden 14 Ortschaften erwähnt, die Bolko dem Kloster schenkte; und sie alle schenkt er der Abtei aus fürstlicher Milde, mit Wassern, Wäldern, Wiesen und Mühlen zu einem ewigen Besitztum und verleiht dem Stifte Befreiung von allen Diensten,

Lasten, Steuern, Zöllen und Hebungen, welchen Namen sie immer haben mögen. Alle Dörfer, welche in jener Gegend bereits angelegt sind oder vom Stifte noch angelegt werden, sollen unter die Gerichtsbarkeit des Stiftes gehören. Zu den zuerst geschenkten Dörfern treten bald noch andre hinzu; einzelne andre Ortschaften werden der neuen Stiftung zinspflichtig. Bolko wurde nicht müde, dem Stifte immer größere Wohlthaten zu erweisen.



Kloster Grüssau. Nach einer Zeichnung von Gustav Täubert.

Der massive Bau des Klosters scheint im Jahre 1298 noch nicht vollendet gewesen zu sein; denn in diesem Jahre schenkte Bolko dem Stifte 30 Mark aus den Zöllen von Löwenberg, Bunzlau, Schweidnitz, Reichenbach und Frankenstein zum Fortbau des Klosters (ad structuram monasterii sui) als einen jährlichen Zins unter der Bedingung, daß die Mönche um so eifriger für ihn zu Gott beten sollten. Im Jahre 1303 starb Bolko, der beste Wohlthäter der schlesischen Kirche. Sein Leichnam wurde nach Grüssau gebracht und in der von ihm erbauten Stiftskirche beigesetzt. Seine Nachfolger bestätigten nicht nur die Schenkungen und Stiftungen ihrer Vorgänger, sondern fügten den alten neue Schenkungen hinzu. So gehörte Grüssau im 14. Jahrhundert zu den vornehmsten Klöstern Schlesiens und behauptete mit Rücksicht auf seine fürstliche Gründung und reiche Ausstattung stets einen vorzüglichen Rang.

Es war um die Mitte des Monats Juli 1426, als rauchende Trümmer eingeäscherter, vorher blühender Ortschaften in Grüssau die Schreckenskunde verbreiteten, daß ein Schwarm Hussiten im Anzuge sei. Unter der Anführung

Prokops des Großen lagerte sich diese wilde Horde vor Landeshut, um dort ihrer Grausamkeit ein blutiges Denkmal zu setzen. Die Hussiten fanden tapferen Widerstand und zündeten die Stadt an mehreren Stellen an. Landeshuts Bürger aber boten alles auf, die Stadt zu retten und die unbarmherzigen Würger von sich fern zu halten. Mit vereinter Kraft brachten sie den stürmenden Feind zum Weichen; und so groß war ihr Mut, daß keiner der hochherzigen Männer von dem ihm angewiesenen Verteidigungsplatze wich. Frauen, Jünglinge, Jungfrauen kämpften gegen die Flammen, um das vernichtende Element zu bezwingen. Die stürmenden Hussiten mußten die Belagerung aufheben und auf die Eroberung Landeshuts verzichten.

Desto schlimmer erging es dem wehrlosen Stifte Grüssau, gegen welches die Wilden nun ihren verheerenden Raubzug richteten. Im Blute hingeschlachteter Opfer wollten sie ihren Rachedurst stillen und ihre Wut über die mißlungene Erstürmung Landeshuts kühlen. Es eröffnet sich in Grüssaus friedlichen Mauern eine Blutszene, deren grausiges Bild, das die Wildheit einer längst mit allen ihren Greueln in den Zeitenstrom versenkten Vergangenheit widerspiegelt, lieber mit Vergessenheit bedeckt werden sollte, weil es den Menschen nicht nur in herz- und fühlloser Grausamkeit, sondern in seinem tigerartigen Blutdurste zeigt. Der unvergeßliche Tag tiefster Trauer und der bangsten Trostlosigkeit, an welchem in Grüssau ein entsetzliches Blutbad angerichtet wurde, war der 21. Juli 1426, ein Tag grauenvoller Verwüstung und blutgierigen Mordens und Würgens. Die Ordensmänner hatten sich nicht geflüchtet, der Abt war nicht im Kloster, sondern auf einer Geschäftsreise in Schweidnitz. Die Mörder traten ins Stift unter die Brüder, die in stiller Ergebung der Dinge harrten, die da kommen sollten. Sie verlangten von den Priestern das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und bedrohten mit dem Tode den, der ihnen den Kelch vorenthalten würde. Die Priester weigerten sich aber aufs entschiedenste, den Grundsätzen ihrer Kirche untreu zu werden. Im Kloster waren 72 Mönche, nämlich 30 Priester, 18 Diakonen, 6 Subdiakonen, 6 Professen (welche noch keine Weihen erhalten hatten), 6 Konversen und 6 Novizen. Sie alle wurden unter den ausgesuchtesten Martern hingemordet. Als die Hussiten abzogen, waren alle Wände in den weiten Hallen des Heiligtumes und in den weiten Kreuzgängen des Stiftes mit Blut bespritzt. Die Leichname der Märtyrer schwammen im Blute. Dem zurückkehrenden Abte stellte sich das Bild des grauenvollsten Entsetzens vor das thränenschwere Auge; denn die Hussiten hatten auch Kirche und Kloster zerstört und einen Teil sogar niedergebrannt, den ganzen Kirchenschmuck und alle wertvollen Gegenstände geraubt und, was nicht fortgebracht werden konnte, zertrümmert. Die Spuren des Vandalismus waren lange nicht zu vertilgen. Der Gram über das namenlose Elend verzehrte das Leben des frommen Abtes, dessen Schultern nun eine schwere Bürde drückte; er starb nach fünf kummervollen Jahren im Jahre 1431. Seinen Nachfolgern wurden zwar die Privilegien des Klosters bestätigt; aber die Wunden, die geschlagen waren, konnten nicht so schnell geheilt werden; das Kloster mußte Güter verkaufen oder verpfänden und Schulden machen.

Noch waren die Schäden nicht beseitigt, da brach der verheerende Krieg aus, der dreißig Jahre lang in Deutschland wütete, der auch für Grüssau wieder verhängnisvoll wurde. Im Jahre 1620 ermordeten die Bürger von Schömberg, welche zur Lehre Luthers übergetreten waren, den Abt des Klosters, der

in die dem Kloster unterstellte Stadt gekommen war, um sich huldigen zu lassen. Die Schweden raubten im Jahre 1632 dem Stifte nicht allein alle seine Habseligkeiten, sondern führten auch mehrere Ordensgeistliche gefangen mit sich fort, die sie quälten und marterten, bis sie mit schwerem Lösegeld losgekauft wurden. Im folgenden Jahre steckten feindliche Kriegsvölker das Stift in Brand, bei dem das Dach der großen Stiftskirche in Flammen aufging und die Glocken zerschmolzen, auch mehrere Mönche fielen.

Die Zeit und die gute, sparsame Verwaltung der nachfolgenden Prälaten heilten die Wunden wieder, so daß das Kloster prächtig wieder aufgebaut werden konnte. Die große, zweitürmige Kirche wurde erst 1728—35 erbaut; sie hat ein reich verziertes Portal mit sechs großen Statuen, eine große und vortreffliche Orgel und viele Bilder. Die Chorstühle für die Mönche sind aus Holz geschnitzt, mit vergoldeten Reliefs. Hinter dem Altar liegt die berühmte Fürstengruft mit dem Grabdenkmal Bolkos I. und andern Denkmälern der Piastenherzöge von Schweidnitz und Jauer. Das Kloster wurde im Jahre 1810 aufgehoben. Bei seiner Aufhebung besaß es zwei Städte und vierzig Dörfer. Jetzt sind die Stiftsgebäude, die zum Teil nicht einmal ganz fertig geworden sind, königlichen Ämtern überlassen und Grüssau ist ein Dörfchen mit 150 Einwohnern, das nur noch einen Ruhm hat nach der früheren hohen Bedeutung: die dortige Brauerei liefert ausgezeichnetes, berühmtes Bier.

Der Name des Berggeistes im Riesengebirge. Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts bis zu dem des 18. hat sich im Riesengebirge der Sage nach ein Gespenst sehen lassen, welches man Johannes Rübezahl genannt hat. Es sind über dasselbe verschiedene Bücher geschrieben, auch seine Thaten, die eigentlich meist auf boshafte Neckereien hinauslaufen, einfach erzählt worden; allein über seine Person oder seinen Ursprung ist man noch nicht ins Reine gekommen. Noch im Spätsommer des Jahres 1882 setzte der böhmische Riesengebirgsverein einen Preis aus für die beste Untersuchung über den Namen und Charakter des neckischen Berggeistes, dessen Herkunft noch immer in Dunkel gehüllt ist. Th. Donat in Schlesien hat, nicht gerade durch den ausgesetzten Preis angeregt, sondern weil er sich für Rübezahl interessierte, sorgfältige Untersuchungen über den Berggeist angestellt und das Ergebnis derselben in der Zeitschrift „Der Wanderer im Riesengebirge“ veröffentlicht. Der Forscher kommt zu ungefähr folgenden Resultaten:

Die erste Erwähnung der Rübezahlsage findet man bei Kaspar Schwenkfeldt von Greiffenberg, Medikus und Physikus in Hirschberg und Görlitz, in seiner Beschreibung des hirschbergischen warmen Bades, 1607. Nach ihm schreibt Nikolaus Henelius in seiner Silesiographia: „Der bedeutendste und höchste von allen schlesischen Bergen ist der Riesenberg, der reich ist an Gold, Silber, Kupfer, Edelsteinen. Aber die Habsucht, welche die Menschen sogar bis in die Hölle treibt, ist — ich weiß nicht, ob wegen des schwierigen Zugangs oder aus andern Gründen abgeschreckt — zu ihm weniger gedrungen; überdies ist er verrufen durch wunderbare Geistererscheinungen und durch die Furcht vor einem die Schätze behütenden Berggeiste.

Von unsern Landsleuten wird dieser Berggeist gemeinhin „Ribenzal“ genannt, der sich in verschiedener Gestalt, bald als Mönch in der Kutte, bald

als ein Greis nach Art der Bergleute gekleidet, bald als ein edles Pferd, dann wieder als Hahn, als Rabe, als Eule oder als eine riesige Kröte sehen läßt und diejenigen, die diese Gegenden durchwandern, oft durch Neckereien foppt. Dennoch hat er wohl kaum jemand Schaden oder Nachteil zugefügt, außer wer ihn durch Gelächter oder durch Schimpfen reizte. Dann haben viele es erfahren, daß plötzlich am heitern Himmel und bei stiller Luft ein gewaltiges Donnerwetter mit gewaltigem Regenguß eingetreten ist."

Diese Stelle ist für die Rübezahlsage wichtiger, als die ganze „Dämonologia Rubenzahlii" des Johann Prätorius von Zetlingen aus der Altmark (1660), welche nicht anders als eine Verhunzung der Volkssage genannt zu werden verdient, aber leider die erste Sammlung der Rübezahlmärchen ist.

Prätorius, Magister der Philosophie in Leipzig und kaiserlicher gekrönter Poet, hatte die Beschreibung von allerhand verrückten Menschen, Mißgeburten an Menschen und Vieh, Gespenstergeschichten, Berichte über allerhand greuliches Ungeziefer zu seinem Spezialfache erwählt und galt bereits seinen Zeitgenossen als sehr leichtgläubig und unzuverlässig; und so kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß, wenn auch nicht alle Rübezahlmärchen pure Phantasien des Prätorius sind, denen die Notizen des Henelius einen gewissen Wert verliehen, dem Rübezahl doch viele nur leichthin angeheftet worden sind, wodurch ihm aber erwünschtes Material für seine in wenig ziemlicher Ausdrucksweise gehaltenen, zum Gruseligmachen bestimmten Schreibereien geliefert wurde.

Wir müssen uns nun zuvörderst einmal mit dem Namen unsres allerdings in keinem Zivilstandsregister eingetragenen Bergkobolds befassen. Eine Erklärung, die allgemeine Anerkennung gefunden hätte, ist noch nicht da; ja man ist noch nicht einmal darüber ganz einig, welcher Sprache der Name entstammt. Henelius ist an dieser Frage ohne weiteres vorübergegangen, doch glaube ich nicht deshalb, weil ihm der Sinn des Wortes „Ribenzal" unbekannt gewesen wäre, sondern weil er die Bedeutung als bekannt und aus dem Worte selbst ersichtlich betrachtete. Manche schlagen einen sehr einfachen Weg der Deutung ein und sagen: „Rübezahl ist nichts andres, als der Geist irgend einer ehemaligen Person dieses oder ähnlichen Namens. So wird z. B. behauptet, daß Prätorius im Auftrage der deutschen und welschen Edelsteinsucher sein Buch über Rübezahl geschrieben habe, und daß zu der Sage wahrscheinlich einer dieser Schatzgräber Anlaß gab, der das meiste Ansehen genoß, die Oberleitung führte, hinlängliches Vermögen besaß, ein großer Alchimist war und Rubezzo Giovanni hieß; und zwar teils um das leichtgläubige Gebirgsvolk zu täuschen und von ähnlichen Nachgrabungen abzuhalten, teils um sich Spaß zu machen und die ganze Gebirgsbevölkerung in Respekt zu halten.

Auch erwähnt Berndt in seinem „Wegweiser ins Riesengebirge" (1828) folgendes: „Ein großer Teil findet in ihm eine geschichtliche Person, bald einen reichen Knicker Ronseval, der wegen seines unersättlichen Geizes in das Riesengebirge verbannt worden (wahrscheinlich um die angeblichen reichen Gold-, Silber- und Edelsteinschätze des Gebirges zu überwachen); bald einen Rupert Zahn, bald einen naturforschenden Ruben v. Zahlen, bald endlich einen durchtriebenen, listigen Schelm, Rupert Zeh, dessen Nachkommen in Nieder-Schmiedeberg als Tagearbeiter, Kutscher u. dergl. vorhanden sind. Diese Erklärungen werden niemand befriedigen; denn ganz abgesehen von der starken Gewalt,

welche man der Sprache anthun muß, um die Namen Rubezzo Giovanni (da Henelius bereits 1613 den Ribenzal nennt und Prätorius erst 1660 sein Buch herausgegeben hat, so ist es ganz unmöglich, daß Rubezzo Giovanni das Urbild Rübezahls sein kann), Ronseval, Ruben v. Zahlen, Rupert Zahn und Rupert Zeh in Rübezahl umzuwandeln, so legen doch die vielen Pseudo-Rübezahle der neuesten Zeit — man denke nur an den vor einigen Jahren in Hirschberg verstorbenen ehrenwerten Reimann, der wegen seiner exzeptionellen Gewohnheiten nnd wegen seines originellen rauhen, bärtigen Äußern allgemein als Rübezahl tituliert wurde, und an den noch lebenden, im mährischen Gesenke als Rübezahl bekannten Herrn Obersteiger Lorenz aus Zuckmantel, den wir zwar nicht die Ehre haben zu kennen, der aber, wie wir lesen, nur wegen seiner bärtigen, originellen Erscheinung zu dem Titel gekommen ist, welcher heute nur noch eine gute, humoristische Bedeutung hat — die Vermutung nahe, daß es sich mit jenem Schmiedeberger Rupert Zeh auch nicht anders verhält. Der französische Herr Ronseval sowie auch der Herr Naturforscher Ruben v. Zahlen dürften wohl kaum ernstlich bei dieser Frage konkurrieren; auch Rupert Zahn, als welcher sich bei einer angeblich in Schmiedeberg stattgefundenen Teufelsbannerei der Berggeist selbst legitimiert haben soll, kann sich wohl mit der Ehre begnügen, überhaupt erwähnt zu werden.

Es kommen nun diejenigen Erklärungen, die ohne weiteres auf der Annahme eines Geistes oder Dämons beruhen und bei denen eine geschichtliche Person ausgeschlossen ist. Unter diese Erklärungen gehört die von Liebusch in seiner „Skythika“; danach käme Rübezahl von den Wörtern rib, d. i. Berg, und zal, d. i. Gott; doch sind zugestandenermaßen diese Urformen oder Wurzeln nirgends mehr nachweisbar. Hierher gehört auch der Roi de Valle (oder vallée). Wir hätten es hier demnach mit einem Thalherrn oder Thalkönig zu thun. Dem Berggeiste würde also damit ein ganz andres Gebiet für seine Herrschaft zugewiesen, als ihm sonst allgemein eingeräumt wird. Auch aus sprachlichem Grunde läßt diese Erklärung keine Annahme zu; ohne Zweifel ist dieser sich bei Lucä vorfindende Name zu jener Zeit entstanden, als französische und italienische Bergleute unser Gebirge nach metallischen Schätzen durchforschten.

Riphaeorum diabolus oder zabulus, Riphenzabel, Ribenzal, Rübenzahl. Diese Erklärung wird auf die Geistlichkeit der früheren Jahrhunderte zurückgeführt, welche in ihren Bemühungen, das Ansehen des noch hier und da im Volke vorhandenen heidnisch-slawischen Götterglaubens zu zerstören, gezwungen war, die alten Götter als „Diaboli“ zu bezeichnen. Wenn nun auch dieser Erklärung nicht aller Wert abzusprechen ist, so hat sie doch das gegen sich, daß der Name „Riphäengebirge“ statt Riesengebirge niemals außerhalb der Gelehrtenstube gebräuchlich gewesen ist und schon deshalb unmöglich zu einer volkstümlichen Anwendung kommen konnte. Die am häufigsten verbreitete und lediglich auf Musäus zurückzuführende Erklärung zeigt uns unsern Berggeist als „Rübenzähler“ in eine romantische, für ihn aber unglückliche Liebesaffaire verwickelt, die ihm den Spottnamen „Rübezahl“ eingebracht haben soll. Diese auf unbegrenzter Phantasie beruhende Deutung ist als eine bene trovata wohl schwerlich zu bezeichnen. Von dem sonstigen Werte des betreffenden Märchens wird dabei selbstverständlich ganz abgesehen. Auch einer Entstehung aus dem Tschechischen muß ich gedenken. Danach soll der Name aus Rybrcol entstanden

sein; doch hat man es hier wohl nur mit einer Verdrehung des Namens zu thun, mit dem die deutschen Bewohner des Gebirges den Geist benennen. Es kommen nunmehr die Erklärungen aus dem Altdeutschen.

Ludwig Bechstein sagt: Der Name ist entstanden aus „Ruwizagel“, „Ruwizal“ und bedeutet „Rauhzagel“, „Rauhschwanz“ oder „Rauhhaar“, eine Erklärung, die mit unter die besten gehört. — Eine ziemlich unglückliche, harmlose Deutung findet sich in den schlesischen Provinzialblättern; sie lautet: „Rüwezahl“, mittelhochdeutsch „Reuezahl“, d. h. (wie in dem bekannten Märchen von „Rübezahl und der Prinzessin“ ja auch erzählt wird) einer, den das Zählen reut, der nicht gern zählt, der ein schlechter Rechner ist, der sich stets verzählt und deshalb verspottet wird.

Dr. W. L. Schmidt schreibt in seinem „Taschenbuch für Reisende und Badegäste“: „Wie, wenn wir annähmen, der Name „Rübezahl“ sei aus „Rünzabel“ verdorben? „Rühnen“ oder „runen“ hieß so viel als zaubern, „zabel“ (aus zabolus oder diabolus entstanden) kommt für Hexe, Teufelskind u. dergl. öfters vor, und „Rünzabel“ oder „Runzabel“ heißt im ältern Deutsch zusammen „eine Hexe, ein Unhold.“ Unser Berggeist hätte also in den ältesten Zeiten den allgemeinen Namen Zauberer, Unhold, Hexenmeister geführt. Ich glaube nicht, daß hiermit alle Lesarten und Erklärungen des Wortes erschöpft sind; doch konnte ich bisher nicht mehr in Erfahrung bringen, und die angeführten Erklärungen, aus fünf Sprachen (lateinisch, keltisch, tschechisch, französisch, deutsch) entnommen, zeigen genügend, wie sehr die Herren Gelehrten über die Sache uneins sind. Leider muß ich die Uneinigkeit durch meine Erklärung des Wortes noch vermehren:

Unser Berggeist ist ursprünglich ein slawischer, durch das in Schlesien eingedrungene christliche Germanentum erniedrigter Gott, wahrscheinlich der „Swantewit“; und Rübezahl ist ein diesem von den christlichen Deutschen beigefügtes Schimpfwort und hat von Anfang an keine andre Bedeutung gehabt, als „Rübenschwanz“. — Die in Schlesien überall aufgefundenen slawischen Begräbnisstätten mit ihren die Knochenasche zahlloser Geschlechter enthaltenden Urnen, sowie sichere historische Zeugnisse lehren uns, daß Schlesien wenigstens seit der Zeit der Völkerwanderung bis in das 10. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung von heidnischen Slawen bewohnt war, während ein noch älterer germanischer Besitz dieses Landes nur aus sehr unsicheren geographischen Mitteilungen römischer und griechischer Schriftsteller mühsam gefolgert wird.

Jedenfalls haben uns die Slawen die meisten Beweise ihres Daseins hinterlassen, wobei nur die vielen auch in unsern Gebirgsthälern vorhandenen slawischen Ortsnamen erwähnt zu werden brauchen. Die Entstehung deutscher Ortsnamen ist (in sehr vielen Fällen nachweislich) erst zur Zeit der Christianisierung und deutschen Kolonisierung Schlesiens eingetreten. — Wenn nun heute noch im Riesengebirge, welches wegen seiner Lage und allgemeinen Gestaltung von jeher den Schlesiern am meisten von Bedeutung war, eine alte heidnische Gottheit vermutet wird, so ist es doch naturgemäß, daß diese wohl eher dem noch in historischem Andenken stehenden slawischen Volke, als dem kaum aus tiefster Sage auftauchenden schlesischen Germanentum angehören muß.

Auch ein geographischer Grund ist dafür vorhanden, daß es eine slawische, keine germanische Gottheit war, die im Riesengebirge verehrt wurde. Nach

übereinstimmenden alten Überlieferungen war im Isergebirge bei Flinsberg der Sitz eines wendischen Halbgottes, Namens „Flins“, und auf dem Bernskensteine bei Berthelsdorf, Kreis Hirschberg, der des slawischen Gottes „Perun“. Wie sollte man es sich erklären, daß mitten unter diesen Kultusstätten slawischer Götter auf dem höchsten Gebirge eine germanische Gottheit gethront hätte? Liegt doch eine viel größere Wahrscheinlichkeit für eine slawische Gottheit vor. Auf dem höchsten Berge war der Sitz des höchsten Gottes, und dieses war der slawische „Swantewit“, der Gott des Lichtes, dessen geheiligter Tempel mit dem Bilde des vierköpfigen Gottes sich zu Arkona auf der Insel Rügen befand. Aber auch bei Zbrucz in Galizien ist eine Bildsäule des „Swantewit“ vor nicht langer Zeit aufgefunden worden, was als ein sicherer Beweis von der Verehrung dieses Gottes auch in unsern Gegenden angesehen werden muß. Aber noch ein andres für unsre Beweisführung wichtiges Zeugnis liefert Bienenberg, der als ein zuverlässiger Gewährsmann unter den Chronisten gilt. Er berichtet, daß noch im vorigen Jahrhundert die Böhmen von Melnik und den Elbniederungen ins Riesengebirge zu wallfahrten pflegten und daselbst schwarze Hähne nach uraltem Gebrauche fliegen ließen, damit Rübezahl nicht durch Überschwemmungen ihre Felder verwüste. Dasselbe bestätigte Krolmus. „Er selbst habe“, sagt er, „im Jahre 1805 und 1814 noch solche Pilger gesehen, von denen die Männer schwarze Hähne, die Weiber schwarze Hennen in das Riesengebirge zu den Quellen der Elbe trugen. Dort ließen sie die Hähne in den Knieholzwaldungen fliegen, die Hennen aber warfen sie ins Wasser. Drei Tage blieben sie gewöhnlich im Gebirge; sie füllten die mitgebrachten Geschirre mit Wasser und suchten im Walde und besonders in „Rübezahls Garten“ nach Kräutern. Mit dem Wasser wuschen sie daheim das kranke Vieh, und die Kräuter mischten sie demselben ins Fressen; auch räucherten sie damit die Ställe aus, daß sie Glück und Segen hätten.“ Die Attribute des „Swantewit“, der nach neueren Forschungen (Grimm) mit „Radegast“ und „Perun“ eine Trinität bildete, waren, wie bei den obersten Göttern der Griechen, Römer und Germanen, der Blitz und der Donner. „Swantewit“ beherrschte die Welt, belohnte die Guten und bestrafte die Bösen, heilte schlimme Krankheiten und verkündete in allen Naturereignissen seine Macht. Auf den zum Himmel ragenden, oft von Wolken umhüllten Bergeshöhen, da war sein Aufenthalt; von hier aus stieg er in die Hütten der Menschen hinab, wie der „Mahadö“ der Inder, um an menschlicher Freude und an menschlichem Unglück teilzunehmen. — Mit tiefer Frömmigkeit und Andacht verehrten die Slawen ihren Gott, und die Priester wagten vor seinem Bilde nicht zu atmen, ehe sie den Gottesdienst begannen.

Gewöhnlich wurden Opfer an Vieh und Feldfrüchten dargebracht und zur Zeit der Sommer-Sonnenwende mächtige Feuer auf den Bergen angezündet. Suchen wir nun die charakteristischen Züge des „Swantewit“ aus dem Mythus heraus, der sich um den schlesischen Rübezahl gebildet hat, so finden wir deren auch trotz der Verstümmelungen des Prätorius noch sehr viele, ja fast alle heraus. Stets wird er als der Wettermacher bezeichnet, der diejenigen, die ihn beschimpfen, mit Blitzen, Hagel und Sturm verfolgt, und wiederum schönes Wetter denen bereitet, mit welchen er es gut meint.

So sagt auch Grohmann im Sagenbuch von Böhmen: „Wie Swantewit ist auch Rübezahl der Wetterherr, welcher Blitz und Donner, Regen und Schnee

vom Berge niedersendet. Als Mönch in grauer Kutte sitzt er auf dem Berge und hält ein Saitenspiel in der Hand und schlägt mit solcher Kraft in die Saiten, daß die Erde davon erzittert; oft erhebt er sich im Fluge über die höchsten Gipfel der Bäume und wirft sein Saitenspiel mit Donnergetöse auf die Erde; bald wieder reißt er im Wirbelwinde die Bäume aus und dreht sie im Kreise.“ Auch war Rübezahl nach Prätorius der Patron der Quacksalber und Kräutersammler, die auf Jahrmärkten sein Bild als Aushängeschild an ihre Bude hängten. Um sich in seiner Gunst zu erhalten, nannten sie ihn nicht Rübezahl, sondern „Herr Johannes“; er zeigte ihnen die Heilkräuter, sagte ihnen, wozu sie zu verwenden seien, und half ihnen wohl selbst die Wurzeln ausgraben. Auch darin ähnelt Rübezahl dem „Swantewit“, der nach der Sage schlimme Krankheiten heilte.

Eine andre Haupteigenschaft des slawischen Gottes, die Güte, die er den Armen und Bedrängten erwies, kennzeichnet in hohem Grade auch unsern Rübezahl. Da ist er stets mit seinen Steinen, Wurzeln und Blättern bei der Hand, die sich im Besitze der Begünstigten ganz unverhofft zu purem Golde verwandeln, nachdem der neckische Geist bereits wieder verschwunden ist. So singt auch ein Dichter zu Anfang unsres Jahrhunderts:

„Allen Frommen war er gut,
Thät die Reisenden begleiten,
Gab dem Hungrigen ein Mahl,
Linderte des Armen Qual.
Ach, wo ist in unsern Zeiten
Dieser brave Rübezahl?“

Noch ein Punkt scheint mir der Erwähnung nicht unwert zu sein; es ist dies die auch von Henelius angeführte Metamorphose des Rübezahl als ein edles Pferd (equus generosus). Diese Metamorphose weist deutlich auf „Swantewit“ hin, da diesem Gotte in seinem Tempel zu Arkona ein geheiligtes weißes Roß unterhalten wurde, welches in wichtigen Fällen Orakel gab. —

Ich gehe nun zu der mir am richtigsten erscheinenden Erklärung des Wortes „Rübezahl“ über und führe zum Beweise, daß dieses Wort in früheren Zeiten ein Spitz- oder Schimpfname gewesen ist, an, daß nach dem alten Märchen das Aussprechen dieses Wortes stets die Veranlassung zu größten Zornausbrüchen des Berggeistes gewesen ist. Rübenzahl oder Rübenschwanz ist aber ein und dasselbe; denn im schlesischen Volksdialekte kommt heute noch das Wort „Zoal“ für Schwanz vor, was viele bestätigen. Kutzner schreibt: „Wir meinen vielmehr, daß „zal“ die ab und zu vorkommende Nebenform des althochdeutschen und mittelhochdeutschen Wortes Zagel, d. i. Schwanz, ist. So kommt als Spott- und Schimpfname noch „Sauzal“ vor.“ Auch sind in den „Vergnügten und Unvergnügten Reisen in das Weltberuffene Riesengebürge“ von Dr. Kaspar Lindner (1737) eine Menge Stellen enthalten, wo ohne weiteres Riebenschwanz oder Rübenzagel geschrieben ist. Soll es sich nun um die Erklärung des Wortes Ribe oder Rübe handeln, so würde ich allenfalls der Erklärung aus dem altdeutschen Worte ruwi = rauh beitreten; doch halte ich diesen Behelf für durchaus nicht erforderlich, da Schimpfwörter in der Regel wenig Gewähltes an sich haben, und Rübenschwanz, also ein rübenartiger Schwanz, als Schimpfwort einer unfeinen Zeit zuzutrauen ist. Die Bezeichnung „Rauhschwanz“ erscheint zu sehr erkünstelt. Da Rübezahl nach dem Berichte des Henelius in verschiedenen tierischen Gestalten sich zeigte, so ist die Wahl des Schimpfwortes nicht ohne Beziehung.



Rübezahl. Zeichnung von Bernhard Mörlins.

Die Entgötterung aber des „Swantewit“ oder, wie er von andern genannt wird, „Swiatowit“, die Beschimpfung und Verunstaltung desselben zu einem gespenstischen Kobold war, so viel Anteil auch Prätorius daran hat, schon vorher ein notwendiges Ergebnis des siegreichen Kampfes, den die Prediger des Christentums in ihrer Missionsthätigkeit unter den heidnischen Schlesiern geführt hatten. Es ist bekannt, daß die Religion der Liebe nicht ohne harte Lieblosigkeiten in die unzugänglichen Köpfe und Herzen der Schlesier gebracht wurde. Unter anderm wird erzählt, daß denen, welche die vorgeschriebenen christlichen Fasttage nicht hielten, zur Strafe die Zähne ausgebrochen wurden. Solche unerhörte Härte macht es leicht begreiflich, daß auch mit den alten Göttern wenig Federlesens gemacht wurde. Sie wurden nach Verlust ihrer himmlischen Throne und ihres irdischen Ansehens in dem einflußlosen Gebiete der Sage nur noch geduldet.

Die Ausschmückung und Verbreitung der Rübezahlsage und die Erfindung vieler noch heute bekannten Märchen ist dann durch die in früheren Jahrhunderten unser Riesengebirge durchforschenden fremdländischen Gold- und Edelsteingräber geschehen, die ein Interesse daran hatten, ihre Schürfplätze vor der einheimischen Bevölkerung zu sichern; ebenso sind auch die Wurzelmänner und Laboranten der Gebirgsdörfer Krummhübel, Steinseiffen und Schreiberhau dabei stark beteiligt gewesen.

Mit ihren Waren zogen sie in früheren Zeiten durch ganz Deutschland und wußten durch die Erzählungen vom Rübezahl den Glauben an eine höhere Heilkraft ihrer Kräuter, Wurzeln und Tropfen bei ihren Käufern zu erregen und durch die Vorspiegelungen großer Schrecknisse beim Einsammeln der Pflanzen aus Rübezahls Lustgarten ihren Waren einen höheren Verkaufspreis zu geben.

Ganz besonders verdankt man den Laboranten wohl die Erzählung von der zauberkräftigen Springwurzel, die zu gewinnen nur selten und mit großen Gefahren gelingt, aber die auch als ein unschätzbarer Talisman galt. Sie heilte die tödlichsten Krankheiten und verhalf zu den verborgenen unterirdischen Goldschätzen des Gebirges.

„Der Springwurz glücklicher Gräber
Gewinnt die geheime Macht,
Wird des goldenen Schatzes Heber
In geweihter Johannisnacht.“

Haben wir so die Entstehung und die Veränderungen des Rübezahlmythus unter den mannigfaltigsten Einflüssen erkannt, so werden wir denselben nicht teilnahmlos und spöttelnd abweisen, sondern uns erinnern, daß, wenn angeregt durch die wunderbaren Felsenformen des Gebirges, durch die verkrüppelten Baumstämme der Bergwälder, durch die von den Ästen herabhängenden langen Bartflechten, durch die seltsamen Gestaltungen der Wolken, die um die nackten Berghäupter ihr Spiel treiben, die Erscheinung Rübezahls unwillkürlich in der Einsamkeit des Gebirges unsre kritischen Köpfe überrascht, ein Teil des geistigen Lebens vieler Generationen unsrer Vorfahren an uns herantritt. Unsrer Zeit ziemt es besser, eher zur Veredelung der Sage beizutragen, als sie zu verlachen.

So ungefähr belehrt uns Donat über den Namen des neckischen Berggeistes. Wir aber fragen nicht mehr, woher Rübezahl seinen Namen erhalten hat, sondern lassen uns nur gern von seinen Thaten erzählen; er bleibt uns nur der possenhafte, drollige, neckische, wohlthätige Herr des Gebirges, das wir mit Freuden durchwandern.

Rübezahlsagen. Rübezahl erlöst einen Schuhmachergesellen vom Galgen. In einem Städtchen am Riesengebirge hielt ein Schuhmachergeselle sich bei einem Meister auf, dem er an den Arbeitstagen tüchtig beim Handwerk half. Sonntags jedoch hielt den lustigen Gesellen nichts im Zimmer, dann streifte er gern in Feld und Wald umher. Zu seinen Lieblingsgewohnheiten gehörte es, nach dem Gebirge zu gehen und dort in seinem Übermut den Berggeist zu verhöhnen und zu beschimpfen. Nichts aber konnte Rübezahl mehr erzürnen, als Spottlieder, die auf ihn gesungen, und Spottreden, die auf ihn gehalten wurden; deshalb bestrafte er den kecken Gesellen stets mit einem plötzlichen Unwetter, das demselben jedoch keinen großen Schaden brachte, da er niemals auf das Gebirge selbst ging. Rübezahl strengte nun seinen Kopf an, um auf Rache für den Übelthäter zu sinnen. Der Abschied desselben vom Meister sollte ihm Gelegenheit dazu geben. Ehe er fortwanderte, packte der Geselle alles, was ihm gehörte, in sein Felleisen; Rübezahl aber nahm heimlich aus des Meisters Schrank einen silbernen Becher, silbernen Löffel, viele schöne Schaupfennige und legte alles in das bereits verschlossene Felleisen, mit welchem der Geselle bald darauf gutes Mutes fortzog. Nicht lange währte es, so öffnete der Schuhmacher seinen Kleinodienschrank, um zu den dort vorhandenen einen neuen Schaupfennig hinzuzulegen. Wie groß war aber sein Schrecken, als er viele von seinen Kleinodien vermißte; ohne Bedenken fragt er alle seine Hausgenossen aus, hält strenge Untersuchung, findet jedoch alle unschuldig. Nun erst fällt ihm der Geselle ein, der ihn erst vor kurzer Zeit verlassen hat; schnell macht er sich auf den Weg, holt ihn bald ein und setzt ihn zur Rede, ob er vielleicht dieses oder jenes von den verschwundenen Kleinodien gesehen habe. Mit gutem Gewissen antwortet der Geselle, daß ihm nichts darüber bekannt sei und daß er ihm ehrlich und treu gedient habe; er möge sich selbst überzeugen, daß in dem Felleisen nur sein Eigentum vorhanden sei. Ohne Umschweife öffnet er sein Ränzel, nimmt seine Sachen heraus und hält plötzlich die vermißten Wertsachen des Meisters in der Hand, der höchlich erfreut über den Fang ist. Vergebens beteuert der Geselle, der ganz starr vor Schrecken ist, seine Unschuld, sagt, daß vielleicht ein andrer ihm aus Rache die Kleinodien hineingelegt habe; der Meister glaubt ihm nicht, schleppt ihn zum Gericht, wo ihm der Prozeß gemacht und er zum Tode verurteilt wird. Alle seine Beteuerungen, daß er unschuldig sei, helfen ihm nichts; der Tag, an dem er gerichtet werden soll, wird festgesetzt. Bevor er jedoch seinen letzten Gang antritt, erscheint Rübezahl bei ihm und fragt ihn, was er hier mache, worauf er mit betrübter Miene erwidert, daß er heute noch gehenkt werden soll eines Diebstahls wegen, den er nicht begangen. „Siehe“, sprach nun Rübezahl, indem er sich zu erkennen gab, „diese Schande habe ich dir bereitet, weil du es nie unterlassen konntest, mich zu verhöhnen. Jetzt aber hast du genug erduldet, und ich gebe dich wieder frei.“ Darauf löste er ihm die Ketten, in die er sich selbst schloß, machte ihn unsichtbar und ließ ihn aus dem Gefängnis entwischen. Nicht lange währte es, so erschien ein Pastor, um den Sünder beichten zu lassen und ihm das Abendmahl zu geben. Auf alle Ermahnungen desselben hatte Rübezahl jedoch nur Spott bei der Hand, den er auch beibehielt, als er zum Thore hinaus nach dem Galgen geführt wurde, an den man ihn henkte. Wie groß war jedoch das Entsetzen der Anwesenden, als sie, nachdem die Henkersknechte von der Leiter heruntergestiegen waren, am Galgen nur ein Bund Stroh sahen!

Rübezahl bestraft den widerspenstigen Wurzelmann. Ein Wurzelmann, der sein tägliches Brot mit Sammeln von Kräutern und Wurzeln verdiente, kannte den Weg zu dem feinen Wurzelgarten des Berggeistes, in dem derselbe die seltensten Kräuter hielt, welche die Menschen nur mit seinem guten Willen erhalten konnten. Als der Wurzelmann einige Zeit nachher seine Wurzeln in die Apotheke von Liegnitz bringt, läßt die Frau des Oberst, der Kommandant der Stadt ist, ihn zu sich kommen und verspricht ihm reichen Lohn, wenn er ihr die rechte Weißwurzel verschaffe. Der Wurzelmann geht in Rübezahls Garten und beginnt dort zu graben, wird jedoch bald von Rübezahl fortgewiesen, der ihn in das Gebirge verweist, wo er genug Kräuter finden könne; was er bereits ausgegraben, darf er behalten, muß jedoch versprechen, von nun an nicht wiederzukommen. Der Lohn, den er dafür von der Frau Oberst erhält, ist jedoch zu verlockend; und als diese ihn bittet, ihr noch einmal von diesen Wurzeln zu bringen, geht er hin und gräbt wiederum in Rübezahls Garten. Zum zweitenmal wird er weggejagt. Als er aber nach einiger Zeit wiederkommt und von neuem zu graben beginnt, geht des Berggeistes Geduld zu Ende. Mit kräftigen Händen greift er den Mann, reißt ihn in Stücke und läßt diese vom Winde verwehen, so daß nichts weiter als ein Pelzärmel übrig bleibt.

Rübezahl hilft einer armen Frau. Eine arme Frau geht ins Gebirge, um Kräuter und Wurzeln zu suchen, verirrt sich aber im Walde und findet den rechten Weg nicht zurück. Ängstlich blickt sie nach Hilfe umher; da erscheint plötzlich der Berggeist in Jägerkleidung vor ihr, fragt sie, wer sie sei und was sie hier beginne, und als sie ihm erzählt, daß sie die Wurzeln verkaufe und für den Erlös sich und ihre Kinder ernähren müsse, die jetzt schon sehnsüchtig auf sie warten, zeigt er ihr den rechten Weg und rät ihr, die Wurzeln im Korbe fortzuwerfen und dafür das Laub von einem nebenstehenden Strauche zu pflücken, das ihr mehr einbringen würde. Die arme Frau glaubte ihm aber nicht, sondern behält ihre Wurzeln und will den Heimweg antreten; Rübezahl aber streift selbst eine Menge des Laubes ab und wirft es der Frau in den Korb. Diese geht fort, schüttet jedoch im Weitergehen das Laub aus dem Korbe, weil sie es für unnütz hält. Zu Hause angelangt, nimmt sie die Wurzeln heraus, und als sie noch einig Blätter von dem Strauche findet, zeigt sie dieselben ihren Hausgenossen und erzählt ihnen, daß ein Jäger sie ihr im Walde gegeben habe. Während sie noch erzählt, verwandeln die Blätter sich in Gold, und nun merkt sie erst, wer der verkleidete Jäger war und was er ihr geschenkt hat. Im guten Glauben, daß sie die Stelle noch kenne, an der sie das Laub fortgeworfen hat, geht sie zurück, findet jedoch kein Blättchen mehr.

Rübezahl beschenkt Spielleute. Vier Spielleute aus Böhmen kommen im Sommer über das Gebirge, und als sie sich, vom langen Marsch ermüdet, niedersetzen, um auszuruhen, kommt ein Herr vorbeigeritten, der bei ihnen hält und sie fragt, was sie dort treiben? „Wir sind Spielleute“, antworten sie; „unsre Pfennige sind bald verzehrt, drum wollen wir Euch, wenn Ihr uns bezahlt, ein lustiges Stücklein spielen.“ Rübezahl, denn das war der Reiter, fordert sie auf zu spielen und gibt, ehe er weiterreitet, jedem Spielmann einen Apfel, mit dem sie für diesmal fürlieb nehmen sollten. Die enttäuschten Leute sehen die Äpfel an; drei von ihnen halten sie des Mitnehmens nicht wert, der vierte jedoch steckt den seinen in die Tasche. Die nächste Herberge, in die sie

kommen, ist von Gästen überfüllt, welche die Spielleute auffordern, einige Lieder zu spielen. Das Geld, daß die Zuhörer ihnen dafür geben, bekommt der Wirt; doch da es nicht ausreicht, sagen die ersten drei zu ihrem Gefährten, er möchte doch seinen Apfel auch hergeben. Derselbe greift in die Tasche, nimmt den Apfel heraus und fühlt sofort, daß er ganz schwer ist; schnell nimmt er ein Messer, kratzt die Schale herunter und findet darin viele blanke Goldstücke. Nun sehen die Gefährten ein, was sie von sich gewiesen, gehen schnell nach der Stelle zurück, finden aber nichts mehr.

Rübezahl und die Studenten. Drei fröhliche Studenten gehen übers Gebirge, verirren sich jedoch und kommen an ein Wirtshaus, wo sie den Wirt bitten, ihnen zum rechten Wege zu verhelfen. Der Wirt bittet sie freundlich, nachts bei ihm zu bleiben; sie aber gestehen ein, daß ihre Barschaft verzehrt ist und daß sie ihm das Nachtlager nicht bezahlen könnten. Darüber beruhigt sie der Wirt, bereitet ihnen ein gutes Mahl und fordert sie auf, sich einstweilen mit Kegelschieben die Zeit zu verkürzen. Nachdem sie ihr Mahl verzehrt und sich ausgeruht haben, bringt der Wirt sie auf den rechten Weg und gibt jedem einen Kegel mit. Zwei von den Studenten verachten diese Gabe und werfen sie von sich, der dritte aber behält die seine und nimmt sie mit zur Herberge. Als er sie am nächsten Morgen betrachtet, findet er sie ganz schwarz und schwer, schneidet mit einem Messer hinein und findet sie gefüllt mit Goldstücken. Die beiden Gefährten bedauern, so unüberlegt gehandelt zu haben; schleunigst gehen sie zurück, um ihre Kegel zu holen, die aber nirgends mehr zu sehen sind.

Rübezahl schenkt Edelsteine. Zur Zeit der Reformation geht ein Pfarrer mit seinem Küster übers Gebirge, um drüben eine geistliche Handlung zu verrichten. Auf seiner Wanderung kommt er an ein Bächlein, an dessen Rande ein Italiener sitzt, eben damit beschäftigt, kleine Steine aus dem Wasser zu holen, die er neben sich legt. Als er die beiden Wanderer näher kommen sieht, springt er auf, läßt das Gesammelte liegen und läuft eilig fort. Der Pfarrer, erstaunt, an dieser Stelle, an der er so oft vorübergekommen war, ein Bächlein zu finden, hebt einige der Steine auf und steckt sie zu sich. Wie groß ist seine Überraschung, als er am nächsten Tage die Steine vom Goldarbeiter untersuchen läßt und von diesem hört, daß es köstliche Edelsteine sind! Ohne Zeit zu verlieren, kehrt er nach der Stelle zurück; weit und breit ist jedoch weder Bächlein noch Stein zu sehen.

Rübezahl, ein Feind der Hunde. Allbekannt und weit verbreitet ist der Glaube, daß Rübezahl keinen Hund auf dem Gebirge leide, weil er das Wild, das sich dort zeigt, selbst jagen und keinem andern überlassen will. Der Jäger des Herrn von Schaffgotsch jedoch hatte seine Wohnung droben im Gebirge, ohne einen Hund dort behalten zu können. Als ihm sein Herr einstmals befahl, einen Hund zu sich nach oben zu nehmen, wagte der Jäger ihn daran zu erinnern, daß man oben keinen Hund halten könne. Der Herr gebot, daß sein Befehl ausgeführt werde, und schweigend nahm der Jäger einen Windhund nach seiner Wohnung. Ehe er dieselbe erreichte, begegnete er einem Manne, der vor ihm stehen blieb und den vorübergehenden Hund lange Zeit starr ansah. Der Jäger konnte sich das Benehmen des Mannes nicht erklären, vergaß die Begegnung jedoch bald, als er seine Wohnung erreicht hatte, und sperrte den Hund in einen Stall. Groß war seine Bestürzung, als er am nächsten Morgen denselben leer fand und auf sein Rufen und Pfeifen auch kein Hund erschien.

Als er sich am Tage auf den Weg machte, Wild zu suchen, in der Hoffnung, gleichzeitig seinen Hund wiederzufinden, sah er zu seiner Betrübnis nur hier und da an den Bäumen ein Stück des schönen Hundes hängen. So hatte Rübezahl sich des lästigen Nebenbuhlers im Jagen entledigt.

Rübezahl als Hochzeitsgast. Einstmals reitet Rübezahl mit zwei Gefährten aus, um sich ein wenig zu belustigen. Auf ihrem Marsche kommen sie in ein Dorf, in dem soeben die Hochzeit zweier armen Leute gefeiert wird. Als die Braut, wie es die dortige Sitte erfordert, mit ihren Gästen in die Schenke zum Tanze geht, drängt auch Rübezahl sich hinein und bittet den Bräutigam, ihm zu gestatten, mit seiner Braut einen Ehrentanz zu thun; das gibt dieser auch bereitwillig zu. Während des Tanzes bindet Rübezahl der Braut zwei rote Bänder um den Arm und gibt dem Bräutigam ein Geldstück. Die Nacht verbringt er in der Schenke und rüstet sich am Morgen mit seinen Gefährten zum Fortreiten. So schnell aber möchte der Wirt den hohen Gast nicht verlieren und bittet im Namen des Bräutigams um die Ehre, das Frühstück bei ihm zu verzehren. Rübezahl aber schlägt es ab, bezahlt seine Zeche und reitet von dannen. Als die Gäste sich nun wiederum zusammenfinden, zeigt der Bräutigam ihnen sein Geschenk; alle sehen es mit Verwunderung an, ohne zu wissen, was es ist. Als der Pfarrer kommt, wird es auch diesem gezeigt; er nimmt es in die Hand, wendet es hin und her und sieht, wie es sich in seinen Händen in ein großes Goldstück verwandelt. Nun eilt auch die Braut mit ihrem Geschenk, den beiden roten Bändern, herbei, und mit Staunen und Verwunderung sehen die Umstehenden die Bänder sich in schöne Armspangen verwandeln.

Rübezahl hänselt einen Glaser. Auf seinem Spaziergange trifft Rübezahl einen Glaser, der stöhnend seinen Glaskasten über das Gebirge trägt. „Ei", denkt Rübezahl, da ihn die Langeweile plagte, „du sollst mir ein wenig die Zeit vertreiben und mir eine angenehme Stunde verschaffen." Schnell verwandelt er sich in einen Holzklotz, den der Glaser mit erfreuten Mienen betrachtet, seinen Glaskasten daran stellt und sich selbst darauf niederläßt, um ein wenig zu rasten. Das Plätzchen ist gar zu behaglich und schattig, und da nichts ihn stört, schläft er ein wenig ein und denkt noch im Einschlafen: „Wenn doch Rübezahl käme und mir den Glaskasten nach Hause trüge, wie dankbar würde ich ihm sein." Kaum hatte er jedoch ein wenig geruht, da beginnt der Klotz sich plötzlich zu regen; erschrocken erwacht der Glaser und muß nun ganz bestürzt sehen, wie der Klotz seinen Glaskasten umwirft und die in demselben enthaltenen Scheiben in tausend Stücke schlägt. Verzweifelt sieht er die Scherben an, ringt die Hände und ruft: „Ich bin ein ruinierter Mann!" Trostlos und mit trüben Gedanken an die Zukunft tritt er seinen Heimweg an. Rübezahl aber wollte den Schaden des Glasers nicht; denn während dieser noch jammerte, trug er den Glaskasten mit den unversehrten Scheiben nach dem Hause des Glasers, der ihn bei seiner Ankunft zu seiner großen Freude wiederfand.

Rübezahl bestraft einen Boten. Hoch oben auf dem Gebirge wandert ein Bote, und da der steinige Weg ihm das Gehen erschwert, ruft er unmutig aus: „Wenn Rübezahl doch für arme Leute hier oben Reitpferde halten möchte!" Eine solche Sprache ärgerte den Berggeist, und er beschließt, den Boten zu bestrafen. Kaum ist dieser einige Schritte weitergegangen, als sein Gehstock ihm zerbricht. „Nun wird es noch mühseliger und schwerer vorwärts gehen", denkt

der Bote, „wenn Rübezahl nur einige Bäume hätte wachsen lassen, von denen man sich einen Stab abschneiden könnte.“ Zu seinem Erstaunen findet er nur wenige Schritte weiter an einem Felsblock einen ähnlichen Stock wie der seinige war. Da kein Mensch zu sehen ist und auf sein Rufen und Pfeifen auch niemand erscheint, so nimmt er sich getrost den Stock, wandert mit ihm fort und freut sich des guten Tausches. Doch der Stock wird mit der Zeit schwerer und schwerer, ohne daß der Bote die Ursache hiervon entdecken kann; und als er ihm zufällig zwischen die Beine kommt, erhebt er sich plötzlich und trägt ihn durch Dick und Dünn, über Wald und Feld, Berg und Thal, Wiesen, Abgründe und Klippen. Der Bote erhebt ein furchtbares Geschrei, doch kein menschliches Wesen hört ihn; fest klammert er sich an. Städte mit ihren Häusern und Türmen sieht er unter sich, es schwindelt vor seinen Augen und er sieht nur noch, wie der Stock in eine öde Felswildnis hineinstürzt. Er verliert die Besinnung, stürzt zu Boden und als er erwacht, findet er sich vor seinem Hause, und neben ihm liegt Hut und Stock. Verwundert sieht er sich um, fragt, wie er hierher gekommen sei, und muß zu seinem Schaden noch den Spott der Nachbarn in den Kauf nehmen, die ihn auslachen, daß er die Nacht vor seinem Hause und nicht drinnen zugebracht habe.

Rübezahl hilft einem Bedrängten. Ein Bauer, der sich redlich von früh bis spät quält, kommt durch Unglücksfälle von Jahr zu Jahr in größere Schulden, die er, als ein Hagelschlag seine üppigen Felder trifft, nicht mehr im stande ist zu bezahlen. Vergebens bittet er bei Freunden und Nachbarn um ein Darlehen; überall wird er fortgewiesen, und als ein Gläubiger ihm seine letzte Kuh nimmt, zieht Mangel und Not in sein Haus ein, Frau und Kinder schreien nach Brot, das er ihnen nicht geben kann. In seiner Verzweiflung denkt er an Rübezahl, der schon so manchem geholfen hat; er geht ins Gebirge, ruft ihn und bittet, ihn zu retten. Da legt sich eine rußige Hand auf seine Schulter, und als er sich umwendet, steht ein Köhler vor ihm, der zornig ausruft: „Schon vielen half ich, die ich für treu und ehrlich hielt; doch keiner hat meine Gabe wert geachtet; deinen Kindern zuliebe will ich dir die Sorgen abnehmen. Doch halte die Pfennige zusammen, damit du wieder zu deiner Habe kommst.“ Schweigend führt der Berggeist den Bauer an einen Schacht, zeigt ihm eine Truhe mit Gold und fordert ihn auf, so viel zu nehmen, wie er brauche. Darauf läßt er ihn einen Schein unterzeichnen, ermahnt ihn, fleißig zu sein und in drei Jahren an demselben Ort das Geld zurückzugeben. Strahlend vor Glück stammelt der Bauer seinen Dank und geht fort, um in der Stadt Nahrungsmittel einzukaufen, die er seiner Frau und seinen Kindern nach Hause bringt. Vereint mit seiner Frau arbeitet er früh und spät und hat die Freude, seine Saaten aufs beste gedeihen zu sehen. Als das dritte Jahr vergangen ist, zieht er seinen Sonntagsrock an und geht mit seiner Familie ins Gebirge, um den Ort aufzusuchen, an dem er sein Geld zurückerstatten muß. Vergebens aber sucht er den Schacht; nirgends ist die Stelle zu finden, aus der er vor drei Jahren sein Geld holte. Plötzlich erhebt sich ein Wirbelwind, der ein Blatt dem Bauer entgegentreibt, auf dem mit Kohle geschrieben stand: „Zu Dank bezahlt!“

Rübezahl beschenkt einen armen Schuster. Müde und matt, mit zerrissenen Stiefeln, von der Sonne ermattet, von Hunger und Durst geplagt, kommt ein Schuster des Weges daher und ruht sich an einem schattigen Plätzchen aus.

Betrübt blickt er in die Ferne und sieht einen Wanderer in schöner Tracht herankommen, der lustig ein Liedchen pfeift. Der arme Bursche faßt sich ein Herz, tritt zu dem Wanderer und bittet kläglich um eine Gabe. Der Fremde spricht ihm freundlich Mut zu, nimmt sein Frühstück aus der Tasche, teilt es mit dem Schustergesellen und überreicht ihm, ehe er seinen Weg fortsetzt, ein Paar neue, derbe Stiefel. Dem Gesellen kommen vor Freude die Thränen in die Augen, er nimmt die Hände des Gebers, küßt sie, stammelt seinen Dank und geht weiter. Die schönen Stiefel leisten ihm zwei Jahre die besten Dienste; doch endlich werden auch sie mürbe und schwach, und durch die Sohlen dringt die Nässe. Der Geselle nimmt sie nun in die Hand, betrachtet sie wehmütig, zerschneidet die Sohlen und sieht mit freudigem Erstaunen Dukaten herausrollen.

Rübezahl belohnt eine Spinnerin. Auf hartem Lager mit bleichen, abgezehrten Wangen liegt eine kranke Frau, der das Nötigste zur Genesung, die Pflege, fehlt. Ihr Töchterchen, das ruhig die Spindel dreht, tröstet sie und erzählt ihr, daß sie in dieser Woche fleißig gesponnen habe und das Gesponnene jetzt zum Händler tragen wolle. Eilig macht sie sich auf den Weg, findet zu ihrem Schrecken aber den Fluß ausgetreten, so daß kein Pfad mehr zu sehen ist. Sie spricht sich selbst Mut zu, schürzt ihr Gewand auf und überschreitet den Fluß. Glücklich hat sie schon das Ufer erreicht, geht schnell zum Händler, öffnet freudig ihr Körbchen, findet dasselbe jedoch zu ihrem Entsetzen leer. Flehentlich bittet sie den Händler, ihr etwas Vorschuß zu geben, sie wolle es redlich abarbeiten. Dieser aber weist sie mit harten Worten hinaus, und schweren Herzens, mit thränenden Augen, geht sie fort. Unterwegs spricht ein Jäger sie an, erzählt ihr, daß seine Schwestern köstliches Linnen spinnen und bittet sie, am brausenden Flusse auf ihn zu warten, er wolle sie ungefährdet an das Ufer bringen. Stunde auf Stunde wartet das Mädchen dort; während die Mutter unruhig ihrer harrt, sitzt sie weinend am Ufer und sieht, wie das Wasser von Minute zu Minute steigt. Schon bricht der Abend herein, die Sterne stehen am Himmel: da endlich erscheint der Jäger, füllt das Körbchen mit stärkendem Wein und köstlichem Gespinst, nimmt das Mädchen in seine starken Arme, mit denen er die mächtige Flut zerteilt, und bringt sie unversehrt in ihre Wohnung. Hier erst gewahrt das Mädchen die köstlichen Spenden und merkt, daß Rübezahl ihr Retter gewesen ist.

Rübezahl bestraft einen Schmarotzer. Ein unverschämter Patron, der tags über auf der Bärenhaut liegt und sich stets von andern bewirten läßt, geht eine reiche Edelfrau um ein gutes, fettes Amt an. Zu dem Zwecke fertigt er eine Bittschrift aus, in der er die Vorzüge der Dame unmäßig erhebt, und hofft, durch diese Schmeicheleien die Gunst derselben zu erwerben. Da der Weg zum Schlosse weit ist, streckt er sich unterwegs im Schatten nieder, um sich auszuruhen und gleichzeitig den Brief noch einmal mit Wohlbehagen durchzulesen. Durch das Aufflattern einer Krähe wird er erschreckt; das Blatt entfällt ihm und der Wind führt es weit hinweg in die Berge. Mit Grimm sieht der Speichellecker dem Spiel der Winde zu, als er hoch erfreut neben sich im Grase eine Feder liegen sieht. Hastig ergreift er dieselbe, geht in eine Köhlerhütte und schreibt seine schamlos dreiste Bitte zum zweitenmal auf, bemerkt aber nicht, daß sich durch unsichtbare Hand jedes seiner Schmeichelworte in ein Schmähwort verwandelt, die mit beißendem Spott die Fehler der Dame rügen, die ihr

vorwerfen, daß sie die Unterthanen drücke und falsch und lieblos sei. Mit immer wachsendem Zorne liest darauf die Edelfrau das Blatt; ohnmächtig vor Wut läßt sie den erbärmlichen Wicht von ihren Hunden aus dem Schlosse jagen, der nicht schnell genug das Weite erreichen kann.

Rübezahl verwandelt sich in einen Oberst. Eine alte Gräfin, die von der Gicht geplagt ist, reist mit ihren Töchtern und Zofen nach Karlsbad, um dort Heilung zu finden. Der Wagen, der mit Sachen schwer beladen ist, geht nur langsam über die gebirgigen Wege, die vom Regen durchweicht sind. Endlich kommt der Mond hervor und wirft sein mattes Licht auf den Weg, so daß unheimliche Schatten hin und her wanken. Plötzlich fragt Johann, der Diener, der schon lange mit ängstlichem Gesicht in das Gebüsch gestarrt hat, den Postillion: „Siehst du dort den Mann, der seinen Kopf unter dem Arme trägt?“ „Still“, antwortet der Postillion, „schon lange sehe und beobachte ich ihn mit Entsetzen.“ Immer näher und näher kommt das Ungetüm; schon ist es dicht am Wagen, da schwingt es seinen eignen Kopf, wirft mit diesem den Diener, so daß dieser herunterfällt und im Fallen den Kutscher mitzieht. Der Fremde schwingt sich in den Sattel und fährt wie toll mit dem Wagen davon. Die Damen schreien entsetzt um Hilfe; da naht sich dem kopflosen Manne plötzlich ein zweiter, der in flüsterndem Tone den ersten zornig fragt, was er hier beginne? Zitternd antwortet dieser: „Ach, Herr vom Berge, habt Erbarmen mit mir, quält mich nicht zu grausam und verschont mich.“ „Deine Strafe wirst du später bekommen“, antwortet der zweite, „jetzt bestimme ich über die Fahrt.“ — Sich tief verneigend tritt er an den Wagen, reicht den Damen wohlriechende Essenzen, stellt sich als Oberst Riesenthal vor, ladet sie ein, in sein Schloß zu kommen, und erzählt, daß dieser Schurke sich als Berggeist Rübezahl vermummt habe, um sie irre zu führen. Bald hält der Wagen vor dem Schloß, Diener gehen geschäftig hin und her; in den reich geschmückten Zimmern ist Tageshelle und ein gemütliches Feuer prasselt im Kamin. Ein Arzt ist zur Hand, der den Damen kleine Mittel gibt, den letzten Schreck zu vertreiben, und endlich sind diese so weit hergestellt, daß sie sich zur Gesellschaft, die im Schloß versammelt ist, begeben können. Mit silbernem Geschirr ist der Tisch gedeckt, köstliche Speisen stehen darauf, bald ist Schreck und Reise vergessen, und bei Tanz und Spiel, unter Scherzen und Lachen vergeht die Zeit. Inzwischen stellen auch die Diener sich ein, die von Dornen arg geschunden sind und beschämt gestehen, daß der Kopf, der so viel Unheil anrichtete, ein großer Kürbis war. Die Helden werden weidlich ausgelacht und witzige und heitere Gespräche wollen kein Ende nehmen. Der Koch bringt das Konfekt, und zum Erstaunen aller hat er mit kunstvoller Hand den Überfall im Walde in den Süßigkeiten dargestellt. Natürlich gab dies neuen Stoff zum Lachen; die Gräfin scherzt am meisten und erklärt, daß sie an keinen Rübezahl glaube, sonst hätte er gewiß nicht geduldet, daß sie so arg in Schrecken versetzt wurden. Schon graut im Osten der Tag, und jeder der Gäste sehnt sich nach Ruhe. Nachdem sie auf kostbaren Betten ausgeruht haben, rüsten sie sich zur Weiterreise, danken dem Oberst Riesenthal mit warmen Worten für die Bewirtung und fahren ab. Nach langer, mühseliger Fahrt kommen sie an ihren Bestimmungsort, und die Gräfin eilt, im warmen Bade ihre matten Glieder zu stärken. Wer beschreibt jedoch ihr Erstaunen, als sie am Kurhause den Arzt erblickt, der sie im Schloß

11*

behandelt hat. „Wie ist es möglich“, ruft sie, „daß derselbe Mann, den ich vor kurzem noch im Schloß gesehen, bereits vor uns hier sein kann? Trügen meine Sinne mich?“ Schnell geht sie ihm entgegen, begrüßt ihn, freut sich, ihn wiederzusehen und plaudert mit ihm von dem angenehmen Abend auf dem Schlosse; er aber sieht sie verwundert an, versichert, daß er von allem nichts wisse, und im Glauben, daß ihr Geist vielleicht gelitten hat, rät er ihr zu einem Trank und beruhigt sie mit den Worten, daß das Bad ihr gewiß Heilung bringen würde. Immer größer wird das Entsetzen der Gräfin, als sie am Abend den Oberst mit seiner Gesellschaft erblickt; dieselben Gäste, die im Schlosse waren, sind hier versammelt. Freundlich eilt sie auf dieselben zu, wird jedoch mit kalten, spöttischen Mienen empfangen; man zuckt die Achsel, und alle sind einig darüber, daß sie eine Geisteskranke vor sich haben. Da sie jedoch eine Edeldame ist, so nimmt die Gesellschaft darauf Rücksicht, und nach und nach verstummt der Spott. — Als nun die Badekur beendet ist und die Gräfin abreist, macht sie im Gebirge Halt, um sich von dem Oberst Aufklärung zu verschaffen. Doch — wohin sie auch schaut, vom Schlosse ist keine Spur zu finden, und den Namen „Riesenthal“ kennt niemand. Jetzt erst wird es ihr klar, daß Rübezahl sie beschützt, gerettet und dann sein neckend Spiel mit ihr getrieben hat.

Rübezahl rettet einen Unglücklichen. Auf steinigem Wege, hart an jähen Schluchten, irrt ein einsamer Wanderer, den Gram und Sorge ins Freie getrieben haben. Er denkt über sein hartes Schicksal nach, das ihm keinen Wunsch gewährt, jede Hoffnung vereitelt und sein Streben unbelohnt gelassen hat. „Vielleicht“, denkt er, „gibt die Bergesluft dir neuen Mut und frische Kraft zum Streben und Ringen.“ In seine Gedanken vertieft, merkt er nicht, daß ein schwerer, grauer Nebel sich auf das Gebirge legt; und unrettbar wäre der Arme in den Abgrund, den er nicht sieht, gestürzt, hätte ihn nicht zu rechter Zeit ein Fremder gerettet. Dieser sah die Todesgefahr, in welcher der Wanderer schwebte, tritt schnell zu ihm und ruft: „Rührt keinen Fuß, denn neben Euch ist ein tiefer Abgrund; reicht mir die Hand, ich geleite Euch und bringe Euch an einen sicheren Ort! Seht, soeben fing ich diese schöne Forelle. Kommt mit in meine Hütte und verzehrt sie mit mir.“ Der Wanderer nimmt dies Anerbieten gern an und beide gehen der Hütte zu. Der Nebel schwindet nach und nach, die Sonne bricht sich Bahn, köstliche Düfte steigen herauf, und mit dem Licht und der würzigen Luft schwinden auch die finsteren Gedanken des Lebensmüden, und fröhlich sieht auch er wieder in die Zukunft. — Auf sauber gedecktem Tische dampft die Forelle und köstlicher Wein ladet zur Mahlzeit ein. Der Wirt tritt herein und entschuldigt sich mit verlegener Stirn, daß er den Gast habe so lange warten lassen, da er vom gestrigen Feste noch müde war, freut sich jedoch, daß seine Magd den Gast gut bedient hat. Scherzend droht derselbe mit dem Finger und sagt: „Scherzt nur, mit wem Ihr wollt; Ihr waret es ja selbst, der mich in Euer gastliches Haus geleitet hat; den Fisch hattet Ihr eben gefangen, und ohne Euch läge ich jetzt zerschmettert in der Tiefe.“ „Nun denn“, antwortet der Wirt, „so dankt Eurem Schöpfer, der Euch „Rübezahl“ zur Rettung sandte.“ Nun erst wird dem Gaste seine wunderbare Rettung klar, und begeistert ruft er: „Auf dein Wohl! du Herr vom Berge. Sei gesegnet immerdar!“



Adersbacher-Weckelsdorfer Felsen (mit der Sennerhütte). Nach Zeichnung von G. Täubert.

Das Waldenburger Bergland.

Landeshuter Kamm. Das Waldenburger Bergland. — Waldenburg. — Charlottenbrunn. — Altwasser. — Bad Salzbrunn. — Fürstenstein und der Fürstensteiner Grund. — Der 20. August 1800 auf dem Fürstenstein. — Adersbach und Weckelsdorf. — Von Schweidnitz nach dem Zobten. — Die Einsegnung des Lützowschen Freikorps in Zobten. — Die Burg Kynsberg im Schlesierthale. — Die Sagen der Kynsburg. — König Friedrich II. in Strehlen. — Warkotsch und der Jäger Koppel.

Landeshuter Kamm. Das Waldenburger Bergland. Der Teil des Riesengebirges, welcher östlich von Schmiedeberg und den Grenzbauden liegt und bis an den Bober reicht, heißt am passendsten das Landeshuter Gebirge, da es den südlichen Teil des Landeshuter Kreises erfüllt und seine Grenze bildet; er gehört seiner Natur nach zum Riesengebirge, besteht aus Gneis und Glimmerschiefer und hat breite und sanft gewölbte Rücken, deren Abhänge bewaldet sind. An diesen Kamm schließt sich östlich das Waldenburger Bergland, welches sich bis zum Eulengebirge hinzieht; es erfüllt den ganzen Waldenburger Kreis und hat von diesem seinen Namen. Dieses 19 km breite und 22 km ausgedehnte Gebiet bezeichnet man am besten nicht als ein Gebirge, sondern als ein Bergland, da es keine deutlich ausgeprägten Züge enthält. Selbst die einzelnen am meisten hervorragenden Spitzen ermöglichen nur zum Teil eine Orientierung. Nirgends ist eine Ebene zu finden; reichbelebte Thäler zwischen

Porphyrbergen, die stark bewaldet sind und darum nicht überall Aussichtspunkte bieten, durchziehen das mehr liebliche als großartige Land. Die Abhänge sind zum Teil sehr schroff, die Bewässerung ist nicht reichlich. Nördlich von Waldenburg herrscht lebhafter Steinkohlenbergbau. Kranke suchen und finden Genesung in den Badeorten Salzbrunn, Altwasser, Charlottenbrunn, Görbersdorf. Nach der Ebene hinaus erstrecken sich niedrige Ausläufer der Anhöhen bis nach Striegau.

Waldenburg. Der bedeutendste Ort der ganzen Gegend ist die Kreisstadt Waldenburg, die von allen Seiten von bewaldeten Höhen eng eingeschlossen ist. Die Stadt erhebt sich ziemlich in der Mitte des niederschlesischen Steinkohlenbeckens, welches hier die mächtigsten, nur an einzelnen Stellen durch Porphyr- und Sandsteinlager unterbrochenen Kohlenflötze enthält. Bei der hohen Lage des Ortes ist das Klima im allgemeinen rauh, und es herrschen fast unausgesetzt rauhe Luftströmungen, welche häufig Krankheiten der Atmungsorgane herbeiführen. Die 12060 Einwohner leben meist vom Bergbau und von der Weberei. Die Anfänge des Bergbaues reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück. Derselbe wurde aber durch den Dreißigjährigen Krieg lange Zeit unterbrochen und erst 1743 wieder aufgenommen. In diesem Jahre waren nur 50 Arbeiter in den Werken beschäftigt; die Zahl derselben stieg jedoch bis zum Jahre 1784 auf 424. Wegen der schnellen Entwickelung des Bergbaues wurde im Jahre 1778 eine Bergwerksdeputation errichtet, an deren Stelle 1793 ein Bergamt trat, welches bis zum Jahre 1861 bestanden hat. Gegenwärtig werden in dem ganzen Waldenburger Kohlenrevier über 10000 Arbeiter beschäftigt und über 40 Millionen Zentner Steinkohlen gefördert, deren Absatz hauptsächlich nach Niederschlesien gerichtet ist. In den zum Stadtbezirk gehörigen Gruben sind 2300 Arbeiter thätig, die gegen 12 Millionen Zentner Kohlen zu Tage fördern. Die Weberei, welche schon im 14. und 15. Jahrhundert betrieben wurde, beschäftigte sich bis zum Dreißigjährigen Kriege fast ausschließlich mit der Fabrikation von Tuchen, in welcher Waldenburg selbst Schweidnitz und Jauer übertraf. Der Krieg vernichtete diesen Erwerbszweig. Erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts hob sich die Weberei wieder, wandte sich aber von da ab der Herstellung von Leinenwaren zu. Die fertigen Waren, mit denen Waldenburg einen lebhaften Handel nach Hamburg, England, Holland und Spanien trieb, stellten im Jahre 1775 einen Wert von 160000 Mark, im Jahre 1800 einen solchen von mehr als 3 Millionen Mark dar. Die Drangsale des Krieges von 1806 trafen in hohem Grade den Leinwandhandel von Waldenburg, dessen frühere Blüte noch nicht ganz wieder hergestellt ist. Die Beteiligung der Stadt selbst an der Leinwandweberei ist unbedeutend; vielmehr wird dieselbe an den kleineren Orten des Kreises betrieben und beschäftigt über 4000 Arbeiter. Für Leinenwaren sind über 2000, für Baumwollenwaren über 500, für Waren gemischter Stoffe über 400 Handwebestühle im Gange; außerdem arbeiten sechs große Fabrikanlagen mit fast 1400 Maschinenstühlen. In Waldenburg selbst ist eine Spinnerei mit 300 Arbeitern. Unter den übrigen daselbst fabrikmäßig betriebenen Gewerben ist zu nennen die Herstellung von Porzellan. Die Porzellanfabrik beschäftigt 1300 Arbeiter und liefert jährlich Waren im Werte von mehr als einer Million Mark, die in Schweden, Dänemark, Rußland, Frankreich, England und Amerika ihre Abnehmer haben.

Die Gründung von Waldenburg fällt in das Ende des 12. Jahrhunderts. Sicher ist, daß schon 1191 die katholische Marienkirche daselbst bestand, deren Erbauung einem Grafen Czettritz von Neuhaus zugeschrieben wird. Die Kirche und namentlich die noch jetzt vorhandene, unterhalb des Altars sprudelnde, für besonders heilkräftig geltende Quelle wurde lange Zeit von Wallfahrern besucht, zu deren Aufnahme nach und nach eine Anzahl Häuser entstand, welche den Anfang der Stadt bildeten. Diese blieb etwa 500 Jahre im Besitze der Grafen von Czettritz.

Im Jahre 1719 kaufte ein Graf zu Stolberg-Wernigerode die Herrschaft Waldenburg, aus dessen Händen sie 1738 in den Besitz der Grafenfamilie von Hochberg kam, welche bis 1809 die Grundherrschaft ausübte.

Während der Schlesischen Kriege wurde die Stadt von Panduren unter dem Oberst Trenk, im französischen im Jahre 1807 von Württembergern unter Vandamme geplündert. Der Siebenjährige Krieg verursachte der Stadt 33 000, der französische 126 000 Thaler Kosten.

Interessant sind Spaziergänge von Waldenburg aus nach allen Seiten hin. Wenden wir uns nach Westen, so erreichen wir bald Hermsdorf und die Stadt Gottesberg. Überall begegnet uns hier der Steinkohlenbergbau. Schornsteine an den Förderungsschachten und Wettertürme, die dazu dienen, die schlechte Luft aus den Gruben zu schaffen, ragen empor; die Vorwärtshütte läßt ihre gut angelegten Hochöfen dampfen. An der Südseite des langen Dorfes Hermsdorf stoßen wir auf ein mit Stangen umzäuntes Loch, das der brennende Schacht genannt wird, aus dem die heiße Luft eines seit Jahren brennenden Kohlenflötzes aufsteigt. Dem nahen Gottesberg wird das Trinkwasser, weil es im Orte keins gibt, von dem gegen 7 km entfernten Orte Kohlau durch ein Hebewerk und durch Röhrenleitung zugeführt.

Wandern wir nach Süden, so kommen wir durch das große Dorf Ober-Waldenburg nach Dittersbach, in dessen Umgegend viel Rindviehzucht betrieben wird, da die Berglehnen daselbst reichliches und gutes Futter bringen; denn sie sind reich an Wiesen- und Grasplätzen. In der Nähe des Dorfes liegt das Gut Neuhaus, zu dem die auf hohem Berge gelegene Burg Neuhaus gehört. Die Mauern dieser Burg sind gut erhalten; sie zu durchstreifen ist interessant, da eine in den Fels gehauene Zisterne und große Kellergewölbe trotz teilweiser Verschüttung noch sichtbar sind. Von der Höhe blicken wir in den sogenannten Schwarzen Grund, ein ganz unbewohntes Waldthal. Die Burg soll um 1360 von Bolko II. erbaut, dann 1390 zerstört und später wieder aufgebaut worden sein. Im 15. Jahrhundert ist sie nach den Hussitenkriegen ein berüchtigtes Raubnest gewesen. Die Sage erzählt wie bei vielen andern Burgruinen auch hier von verborgenen Schätzen, die derjenige hebt, der die Schlüssel zu ihnen finden wird. Aber Burg Neuhaus hat auch eine schöne Sage aufzuweisen, die uns an die Weiber von Weinsberg erinnert. Einst war nämlich der Burgherr von Neuhaus in die Hände seiner Feinde gefallen. Da warf sich des Gefangenen Gemahlin dem Führer der feindlichen Schar zu Füßen, als er sie von ihrer Burg vertreiben wollte, und bat nur um die Gnade, so viel von ihrer Habe fortnehmen zu dürfen, als sie in einem Backtrog tragen könne. Als ihr diese Gnade bewilligt war, legte sie ihren Mann in den Trog und befreite ihn so aus der Gefangenschaft.

Von Neuhaus kommen wir auf lieblichen Wegen nach dem Marktflecken Charlottenbrunn, der, von 1500 Einwohnern bewohnt, in einem sich gegen die Weistritz öffnenden, waldreichen, romantischen Thalkessel gelegen ist. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ist der Ort als Badeort in Aufnahme gekommen und wird wegen seiner vorteilhaften Lage und wegen der leichten Verdaulichkeit seiner erdig-alkalischen Eisenwasser von + 6° R. besonders Brustkranken und nervenschwachen Personen empfohlen. Das Bad ist jährlich von etwa 1000 Kurgästen besucht. Die Einwohner leben entweder von der Bewirtung der Kurgäste oder vom Garn- und Leinwandhandel, oder sie suchen in den Bergwerken der Umgegend Beschäftigung. Alle Häuser gruppieren sich um den Brunnen und bilden nach Süden zu eine Gasse. Die Charlottenquelle ist mit einem Häuschen überbaut; hinter dem Badehause, in welchem die Eisenquelle sprudelt, ist eine Kolonnade errichtet, die bei ungünstigem Wetter viel benutzt wird. So lieblich und freundlich Charlottenbrunn von Natur ist, soviel ist für die Besucher desselben durch die Kunst geschehen. In dieser Beziehung hat sich besonders der im Jahre 1868 daselbst verstorbene Apotheker und Brunneninspektor Dr. Beinert verdient gemacht; er hat den Karlshain angelegt, den eine Menge Wege durchkreuzen, von welchen jeder zu irgend einem durch Steininschriften bezeichneten, mit einer Statue oder einem Denkmale geschmückten Platz oder einer mineralisch, geologisch oder botanisch interessanten Gruppe führt. Der höchste Punkt der Anlage ist die Ludwigshöhe; ein vielbesuchter Platz ist Garves Ruh, der so genannt ist nach dem Philosophen Christian Garve, der hier gern verweilte. Nicht weit von diesem Platz stoßen wir auf das Beinert-Denkmal, einen 3¾ m hohen Sandsteinobelisk, der dem verdienstvollen Bürger Charlottenbrunns zu Ehren errichtet worden ist. Eine lohnende Partie von dem Badeorte aus ist die nach dem Dorfe Kynau und der Kynsburg, die auch vielfach von Schweidnitz aus unternommen wird.

Altwasser. Trotzdem Waldenburg mit dem nördlich gelegenen Altwasser Eisenbahnverbindung hat, ist, weil der Waldenburger Bahnhof von der Stadt entfernt liegt, der Verkehr auf den Fuß- und Fahrstraßen zwischen beiden Orten fast noch lebhafter als der auf der Bahn. Altwasser ist durch seine kohlensäurehaltigen, erdig-salinischen Stahlquellen und durch sein mildes Klima schon früh als Kurort bekannt geworden und wird bereits 1357 als Antiqua aqua bezeichnet. Sieben Quellen, von denen der Oberbrunnen schon 1646 gefaßt war, der Luisenbrunnen erst 1857 erbohrt wurde, waren in ihrem Charakter einander ähnlich und wurden zum Trinken und Baden benutzt. Jetzt macht Altwasser auf den Namen eines Badeortes keinen Anspruch mehr; denn die Quellen sind zum Teil versiegt, zum Teil unbedeutend geworden, weil der mit großem Fleiß betriebene Bergbau immer mehr in die Tiefe gegangen ist. So versiegten 1869 der Georgsbrunnen und der Friedrichsbrunnen durch das weitere Abbauen der Kohlenflötze. Früher bot Altwasser mit seinen Naturreizen seinen Kurgästen ein stilles und gemütliches Leben; in den letzten dreißig Jahren ist die Physiognomie eine wesentlich andre geworden. Die Einwohnerzahl hat sich verdreifacht, ist auf 8100 gestiegen und mußte ein eignes Kirchspiel bilden; auch eine katholische Kirche ist erbaut und 1870 eingeweiht worden. Der Ort erscheint, namentlich an Sonntagen, fast wie eine Vorstadt von Breslau; und an Wochentagen macht der Qualm

der den Dampfessen entsteigt, den Aufenthalt unangenehm und ähnlicher dem in einer Fabrikstadt, als dem in einer Sommerwohnung auf dem Lande. Im Jahre 1875 sind mit der Eisenbahn dort 175700 Personen angekommen und 173400 abgereist. In den Gruben sind über 1100 Bergleute beschäftigt, die jährlich über $3\frac{1}{2}$ Million Zentner Steinkohlen zu Tage fördern. Aus mehreren hunderttausend Zentnern Kohlen wird in Öfen Koks bereitet. Eine Porzellanfabrik beschäftigt ungefähr 1500, eine Spiegelglasmanufaktur ungefähr 350 Arbeiter; nicht weniger thätig ist eine Garnspinnerei.

Wer Altwasser besucht, unterläßt es nicht, sich den interessanten Fuchsstollen anzusehen: eine Art Tunnel mit einem Geleise eiserner Schienen, auf denen in kleinen Wagen die Steinkohlen hinausgefahren werden, deren weitere Verladung auf dem davorliegenden kleinen Platze erfolgt. Bei dem die Aufsicht führenden Steiger kann man die Erlaubnis erlangen, auf reinlichen Wagen in die Stollen hineinzufahren. Der Fuchsstollen wurde 1792 als ein überwölbter Kanal angelegt, der $2\frac{1}{2}$ km weit in das Innere des Berges führt, um den Abfluß des Grubenwassers zu ermöglichen. Dieses Wasser trug, wie ein kleiner Fluß, lange schmale Kähne, in denen die geförderten Kohlen hinausgefahren wurden. Das nahe Wirtshaus „Zur Schiffahrt" erinnert an jene Zeit. Mittwochs und Sonnabends war es Fremden gestattet, noch eingeholter Erlaubnis vom Bergamte in Waldenburg auf einem solchen Kahne etliche hundert Fuß unter der Oberfläche des Berges auf dem trüben Styx eine Wasserpartie in das Schattenreich zu unternehmen. Nach dem Abbau der oberen Flötze genügte die Wassermenge nicht mehr, und deshalb hat jene Schiffahrt 1853 aufgehört. Die Sohle des Kanals wurde der ganzen Länge nach überbrückt, ein Schienengeleise angelegt, und die Fahrt erfolgt seitdem auf trockenem Wege, auf welchem jetzt täglich über 3500 Tonnen (fünfmal soviel als früher) hinausgerollt werden.

Bad Salzbrunn. Nördlich von Altwasser liegt Schlesiens besuchtester Badeort Salzbrunn, zu welchem jährlich über 2000 Kurgäste ihre Zuflucht nehmen. Der Ort breitet sich in einem weiten, freundlichen, von der Salzbach durchflossenen Thale aus und zerfällt in drei Teile, nämlich in Ober-, Nieder- und Neu-Salzbrunn; er hat nahezu 6000 Einwohner, die fast nur von der Bewirtung der Kurgäste und vom Bergbau leben; die Weberei, welche vor der Benutzung der Salzbrunner Quellen den größten Teil der Einwohnerschaft beschäftigte, wird jetzt nur noch in geringem Umfange betrieben. Über die Geschichte des Ortes läßt sich nur sehr wenig sagen; er gehört seit 1405 zur Herrschaft Fürstenstein, deren gegenwärtiger Besitzer der Fürst von Pleß ist. Die älteste Quelle, der Oberbrunnen, war bereits im Jahre 1316 bekannt und benutzt. Die späteren Kriegswirren brachten den Brunnen wieder in Vergessenheit; erst nachdem zu Anfang des 18. Jahrhunderts die übrigen Quellen entdeckt worden waren, begann der Ruf Salzbrunns sich allmählich zu heben. Jetzt hat der Ort längst den Charakter einer Stadt angenommen, deren Straßen gepflastert sind, die Gas- und Wasserleitung hat, deren Wege besprengt werden.

Die Quellen werden meist zum Trinken benutzt, obgleich vier Häuser Badeeinrichtungen enthalten und gegen 6000 Bäder meist zur Unterstützung der Trinkkur verabreicht werden. Die Hauptquelle ist der Oberbrunnen, gewöhnlich Salzbrunnen genannt, der einen anfangs säuerlichen, später salzigen Geschmack

hat; er wird rein oder auch mit Molken gemischt getrunken und hilft bei Leiden der Atmungsorgane. Außer der Kurzeit werden jährlich von diesem Brunnen ungefähr 200000 Flaschen gefüllt, die bis nach Amerika gehen. Jenseit des Mühlteiches entquillt der Mühlbrunnen, der weniger salzig schmeckt und weniger getrunken wird. Ihm ähnlich ist die neue Quelle, deren Wasser auch versandt wird. Salzbrunn hat auch Moorbäder. Molken werden bereitet aus der Milch, die 150 Kühe, 600 Ziegen und 300 Schafe liefern.

Kürzere und längere Spaziergänge, die alle reiche Abwechselung bieten, unterhalten den Fremden aufs beste. Der schönste Ausflug ist der, welchen Fürstenstein mit dem Fürstensteiner Grund gewährt. Von den vier Thälern, welche von Salzbrunn aus parallel nebeneinander her nach Norden zu laufen, ist der Fürstensteiner Grund der engste, tiefste und von den steilsten Wänden eingefaßte. Viele gewaltige Felsmassen, die aus dem üppigen Baumwuchs hervortreten und den Weg wie den Hellabach zu beständigen Krümmungen nötigen, die auch das Bett des Flusses mit ihren Trümmern so übersäet haben, daß das Wasser unwillig brausend seinen Weg zwischen den hartköpfigen Eindringlingen suchen muß, geben dem Thale einen wilden Charakter. Bald gelangen wir an ein Gitterthor. Wir durchschreiten die Thür und schlagen einen Fußweg ein, der uns bergauf zum alten Schloß Fürstenstein, zur sogenannten alten Burg führt. Gehen wir dann wieder in den Grund hinab und in diesem nördlich weiter neben dem Fluß, so erblicken wir auf einem Bergvorsprung des rechten Ufers das neue Schloß, welches an der einen Stelle seine fünf Stockwerke zeigt.

Wann zuerst auf dem Fürstenberg oder Fürstenstein eine Burg erbaut worden ist, läßt sich nun nicht mehr ermitteln. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts war die Burg jedenfalls schon von großer Bedeutung; denn alle Piasten aus der Schweidnitz-Jauerschen Linie, denen die Burg gehörte, nannten sich Herren von Fürstenberg: ein Beweis, daß sie diesem ihren Besitze Wichtigkeit beilegten. So nannte sich Bolko I., ein Enkel des bei Wahlstatt gefallenen Herzogs Heinrich, als er 1290 die Stadt Schweidnitz und ihr Gebiet erhielt, Herr von Fürstenstein.

Da er abwechselnd auf der Bolkenburg bei Bolkenhain und auf dem Fürstenstein wohnte, in beiden Burgen seinen Schatz verwahrte, so gehörte die Burg Fürstenstein schon damals gewiß zu den wichtigsten Burgen seines Landes und hatte wahrscheinlich schon die dem Feinde Ehrfurcht gebietende Gestalt, die sie später hatte, als die Breslauer sie zur Zeit Podiebrads in Briefen an den Papst den Schlüssel Schlesiens nannten. Die Burg sollte gegen Belagerungen der Feinde schützen, war also fest gebaut und hatte, weil der Herzog nicht immer in derselben wohnte, einen Burggrafen, welcher die Güter des Fürsten verwaltete, und auch eine Besatzung. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts waren Friede, Ordnung und Ruhe in den Landen Schweidnitz und Jauer geschwunden, also auch auf dem Fürstenstein; denn nach Bolkos II. Tode war seine Witwe Agnes der Regierung, welche damals Ernst und Strenge forderte, nicht gewachsen. Als Agnes starb, erhielt das Land Anna, Bolkos Nichte und Gemahlin Karls IV., und so kam es unter böhmische Oberhoheit.

Den wilden Hussiten mußte der Fürstenstein wegen seiner Lage und Festigkeit ein wünschenswerter Besitz sein. Schon im Jahre 1427 suchten sie die Burg zu erobern, aber sie wurden zurückgeschlagen. Doch schon im folgenden Jahre finden wir die Feste in den Händen der Hussiten, die in derselben jedenfalls

eine starke Besatzung zur Verfügung hatten; denn vom Fürstenstein aus durchzogen die Hussiten plündernd das Land, nahmen fort, was sie bekommen konnten, und brachten es in der festen Burg in Sicherheit. In dem schönen Schlesien herrschte der Krieg und die Verwüstung damals an allen Orten. Durch den Krieg der Hussiten verwilderten auch viele Schlesier, so daß sie an dem grausamen Kriegshandwerk Gefallen fanden. Im Jahre 1445 ist im Besitze des Fürstensteins Hermann Czettritz, ein wilder Ritter. Wie von Süden her die Böhmen, so fielen von Norden her die Polen in das Land und machten es zum Schauplatz unerhörter Greuel und Übelthaten.



Der Elisenhof in Salzbrunn. Nach Zeichnung von G. Täubert.

Der raublustige Adel schloß sich bald den Böhmen, bald den Polen an; und alles fehdete, brannte und mordete; kein Eigentum war sicher, keine Straße ungefährdet; selbst schlesische Fürsten stellten sich oft an die Spitze solcher Raubzüge. Damals stand an der Spitze derer, die für Recht und Gerechtigkeit eintraten, die Stadt Breslau, der sich bisweilen noch andre Städte anschlossen. Manche Raubburg haben die braven Bürger gebrochen, manchen frechen Räuber gehängt; aber ihre Kräfte reichten nicht hin, und ihr Eigentum fiel oft in Feindeshand. In dieses beunruhigte Schlesien wurde von des Kaisers Albrecht Witwe Elisabeth der böhmische Kriegshauptmann Assenheim geschickt, damit er Ruhe und Ordnung im Verein mit den Breslauern in das Land bringe und die Polen vertreibe. Assenheim verjagte bald die Polen, drang bis in ihr eignes Land, gefiel sich aber in dem ungefährlichen Kriegsleben so sehr, daß er seine

Räubereien in Schlesien, ohne einen Feind zu haben, fortsetzte. Die Stadt Namslau hatte er zu seiner Feste gemacht, von der aus er die Umgegend bis nach Öls hin brandschatzte, weil es der Herzog von Öls mit den Polen gehalten hatte. Nun rief dieser die Polen nach Schlesien zurück; mit den Breslauern verfeindete sich Assenheim, weil diese sein Treiben mißbilligten. Dafür aber fand er Raubgesellen in den Besitzern der Bolkenburg und in Hermann Czettritz auf Fürstenstein. Jetzt wurde von Namslau, der Bolkenburg und dem Fürstenstein aus Schlesien verwüstet. Die Raubzüge brachten bedeutende Beute ein, welche die Räuber in ihre festen Burgen schleppten. Geistliche und Lehrer griffen zu den Waffen, um das Land zu schützen; der Bischof schleuderte den Bannstrahl auf die rohen Ritter: aber alles war vergeblich. Drei Jahre, bis zum Jahre 1445, wüteten die grausamen Menschen. Durch die Bemühungen der Herzogin Elisabeth zu Liegnitz kam endlich ein Friede zustande. Aber Assenheim hielt nicht, was er versprochen hatte; er zog plündernd nach Neumarkt, wurde aber dort ergriffen und zur Strafe seines Rechtsbruches enthauptet.

Über dieses Urteil waren die Freunde des Assenheim empört, und sie begannen wieder ihre Raubzüge gegen die Städter; erst im Jahre 1449 werden endlich die Fehden beigelegt. Allein nach Verlauf von nicht mehr als zwölf Jahren loderte durch Podiebrad schon wieder die Kriegsfackel auf durch ganz Schlesien, Mähren und Böhmen, und die Schloßherren fanden abermals ihre volle Beschäftigung. Podiebrad kam nach Schlesien, belagerte und bekam — ob mit Gewalt oder durch Unterhandlungen ist ungewiß — den Fürstenstein im Jahre 1463 und gab ihn seinen Getreuen. So wurde die Burg wiederum eine Geißel für Schlesien. Zur Freude der Breslauer kam im Jahre 1474 Matthias von Ungarn mit 1500 Reitern und 3000 Trabanten, um endlich die Frevler auf dem Fürstenstein zu züchtigen. Zwar erschütterten die Büchsen mit Macht die Wehre und Türme der Feste, aber die Festung blieb unerobert, die Gewandtheit und Tapferkeit der Besatzung unbesiegt, und Matthias mußte die Belagerung aufgeben, weil ihn ein Einfall der Türken nach Ungarn zurückrief. Der Raubritter vom Fürstenstein konnte, wie früher, die Straßen unsicher machen.

Im Jahre 1509 kaufte den Fürstenstein Kunz von Hochberg, dessen Familie ihn noch heute im Besitz hat. Im Dreißigjährigen Kriege mußte die Burg Hans Heinrich von Hochberg verlassen, und sie wurde einmal von den Kaiserlichen, zweimal von den Schweden erobert. Nach dem Frieden ließ dann der Besitzer die Festungswerke abtragen und machte aus dem Hause des Krieges eine Stätte des Friedens. Es würde zu weit führen, wenn wir uns bekannt machen wollten mit der ganzen Kette von Sorgen und Mühen, welche die Familie Hochberg um den Besitz des Fürstensteins durchzukämpfen gehabt hat, wieviel Leiden sie getragen, wieviel Geld sie dabei verausgabt hat; wie sie aber immer in der Not Rettung gefunden, wie sie selbst vom ärmsten Bauer, wenn er nur noch etwas hergeben konnte, unterstützt worden ist, weil sie überall Liebe gesäet und Liebe geerntet hat. Wenn nach den Zeiten des Druckes und der Not friedlichere Zeiten zurückkehrten, traten auch bald geordnetere Verhältnisse wieder ein. Ein mühevolles Leben führte besonders Hans Heinrich I. von Hochberg, dessen Verdienste Ferdinand III. dadurch anerkannte, daß er ihn 1650 zum Reichsfreiherrn ernannte. Auf den Fürstentagen zeichnete sich der Besitzer von Fürstenstein sehr aus, und Kaiser Leopold erhob ihn 1666 in den Reichsgrafenstand. Die Hochbergs

begrüßten die Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich II. auch deshalb, weil ihnen durch dieselbe freie Religionsübung gestattet wurde. Besonders verdient machte sich um den Fürstenstein der Graf Hans Heinrich VI., welcher 1768 geboren wurde, die sorgfältigste Erziehung erhielt und ein Freund und Beschützer der Künste und Wissenschaften wurde. Er wurde im Verein mit seiner hochverehrten Gemahlin der Schöpfer der schönen Anlagen des Fürstensteins, welche die demselben von der Natur gegebenen Reize so sehr erhöhen. Ihm dankt der Wanderer die schönen Partien im Grunde, im Thale des Hellabaches, die schönen Waldgehege, die Ruhesitze und Aussichtsplätze, den wohnlichen Gasthof, das freundliche Schweizerhaus, die Erweiterung der Bibliothek.



Eingang in das alte Schloß Fürstenstein. Nach Zeichnung von G. Täubert.

Der 20. August 1800 auf dem Fürstenstein. Der schon erwähnte Graf Hans Heinrich VI. von Hochberg war es auch, der die oben erwähnte sogenannte alte Burg erbauen ließ. Kurz vor Ablauf des 18. Jahrhunderts legte er sie so an, wie wenn sie aus den alten Zeiten herrühre, in denen hier vielleicht ein kleines Kastell der „Vorstinburg" gestanden hat. Eine Zugbrücke führt zum Eingangsthor, das zwischen zwei kleinen runden Türmen mit Spitzdächern liegt; durch dieses gelangt man in den Burghof, der wie das von ihm umschlossene Bauwerk sehr klein ist. Die Ausstattung im Innern der alten Burg ist wirklich alt und zum Teil recht interessant; sie wurde durch Geschenke oder Kauf aus andern Burgen zusammengebracht. In der Decke der Rüstkammer steckt ein Pfeil, welchen im Jahre 1813 einer der Baschkiren hineinschoß. Unweit des

Schlosses liegt der Turnierplatz, auf welchem der Besitzer Fürstensteins dem Könige Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise ein Fest gab, wie es Schlesien seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen hatte. Ein Augenzeuge, der Bibliothekar Giersberg, berichtet über das Fest ungefähr in folgender Weise:

„Der König, die Königin und Prinz Heinrich kamen mit ihrem Gefolge am 20. August 1800 um 1 Uhr mittags zu Fürstenstein an und erhoben sich um 4 Uhr durch das wilde, von hohen Felsen eng umschlossene Thal der Salzbach zur Vorstinburg. Auf der Warte der Burg wehte bei der Ankunft der königlichen Herrschaften das Hochbergsche Panier, von einem gepanzerten Reisigen bewacht, und um die vor dem Burgthore befindliche Stechbahn saßen bequem mehrere tausend Menschen auf einem siebenfachen Amphitheater. Schon früh waren die zur Darstellung eines Ritterspieles vereinten, in Prachtkostüme des Zeitalters Karls V. gekleideten Herren in die Burg eingezogen. Drei schlesische Grafen waren als Kampfrichter, Graf von Hugk und Bethusy als Panierherr bestimmt. Sechzehn schlesische Edelleute waren in vier Quadrillen geteilt und hatten um sich einen Geheimschreiber, einen Herold, Knappen und Fußwache zur Besatzung.

Als der Trompeter auf der Warte das Erscheinen der Fremden verkündigte, wurde Alarm geblasen. Nachdem die königlichen Herrschaften mit ihrem Gefolge die der Burg gegenüberliegende Schaubühne bestiegen hatten, senkte sich die Zugbrücke, und der von Trompetern begleitete Herold ritt aus der Burg, um zu forschen, wer die angekommenen Fremden seien. Nachdem er Meldung gethan hatte, sprengte der Panierherr, welchen die Ritterschar bis an die Schranken begleitete, von der Burg bis zu dem Balkon und sprach folgende Reden:

1. An den König und die Königin. Als die fröhliche Kunde durch Schlösser, Burgen und Gauen des Gebirges ertönte, der Vater, die holde Mutter des Landes kämen wirklich zu uns, wollten selbst hier zu Vorstinburg weilen, erfreute sich traun jeder der guten Einwohner dieses Landes; jeder harrte sehnsuchtsvoll und ungeduldig der hohen Ankunft. Auch die zu dieser uralten Feste verbrüderten Ritter blieben nicht lange aus; sie greifen nach alter deutscher Sitte hastig zum längst müßigen Schwerte und zur Lanze, um den Tag zu feiern, an welchem eure Ankunft zur Burg diese verherrlicht.

Wir bitten, es sei uns vergönnt, das Spiel zu beginnen, welches die älteste deutsche Fürstentreue als Zeichen der Freude bei glücklichen Begebenheiten, als Beweis der Ergebenheit erfand. Sind auch unsre Arme durch lange glückliche Rast ungeübter, so hat es Ersatz in treuen Herzen, welche voll Liebe und Hoffnung warm für euch schlagen und uns hier versammelten.

Edles Königliches Paar! Ist es uns vergönnt? Darf das Ritterspiel beginnen? Welch ein Glück für den Sieger, wenn unsre geliebte Landesmutter ihn würdigen sollte, den Ritterdank aus ihren — aus solchen Händen — zu empfangen.

2. An die Ritter (nach erhaltener Erlaubnis): Wackere Ritter, es ist euch vergönnt. Ihr trachtet nicht nach Lohn, sondern nach Ruhm, der unter diesen Panieren nie fehlen kann; jenen habt ihr schon durch den frohen Anblick. Bald werden euch die Schranken geöffnet werden.

3. An die Kampfrichter: Ehrsame Richter! Um wohl vorzustehen eurem Amte, richtet gewissenhaft und streng. Seid eingedenk des Wahlspruches unsres

Paniers. Seid nicht gegen einige gütig, sonst werdet ihr ungerecht gegen alle. Seid immer streng gerecht — jedem das Seine — nicht nach Rücksichten, wohl nach Recht und Thaten.

4. An das Volk: Versammeltes Volk! Es ist euch vor vielen vergönnt, den Anblick, der heute uns hier alle beglückt, zu genießen. Mißbraucht diesen Vorzug nicht. Still und ehrsam belugt das friedliche Spiel der Ritter. Im Taumel der Freude vergeßt nicht der hohen Anwesenden.

Nach diesen Worten begann die Ritterschar unter Anführung des Panierherrn, der das königliche Panier vorantrug, den feierlichen Aufzug; und nachdem derselbe das Panier dem Gebrauche nach vor dem königlichen Balkon aufgepflanzt hatte, begann das Stechen nach alter Sitte und Ordnung.

Die höchste Probe der Geschicklichkeit bestand bei diesem Ritterspiel darin, zu Pferde im Galopp Statuen von verschiedener Gestalt, wie Jungfrauen einen Kranz, Bären und Sirenen einen Ring mit der Lanze abzustechen, und Mohren mit dem Schwerte den Kopf abzuschlagen. Die Pracht und die Feierlichkeit der Darstellung, abwechselnde Chöre von Musik, die Tausende von versammelten Zuschauern und die Umgebung einer wilden, mit Überresten vergangener Jahrhunderte bezeichneten Natur machten das Ganze zu einem der interessantesten und seltensten Schauspiele.

Nach beendigtem Turnier erhielten vier Ritter als Sieger aus der Hand der Königin den Dank. Der Ritterdank bestand in zwei an Ketten und zwei an Bändern hängenden goldenen und silbernen Medaillen mit dem Brustbilde des hohen königlichen Paares in alter Rittertracht. Huldreich hängte die Königin dem knieenden Sieger den Ritterdank um den Hals; feierliche Stille herrschte während der schönen Szene.

Nach ordnungsmäßigem Abzuge der Ritter wurden die königlichen Herrschaften, während das Panier vorangetragen wurde, auf die Burg begleitet, wo sämtliche Ritter dieselben auf der Brücke unter einem von ihren hochgehaltenen Lanzen gebildeten Obdache empfingen. Das königliche Paar verweilte in den dortigen Gemächern bis zur einbrechenden Nacht.

Die Menge der Zuschauer war so groß, daß der Wagenzug über eine Meile einnahm. Die Illumination der fünf Fensterreihen des Schlosses, der beiden Galerien des Turmes und des Schloßplatzes gewährte einen neuen überraschenden Anblick. Der festliche Zug wurde durch einen Maskenball beschlossen; dann kehrten Tausende von Menschen wohlbefriedigt in ihre Heimat zurück."

In unserm Jahrhundert haben noch öfter königliche Herrschaften auf kürzere und längere Zeit den Fürstenstein besucht und sich auf demselben wohl gefühlt. Das Haupt der Familie Hochberg erhielt im Jahre 1840 die Würde eines Standesherrn in Schlesien und durch Erbschaft im Jahre 1846 das Fürstentum Pleß in Oberschlesien. Wir hoffen, daß der Fürstenstein, von dem in alter Zeit ebensoviel Unheil wie in den letzten Jahrhunderten Segen und Glück und Freude über Schlesien gekommen ist, noch lange ein Eigentum der Hochberge, der Fürsten von Pleß, die auf ihm nun schon fast 380 Jahre lebten und wirkten, bleiben möge zu ihrem und des Landes Segen.

Adersbach und Weckelsdorf. Die Umgegend von Waldenburg dürfen wir nicht verlassen, ohne noch eine kurze Wanderung nach Süden unternommen zu haben. Dort müssen wir noch Felsen betrachten, welche äußerst interessant sind, aber vielleicht doch in höherem Rufe stehen, als sie verdienen. Weil sie mit der Sudetenkette zusammenhängen und von den meisten Besuchern des Riesengebirges bewundert werden, müssen wir sie hier in unsre Betrachtung ziehen, obgleich die Leute, welche dort wohnen, kaiserlich österreichische Unterthanen sind. Wir wandern nach den Felsen von Adersbach und Weckelsdorf. Diese Felsen hätten wir schon von Landeshut erreichen können. Gehen wir nämlich von dieser Stadt nach Süden, so erreichen wir bald das am Bober gelegene kleine Liebau; von dort gehen wir in südlicher Richtung, indem wir das Überschaargebirge zur rechten Hand (südlich) haben, nach dem unbedeutenden Städtchen Schömberg, in welches wir auch auf angenehmem Wege vom Kloster Grüssau gelangen können. Von Schömberg führt uns die Straße in der Richtung, in der wir von Liebau gekommen sind, weiter nach Merkelsdorf. Dieses Dorf liegt von Waldenburg aus südwestlich. Kommen wir von dieser Stadt, so machen wir unterwegs einen kleinen Abstecher nach dem berühmten Kurort Görbersdorf, der kein Mineralbad, sondern eine Heilanstalt für verschiedene Krankheitsformen der Schwindsucht ist. Der Ort dehnt sich in einem schönen Thale aus, dessen Seiten von hohen, mit Nadel- und Laubholz bewachsenen Bergen umschlossen sind. Die Anstalten daselbst sind großartig eingerichtet; die eine umfaßt 110 Fremdenzimmer, zwei Wintergärten, Speise- und Lesesaal und ist von Parkanlagen umgeben, die sich weit ausdehnen und unmittelbar an den Wald anschließen. Von


Eingang in die Felsenstadt.

Görbersdorf wendet sich die Straße nach Südwesten; wir stoßen auf einen von den vielen Orten, die Friedland heißen, und verfolgen die Straße bis Merkelsdorf. Die deutsche Grenze haben wir bereits überschritten, wir befinden uns im ersten österreichischen Dorfe und treffen es hier, wie an so vielen schlesisch-böhmischen Grenzübergängen. Daß wir von vielen Bettelkindern angegangen werden, überrascht uns nicht; aber wir bewundern die Größe, das Aussehen und die Einrichtung des Weinhauses, das uns durchaus nicht dorfmäßig, sondern fast großstädtisch erscheint. Der Wirt findet seine Rechnung; denn hier herrscht nicht nur im Sommer reger Verkehr, sondern auch im Winter

treffen sich hier oft von Norden und Süden her große Gesellschaften in Schlitten zusammen, welche in Merkelsdorf die Annehmlichkeit der Schlittenfahrt durch ein Glas guten Weines und durch einen munteren Tanz erhöhen.

In einer Stunde haben wir Adersbach erreicht und bleiben im Gasthofe „Zur Felsenstadt". Von der Sächsischen Schweiz her begleitet das Gebirge ein Zug, der aus Sandstein besteht, aber nicht überall deutlich zutage tritt. Bei Adersbach, dicht an der schlesischen Grenze und an den Quellen der Metau, eines Nebenflusses der Elbe, tritt dieser Sandstein entschieden auf und bildet eine 4 km lange und 2 km breite Gesteingruppe, die sehr bewundert wird. Ursprünglich waren diese Steine entschieden eine einzige große Felsmasse, die aber bei ihrer ziemlich geringen Festigkeit durch die jahrtausendelang anhaltenden Einwirkungen der Witterung und des Wassers tief durchrissen ist, so daß Gänge und Spalten der verschiedensten Art und Formationen entstanden sind, die wild und sonderbar genug aussehen. Hinter dem Gasthause steigen aus einer feuchten Wiesenfläche die Sandsteinmassen empor, und als Vorposten begrüßt uns der umgekehrte Zuckerhut, ein oben breiter, unten spitz zulaufender Block, der jeden Augenblick — so seltsam ist das Mißverhältnis der Höhe und Breite zu der schmalen Grundfläche — umzustürzen droht. Der Eingang in die eigentliche „Felsenstadt" ist durch eine hölzerne Thür verschlossen. Der Eintritt ist nur gegen Erlegung von einer Mark für die Person gestattet; keine Person darf ohne einen Führer — diese sind von den Besitzern angestellt — eintreten. Der Führer wird für seine Bemühung mit einer Mark honoriert; auch für den Führer wird das Eintrittsgeld von den Fremden bezahlt. Auf diese Weise wird der Fremde hier und in Weckelsdorf geschröpft. Nichtsdestoweniger wird er befriedigt die Felsen verlassen. Durch ausgewaschene Sandsteinmauern, auf deren Höhen mächtige Nadelhölzer in die Luft ragen, gelangt man in die Felsen. Man glaubt in eine ausgestorbene Stadt, deren Dächer längst niedergebrannt oder versunken sind, zu treten. Einzelne Öffnungen deuten die Fenster an, zu beiden Seiten laufen kleine Gassen aus. Den Wanderer erfüllt ein unheimliches Gefühl der Öde, des Verlassenseins. Auf einem Fußsteige dringt man durch eine enge, kalte und pflanzenreiche Schlucht, welche ein Bach durchrieselt. Zu beiden Seiten zeigen sich nun die merkwürdigen Steingebilde, denen lebhafte Phantasie



Wasserfall bei Adersbach.

der Menschen aus entfernter Ähnlichkeit Namen beigelegt hat: hier steht ein Kapuziner, dort ein linker Handschuh, ein Ratsherr in der Allongeperücke, eine Urne, eine Nonne, ein Galgen, ein hohler Zahn, ein Walfisch, eine Pyramide, der Breslauer Elisabethturm, der Mops u. s. w. Man gelangt endlich an den Silberquell, der ein wohlschmeckendes, aber sehr kaltes Wasser hat. Bald wird man in eine natürliche Grotte geführt, in welche das gesammelte Wasser des Bächleins etwa 12 m hoch hinabstürzt. Die ohnehin eigentümliche Erscheinung eines unterirdischen Wasserfalles macht bei der Enge des Raumes durch das Tosen, den Wasserstaub und die momentane Verdickung der kühlen Luft einen überraschenden Effekt. Das Wasser wird natürlich gestaut. „Plötzlich“, so erzählt W. A. Gerle, „wird die erste Schütze des oben in einem eignen Behälter gesammelten Wassers geöffnet, und mit mächtigem Rauschen stürzt die Wassermasse, in weißen Schaum zerberstend, gleich Millionen und Billionen von Perlen und Diamanten in das tiefe Becken hernieder. Doch horch, ein ferner Donner schallt! Die zweite Schütze wird geöffnet, und mit brausender Gewalt tost ein vermehrter Wasserfall hernieder. Es flimmert und schimmert der Wassersturz, Kristalle entstehen und zergehen in unzählige Gruppen von Sternen und Blumen, als wenn man in den blendenden Schimmer eines mit Edelsteinen gefüllten Kaleidoskops schaute, bis endlich die ganze strahlende Erscheinung sich in der Tiefe des Beckens in schäumenden Gischt auflöst und auf dem Wasserspiegel zerfließt. Ein ziemlich mühsamer Pfad durch eine Felsenspalte — die Wolfsschlucht genannt — wo die Kunst der Natur nur gerade soviel nachgeholfen hat, um sie wegbar zu machen, führt auf die Höhe des Wasserfalles und gewährt einen neuen, interessanten Anblick desselben, indem man oberhalb des Sturzes in die gähnende Tiefe herabschaut, wie dort das Wasser braust und wogt. Hier ist das von Sandsteinfelsen umgebene Wasserbecken mit dem für den Wasserfall gestauten Wasser; gegen ein Trinkgeld fährt ein Schiffer auf einem Kahn den Reisenden etwa 300 Schritte über dieses merkwürdige Wasser hin. In der Felsenstadt ist ein Echostein, wo ein vielfach widerhallendes Echo auf Rufen, Blasen und Schießen (der Schuß kostet eine Mark) geweckt wird. Weiter westlich liegen die unbedeutenden Trümmer der Burg Althaus, die auf einer vorspringenden Felsecke gleich einem Adlerneste auf dem höchsten Punkte von Adersbach gestanden hat; die Burg soll ein Räuberschloß gewesen sein.

Im Jahre 1772 besuchten zwei Engländer die Adersbacher Steine und wollten ein Gewitter in denselben beobachten. Acht Tage harrten sie vergeblich. Da endlich ballten sich beim Einbruche der Nacht die Wolken über der Felsenstadt zusammen, und die Engländer eilten allein ohne Führer in die Wildnis hinaus. Das Gewitter entlud sich auch bald mit seiner Furchtbarkeit über dem Felslabyrinthe. Tausendfach dröhnte der Donner durch die Schluchten, der Sturm heulte, der Regen schoß in Strömen herab und die Blitze erleuchteten die Finsternis nur auf Momente, um die gespenstigen Schrecken der furchtbaren Umgegend erkennen zu lassen. Die Engländer hatten gegen den herabströmenden Regen unter einem überhängenden Felsblock Schutz gesucht. Kaum waren sie dorthin getreten, so erfolgte ein Blitz, greller als alle bisher, und ein furchtbarer Donnerschlag. Ein gewaltiger Felsblock löste sich von der Steinwand gegenüber und stürzte prasselnd, das Gestein unter sich zermalmend, vor den bebenden Engländern nieder. Es war eine Erschütterung wie bei einem

Erdbeben. Keiner von den beiden Neugierigen wurde verletzt. Beim Grauen des Morgens, als das Wetter ausgetobt hatte, kehrten sie geisterbleich und abgespannt in den Gasthof zurück; sie erklärten, nicht um alle Schätze der Welt würde man sie bewegen, noch eine solche Nacht zu erleben.

Die Weckelsdorfer Felsen stellen gleichsam den südöstlichen Teil der Adersbacher vor und sind von jenen durch kein auffallendes Merkmal geschieden; sie sind 5 km lang und an ihrer breitesten Stelle 4 km breit. Dies kolossale Felsengebiet wurde erst im Jahre 1824 durch einen Waldbrand bekannt; seit 1847 besuchen Fremde diese Felsen, die verschiedene Namen führen, wie das Rebhuhn, die harrende Braut, der Dom, die Nonne, der wandelnde Pilger u. s. w. Auch wird Eintrittsgeld bezahlt und kostet es verschiedene Trinkgelder.

Von Schweidnitz nach dem Zobten. Die Einsegnung des Lützower Freikorps in Zobten. Von dem im östlichen Teile des Waldenburger Berglandes an der Weistritz gelegenen Schweidnitz aus, das in der Geschichte, wie wir später sehen werden, öfter eine bedeutende Rolle gespielt hat, unternehmen wir zwei Ausflüge, den einen durch das Schlesierthal nach dem Kynsberg, den andern nach dem Zobten.

Die in nordöstlicher Richtung von Schweidnitz abgehende Straße führt uns, wenn wir auf derselben 21 km gewandert sind, nach dem Städtchen Zobten, das nur 2300 Einwohner hat und am Nordfuße des Zobtenberges auf meist felsigem, mit nur mäßig ergiebigem Lehmboden bedecktem Grunde liegt. Obgleich der Ort aus dem 12. Jahrhundert stammt, würde er doch nicht erwähnenswert erscheinen, wenn er nicht im Anfange des Jahres 1813 eine bedeutende Berühmtheit erlangt hätte.

Der Winter des Jahres 1812 war hereingebrochen und mit ihm das schreckliche Unglück der Franzosen in Rußland. Durch Eis und Wüsteneien war die große Armee gezogen, von Hunger und unsäglichem Elend getrieben; die elenden Reste kehrten krank und matt in ihr Vaterland zurück. Tag für Tag sah man durch die deutschen Gauen die schrecklichen Gestalten ziehen, die entsetzlich litten durch Kälte und Hunger. Der russische Winter und das Heer des Kaisers Alexander hatten die große Armee vernichtet. Schon lange gährte es in Deutschland gegen die Tyrannenherrschaft der Franzosen. Freudig wurde deshalb die Verordnung aufgenommen, welche die Errichtung freiwilliger Jägerkorps in Preußen verfügte. In Breslau herrschte reges Leben. Major von Lützow, der bereits unter Schill gefochten hatte, erhielt die Aufforderung, die Bildung eines Freikorps bei dem Könige zu beantragen. Der Antrag wurde gestellt und am 18. Februar 1813 genehmigt. Die ersten, die dem Freikorps, welches nun das Lützowsche Freikorps oder auch die Schwarze Schar hieß, beitraten, waren Ludwig Jahn und Friesen. Im „Goldenen Zepter“ zu Breslau war in jenen Februartagen ein wunderbares Treiben. Da kamen die Hallenser mit ihrer bunten, studentischen Tracht, mit Pistolen, Schlägern, Büchsen und Dolchen bewaffnet; da kamen die Berliner Turner; Studenten aus Jena, Göttingen, Greifswald, Königsberg, alle wollten den Ruhm teilen, die deutsche Freiheit zu erkämpfen. Bald stand der Student in der Reihe neben dem Professor; Ärzte, Künstler, Lehrer, Geistliche, Staatsbeamte aller Art traten in die Schar ein. Die Lützowsche Freischar war die Poesie des Heeres, und so hat denn auch der

Dichter des Kampfes, Theodor Körner, in ihren Reihen gesungen, gefochten und vollendet. Am 17. März erließ der König den Aufruf „An mein Volk" und „An mein Heer". Immer mehr Freiwillige strömten zusammen. Über tausend junge Leute sammelten sich in dem kleinen Zobten von Breslau aus. Noch jetzt lesen wir am Hause, Schweidnitzer Straße Nr. 25, auf einer Marmortafel: „Quartier des Dichters und Lützowers Theodor Körner, März 1813." Das Lützowdenkmal spricht für das bewegte Leben der Jugend in Zobten, die zusammenströmte, um das Tyrannenjoch abschütteln zu helfen. Am 25. März fand in dem nahen Rogau die Vereidigung des Korps in feierlicher Weise statt. Die Schar marschierte aus nach dem Dorfe Rogau, dessen Kirche zur feierlichen Einsegnung einfach ausgeschmückt war. Die Feier wurde eröffnet mit dem Gesange eines Liedes, das der unter den Freischärlern weilende Theodor Körner gedichtet hatte:

„Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn, was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So that's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Übermut
Der Tyrannei zusammen;
Es soll der Freiheit heil'ge Glut
In allen Herzen flammen.
Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns und wir mit ihm!
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegeslust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu seiner Freiheit Morgenrot.
Dem Herrn allein die Ehre!"

Nach dem Gesange hielt der Prediger des Ortes, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Körner berichtet über die Weihe in einem Briefe: „Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Gut noch Blut zu schonen und zu siegen oder zu sterben für die gerechte Sache. Wir schwuren (während des Eides kreuzte Jahn mit dem Hauptmann von Helmenstreit den Säbel am Altar). Darauf warf sich der Geistliche auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmütig schlugen.



Einsegnung der Lützower in der Kirche am Zobten.

Der Gesang „Eine feste Burg ist unser Gott“ machte das Ende der erhebenden Feier, die zuletzt noch mit einem donnernden Vivat, das die Krieger der deutschen Freiheit ausbrachten, gekrönt wurde, wobei alle Klingen aus der Scheide flogen und helle Funken das Gotteshaus durchsprühten.“

Das Korps war jetzt zum Abmarsch bereit. „Die Tracht der Soldaten war“, wie Jahn an seine Braut schreibt, „von Kopf zu Fuß ganz schwarz mit einem bescheidenen roten Vorstoß und Aufschlag. Der Rock war altdeutsch, vorn übergeschlagen, bis ans Knie reichend, anständig und zweckmäßig.“ Er war mit zwei Reihen gelber Knöpfe besetzt. Die Schneider gaben ihm den Namen Litewka. Die Kopfbedeckung bestand in einem schwarzen Tschako mit Agraffe und schwarzem, seitwärts herabfallendem Haarbusche. Die Offiziere trugen Kragen und Aufschläge von schwarzem Samt und statt der Epauletts silberne Litzen um den äußeren Rand der ganzen Achselklappe.

Von Zobten gehen wir nach dem anmutig gelegenen Gorkau (190 Einwohner) und ersteigen von dort aus den 718 m hohen Zobten. Der Gipfel desselben bildet eine 200 Schritt im Durchmesser haltende, von Büschen und Bäumen umgebene Wiese mit zwei Spitzen, deren eine der Bergkapelle zur Basis dient; der zweite Gipfel, vom andern durch eine etwa 300 Schritt lange Vertiefung getrennt, besteht aus kahlen Felsblöcken. Der Berg hat seinen Namen aus dem Slawischen. Die Slawen nannten ihn gora sobotka, Feuerberg; denn in vorgeschichtlichen Zeiten soll hier die Asenburg der Havarhaler gestanden haben; dann wurden von den Slawen religiöse Feste begangen, und von den Freudenfeuern, die diese Feste verherrlichten (sobudki), soll der Zobten seinen Namen erhalten haben. Später finden wir hier den Grafen Peter Wlast, der die Zobtenburg vom Herzog Boleslaus III. von Polen im Jahre 1103 zu Lehen erhalten hatte und auf demselben ein Kloster gründete. Den geistlichen Herren behagte aber die rauhe Bergluft nicht; sie siedelten nach vierzig Jahren zuerst in die am Fuße des Berges gelegene Abtei Gorkau, später in das Breslauer Sandstift über. Die Burg auf dem Berge blieb noch bewohnt; sie wurde von Burggrafen verwaltet. Im Jahre 1428 wurde sie von dem wilden Hussitenführer Cholda erobert, der sich hier festsetzte und Wegelagerung trieb. Die vereinigten Breslauer und Schweidnitzer erstürmten die Burg und reinigten sie von den Räubern. Doch eine andre Räuberbande unter dem grimmigen Hauptmann Hammerschlag nahm die Burg ein, welche die Bürger erst 1471 wieder eroberten. Der Zobten blieb verödet bis 1702. In diesem Jahre ließ auf dem Berge der Prälat Sievert eine Kapelle erbauen, die 1834 der Blitz zerstörte und 1851 der Fürstbischof von Breslau, Diepenbrock, wieder aufbauen ließ. Seit dem Jahre 1854 findet jährlich am 2. Juli in der Kapelle Gottesdienst statt, an den sich eine Art Volksfest für die Umgegend anschließt. Der Zobten wird, über die Umgebung allein emporragend, in einem großen Teile Schlesiens gesehen, erfreut sich einer gewissen Beliebtheit bei der Bevölkerung und gilt je nach seiner bald helleren, bald dunkleren Färbung als Wetterprophet. Deshalb wissen die Schlesier auch von dem „Zoten“, wie sie den Berg nennen, viel zu erzählen; manche Sage spielt sich auf ihm und in seiner Umgegend ab. Kostbare Schätze sind in demselben verborgen; glücklich und reich wird der sein, der zur rechten Zeit den richtigen Ort findet, um sie zu heben; es weiß nur niemand die Stelle, an der das Gold in Stücken so groß wie Hühnereier zu finden ist.

Die Burg Kynsberg am Schlesierthale. Zu den Burgen aus alter Zeit, die Jahrhunderte hindurch dem Verfall geweiht zu sein schienen, deren Überreste jedoch in unsrer Zeit mit besonderer Sorgfalt gepflegt und erhalten werden, gehört die Burg Kynsberg. 15 km von Schweidnitz erhebt sich im Schlesierthale an den Ufern der rauschenden Weistritz ein teils bewaldeter, teils entblößter Felsenberg, auf dessen Scheitel die mächtigen Reste der Burg Kynsberg stehen.



Die Kapelle auf dem Zobtenberge. Nach Zeichnung von G. Täubert.

Es lohnt sich nicht nur, daß der rüstige Wanderer und Freund des Mittelalters sich die stolz emporragende, durch ihr Alter denkwürdige Burgruine ansehe, sondern auch der Spaziergang zur Burg ist der Mühe wert; denn er führt uns durch anmutige Gegenden. Da liegen am Rande des Bachbettes die freundlichen Gebirgshäuserchen mit ihren lachenden Gärten und den treuherzig grüßenden Bewohnern; da umtönt uns das Gemurmel des Wassers, das schäumend und in der Sonne glitzernd eilfertig den Weg in die Ebene sucht; da umrauscht uns kühlend und angenehm der Wind, da schlägt an unser Ohr der ergötzliche Gesang lustiger Waldvögel: das alles versetzt uns in eine Festtagsstimmung, die nichts stören kann; denn alle Sorgen, die uns vielleicht noch vor einigen Stunden drückten, haben wir auf der Wanderung vergessen.

Wer der Erbauer der riesigen Burg gewesen ist, läßt sich nicht feststellen, da aus älterer Zeit keine Urkunden, die über die Burg Auskunft geben könnten, vorhanden sind. Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges hat nämlich hier auf der Burg eine kaiserlich königlich österreichische Feldschneiderei gehaust, und die

ehrsamen Schneidermeister, die von der Bedeutung der Urkunden keinen Begriff hatten, das alte Papier vielmehr für wertlos hielten, haben viele Urkunden zu Maßen und Schnittmustern zerschnitten, so daß wir auf Vermutungen und Nachrichten aus den benachbarten Gegenden angewiesen sind, wenn wir uns über die Burg Kynsberg unterrichten wollen. Daß der Kynsberg schon von vorchristlichen Einwohnern bebaut, auf ihm eine Burg angelegt ist, die dann im 12. Jahrhundert vom Herzog Boleslaw erweitert worden ist, erzählt die Sage, der wir keinen Glauben zu schenken haben. Einstimmig berichten die älteren und neueren schlesischen Geschichtschreiber, daß die Burg Kynsberg eine von denen ist, die der wackere Bolko I., Herr von Löwenberg, im 13. Jahrhundert teils neu erbaut, teils wieder hergestellt hat. Bolko, der Freund deutscher Verfassung, Kultur und Sitte, der viele Deutsche ins Land zog, der seine Bauten, um seine Unterthanen zu schonen, durch seine Soldaten ausführen ließ, hat gewiß an der Burg gearbeitet, um den Gebirgspaß, der von hier aus ins Flachland führt, gegen die räuberischen Einfälle der benachbarten Böhmen zu sichern.

Wie gut der erste Bolko gethan, daß er die feste Burg auf dem Kynsberg anlegte, zeigte sich in den folgenden Jahren; denn Karl IV. teilte die Gelüste seiner Unterthanen nach dem schönen Schlesien, und damals war unter Bolko II. die Burg ein keineswegs überflüssiges Wächterhaus bei den feindlichen Besuchen der benachbarten Tschechen. Auch als Jagdschloß wurde die Burg benutzt, wenn der Wald widerhallte von dem Hallo des fürstlichen Jägers.

Die Burg Kynsberg oder, wie sie auch kürzer vom Volke genannt wird, die Kynsburg, wurde, wie die meisten Burgen des Gebirges, mit ihren Dörfern und Vorwerken von einem Burggrafen verwaltet, der kein eigentlicher Besitzer, sondern Verteidiger der Feste, Verwalter der Güter und Genießer der Einkünfte war. Die Verleihung war eine Gnade des Fürsten, eine Belohnung für treue Dienste, daher nicht erblich. Freilich wurden später diese Domänen gegen Erlegung des Pfandschillings erblich und verkäuflich; aber es stand dem Fürsten frei, sie gegen Rückzahlung des Schillings wieder an sich zu nehmen oder einem andern die Einlösung zuzuwenden.

Die Kynsburg wurde im Jahre 1353 durch Bolko II. seiner Nichte Anna verschrieben, die Karl IV. heiratete. So fiel das Herzogtum Schweidnitz und mit ihm die Kynsburg nach Bolkos II. Tode an Böhmen. Damals war als Verwalter der Burg genannt Ulrich Schoff. Dieser Burggraf war der Vater des vielgenannten und weitbekannten Gotsche Schoff oder Gotsche Schaff, nach welchem sich seine Nachkommen Schaffgotsch nennen. Obgleich Ulrich Schoff erst 1412 starb, wird schon in einer Urkunde vom Jahre 1382 sein zweiter Sohn Reincze (Reinhard) als Burggraf auf Kynsberg genannt.

Solange die Bolkonen herrschten, bestand Ruhe und Friede, Sicherheit des Lebens und Eigentums in ihren Fürstentümern. Als aber die Hussiten die Länder verwüsteten und der Adel zu Räubereien griff, da wurde auch die Kynsburg, wie so viele andre, ein Aufenthaltsort für Greuel und Übelthaten, eine Zufluchtsstätte für Räuber und Mörder, eine Herberge für Gewaltthätigkeiten aller Art. Nichts, was gerühmt werden könnte, weiß die Geschichte zu erzählen von den Burggrafen Kunz und Heinz Mühlheim, genannt Putschke; nur die schlimmsten Schandthaten begingen die Burggrafen Czettritz. Ordnung begann erst wieder im Lande und auf der Burg zu herrschen, als dieselbe auf Befehl

des Königs von Böhmen Ferdinand I. (später deutscher Kaiser) im Jahre 1545 gegen Erlegung des Pfandschillings an Matthias von Logau überging. Diesem gemeinnützigen Manne spenden seine Zeitgenossen großes und wohlverdientes Lob; er hat zur Verschönerung der Kynsburg manches beigetragen. Der Kaiser ehrte diesen vortrefflichen Mann, trug ihm die ehrenvollsten Geschäfte auf, deren er sich jederzeit zur Zufriedenheit seines Fürsten erledigte. Logau vermehrte und verbesserte seine Güter, ohne daß ihm von irgend welcher Seite Habsucht oder schmutziger Geiz zum Vorwurfe gemacht worden wäre.



Die Kynsburg. Nach Zeichnung von G. Täubert.

Noch während er lebte, ernannte er seinen zweiten Sohn Matthias zum Erben der Kynsburg. Dieser jüngere Matthias von Logau, ein Mann von bedeutendem Vermögen, reichlich ausgestattet mit körperlichen und geistigen Vorzügen, befördert und empfohlen durch die Vorzüge seines Vaters, gelangte bald zu hohem Ruhme und Ansehen. Er wurde 1566 Landeshauptmann der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, 1570 Kammerpräsident und kaufte mit seinen Brüdern die Fürstentümer Frankenstein und Münsterberg für 180 000 Gulden, eine Summe, die auf den damaligen Reichtum der Familien schließen läßt. Allein die Ritter der beiden Fürstentümer wollten sich nicht zum Vasallentum unter einem einfachen Edelmanne bequemen und bohrten so lange, bis endlich Kaiser Maximilian II. die Fürstentümer an sich kaufte. Aber Matthias von Logau war darum, daß ihn die Ritter nicht zum Herrn haben mochten, nicht weniger angesehen als früher; ja, sein Einfluß und seine Bedeutung stieg so

sehr, daß ihn die Ungarn und Böhmen zum Statthalter verlangten, er sogar nahe daran war, in Polen zum Wahlkönige erhoben zu werden. Dieser große Logau starb 1593 zu Jauer; er ließ die Kynsburg verbessern und zeitgemäß herstellen; deshalb wird das Wappen der Logauer mit der Jahreszahl 1551 und dem Zeichen M. v. L. noch zu seinem Andenken an der Abendseite der Burgmauer aufbewahrt.

Ein Sohn dieses Matthias von Logau — er hieß Georg — war bereits 1577 Besitzer der Burg; er starb schon 1596, und jetzt geriet die Burg, da Georg viel Schulden gemacht hatte, in die Hände der Gläubiger, aus denen sie 1598 in kaiserlichen Besitz kam. Nun aber wechselten die Besitzer der Kynsburg schnell, da der Kaiser Rudolf II., der in viele Händel verwickelt war, sie nicht für sich verwalten lassen konnte. Als dann im Anfange des 17. Jahrhunderts die zerstörende Kriegsflamme über die Sudeten in das gesegnete Schlesien und in die stille Kynsburg, die an einem Verbindungswege zwischen Böhmen und Schlesien liegt, einschlug, da wurde sie der Tummelplatz erregter Leidenschaften und im Dreißigjährigen Kriege abwechselnd von den Österreichern und Schweden besetzt. Der schwedische Oberst Devour ließ im Jahre 1633 die Mauern der Burg allenthalben durchwühlen, um einem großen Schatze auf die Spur zu kommen, der nach einer alten Sage aus den Zeiten der Hussitenkriege irgendwo in der Burg versteckt lag. Man erzählt sich auch, daß des Schweden Bemühungen nicht vergeblich gewesen seien, daß er ein goldenes oder mit Gold gefülltes Eselsfüllen, welches man in einem Pfeiler angebracht, gefunden habe. Als Umschrift, so erzählt man sich, hat das Eselsfüllen die Worte getragen: „Gold ist mein Futter, nicht weit hiervon steht meine Mutter." Durch diese Worte wurde Devour verlockt, noch weiter suchen zu lassen, um auch den noch größeren Schatz im Esel zu haben; aber soviel er auch von den Mauern hat zertrümmern lassen, einen Schatz hat er nicht mehr gefunden. Unter den Besitzern der Burg im 17. Jahrhundert wird im Jahre 1607 Johann Georg, Reichsgraf von Hohenzollern, genannt, dessen Familie jedoch die Burg nicht lange gehabt hat; denn noch in demselben Jahrhundert gehört sie einem Freiherrn von Rochow und später einem Freiherrn Gottfried von Eben, von dessen einzigem Sohne folgendes erzählt wird: Der kleine Junker ritt täglich in Begleitung eines großen Hundes nach Schweidnitz in die Schule. Gewöhnlich kehrte er zu einer bestimmten Stunde durch das Schlesierthal und über den sogenannten Karretenweg, einen in Felsen gehauenen, schmalen Fahrweg, zurück, der auf das Schloß führte und zur Bequemlichkeit der Bewohner desselben angelegt war. An diesen Weg stößt ein tiefes Thal mit schroffen Felsenwänden; wer strauchelt, stürzt in die jähe Tiefe und ist unrettbar verloren. Eines Tages kam der kleine Junker nicht zur rechten Zeit nach Hause. Nachdem die Eltern kurze Zeit über die Stunde der Rückkehr gewartet hatten, eilten sie mit einigen Boten hinab und fanden bald das Pferd am steilen Abgrunde stehen, aber ohne Reiter. Vorn neben dem Pferde stand der treue Hund, der des Pferdes Zügel fest im Maule hielt. Als die besorgten Leute näher kamen, fanden sie, daß der eine Fuß des Knaben fest im Steigbügel hing, der ganze Körper aber, so daß der Kopf unten war, in das grauenvolle Thal hineinreichte. Nur wenige Schritte noch hätte das Pferd zu machen gehabt, dann hätte sich der Körper losgerissen und wäre in den Abgrund gestürzt oder er wäre von

einem Felsen zerspalten. Die bewunderswerte Treue des Hundes hatte das Unglück verhütet. Man band den Knaben sorgfältig los, hob ihn auf, und als er wieder zu sich kam, erzählte er, daß das Pferd unversehens scheu geworden sei und einen Satz gemacht habe, wobei er aus dem Sattel gestürzt sei. In demselben Augenblicke ergriff der treue Hund die Zügel des Pferdes und hielt sie fest, bis endlich Hilfe kam. Zum Andenken an diese wunderbare Rettung ließen die Eltern den Junker mit Pferd und Hund malen in einem Gemälde, das noch vorhanden ist. Im 18. Jahrhundert verfiel die Burg immer mehr, so daß die Herrschaft ihre Wohnung in dem benachbarten Dittmannsdorf nahm. Öde und verlassen von fast allem Leben, denn nur ein Beamter wohnte im Thorhause, stürzte im Herbste des Jahres 1789 ein Teil der Seitenmauern der Burg zusammen. Die Räume, welche mehrere Jahrhunderte hindurch den Familien von Herzögen, Fürsten und Freiherren freundliches Obdach gewährt, verfielen derartig, daß die Trümmer nur mit Lebensgefahr zu betreten waren.

Damit die Gläubiger der Herrschaft, die tief in Schulden geraten war, befriedigt würden, wurden die Besitzungen in einzelne Teile zerteilt und verkauft. Die Burg wurde auf diese Weise im Jahre 1823 durch gerichtlichen Zuschlag Eigentum einiger Bauern, die schon früher Besitzer des Berges und Waldes geworden waren. Es ging das Gerücht, die Bauern hätten den Kauf nur gemacht, um die Burgruine niederzureißen und das Material für sich zu verwenden, ferner auch, um zu verhindern, daß Fremde in ihr Gebiet kämen. Ein Freund des Altertums wußte es dahin zu bringen, daß noch Nachgebote gegeben werden konnten; er wollte die Burg vor dem Niederreißen retten. Da meldete sich der Professor Büsching mit einem Nachgebot, und mit ihm wollte jener Freund des Altertums nicht wetteifern, da er dieselbe Absicht wie dieser hatte. Professor Büsching erstand die Burg, und so wurde die Ruine einem so liebevollen Pfleger zu teil, wie sich nur je einer finden konnte. Mit einer rührenden Zärtlichkeit hing er an seiner Kynsburg, ließ die Trümmer aufräumen, machte die Ruine wieder gangbar, stellte den Turm wieder her, versah ihn mit einer Treppe, verwandelte die ehemalige Burgkapelle in ein freundliches Zimmer, in welchem er sich gern selbst aufhielt, wenn seine amtliche Stellung in Breslau ihm einen Ausflug gestattete; auch verschönerte er den Burghof durch anmutige Gartenanlagen und sorgte für die Bequemlichkeit und Unterhaltung der Burgbesucher. Im Jahre 1840 kam die Burg, nachdem sie siebzehn Jahre liebevoll gepflegt worden, in die Hände des Grafen von Burghauß, der schon früher die Herrschaft Kynau an sich gebracht hatte. Was Büsching begonnen hat, setzt der Graf von Burghauß fort. Alljährlich wird mit den Verschönerungen der Burg und ihrer Umgebung fortgefahren, so daß wir lebhaft an den alten Matthias von Logau erinnert werden.

So lohnend der Spaziergang zur Burg ist, so interessant ist eine Wanderung durch die Gemächer derselben. Außerhalb der Thorbrüstung erblicken wir rechts die halb erhabenen Bilder der Stärke, Geduld, Klugheit und Hoffnung, links die der Barmherzigkeit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Treue. Die Bilder tragen die Unterschriften: Fortitudo, Patientia, Prudentia, Spes, Caritas und Fides. Mäßigkeit und Gerechtigkeit sind ohne Unterschriften. Über dem Eingangsthor sehen wir die Wappen vom Grafen Hohenzollern und von Rochow. Treten wir in das Schloß ein, so wird uns das Gefängnis gezeigt, in welchem

die Opfer der Raubritter geschmachtet haben; wir stellen uns an die Fenster, von denen herab die Fräulein dem Ritterspiele zusahen; wir gelangen in die geräumige, finstere Schloßküche, in die Rüstkammer, in der jetzt das Bild aufbewahrt wird, welches die Rettung des Junkers von Eben darstellt, und in andre Räume und weite Gänge. Ein Blick vom Turme erschließt uns eine herrliche Rundschau auf bewaldete Berge, ins Thal der Weistritz, bis weithin zu den Türmen von Schweidnitz, die aus den Gipfeln hervortauchen.

Die Sagen der Kynsburg. Das steinerne Kreuz im Teufelsthal. In düsterer, einsamer Gegend, nahe am Eulengebirge, lag ein kleines Haus mit einem Garten, welchs von einer älteren Dame, deren Nichte nebst einem alten, treuen Diener bewohnt wurde. In der Nähe des Hauses, am Fuße eines Felsens, stand ein steinernes Kreuz, das zum Andenken an einen Zweikampf zwischen zwei Vettern gesetzt wurde, in dem der eine seinen Tod fand. Als die Jungfrau einst, ihrer Gewohnheit gemäß, zu diesem Kreuze ging, wurde sie plötzlich von einer Jagdgesellschaft überrascht, deren Hunde bei ihr vorbeistürzten. Ein junger Ritter wollte soeben vom hohen Felsen in den Abgrund hinabklimmen, als einer seiner Begleiter ihn davor warnte, da, wie er sagte, noch keiner seiner Vorfahren, seitdem sein Großvater am Kreuze seinen Vetter erschlagen habe, sich hinuntergewagt hätte. Die Jungfrau kehrte eiligst nach Hause zurück und erzählte ihrer Base das Erlebnis, die nach der Beschreibung die richtige Vermutung aussprach, daß der Ritter der von Kynau sei, und da dieser ihr Todfeind war, so verließ sie die Wohnung, um sich eine andre verborgene zu suchen. Als der Ritter am nächsten Morgen, von Neugierde getrieben, das Häuschen aufsuchte, fand er dasselbe leer und verlassen; nur ein Bild, das einen Ritter darstellt, der einem vor ihm knieenden Gegner das Schwert durch den Harnisch in die Brust stößt, während eine entfernt stehende Frau einen Knaben in die Höhe hält, um ihn zum Zeugen des Mordes zu machen, schmückte das Zimmer. Sofort erkannte der Ritter aus diesem Gemälde, daß hier die Nachkommen des von seinem Großvater gemordeten Ritters wohnen, und er beschloß, die böse That nach Kräften gut zu machen. Diese Absicht sprach er dem Diener gegenüber aus, der ihm nun erzählte, daß seine Herrin deshalb die Flucht ergriffen hätte, weil sie die Entdeckung fürchtete. Zum weiteren Reden aufgefordert, erzählte der Diener dem Ritter, daß dessen Großvater Besitzer der Burg Kynsberg und der Umgegend von Kynau gewesen sei, doch damit nicht zufrieden, auch Verlangen nach dem Weistritzthale und dem größten Teile des Eulengebirges, das seinem Vetter, Albert von Falkenberg, gehörte, getragen hatte. Auf hinterlistigem Wege lockte er diesen nach dem Teufelsthale, wo er ihm das Schwert in die Brust stieß. Diese Greuelthat wurde jedoch von der Gemahlin Falkenbergs gesehen, die dafür im Gefängnis büßen mußte, wo sie starb. Ihre Kinder wurden von einem treuen Diener gerettet und nach Breslau in ein Kloster gebracht. Der Haß gegen den Mörder ihres Vaters wurde in ihnen genährt, und sie mußten schwören, den Mord zu rächen. Der Sohn, der auf einem Kreuzzuge fiel, hinterließ eine Tochter, die nun von seiner Schwester erzogen wurde, und diese beiden Frauen waren die Bewohnerinnen des Häuschen. Traurig hatte der junge Kynsberger dies vernommen, und er beschloß, die Schuld seines Ahnen zu sühnen. Zwei

Jahre vergingen, ohne daß er eine Spur der verschwundenen Frauen finden konnte, die Aufnahme bei einem Freund ihrer Familie gefunden hatten. Eines Tages beschloß der Ritter, nach dem Teufelsthale auf die Eberjagd zu gehen, obgleich seine Diener ihm erzählten, daß dasselbe von Teufels- und Gespenstergestalten heimgesucht werde. Wie erstaunte er, als er anstatt des Häuschens ein schönes Gebäude erblickte, aus dem er jedoch eine klagende Frauenstimme vernahm, die auf eine andre drohende antwortete. Er schlich heran und erblickte die so lange gesuchte Jungfrau an der Erde knieend, vor ihr eine Teufelsgestalt mit einem Dolche. Ohne Besinnen drang er ein, erstach die Gestalt, hob das Mädchen auf seinen Arm, lief mit ihr über Felsen zu seinen Dienern, schwang sich auf sein Roß und, unbekümmert um die Verfolger, die auch bald die Verfolgung aufgaben, eilte er der Kynsburg zu. Hier angekommen, erzählte das Mädchen, daß sie vor zwei Jahren auf einer Reise von Räubern, die ihre Base und ihren Beschützer erstochen hatten, ins Teufelsthal geschleppt worden sei, wo diese sich ein Raubnest erbauten und die Umgegend dadurch in Schrecken versetzten, daß sie in Teufelsgestalt und Tierhäuten umherliefen. Sie selbst rettete ihr Leben dadurch, daß sie ihnen vorredete, unter dem Kreuze wäre ein Schatz verborgen, der erst nach zwei Jahren von einer reinen Jungfrau erhoben werden könne. Diese Zeit war um, als der Ritter kam, und die Jungfrau wurde soeben vom Räuberhauptmann mit dem Tode bedroht, wenn ihr Wort nicht wahr würde und sie den Schatz nicht ans Tageslicht fördere. Glücklich war sie nun gerettet; und da kein Hindernis im Wege stand, fand ihre Vermählung mit dem Ritter statt, der durch seine Tapferkeit die Blutthat des Großvaters gesühnt hatte.

Die Gluckhenne auf Kynsberg. In einer Stube der alten Burg ließ sich von Zeit zu Zeit eine schwarze Gluckhenne mit goldgelben Küchlein sehen, die stets unter dem Ofen hervorkam, weshalb das Zimmer auch von allen gemieden wurde. Einem fremden Ritter, welcher auf Besuch kam, wurde dieses Zimmer als Aufenthalt angewiesen; und nachdem er sein Abendbrot verzehrt hatte, begab er sich mit seinem Knappen dahin zur Ruhe. Am nächsten Morgen jedoch ließ er dem neugierigen Wirte sagen, daß er sogleich abreisen werde. Erstaunt darüber, ließ dieser ihn bitten, noch das Frühstück mit ihm zu verzehren, und dazu ließ der Ritter sich auch bewegen. Da dem Burgherrn das verstörte Aussehen des Gastes auffiel, fragte er ihn, wie er geschlafen habe, und hörte zu seinem Erstaunen, daß er überhaupt keinen Schlaf habe finden können, da ein grauenvolles Ereignis ihn wach erhalten habe. „Kaum", so erzählte er, „war ich ein wenig eingeschlummert, die Lampe brannte noch, als ich durch ein sonderbares Geräusch geweckt wurde. Ich sah vor dem Ofen hervor ein schwarze Henne mit gelben Küchlein bis in die Mitte des Zimmers kommen, wo sie gluckte und scharrte und so arg mit den Flügeln schlug, daß die Lampe erlosch. Darauf durchwandelte sie das ganze Zimmer, blieb dann vor meinem Bette stehen, flatterte in die Höhe, worauf die Lampe wieder aufflammte, pickte mit ihren Küchlein auf dem Fußboden, als ob sie Futter finde, kehrte dann um und verschwand unter dem Ofen. Im Glauben, daß es eine wirkliche Henne sei, die mit ihren Küchlein hier niste, sprang ich aus dem Bette, um ihr Lager zu suchen, fand jedoch nichts. Nun weckte ich meinen Knappen, der gar nicht aufgewacht war und nichts gesehen hatte, erzählte ihm das Geschehene,

und darauf blieben wir beide vor Grausen bis zum Morgen wach, und nun erst erholten wir uns von dem Entsetzen.“ Nicht länger zweifelte der Burgherr an der Wahrheit des Geredes, über das er stets gespottet hatte, befahl sofort, den Ofen abzureißen, unter dem man eine viereckige Vertiefung fand, in der ein Kästchen mit den Gerippen zweier verwester Kinder verborgen war. Die Gebeine wurden sofort geweihter Erde übergeben; welche Greuelthat hier jedoch verübt worden war, ist nicht ans Tageslicht gekommen. Fortan aber waren weder Henne noch Küchlein zu sehen.

Die große Forelle im Eselsbrunnen. Unweit der Kynsburg ist der Eselsbrunnen, welcher den Burgbewohnern Koch- und Trinkwasser spendet. Zum Hinaufschaffen des Wassers wurde ein Esel verwandt, daher der Name Eselsbrunnen. Einer der Burgherren setzte eine Forelle in den Brunnen, um das Wasser rein und klar zu erhalten, und verpflichtete den Eseltreiber, darauf zu achten, ob die Forelle noch darin sei. In einer mondhellen Nacht stand der Burgherr an einem Fenster des Schlosses, nachdenklich in die Ferne blickend. Plötzlich bemerkt er einen Mann, der damit beschäftigt ist, den Brunnen auszuschöpfen. Schnell nimmt er sein Sprachrohr zur Hand und ruft ihm mit mächtiger Stimme zu: „Laß die Forelle stohn, sonst ist der Strang dein Lohn!“ Der Mann hört nicht darauf; bald ist der Brunnen ausgeschöpft, eilig läuft er mit der Forelle fort und läßt sie sich gut schmecken. Der Schrecken des Eseltreibers, der am nächsten Morgen die Forelle vermißte, war groß; er machte dem Burgherrn Anzeige davon, der den Dieb genau bezeichnen konnte und ihn wirklich hängen ließ.

Die weiße Frau. Auch auf der Kynsburg zeigte sich öfters eine weiße Frau, die aus dem Schlosse hervorkam, unter der Kapelle hindurchging, an den Pferdeställen vorüber und beim alten Stalle verschwand. Einst wurde in den Sälen ein großes Fest gefeiert; die Ritter thaten sich beim Weine gütlich, während die Damen im Garten lustwandelten. Nur einen der Ritter, Bernhard von Haugwitz, der unter den Jungfrauen eine Geliebte, Adelheid von Schaffgotsch, hatte, litt es nicht unter den Zechern, weshalb er sich in den Rittersaal begab und von dort träumerisch in den Burghof hinabsah. Plötzlich sieht er aus dem Burgthor ein weißgekleidetes Fräulein hervorkommen, das mit langsamen Schritten auf den Windebrunnen zugeht. In dem Glauben, daß es seine Geliebte wäre, ruft er sie bei Namen; sie wendet ihm den Kopf zu, winkt mit der Hand und tritt an den Brunnen heran, in welchen sie sich mit Blitzesschnelle stürzt. Vor Angst und Entsetzen zitternd, läuft der Ritter schnell in den Hof hinab, ruft laut um Hilfe und erzählt darauf den Herzueilenden, was geschehen ist. Man fragt durcheinander, rät hin und her, was zu thun sei, als plötzlich alle Damen, mitten unter ihnen Adelheid, aus dem Schloßgarten in den Hof kommen, ohne zu ahnen, aus welchem Grunde sich die Ritter in dieser Aufregung befinden. — Nun erst merkten alle, daß die weiße Frau, die sich von jetzt an öfter sehen ließ, die Wandlerin war.

Die drei Altväter. Es war zur Zeit des Siebenjährigen Krieges. Die Österreicher hielten das Weistritzthal in Händen, und mehrere Offiziere kamen auch auf die Kynsburg, um das Innere derselben anzusehen. Sie trafen außer dem Beamten und dessen Leuten niemand dort, da die Bewohner der Burg dieselbe schon längst verlassen hatten, um eine sicherere Stätte aufzusuchen.

Die Offiziere ließen den Verwalter zu sich rufen und befahlen ihm, alle Zimmer zu öffnen, damit sie dieselben besichtigen könnten. Gern erklärte sich derselbe hierzu bereit, machte sie jedoch darauf aufmerksam, daß sie auf einige Zimmer, deren Schlüssel schon seit vielen Jahren verloren gegangen seien, verzichten müßten. Die Offiziere verlangten jedoch, daß er einen Schlosser kommen und die Schlösser öffnen lasse. Der Verwalter kam dem Befehle nach; und während die Offiziere den einen Teil des Schlosses besichtigten, war in einem abgelegeneren Teile desselben der Schlosser damit beschäftigt, die Thüren zu sprengen. Es gelang ihm bei allen ohne Mühe, und endlich kam er an eine schmale, eiserne Pforte. Er versuchte, dieselbe mit einem Nachschlüssel zu öffnen; dieser paßte sogleich, die Thür sprang auf, er trat in ein dunkles Gemach, und was erblickte er? An einem Tische saßen drei steinalte Männer mit lang herabhängenden Bärten und Kleidern; vor ihnen war ein Buch aufgeschlagen, in welchem sie lasen. Beim Öffnen der Thüre hefteten sie jedoch ihre Augen starr auf den Eintretenden. Dieser wagte keinen Schritt weiter, sondern warf von Entsetzen erfüllt die Thür wieder zu und lief, als ob er verfolgt würde, den Berg hinunter nach seiner Wohnung, wo er bewußtlos niedersank. Er wurde ins Bett gebracht und konnte sich nur langsam von dem Schreck erholen. Als er später aufgefordert wurde, die Thür noch einmal zu zeigen, suchte er sie zwar, konnte sie aber nirgends entdecken.

König Friedrich II. in Strehlen. Warkotsch und der Jäger Kappel. In der Ebene, welche sich vom Nordabhange des Gebirges an ausdehnt, liegt am linken Ufer der Ohle, eines Nebenflusses der Oder, die 7260 Einwohner zählende Kreisstadt Strehlen. An die Stadt schließen sich die Kolonien der 1749 eingewanderten Böhmen an, die noch unter sich böhmisch sprechen, aber alle der deutschen Sprache mächtig sind. Die Bürger bauen Tabak, Flachs, Rüben und Getreide; viele leben auch von der Ausbeutung des in unmittelbarer Nähe der Stadt sich findenden reichen Granitlagers. Die größte Blüte Strehlens fällt in die Zeit von 1585—1604, in welcher die Stadt der Mittelpunkt des Getreidehandels nach dem Gebirge war. Die Altstadt stand schon 1130; sie gehörte bald zum Herzogtum Münsterberg, bald zu Brieg. Im Jahre 1428 wurde die Stadt zum Teil von den Hussiten zerstört, später wurde sie viermal durch die Pest und eben so oft durch verheerende Brände heimgesucht. Als im Jahre 1761 Laudon die Festung Schweidnitz eroberte, nahm Friedrich II., um Neiße, Brieg und Breslau zu decken, in dem Dorfe Woiselwitz bei Strehlen sein Hauptquartier. Hier wohnte der Baron von Warkotsch, der früher österreichischer Offizier gewesen war, damals aber unabhängig auf seinen Gütern lebte. Warkotsch war ein Mann von hervorragender Bildung, den der König als einen angenehmen Gesellschafter gern bei sich sah. Aber so freundlich der Mann zum Könige that, so versteckt und heimtückisch war er. Schon im Sommer 1761 wollte Warkotsch den König auf seinem Gute gefangen nehmen und den Österreichern überliefern; aber die Zietensche Schar, die unerwartet ihre Stellung änderte, vereitelte damals seinen Plan. Jetzt schien ihn die Sorglosigkeit des Königs zur Ausführung seiner Absicht anzuspornen. Der König bewohnte in Woiselwitz ein unansehnliches Häuschen, das nur 400 Schritt von der Stadt

Strehlen entfernt lag. Seine Bedeckung bestand aus einer Kompanie Grenadiere, von denen 30 Mann die Wache hatten. In der Stadt selbst lagen 6000 Mann seiner besten Truppen. In der Dunkelheit der Nacht war jedoch auf ihren schnellen Beistand nicht zu rechnen. Der Wald, der von hier ab zu dem Heere Laudons führte, hätte allen Versuchen der Preußen, ihren Monarchen zu befreien, ein Ziel gesetzt. Warkotsch wußte dies und entdeckte seinen Plan dem bei Münsterberg stehenden Oberst Wallisch, der ihn genehmigte. Um die Aufmerksamkeit der preußischen Truppen möglichst auf andre Dinge zu leiten, sollten zehn um Strehlen gelegene Dörfer in Brand gesteckt werden. Die Mittelsperson war der Priester Schmidt, an den die Briefe bestellt wurden. Warkotsch hatte in seinen Diensten einen jungen Mann, Kappel mit Namen, der die Stelle eines Leibjägers bekleidete und sich des größten Vertrauens seines Gebieters erfreute. Kappel wußte um den Verrat, besorgte alles und versiegelte die Briefe, nachdem sie ihm der Baron vorgelesen hatte.

Am 29. November befand sich Warkotsch beim Könige und beritt dann als Begleiter des Markgrafen Karl und des königlichen Adjutanten die Gegend von Strehlen. Kappel, der König, der alle die Kreuz- und Querritte mitgemacht hatte, war müde und ging mit übler Laune zu Bett. Warkotsch hatte mit dem Oberst Wallisch die nötigen Verabredungen getroffen, daß gerade in der Nacht vom 29. zum 30. November der Verrat ausgeführt werden sollte. Wallisch hatte ihm das rechtzeitige Eintreffen von vier Schwadronen Husaren zugesagt. Kappel wurde aus dem Schlafe geweckt, um einen Brief in das österreichische Lager zu bringen, durch welchen noch einige Punkte zu erledigen waren. Mürrisch erhob er sich von seinem Lager, bestieg sein Pferd und ritt in die rauhe und kalte Nacht hinaus. Auf dem einsamen Wege regte sich sein Gewissen. Er kam zu dem Bewußtsein, daß er eine schändliche That unterstütze, wenn er sein Schweigen nicht breche. Deshalb überbrachte er den Brief nicht dem Oberst Wallisch, sondern dem Pastor Gerlach in Schönbrunn. Um Mitternacht traf er bei dem Geistlichen ein. Dieser öffnete den Brief und schickte Kappel mit demselben zum Könige.

Friedrich war tief erschüttert; er hatte nicht geglaubt, daß Warkotsch so niederträchtig sein könne. Dennoch ließ er den verächtlichen Menschen nicht ergreifen, sondern entfliehen, den Prediger Gerlach und den Jäger Kappel belohnte er. Der Hof in Wien erklärte offen, daß er von dem Verbrechen nichts gewußt habe, und die gräflich Wallischsche Familie sagte öffentlich aus, daß sie mit dem Oberst Wallisch nicht verwandt sei. Warkotsch selbst wurde in Österreich allgemein verachtet und geriet in die größte Armut. Maria Theresia erbarmte sich füglich seiner und setzte ihm ein jährliches Almosen von 300 Gulden aus. Der König blieb nach diesem Vorfalle nur noch bis zum 9. Dezember im Lager bei Strehlen. Dann bezog die Armee die Winterquartiere längs der Oder von Brieg bis Glogau. Friedrich blieb während dieses Winters in Breslau.

Das Häuschen, in welchem König Friedrich in Woiselwitz gewohnt hatte, galt als Merkwürdigkeit und wurde allen Besuchern als solche gezeigt, bis es im Jahre 1854 leider abbrannte.



Der Großvaterstuhl auf der Heuscheuer. Nach Zeichnung von G. Täubert.

Die Grafschaft Glatz.

Grenzen und Gestalt der Grafschaft. — Einfluß Böhmens auf Glatz. — Burgen und Wohnungen. — Produkte und Sprache. — Das Eulengebirge und dessen Gebiet. — Festung Silberberg, das schlesische Gibraltar. — Langenbielau und Peterswaldau, zwei schlesische Weberdörfer. — Friedrich II. in Kamenz. — Neurode. — Das schlesisch-glatzische Grenzgebirge; Wartha; Reichenstein. — Das Bielengebirge; Bad Landeck. — Das Schneebergsgebirge mit dem Schneeberg. — Das Habelschwerdter Gebirge; die Seefelder; die Böhmischen Kämme; Reinerz. — Das Ratschen- und Heuscheuergebirge; Cudowa. — Wünschelburg und Albendorf. — Die Neiße.

Grenzen und Gestalt der Grafschaft. Wenn wir eine Karte des preußischen Staates oder auch nur eine der Provinz Schlesien zur Hand nehmen und uns eine Linie von der Stelle im Südwesten der Provinz, an der die Olsa in die Oder fließt, von der Stadt Oderberg nach dem Riesengebirge, also in der Richtung von Südost nach Nordwest gezogen denken, so bleibt jenseit dieser Linie in österreichisches Gebiet hineinragend ein Gebirgsland liegen, welches die Grafschaft Glatz heißt. Es ist ein anmutig heiteres Land, das aber nicht immer diesen Namen führte. In früheren Jahrhunderten hieß es bald die Herrschaft Glatz, bald der Glatzer Kreis oder Distrikt. Erst seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts kam die heutige Bezeichnung mehr und mehr auf, nachdem der damalige König von Böhmen, Georg von Podiebrad, es im Jahre 1459 zu

einer Grafschaft erhoben und Kaiser Friedrich III. im Jahre 1462 als solche bestätigt hatte. Als das Land im Jahre 1742 an den König Friedrich II. von Preußen abgetreten wurde, trat es in Verbindung mit Schlesien; aber die Benennung der Grafschaft dauerte auch unter preußischer Herrschaft fort.

Ursprünglich umfaßte das Land unter den angegebenen Bezeichnungen nur das Gebiet, welches zu der landesherrlichen Burg Kladsko, aus der später die Stadt und Festung Glatz erwachsen ist, gehörte, keineswegs aber die spätere Grafschaft gleichen Namens nach ihrem vollständigen heutigen Umfange.

Das Land, welches wir heute die Grafschaft Glatz nennen, ist eins der merkwürdigsten Länder Deutschlands, weil es fast ganz von Gebirgen umgeben und auf diese Weise von den benachbarten Ländern streng geschieden ist; denn östlich zieht sich die Grenze über das Eulen-Reichensteiner und das zwischen Österreichisch-Schlesien und dem glatzischen Distrikte von Landeck liegende Gebirge, im Süden über das Schneebergsgebirge, westlich über die Absenkungen des Habelschwerdter, Hohe-Mense, Ratschen- und Heuscheuergebirges, während im Norden das Land in der Hohen Eule seinen Abschluß findet. Die volle Umfangslinie der Grafschaft beträgt 210 km, von denen 195 km gebirgig sind, nur 15 km auf die Pässe und Thäler gerechnet werden können. Das Hauptgestein der gesamten Erhebungen ist Gneis, neben dem sich auch Glimmerschiefer und Sandstein findet. So weit reicht die Grafschaft in österreichisches Gebiet hinein, daß die Grenzlinie derselben nach dem benachbarten Kaiserstaat dreimal so lang ist als die nach dem preußischen Schlesien. Drei Provinzen Österreichs stoßen an die Grafschaft, nämlich Österreichisch-Schlesien, Mähren und Böhmen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit wird das Ländchen mit seinen Gebirgen, die zu dem großen Gebirge der Sudeten gehören, deshalb, weil wir hier die Wasserscheide zwischen Elbe, Oder und Donau, also zwischen der Nord- und Ostsee und dem Schwarzen Meere finden; denn die hier entspringenden Flüsse wenden sich entweder nach Norden der Oder zu, oder sie fließen nach Westen in die Elbe oder nach Süden in die Donau.

Man nennt die Grafschaft Glatz meist schlechthin ein Kessel- oder Gebirgskesselland und hat zu dieser Bezeichnung auch volle Berechtigung; denn wenn wir uns auf einem erhabenen Punkte im Innern des Landes befinden, etwa bei der Johannesstatue auf dem höchsten Punkte der Glatzer Hauptfestung, so erscheinen uns die Bedingungen erfüllt, die wir an ein Gebirgskesselland stellen müssen, da wir uns ringsum von einer mehr oder weniger hohen Gebirgswand umgeben sehen, innerhalb welcher eine oft tiefgehende Senkung liegt. Zwar nehmen wir Unterbrechungen dieser Senkung wahr; aber sie erscheinen so unbedeutend, daß sie den Gesamteindruck nicht stören. Durchstreifen wir freilich das Land, dann finden wir weder das Innere desselben vollständig eben wie den Boden eines Kessels, sondern sehen, daß die Gebirge manche, nicht niedrige Ketten ins Land senden, noch zeigen sich uns die umschließenden Gebirge als wirkliche Randgebirge. Die tiefste Furche im Thale zieht der Hauptfluß der Grafschaft, die Neiße, die auf der kurzen Strecke, auf der sie von Süden nach Norden das Ländchen durchfließt, über 130 m fällt; ein Beweis, daß das Glatzer Land im Norden tiefer liegt als im Süden.

Wenn wir nach den erwähnten Angaben die Grafschaft Glatz richtig und genau nach ihrer Formation bestimmen wollen, so thun wir es am besten mit

den Worten Kutzens, eines Mannes, der die Grafschaft so genau wie selten jemand kennt und in seinem Buche, welches dieselbe behandelt, seine Begeisterung für das herrliche Land ausspricht. In diesem gediegenen Werke, das dieser Beschreibung zu Grunde gelegt ist, sagt er: „Die Grafschaft Glatz ist ein teils gebirgiges, teils plateauartiges Hochland mit hier und da sehr breiten und vielverzweigten Grenzgebirgen, von denen die inneren Ränder zusammen mit dem naheliegenden zentralen Gebiet desselben zu beiden Seiten der Neiße eine längliche Kessellandschaft darstellen, welche in ihrer Ausbreitung ungleichmäßig und durch Erhebungen verschiedener Art wiederholt unterbrochen ist.“



Übersichtskarte der Grafschaft Glatz.

Einfluß Böhmens auf Glatz. Das Land ist fast durchweg vortrefflich bewässert. Wenn auch keins der fließenden Gewässer, welche das Land durchziehen, schiffbar ist; wenn auch keins ein eignes Wassersystem bildet, das dem Meere zufällt, so sind sie es doch, die ihre Thäler aus dem Herzen der Berge gehöhlt und gegraben haben, welche die Pforten und Wege enthalten, die die Bergwelt selbst erschlossen und geebnet hat, auf denen der Verkehr unterhalten wird.

Nicht weniger als gegen 300 größere und kleinere Wasseradern enthält das kleine Land; sie sind unablässig, wenn auch unmerklich thätig und schaffen herrliche Thäler und bringen Anmut, Abwechselung und Vielartigkeit in die Landschaft. Von diesen fließenden Gewässern gehören gegen 240 zur Oder; die

andern Flüßchen, welche nur die Grenzgegenden des Landes gegen Böhmen benetzen, fließen in die Erlitz und Metau und mit diesen in die Elbe. Obwohl nun die Neiße, welche die Grafschaft durchfließt, durch eine bedeutende Thalöffnung bei der Stadt Wartha ihre Wasser der Oder zusendet und so das Land mit dem preußischen Schlesien in die engste Verbindung bringt, so gehört dennoch Glatz seiner Natur und Geschichte nach mehr zu Böhmen als zu Schlesien. Auf dem uralten Wege von Nachod her zogen die Böhmen in das Land, schufen dort ihre Ansiedelungen und richteten sich häuslich ein. Viele Namen von Orten und Flüssen im Glatzer Lande verraten noch heut ihren böhmischen Ursprung; besonders zahlreich sind böhmische Namen von Ortschaften, die an der Straße von Nachod über Lewin nach Reinerz führen. Daß auch den Flüssen vielfach Slawen ihre Namen gegeben haben, beweisen Neiße (Nizza), Biele (Biala), Weistritz (Bystrica) und Steina (Stynavia). Auch einzelne Berge tragen Namen, die nicht deutsch sind, wie in Hradisce (bei Lewin) das Wort Hrad = befestigter Platz, in Hummel das Wort Homole = Hügel liegt.

Offenbar hat nicht die Anmut der Gegend die Böhmen dazu verlockt, daß sie ihre Eroberungen bis ins Thal der Neiße ausdehnten; denn als sie sich dort niederließen, konnten die vielen Wälder, Moräste und Berge ihren Unternehmungsgeist eher abschrecken als aufmuntern. Vielmehr wollten die Herrscher Böhmens in der Grenzburg Klatzko (Glatz) ein festen Ort haben, von dem aus sie ihr Land und besonders die in dasselbe führenden Päſſe gegen die östlichen Slawen, die Polen, besser schützen könnten. So erscheint denn Glatz anfänglich mit Böhmen in enger Verbindung, als zur Provinz Gräz, dem späteren Königin-Gräz gehörig; doch tritt es schon im Jahre 1134 unter eignem Namen mit eignem Heerbann neben dem von Gräz auf und wird im Jahre 1260 von König Ottokar II. als eine Provinz für sich (provincia Glacensis) aufgeführt und späterhin als selbständiges, unter der Krone Böhmen stehendes Land erwähnt. Zwar wurde Glatz häufig bald pfandweise, bald durch Kauf andern Fürsten und vornehmen Familien überlassen; aber das Lehnsverhältnis zu Böhmen hörte nicht auf, bis die Grafschaft durch Preußen im Jahre 1741 in Besitz genommen wurde. Auch nachdem Glatz preußisch geworden und zur Provinz Schlesien geschlagen war, blieb es noch in kirchlicher Verbindung mit Böhmen und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben; denn die Glatzer Geistlichkeit steht nicht unter dem Fürstbischof von Breslau, sondern unter dem Erzbischof von Prag; ja, bis zum Jahre 1780 gehörten einige preußische Grenzdörfer, die nicht selbständige Pfarrdörfer waren, zu böhmischen Pfarreien.

Aber nicht nur die äußerliche Verbindung in kirchlichen Dingen der Grafschaft mit Böhmen hat sich bis jetzt erhalten, sondern auch religiöse Gebräuche der Bewohner weisen auf die Einwirkung Böhmens hin. So wird auch im Glatzer Lande besonders Johannes von Nepomuk, der Heilige Böhmens, verehrt. Standbilder von ihm finden sich allenthalben auf Brücken, freien Plätzen, an Häusern, Waldwegen und Bergen, und sein Fest wird feierlicher begangen als in den meisten katholischen Gegenden der übrigen Nachbarländer. Selbst Friedrich der Große wollte dieser Neigung des Volkes Befriedigung gönnen und befahl, daß die Statue des heiligen Johannes ihren Standort auf dem höchsten Punkte der Festung Glatz erhalte. Dort steht sie noch heute mit dem Gesicht nach Böhmen gerichtet und ringsum schon aus der Ferne sichtbar.

In den Sommermonaten begegnet man gar oft in der Grafschaft in den Thälern und auf Bergen bald kürzeren, bald längeren Zügen von Pilgerscharen, welche mit Fahnen, Kreuzen, Bildern von Heiligen unter Gebet, Gesang und oft auch unter Musik einem der Gnadenörter zuwandern, deren sich dort mehrere finden, wie Albendorf in der Nähe der Heuscheuer und Maria-Schnee auf dem Spitzigen Berge bei Habelschwerdt. Manches Jahr hat wohl an hunderttausend solcher Wallfahrer aufzuweisen, die nur in kleinster Zahl aus Schlesien, zumeist aus Böhmen, auch aus Mähren, Polen und Ungarn kommen.



Stadt und Festung Glatz.

Da hört man oft in fremden Zungen beten und singen auf deutscher Flur. Bei dieser engen Verbindung besonders des westlichen Teiles der Grafschaft mit Böhmen dürfen wir uns nicht wundern, daß noch heut die Einwanderungen und Verheiratungen herüber und hinüber nicht selten sind; und vielleicht ist es auch dem Einfluß des böhmischen Blutes zuzuschreiben, daß die Glatzer eine hervorragende Vorliebe für Musik haben, die sich schon bei kleineren Knaben und Mädchen oft in erstaunlichem Maße zeigt.

Auch einzelne Ereignisse in der Geschichte haben es bewirkt, daß Glatz sich näher an Böhmen anschließen mußte. Als sich 989 die Herrscher von Böhmen und Polen entzweit hatten, befehdeten sich beide Völker länger als ein Jahrhundert; und die meisten Heere zogen durch das Glatzer Land, so daß ein

entsetzlicher Zustand der Unsicherheit und Bedrängnis im Lande herrschte; denn fast täglich wurden die Bewohner durch Streifereien der Kriegsscharen geschädigt. Erst als im Jahre 1163 Schlesien aufhörte, mit Polen verbunden zu sein; als es anfing, von seinen eignen Herzögen regiert zu werden, hörten die Böhmen und Polen auf, sich einander mit Eifersucht zu verfolgen, welche die Nachbarschaft verursacht und genährt hatte. Als nun zwischen beiden Nationen ein mehr friedlicher Zustand eintrat, wurde die Grafschaft Glatz nicht mehr verwüstet und entvölkert; die Bevölkerung nahm zu, verwüstete Orte wurden wieder aufgebaut, neue Dörfer angelegt.

Freilich hatte das Land wieder durch die Hussitenkriege viel zu leiden, da die Hussiten ihre Truppen meist durch die Pässe von Böhmen her nach Norden führten; freilich mußte Glatz viel Schaden und Bedrängnisse aushalten im 17. Jahrhundert, besonders zu Anfang und gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges, als Raub, Plünderung und die drückendsten Abgaben bei den Durchmärschen der kaiserlichen und schwedischen Truppen auf dem Lande lasteten; freilich blieb die Grafschaft auch in den Schlesischen Kriegen des großen Friedrich nicht frei von harten Bedrängnissen; aber die lange Friedenszeit, die zwischen den einzelnen Kriegen lag, hat das Ländchen bedeutend emporgebracht und zu einer Perle des Reiches werden lassen.

Burgen und Wohnungen. Als Zwischen- und Durchzugsgebiet ist die Grafschaft deshalb besonders geeignet, weil sie eine nicht geringe Zahl von Ein- und Ausgangsthoren auf der West- und Ostseite hat, von denen sich immer je zwei entsprechen. Von ihnen sind die Pässe bei Wartha auf schlesischer und bei Lewin an der böhmischen Seite als Ein- und Ausgänge für friedliche und kriegerische Zwecke von jeher am meisten aufgesucht gewesen; denn sie sind die offensten und gangbarsten und führen am kürzesten und bequemsten quer durch das Innere des Landes bei dem Hauptorte vorüber.

Auf dieser Strecke stieß der Wanderer einst auf eine Reihe von festen Schlössern und Burgen, die mit ihren Zinnen, Mauern und Mannschaften der Gegend einen kriegerischen Anstrich gaben, die später gefürchtete Sitze wilder Raubritter wurden und allmählich verödeten, deren spärliche Ruinen jetzt über Hecken und Gebüsch aus ihrem eignen Schutte hervorragen und der Landschaft den Reiz des Romantischen geben.

Die häufigen Kriege und Unruhen zwischen Polen und Böhmen veranlaßten die Bewohner dazu, daß sie an besonders zu Schutz und Trutz vorteilhaft gelegenen Orten feste Bauten anlegten und sich durch dieselben widerstandsfähig machten. Da stand auf einem Berge bei Lewin das Schloß Hradisch, das die Hussiten zerstört haben. Zwischen Lewin und Reinerz schaute die Burg Hummel, die in alten Urkunden in deutscher Zunge Landfried genannt wurde, weit in das Land hinab. Auf der Höhe des heutigen Wartha erhob sich das Schloß Bardo oder Byrdo, das sich die Polen als ein Grenzschloß gegen die feindlichen Einfälle der Böhmen angelegt hatten; es wurde 1096 von den Böhmen zerstört, die sich dann weiter abwärts an der Neiße auf einer felsigen Höhe ein festeres Schloß bauten, das für sie ein Zufluchtsort sein sollte und den Namen Kamenjecz (Felsenburg) erhielt, der später in Kamenz umgewandelt wurde.



Schloß Kamenz. Zeichnung von G. Sundblad.

Auch fern von der breiten Heerstraße standen Burgen auf den Höhenpunkten, welche die Thäler zu schützen hatten, wie die Burg Schnellen- oder Schnallenstein bei Mittelwalde, die schon seit den Hussitenkriegen in Trümmern liegt, welche jetzt über den ringsum sich ausbreitenden reichen Schmuck der frischesten Nadel- und Laubgehölze ernst hervorragen. Wie mächtig die Burg Karpenstein bei Landeck einst gewesen ist, das beweisen die Reste ihrer starken Grundmauern, die noch erhalten sind. Noch jetzt ein Herrensitz ist das alte Schloß Rathen, unweit Wünschelburg, im Westen der Grafschaft.

Die Geschichte und die natürliche Lage der Grafschaft Glatz bestätigen hinlänglich, daß wir es mit einem Lande von bedeutender Wichtigkeit zu thun haben. Das erkannte nur zu gut Friedrich der Große, und deshalb widerstand er mit der größten Zähigkeit und Ausdauer den angestrengtesten Bemühungen Österreichs, die Grafschaft für sich zu behalten. Für ihn sollte Glatz nicht nur das Land der Durchmärsche sein, nicht nur das Land, welches den Handel und Verkehr zwischen Böhmen und Schlesien vermittelt: nein, ihm sollte es ein Schloß vor Böhmen sein, durch welches er sein Land verschließen konnte gegen feindliches Andringen, für sich aber aufschließen könnte das Land der Feinde. Hatte er Glatz, so konnte er die Feindseligkeiten leicht nach Böhmen hinüberspielen und Böhmen und Mähren bedrohen. Deshalb mußte Österreich, wenn es den Frieden mit dem großen Könige haben wollte, sich bequemen, die Grafschaft an Preußen abzutreten. Aber auch Österreich wußte, was es verloren hatte; denn um Böhmen einigermaßen zu sichern, wurde schon 1780 die Festung Josephstadt von Grund auf neu gebaut und Königin-Gräz, das schon Festungswerke hatte, zur eigentlichen Festung erhoben.

Von den verschiedenen Ortschaften, welche ihren Ursprung und ihr Wachstum ihrer vorteilhaften Lage verdanken, sind zwei zu erwähnen, die im Laufe der Zeit beide zu Städten erhoben worden sind, Lewin und Reinerz. Schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts war Lewin (Lewinice), dessen Umgegend mit Quellen gesegnet ist, vorhanden und gehörte zu der weiten Herrschaft des Bergschlosses Hummel. Reinerz taucht unter der böhmischen Benennung Dusnik als ein der Hummelburg unterthäniges Dorf in der Geschichte auf, das reich an Eisenerzen im 14. Jahrhundert deutsche Berg- und Hüttenleute erhielt, Markt- und Stadtrecht bekam und als Stadt nach dem Gründer Reinhard (oppidum Reinhardi) den jetzigen Namen empfing.

Zu erhöhter Belebung durch neue Ansiedelungen, zu umfassenderer Kultur des Landes trugen unstreitig die vielen Deutschen bei, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts unter König Johann ins Land gezogen wurden. Diese Einwanderung hatte zur Folge, daß die deutsche Sprache sich immer mehr verbreitete, die böhmische weniger gebraucht wurde und an die Stelle vieler böhmischen Ortsnamen deutsche traten.

Sehen wir uns nun einmal um, wie in früherer Zeit sich der Einwanderer ansiedelte und einrichtete, wie der Bauer in der Grafschaft wohnte. Zunächst ist es natürlich, daß ein Dorf in der gebirgigen Gegend ganz anders aussieht als ein Dorf im Flachlande. Hier haben die Ansiedler eine Ebene, in der sie sich ausdehnen, in der sie ein abgeschlossenes Dorf mit gerader Straße anlegen, Gehöft an Gehöft reihen können. Anders ist es im Gebirgslande. Das Terrain gestattet keinen regelrechten Grundplan, es gewährt dem Baumeister keinen

weiten Spielraum. Zu Wohnstätten suchten die Leute meist eine Gegend im Thale auf, um den erforderlichen Wasserbedarf nahe zu haben. Da aber die Thäler meist sehr eng sind, so gestatteten sie nicht, daß die Bauern dicht neben einander bauen konnten; und so kommt es, daß verschiedene Ortschaften eine Länge von mehr als 4 km haben und als sogenannte geschlossene Dörfer nicht bezeichnet werden können.

Für den Häuserbau boten sich in der Grafschaft Glatz Steine und Holz zur Genüge dar. Da aber die Steine nicht immer zur Hand waren, ihre Herbeischaffung sehr schwierig und kostspielig war, so bediente man sich beim Bauen meist des Holzes, das in den weiten Wäldern in großer Menge und vorzüglicher Qualität vorhanden und im Winter bei der gewöhnlich lange dauernden Schlittenfahrt bequem herbeizuschaffen war. Da man auch Zeit hatte, das Holz gehörig trocken werden zu lassen, so hatte man ein dauerhaftes und leicht warmhaltendes Baumaterial. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir hören, daß in früheren Zeiten die Häuser- und Wirtschaftsbauten und die Kirchen fast durchgehends aus Holz aufgeführt wurden, während wir jetzt in der Grafschaft meist massive Bauten finden. Die Häuser wurden größtenteils einstöckig aufgeführt und erschienen nicht selten, weil sie sich dem Terrain anpassen mußten, sehr uneben. Die Dächer waren mäßig abgeflacht und aus Schindeln gemacht; sie sprangen über 1 m weit über die Hauswände vor und gewährten so einen trockenen Raum zum Schutze des Hauses, zur Aufbewahrung für Holz und Wirtschaftsgeräte. Die Giebelwände waren meist mit Brettern, die auch Schnitzereien enthielten, verschalt; Hausthür, Fensterrahmen und Fensterladen wurden gewöhnlich grün angestrichen, während jetzt an diesen Gegenständen die blaue Farbe vorherrscht.

Oft finden wir dort auch die Buchstaben der beiden Namen des Besitzers an den Giebeln, auch wohl Sprüche und Bilder von Heiligen. Einen Teil des Hauses, zuweilen auch das ganze Haus, umzieht eine hölzerne Galerie.

Die innere Einrichtung des Hauses war gewöhnlich sehr einfach. Den kleinen Leuten, den Häuslern, genügte schon eine Stube, eine Kammer und ein Schuppen, der in gleicher Flucht an das Haus stieß. War der Grundbesitz so groß, daß er dem Häusler gestattete, sich eine oder zwei Kühe zu halten, so schlossen sich diesen Räumen unter demselben Dachstuhl noch ein Stall und, wenn nötig, eine Scheune an.

Die größeren Wirtschaften umfaßten eine große Stube, in welcher sich gewöhnlich zusammen die Familie und das Gesinde des Hausherrn aufhielt und die auch oft als Küche diente; ferner eine kleine Stube, die den eigentlichen Wohnraum des Hausherrn mit seiner Frau bildete, in welcher sich der große Kleiderschrank der Hausfrau und das Himmelbett, in welchem die schweren Federbetten, der Stolz der Frau, aufgetürmt waren, und mehrere Kammern unter dem Dache, in denen das weibliche Gesinde zu schlafen pflegte und die deshalb die „Menscherkammern“ hießen. Auch in diesen größeren Wirtschaften lagen die Stallräume unter dem Dache des Wohnhauses, während die Scheune demselben gegenüber oder im rechten Winkel zu demselben gebaut wurde. In der Mitte des Hofes war die Düngerstätte, nicht weit von dieser der Zieh- oder bisweilen Drehbrunnen, häufig auch ein Taubenschlag. Im Obstgarten, der nicht fern vom Wohnhause war, stand das kleine Backhaus.

Jetzt ist es in der Grafschaft anders geworden. Man baut vielfach massiv, denn die Holzpreise sind bedeutend gestiegen; dagegen bleibt man bei dem Schindeldach, weil es größeren Schutz gegen das Schneetreiben gewährt und wohlfeiler ist. Die Häuser werden jetzt wohnlicher und bequemer eingerichtet. Zu jeder Besitzung gehört ein Obstgarten und ein Blumengärtchen, so daß die Dörfer, da bei den meisten Häusern der helle Anstrich fast jährlich erneuert wird, einen freundlichen Eindruck machen.

Der Fremden Aufmerksamkeit im Lande erregen die umfassenden Gehöfte und Gebäude der großen Güter und Herrschaften und die Wohnsitze von deren Eigentümern. Die Zahl jener Schlösser, die durch ihre Lage und den Schmuck ihrer Parke und Gartenanlagen Interesse einflößen und zu Besuchen Lust erwecken, ist nicht klein; die nennenswertesten sind Grafenort, Kunzendorf, Ullersdorf, Pischkowitz, Waldstein, Rathen, Scharfeneck und Eckersdorf.

Produkte und Sprache. Die Grafschaft Glatz ist noch immer, trotzdem viel Bäume niedergeschlagen sind, reich an Wald, denn noch über 33% der Gesamtoberfläche des Landes ist bewaldet. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war das Aussehen des Landes in dieser Beziehung noch ganz anders. Damals deckte den ganzen Südwesten fast ausschließlich Wald, und jede Kultur fehlte noch. Wenn also die Einschränkung des Waldgebietes, durch welche die Gründung von Dörfern erst möglich wurde, für die Grafschaft eine Wohlthat war, so trug doch auch der Fortbestand der Wälder, besonders der Tannen- und Fichtenwälder, bedeutend zum Wohlstande der dortigen Bevölkerung bei, da sie wichtige Beschäftigungs- und Nahrungs-, ja Reichtumsquellen abgaben. Denn aus den Wäldern gewann man Bauholz, Brennholz, Bretter und Schindeln um wohlfeilen Preis; man verfertigte Schaufeln, Siebe, Spindeln, Mulden, Teller u. dgl. Viele Menschen nährten sich durch Holzschlagen und Fuhrlohn. In früheren Zeiten brachte auch das Flößen der Hölzer auf den kleineren Flüssen in die Neiße hinein reichlichen Ertrag; da aber das Brennholz jetzt zumeist von den Käufern an Ort und Stelle aufgesucht wird, hat das Flößen aufgehört. Auch Glashütten wurden früher im Innern der Wälder angelegt; und als das Holz noch billig war, gab es deren im Glatzer Lande nicht wenige. Am bekanntesten ist die Glashütte, welche im Jahre 1659 in Kaiserswalde auf dem an Adam Peterhansel überlassenen Waldstück angelegt wurde. Sie lieferte Waren durch ganz Schlesien, über Posen bis nach Danzig. Als diese Hütte angelegt wurde, kostete die Klafter weiches Brennholz ohne Schlag- und Fuhrlohn 10 Kreuzer, im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts 5 Groschen 4 Pfennige, im dritten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts 4 Mark, jetzt kostet sie über 9 Mark. Im Heuscheuergebirge verdankte eine Glashütte, die 1770 gegründet wurde, ihr Dasein besonders den Vergünstigungen, welche ihr Friedrich der Große gewährte, der die Anlage von Glashütten in seinem Staate zu heben suchte.

Die umfangreichen Waldungen gaben auch Veranlassung zur Gründung von Zündhölzerfabriken, von denen einige noch jetzt einen bedeutenden Absatz erzielen.

Nahrung und Beschäftigung verschaffte den Bewohnern nicht nur der Wald, sondern auch die im Schoße der Erde verborgenen festen Massen halfen schaffen und wirken. Da findet sich bei dem Dorfe Herzogswalde, das 15 km südlich von Habelschwerdt zu beiden Seiten der Neiße liegt, ein mächtiges

Marmorlager, aus dem sehr schöner Marmor gewonnen wird, der zu Werken der Kunst verarbeitet werden könnte, jetzt aber nur zum Kalkbrennen benutzt wird. Kalklager von großer Mächtigkeit finden sich auch im Glatzer Kreise bei Ullersdorf und Gabersdorf, bei den Städten Reinerz und Lewin, im Neuroder Kreise bei Kunzendorf, Scharfeneck und Albendorf.

Reiche Sandsteinlager im Heuscheuer und Habelschwerdter Gebirge gewähren manchem Glatzer sein Fortkommen; denn der in den Brüchen gewonnene Sandstein wird zu Mühlsteinen, Thür- und Fensterfutter, Säulen, Trögen, Platten u. dgl. verarbeitet. Wenn die Grafschaft erst neue, bessere und billigere Verkehrsmittel haben wird als die jetzigen, dann werden die Brüche noch eine viel reichere Ausbeute gewähren und die darauf bezüglichen Gewerbe einen höheren Aufschwung gewinnen.

Eisenerz wird zu Tage gefördert und geschmolzen nicht nur in Reinerz, sondern auch im Neuroder Kreise in den Dörfern Volpersdorf und Schlegel. Die westlichen Gebirge der Grafschaft senden vielfach Eisenquellen in die Ebene, die eine nicht unbedeutende Zahl von Kurgästen heranziehen, wie Langenau, Reinerz und Cudowa. Alle drei sind öffentliche Kuranstalten, erfreuen sich eines bewährten Rufes und sind durch die Schönheit partienreicher Gegenden sowie durch herrliche Garten- und Parkanlagen ausgezeichnet.

In früheren Jahrhunderten wurde im Glatzer Lande mehr, als es jetzt geschieht, Bergbau betrieben. Im sogenannten Grunde des Schneebergsgebirges und in vielen andern Gegenden des Landes finden wir im 16. Jahrhundert Bergwerke, die sich einer hohen Blüte erfreuen. Am 24. März 1578 wurde eine eigne Bergwerksordnung für die Grafschaft Glatz herausgegeben, in welcher der Kaiser sagt, daß seit etlichen Jahren Bergwerke von allerlei Metall, als von Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen und Alaun, gefunden werden, und daß ferner ohne Wissen und Willen des obersten Münzmeisters kein Alaun- oder Eisenbergwerk angelegt werden solle, damit das Holz für die edlen Metalle gespart werde. Durch den Dreißigjährigen Krieg geriet der Bergbau ins Stocken, und seitdem hatte er seine frühere Höhe nicht wieder erreicht. So ist es auch nicht in unserm Jahrhundert gelungen, das Silberbergwerk zu Martinsberg, das im Dreißigjährigen Kriege einging, wieder emporzubringen, da der karge Gewinn Mühe und Kosten nicht genügend lohnte.

Nicht unerwähnt darf die Leinwandweberei bleiben, die auf wohlthätige Weise die Zeit ausfüllt, welche die Acker-, Vieh- und Forstwirtschaft im Spätherbste und Winter übrig ließ. Aus allen diesen Thatsachen, die bisher angeführt sind, ergibt sich, daß eine Erwerblosigkeit in die Grafschaft schwer eindringen kann, daß es wenig Bettler gibt und man eine überraschend große Sicherheit in Beziehung auf das Mein und Dein findet. Die Menschen leben dort in stiller Genügsamkeit bei ihren gleichmäßigen Beschäftigungen im eignen Haus und Hof; sie haben eine Neigung zur Arbeit, die sie mit freudiger Teilnahme fortführen; nur schwer und mit Unlust treten sie aus ihrem gewohnten Geleise und Kreise heraus und können sich deshalb, wenn ihnen unerwartet etwas vor die Augen tritt, nicht schnell entschließen. In seiner Religion ist der Glatzer dem Hergebrachten stets getreu; er übt sie, ohne Andersgläubige zu verfolgen. Mäßig ist er im Genuß von Speise und Trank, sparsam selbst bei reichlichen Mitteln. Nur einmal im Jahre, nämlich im Herbst zur Zeit der

Kirmes, geht er mit den Verwandten und Freunden aus andern Dörfern aus sich heraus und thut sich reichlich zu gute. Da er nicht häufig Gelegenheit hat zu geselliger Unterhaltung, ist er gern schweigsam, spricht nur, wenn er sprechen muß, aber dann unbefangen und in treuherziger Breite, ein Zeichen seiner Gutmütigkeit und Biederkeit. Eine Vorstellung von den Dialekten, die in der Grafschaft gesprochen werden, gewinnen wir, wenn wir einige Strophen von den Volksliedern genauer betrachten, die uns Kutzen mitteilt.

Um Mittelwalde, im Süden der Grafschaft, singt man:

„Nai, ech muß uf Tschihack zieh'n;
Durte hot's gläh gud zu laba;
Kucha hod's un guda Baba:
Mandelkarne un Rosinka
Un an guda Wein zu trinka,
Nai, ech muß uf Tschihack zieh'n."

„Nein, ich muß auf Tschihack geh'n!
Dort hat's, sagt man, gut zu leben,
Kuchen hat's und gute Baben,
Mandeln und Rosinen
Und guten Wein zu trinken,
Nein, ich muß auf Tschihack geh'n."

Tschihack ist ein böhmisches Grenzdorf und Jagdschlößchen an der Erlitz, wohin öfters Lustpartien veranstaltet werden.

In der Mitte der Grafschaft wird gesungen:

„Sicheln scholla
Und Ihre solla
Unger Sichel-Schoal.
Uf der Mädlan Hütta
Zittern blohe Blüta,
Fröd is überall.

Olles springet,
Olles singet,
Woas ock lolla koan.
Bei dem Arntemoale
Ißt as enner Schoale
Knaicht un Bauersmoan."

„Sicheln schallen,
Ähren fallen
Unter Sichelschall.
Auf der Mädchen Hüten
Zittern blaue Blüten,
Freud' ist überall.

Alles springet,
Alles singet,
Was nur lallen kann.
Bei dem Erntemahle
Ißt aus einer Schale
Knecht und Bauersmann."

Ein Lied aus dem Norden der Grafschaft beginnt mit folgender Strophe:

„Vorbei seyn ez die Körmesfreda,
Der Winter, Gretla, kimmt nu on,
Du mußt a Wörtla met der reda,
Mich ei or guda Menung lohn,

Ich kon's ju länger ne verhöla,
Nu hier mich on, un nim der Zeit.
Ich will der olles klor erzähla,
Wos mir so hort am Herze leit."

„Vorbei sind jetzt die Kirmesfreuden,
Der Winter, Gretchen, kommt nun an,
Du mußt ein Wörtchen mit dir reden
Und mich in guter Meinung lassen,

Ich kann's ja länger nicht verhehlen,
Nun hör' mich an und nimm dir Zeit.
Ich will dir alles klar erzählen,
Was mir so nah am Herzen liegt."

Das Eulengebirge und dessen Gebiet. Wenn wir nun die Hauptteile der Grafschaft Glatz noch etwas näher betrachten wollen, so beginnen wir am besten mit dem Eulengebirge, welches auf der Ostseite des Landes liegt und von der Nordspitze bis zur Stadt Wartha an der Neiße reicht; es ist unter den Grenzgebirgen der Grafschaft das einzige, welches nirgends an nichtpreußisches Gebiet stößt. Im Norden zieht sich das Gebirge, das im ganzen $37\frac{1}{2}$ km lang ist, noch $11\frac{1}{4}$ km in den Schweidnitzer Kreis hinein, während von den übrig bleibenden $26\frac{1}{4}$ km $8\frac{3}{4}$ km den Reichenbacher Kreis, $17\frac{1}{2}$ km den Frankensteiner Kreis Schlesiens berühren. Die Eule, wie das Volk das

Gebirge kurzweg nennt, gehört zu den Kettengebirgen; die durchschnittliche Höhe des Kammes beträgt 830 m. Das Gebirge fällt nach Schweidnitz, Reichenbach und Frankenstein allmählich ab, nach der Glatzer Seite zu ist der Abfall kürzer und steiler. Die Thäler sind meist eng und schwer passierbar. Das Gestein des Gebirges ist vorzüglich Gneis; an der Westseite legt sich ein schmaler, langgestreckter Zug von Steinkohlengebirge vor, gewissermaßen ein Ausläufer der mächtigen Steinkohlenformationen der Waldenburger Gegend.

Das Eulengebirge läßt sich in drei Teile einteilen, von denen der eine, nördliche oder vielmehr nordwestliche, außerhalb der Grafschaft liegt; der südliche oder südöstliche reicht von Silberberg bis zur Neiße bei Wartha. Zwischen beiden Teilen liegt der Abschnitt, welcher als der Kern des Gebirges anzusehen ist. Von diesem Kerne, der Zentralmasse, ziehen unsre Aufmerksamkeit besonders auf sich die Hohe Eule und das Sonnengebirge. Die Hohe Eule ist ein etwa 2650 m langer, an einigen Stellen bis zu 200 m breiter, schwach gewellter Rücken, der jetzt von jüngerem Fichten- und Tannenwald bedeckt ist, innerhalb dessen hier und da eine kleine Wiese und eine große Menge Blau- oder Heidelbeersträucher angetroffen werden.

Über den langgestreckten Rücken geht die Grenze zwischen Schlesien und der Grafschaft, die durch einen etwa $3^1/_2$ m breiten, frei durch den Wald führenden Weg bezeichnet ist. An die Hohe Eule schließt sich südöstlich das Sonnengebirge an, dessen Hauptpunkte die Sonnenkoppe und der Kuh- oder Turmberg sind. Die Aussicht von diesen beiden Punkten, die früher die genußreichste im ganzen Eulengebirge war, ist jetzt durch den heranwachsenden Wald gehemmt. Dennoch wird die Sonnenkoppe in den Sommermonaten gern besucht, denn der Aufenthalt auf derselben gewährt viel Freude und Genuß.

Festung Silberberg, das schlesische Gibraltar. Zur Zentralmasse des Eulengebirges gehören auch die Silberberger Kämme, deren höchster Teil erst durch Gebilde menschlicher Kunst, durch Festungswerke, die jetzige, schon aus weiter Ferne auffallende Form erhalten hat. Die Stadt Silberberg, die zum Frankensteiner Kreise gehört, verdankt ihren Namen und ihre Entstehung dem im Jahre 1370 von Meißener und Reichensteiner Bergleuten auf Silber und Blei eröffneten und bis zum Anfang des Dreißigjährigen Krieges daselbst am Nordabhange des Eulengebirges fortgesetzten Bergbau. Die späteren Versuche zur Wiederaufnahme desselben in den Jahren 1750 und 1812 blieben ohne Erfolg. In die Felsen, welche über die stufenförmig angelegte Stadt sich erheben, ließ Friedrich der Große in den Jahren 1765—77 die für eine Besatzung von 5000 Mann ausreichenden, seit 1860 zu militärischen Zwecken nicht mehr benutzten Festungswerke mit einem Kostenaufwand von $4^1/_2$ Millionen Thalern ausführen. Die Festung erhielt wegen ihrer vortrefflichen Anlagen den Namen „Schlesisches Gibraltar“, und der Hauptbau derselben, der Donjon, dessen Wallgang 640 m über dem Meere liegt, die Bezeichnung „Wunderbau“. Die benachbarten Höhen des hohen Spitzberges, der großen und kleinen Strohhaube, sowie des Hohensteines und Hahnenkammes waren mit Nebenwerken ausgerüstet. Beschossen wurde die Festung im Jahre 1807 von Franzosen und Bayern. Jetzt hat die Stadt Silberberg noch nicht 1500 Einwohner, die sich wegen der geringen Ertragsfähigkeit des meist felsigen Bodens vorzugsweise

dem Gewerbebetrieb zugewendet haben. Die Uhrenfabrikation, die Woll- und Twist- (Baumwollengarn-) Spinnerei beschäftigen gegen 200 Personen, die übrigen Gewerbe sind von geringer Bedeutung. Wenn auch der Ort klein und unbedeutend ist, so wird er doch oft besucht, besonders weil die Spaziergänge auf den Höhen sehr angenehm sind. Von den Wällen herab hat man eine herrliche Aussicht sowohl nach Schlesien als auch nach der Grafschaft hin, und die wechselvolle und frische Anmut der reizenden Thalschluchten fesselt den Blick des Wanderers.

Daß die Festung Silberberg gerade an dieser Stelle des Eulengebirges erbaut wurde, dazu gab die freie und kuppenartige Form einiger Berggipfel sowie die Lage des Orts Veranlassung, da hier nämlich von jeher eine Paßstraße aus einem wichtigen Teile Schlesiens nach der Grafschaft Glatz und nach Böhmen führte und durch die neue Festung ein wichtiges Mittelglied zwischen den Festungen Glatz und Schweidnitz gewonnen wurde. Auf der Paßstraße bei Silberberg vorbei zogen gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges schwedische Heerhaufen; im Siebenjährigen Kriege nahmen in diesen Gegenden bald preußische, bald österreichische Heeresteile Stellungen und Lagerstätten ein. An diese Zeit erinnern noch jetzt Bruchstücke und Schanzen, die zwar gegenwärtig bereits völlig mit Rasen bedeckt und mit Gesträuch bewachsen, aber in ihrer früheren Bestimmung noch hinlänglich erkennbar sind. Auch manche noch übliche Namen, wie Kanonenweg, Husarensteg, Kroatenplan, weisen auf jene Kriegszeiten hin.

Langenbielau und Peterswaldau, zwei schlesische Weberdörfer. Im Reichenbacher Kreise zieht sich 5 km südwestlich von der Kreisstadt in einer Länge von 9 km am Fuße des Eulengebirges hinauf das Dorf Langenbielau, das in Nieder- und Oberlangenbielau zerfällt. Das Klima ist bei der nach Nordosten zu offenen Lage des Ortes rauh, aber gesund. Der Boden besteht meist aus Granit, Kalk und rotem Sandstein. Die das Dorf der Länge nach durchfließende Biele wird zur Abführung der unreinen Abflüsse der zahlreichen Fabriken des Ortes benutzt, das für die Haushaltungen erforderliche Wasser dagegen aus Brunnen bezogen. Das Dorf oder die Dörfer I, II, III, IV, haben 13400 Einwohner. Bereits seit dem 14. Jahrhundert ist die Weberei der Haupterwerbszweig der Einwohnerschaft. Es bestehen gegenwärtig sieben größere Fabrikanlagen für Weberei mit über 2000 Stühlen, vier Bleichereien, ebensoviel Färbereien, zwei Baumwollspinnereien, eine Kanevasfabrik. Der größte Teil der Bewohner treibt die Handweberei im eignen Hause, der kleinere Teil ist in den Fabriken beschäftigt. Außer den Webereien finden wir in dem Dorfe zwei Mehlmühlen, eine Brettschneiderei, eine Preßhefen-, eine Stärkefabrik, sämtlich mit Dampfbetrieb, und eine Zuckersiederei. Der Versand der fertigen leinenen, wollenen und baumwollenen Zeuge ist außer nach den größeren Städten der Provinz Schlesien und den Nachbarprovinzen auch nach Dänemark, Schweden, Amerika und Rußland gerichtet. In dem Dorfe befindet sich ein Kranken- und ein Waisenhaus; es hat auch Gasbeleuchtung. Natürlich ist die Gemeindeverwaltung nach Art der städtischen Verwaltungen eingerichtet.

Von der Kreisstadt Reichenbach aus 5 km westlich, am Fuße der Hohen Eule, liegt das Dorf Peterswaldau, das in Ober-, Mittel-, Nieder- und Königl.-Peterswaldau zerfällt. Der vorherrschend lehmige, über einen Untergrund aus

Urgestein, Gneis und Glimmer gelagerte Boden ist ziemlich ergiebig. Gleichwohl ist der Ackerbau des Dorfes von untergeordneter Bedeutung. Wichtiger ist die Weberei, welche den Haupterwerbszweig der 7800 Einwohner bildet und vorzugsweise auf die Herstellung baumwollener Gespinste gerichtet ist. Vier Baumwollspinnereien, zwei mechanische Webereien und zwei Stärkefabriken beschäftigen über 600 Arbeiter. Die fertigen Waren gelangen zum größeren Teile in Deutschland und Österreich zum Absatz. Durch den Bezug der Rohstoffe steht Peterswaldau viel mit England und Amerika in Verbindung.



Langenbielau vom Abhange des Krähenberges aus gesehen.

Friedrich II. in Kamenz. Nicht weit von der Neiße entfernt liegt im Frankensteiner Kreise in schöner und gesunder Gegend das Dorf Kamenz, Kreuzungspunkt der Breslau-Mittelwalder und Neiße-Frankensteiner Eisenbahn. Obgleich der Ort eine gute Strecke östlich von den Ausläufern des Eulengebirges liegt, so verdient er doch in Verbindung mit demselben genannt zu werden, weil er noch an der linken Seite der Neiße liegt. Kamenz verdankt seinen Ursprung dem Böhmenherzog Brzetislaus, der hier 1096 eine Kirche und Burg Kamieniza (Kamenjecz) erbaute. Größere Bedeutung gewann der Ort, als im Jahre 1209 daselbst durch den Augustiner-Chorherrn Pogarell eine Cisterzienserabtei gegründet wurde, die 1811 aufgelöst worden ist. Bei der Auflösung gingen die 31 Stiftsdörfer der Abtei durch Kauf in den Besitz der Prinzessin Marianne der Niederlande über. Dieselbe ließ an Stelle des 1817 abgebrannten

alten Schlosses ein neues nach einem von Schinkel entworfenen Plane erbauen und mit Parkanlagen versehen. Jetzt besitzt das Schloß Prinz Albrecht von Preußen.

Der Boden von Kamenz ist für den Ackerbau vorzüglich geeignet. Von den durchweg wohlhabenden Grundbesitzern und Ackerbauern wird lebhafter Getreidehandel am Orte, nach den zunächst gelegenen Marktplätzen und nach Breslau getrieben. Im Sommer verkehren in Kamenz, das nur 550 meist katholische Einwohner in 42 Häusern hat, viele Fremde, welche die reizende Lage des Ortes und die Sehenswürdigkeit des Schlosses anzieht.

Als Friedrich II. von Preußen nach der Beendigung des ersten Schlesischen Krieges gar bald erkennen mußte, daß es Maria Theresia mit der Abtretung Schlesiens nicht Ernst gewesen sei, hielt er sich bereit für schlimme Fälle. Nachdem er im August 1744 mit 100000 Preußen in Böhmen eingerückt war und schnell ganz Böhmen besetzt hatte, wurde er durch den Prinzen von Lothringen wieder nach Schlesien zurückgedrängt. Als dann Maria Theresia mit ihren andern Feinden Frieden gemacht hatte, konnte sie dem König von Preußen mit so bedeutender Macht entgegentreten, daß sie des Sieges und glücklichen Erfolges glaubte gewiß sein zu können. Friedrich II. ging in der Mitte des März 1745 zur Armee und nahm sein Hauptquartier im Kloster Kamenz. Ehe er noch große Truppenmassen um sich hatte, begab er sich mit geringer Begleitung nach Kamenz, um das Kloster in Augenschein zu nehmen. Aber Kroaten, welche in dortiger Gegend umherschweiften, hatten erfahren, daß der Preußenkönig im Kloster sei, und beabsichtigten nun, den König ihrer Feinde gefangen zu nehmen. Noch zur rechten Zeit wurde der Abt des Klosters von der Gefahr benachrichtigt, in welcher der König schwebte. Schnell überredete er den König, er solle sich als Mönch verkleiden, und sobald dies geschehen war, rief er die Mönche durch die Abendglocke zum Gebet zusammen. Mit ihnen begab sich der König ungekannt zur Kirche. Vergeblich durchsuchten die Kroaten das ganze Kloster, kamen in die Kirche, wagten es aber nicht, die Mönche im Gottesdienste zu stören, und zogen unverrichteter Sache wieder ab.

Neurode. Wenn wir, wie wir die östlichen Ausläufer des Eulengebirges verfolgt haben, uns auch vom Kamme aus nach Westen wenden, so stoßen wir auf die Höhen, welche zum größten Teile zum heutigen Neuroder Kreise gehören, dessen Mittelpunkt die Kreisstadt Neurode mit 6900 Einwohnern ist, die einzige städtische Niederlassung im ganzen Gebiete des Eulengebirges auf der Glatzer Seite. Der Ort wurde im 13. Jahrhundert durch Deutsche gegründet, die der König Ottokar II. von Böhmen begünstigte. Den Ansiedlern schien zwar anfangs die von steilen Bergen umgebene, fast schluchtenartige Gegend nicht sehr verlockend; aber nachdem sie die Wälder, die bis dahin alles Land ringsum bedeckten, ausgerodet hatten, befanden sie sich wohl und bauten sich eine Anzahl Wohnhäuser. Der Ort wurde 1428 von den Hussiten zerstört, litt wiederholt durch Epidemien und durch Überschwemmungen der zwar kleinen, aber bei Hochwasser gefährlichen Walditz.

Die Bewohner Neurodes nähren sich von der Tuchmacherei, der Weberei und dem Bergbau. Reiche Steinkohlenlager befinden sich um den Ort, in den Gruben, die dem Grafen von Magnis gehören, werden über 800 Arbeiter beschäftigt; die jährliche Ausbeute beträgt gegen 1700000 Zentner Kohlen, welche

vorzugsweise nach der Grafschaft Glatz und nach Niederschlesien abgesetzt werden. In den Neuroder Kohlen finden sich häufig und in ganz besonderer Schönheit Versteinerungen, die sehr gesucht sind.

Das schlesisch-glatzische Grenzgebirge; Wartha, Reichenstein. Bei Wartha windet sich die Neiße zwischen fast unersteiglich schroffe Abhänge in vielen Biegungen hindurch, bis sich ihr die schlesische Ebene öffnet. Dieser tiefe und breite Einschnitt bei Wartha gewährt den Eindruck einer gewaltsamen Zerspaltung, denn das Gebirge setzt sich rechts von der Neiße in südöstlicher Richtung ohne größere Unterbrechung bis zur äußersten Südostspitze der Grafschaft fort.



Friedrich II. als Chorherr in Kamenz.

Ein gemeinschaftlicher Name für dieses ganze Gebirge, das nicht nur an Preußisch-Schlesien, sondern auch an Österreichisch-Schlesien und Mähren stößt, ist bei dem Volke nicht vorhanden; am geeignetsten würde man es das schlesisch-glatzische Grenzgebirge nennen, das man in das Wartha-, das Reichensteiner- und das Grenzgebirge von Österreichisch-Schlesien und der Grafschaft Glatz zerlegen könnte. Der erste Abschnitt reicht von dem Passe bei Wartha bis zu dem bei Reichenstein, durch welchen die Kunststraße von dieser Stadt nach Glatz gelegt ist. Dieser Teil des Gebirges ist vielfach auf- und auseinander getrieben, hat tiefe Buchten und Thäler, viele größere und kleinere, höhere und niedrigere, öfters sehr zierliche Kuppen mit spitzen Gipfeln oder mit scharf bezeichneten Rücken.

Das lieblich gelegene Wartha hat nur 1150 fast ausschließlich katholische Einwohner, die zum großen Teil von der Bewirtung der Wallfahrer leben, deren jährlich über 40000 aus Böhmen und Schlesien die Stadt besuchen. Der Ort soll bereits im 10. Jahrhundert entstanden sein; er entwickelte sich jedoch erst, nachdem hier 1115 von einem böhmischen Edelmann eine Marienkapelle erbaut worden war und die Wallfahrten zu dem in derselben aufgestellten Gnadenbilde begannen. Der Abt Johann des Klosters Kamenz, zu dessen Besitz Wartha seit 1299 gehörte, erbaute mit Genehmigung des Herzogs Bolko 1421 eine neue größere Kirche, welche indes bereits 1425 von den Hussiten zerstört wurde. Erst 1682 legte der Abt Augustin den Grund zu der noch jetzt vorhandenen großartigen Kirche, die im Jahre 1760 von Friedrich dem Großen eine Orgel erhielt, die zu den größten in Schlesien gehört.

An das Warthagebirge schließt sich das von Reichenstein, einer Stadt, in deren Nähe große Kalksteinbrüche sind und sich Arsenikerze finden. In dem Arsenikbergwerk, dem ältesten des preußischen Staates, sind gegen hundert, in den vier Kalkbrüchen und den dreizehn Kalköfen des Ortes gegen 70 Arbeiter beschäftigt. Die Stadt, mit 2200 Einwohnern, ist bereits im 12. Jahrhundert durch ihren Bergbau auf Gold bekannt geworden, der am blühendsten im 16. Jahrhundert war, während dessen jährlich 20000 bis 25000 Dukaten in dem im Jahre 1520 hier errichteten Münzhause geprägt wurden. Jetzt werden nur noch Arsenikerze zu Tage gefördert, und zwar jährlich 46000 Zentner im Werte von 82000 Mark. Aus den Schlacken der Arsenikerze Gold zu gewinnen, ist in neuerer Zeit wiederholt versucht, aber der Kostspieligkeit wegen wieder aufgegeben worden.

Das Bielengebirge; Bad Landeck. Durch die Biela, einen Zufluß der Neiße, ist ein Gebirge von dem schlesisch-glatzischen Gebirge getrennt, welches man, weil es fast ganz im Wassergebiete der Biela liegt, das Bielengebirge nennen kann. Nach Süden, nach Mähren zu, fällt dieses Gebirge steil ab und sendet seine Wasser in die March.

Die Biela, die sich durch andauernde Wasserfälle und schnellen Lauf auszeichnet, verschönt diesen Teil der Grafschaft ganz besonders. So reizend das Thal ist, so wenig Nutzen bietet es seinen Bewohnern oberhalb des Badeortes Landeck; denn der Boden steht an Fruchtbarkeit dem der Neiße- und Steinathäler nach, das Klima ist rauh und läßt edlere Feldfrüchte und Obstsorten nicht gedeihen; wohl aber wird herrlicher Flachs geerntet, und reiche und kräftige Nahrung findet das Vieh in Wald und Wiese. Milder wird das Klima unterhalb Landeck, weil das Thal sich mehr von den hohen Bergen entfernt, dort hilft die Natur der Landwirtschaft, die ergiebig arbeitet.

Landeck liegt, weil es von starken Höhen umgeben ist und die Biela dort eine bedeutende Biegung macht, in jeder Beziehung günstig. Dazu kommt, daß seine sechs Heilquellen, die zu den erdig-salinischen Schwefelwässern von 20—29° C. gehören, von Kranken viel und gern aufgesucht werden. Die älteren, bereits im 13. Jahrhundert vorhandenen Badeanlagen wurden durch die Tataren 1241, dann wieder während der Hussitenkriege zerstört und erst 1498 vom Herzog Georg von Münsterberg wieder hergestellt. Der große Stadtbrand im Jahre 1739 und der Siebenjährige Krieg hemmten die schnellere Entwickelung

des Bades, die erst mit dem Beginn unsres Jahrhunderts eifriger gefördert wurde. Das Bad ist jährlich von etwa 3000 Kurgästen und 2000 Durchreisenden besucht, die auf ihren Ausflügen nach dem Glatzer Gebirge Landeck berühren. Der Ort hat nur 2700 Einwohner, von denen sich ungefähr 600 mit der Anfertigung waschlederner Handschuhe beschäftigen, deren jährlich etwa 14000 Dutzend im Werte von 210000 Mark angefertigt und nach der Provinz Brandenburg, nach den Rheinlanden und nach Süddeutschland abgesetzt werden.



Bad Landeck.

Das Schneebergsgebirge mit dem Schneeberge. Im Süden der Grafschaft löst sich das Schneebergsgebirge beinahe vollständig von den andern Gebirgszügen ab, bildet fast ein für sich bestehendes Ganze und ragt wie eine langgestreckte Gebirgsinsel in das Land hinein; es ist kein Kettengebirge, wie die Eule, auch kein Plateaugebirge, sondern ein Massengebirge, eine Gebirgsgruppe. Als seinen Mittelpunkt, seinen Kern macht sich der Schneeberg geltend, der nach allen Seiten hin mit den benachbarten Bergen und Gebirgszügen verbunden ist; doch bleibt die höchste dieser Verbindungsflächen immer noch 230 m hinter seiner Höhe zurück.

Der Schneeberg, der auch zum Unterschiede von andern Bergen desselben Namens der Große Schneeberg genannt wird (nach den umliegenden Orten auch der Altstädter, der Spieglitzer, der Grulicher Schneeberg), hat seinen Namen

erhalten, weil er länger als alle umliegenden Höhen, nicht selten sieben Monate lang, mit Schnee bedeckt ist, weil seine glänzende Hülle weit ins Land hinein leuchtet. Nach ihm, der 1417 m hoch ist, nennt man das Gebirge, zu dem er gehört, am besten das Schneebergsgebirge, nicht das Glatzer Schneegebirge, wie es vielfach genannt wird. Sowohl wenn wir von Westen her durch den Wölfelsgrund, als auch wenn wir von Nordosten durch den Klessengrund den Schneeberg besteigen wollen, bleibt er unsern Augen verborgen, bis wir in eine Höhe von fast 1100 m gelangt sind. Dann aber tritt er von fast allen Seiten frei aus dem Gebirge hervor und bietet sich uns mit seinem ziemlich steil emporsteigenden Gipfel in seiner ganzen Mächtigkeit dar. Anfangs gehen wir noch durch Wald, der aber die Aussicht nach der Höhe nicht mehr hindert. Allmählich wird der Wald dünner, der Fichte Wuchs bleibt niedrig, bis ihr Wachstum fast ganz aufhört. Auch die Eberesche, die sich noch öfter findet, ist nicht mehr zum Baum aufgeschossen, sondern nur eine Art Strauchwerk. Je näher wir dem Gipfel kommen, desto leerer und öder wird der Abhang. Endlich hört das Holzwerk ganz auf; wir haben den Gipfel erreicht, der vollständig kahl ist. Die Scheitelfläche des Gipfels ist ein sanft geneigtes Plateau, das von Westen nach Osten 527 m, von Süden nach Norden 340 m mißt. Obgleich der Gipfel kahl ist, entbehrt er doch nicht alles Lebens der Pflanzen- und Tierwelt. Es wachsen auf demselben Moose, und wenn die Fröste nicht störend wirken, gleicht er im Juli oft einer blumigen Wiese. Bis zu seiner Höhe versteigt sich der wilde Auerhahn, die Schildamsel, auch die Berg- oder Schneelerche; selbst der Schmetterling besucht die Blumen des Berges. Zumeist aber herrscht auf der umfangreichen Hochfläche eine Totenstille; denn selbst die Elemente schweigen dort oben; der Sturm, der in den tiefer liegenden Wäldern tobt, dringt nicht bis an das kahle Haupt des Berges. Die schauerliche Stille unterbricht nur zuweilen das Gesumme eines Insektes oder der ängstliche Ruf einer Lerche. Dennoch ist der Aufenthalt auf dem Gipfel nicht unangenehm, vielmehr äußerst interessant; ja, es gibt Wanderer, die den Schneeberg mit Vorliebe oft bestiegen haben, um sich eine Freude zu bereiten, wie Kutzen, der die Natur so sehr liebte und mit Entzücken von den Eindrücken spricht, die er auf dem kahlen Gipfel gewonnen hat. Der Blick reicht über Schlesien bis Breslau, über Mähren bis Olmütz, tief nach Böhmen hinein, und weit entlang über die schlesischen Grenzgebirge wie über die reizenden Thäler der Biela, Neiße und Steina; gegen Süden öffnet sich uns das Marchthal, das an drei Seiten von hohen Bergmauern umgeben ist.

Daß wir den Schneeberg jetzt bequem bereisen, daß wir uns dort gut aufhalten können, haben wir der Prinzessin Marianne der Niederlande zu danken, die nicht nur die Wege in Ordnung bringen ließ, sondern auch im Wölfelsgrunde unfern des Wasserfalls ein geräumiges Gasthaus und oben am westlichen Fuße des Berggipfels ein ähnliches Gebäude hat errichten lassen. Der Berg spendet nicht nur der Wölfel und der March, deren Thäler nach den Flüssen ihre Namen tragen, Frische und Belebung; sondern er wird auch, weil die Wölfel der Neiße und somit der Oder, die March der Donau ihr Wasser abgibt, die Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere. Auch eine politische Scheide ist er, weil an ihm die Länder Böhmen, Mähren und Glatz zusammenstoßen.

Die Wölfel führt uns in den Wölfelsgrund. Die Natur will uns hier nach vielen Seiten hin überraschen; denn wohin wir auch blicken, überall finden wir uns erfreut. Da stehen vor uns die Höhen geschmückt mit den verschiedensten Laub- und Nadelhölzern; da wachsen im Thalgrund üppige Pflanzen; da springt die rauschend dahin eilende Wölfel über unzählige Steinmassen in die Tiefe und bildet einen Wasserfall, der zu den schönsten Deutschlands — was die Alpen bieten, liegt außerhalb unsrer Betrachtung — gehört.

Der ohnehin schnelle Fluß beschleunigt schon eine Strecke vor der Stelle des Falles seinen Lauf, drängt sich zwischen zwei hohe Felsen hindurch und stürzt, ohne daß jemals, wie bei vielen Wasserfällen im Riesengebirge, wegen Wassermangels eine künstliche Spannung nötig wäre, in einem gewaltigen Bogensatze gegen 20 m in eine kesselförmige Felsschlucht. Der Volksglaube hält die Schlucht noch immer für unergründlich, obgleich vor einer Reihe von Jahren kühne Schwimmer das kalte Bad nicht scheuten, den Kessel zu durchsuchen wagten und die Tiefe nicht über 2 m fanden. Interessant ist die Mitteilung, die ein Forstmann gemacht hat, über seine Beobachtung der Forellen; er behauptet nämlich, daß die Forellen im Monat November, wenn sie im Laichen sind, mit unglaublicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit das in die Tiefe stürzende Wasser des Falles durchdringen und ihre Reise oberhalb des Sturzes im Flusse fortsetzen.

Da, wo die Wölfel ihre schönen Umgebungen verläßt, steht der Spitzige Berg, der auf der Westseite des Schneebergsgebirges am weitesten vorgeschoben ist. Dieser Berg erfreut sich weit und breit eines bedeutenden Rufes durch sein Wallfahrtskirchlein „Maria zum Schnee, Maria ad nivem", das 1781 und 1782 aus reichlichen Spenden von Wallfahrern erbaut worden ist. Noch jetzt ziehen jährlich viele Tausende von Menschen hinauf, um zu beten, nicht nur aus Schlesien, sondern auch aus Mähren und Böhmen.

Das Habelschwerdter Gebirge mit der Hohen Mense und dem Heidelberg; die Seefelder; die Böhmischen Kämme; Reinerz. Ein etwa 11 km langer Kamm verbindet das Schneebergsgebirge mit dem Habelschwerdter Gebirge, das sich von Südosten nach Nordwesten hin mehr als $37\frac{1}{2}$ km weit erstreckt und hauptsächlich aus Gneis, Glimmerschiefer und Quadersandstein besteht. Genannt ist das Gebirge nach der an seinem Abhange liegenden Kreisstadt (5550 Einwohner), die sich zwischen der Neiße und der Weistritz an einem Hügel hinaufzieht. Das Klima des Gebirges ist rauh und wenig verlockend zur Gründung menschlicher Niederlassungen. Deshalb sieht man daselbst auf der Höhe nur selten ein kleines Dorf oder wenige Kolonistenhäuser, die meistens erst in neuerer Zeit entstanden sind. Zwei Berge, die über 100 m die Gebirgsmasse überragen, ziehen unsre Aufmerksamkeit auf sich, der Schwarze Berg und der Heidelberg. Dieser wird zum Unterschiede von andern Bergen desselben Namens nach dem in der Nähe gelegenen Badeorte Langenau auch der Langenauer Heidelberg genannt; er ist mehr als 940 m hoch und hat einen durch drei längliche und sanfte Einschnitte gegliederten Rücken. Nach der Grafschaft zu hat das Gebirge liebliche Thäler; reiche Abwechselung gewähren an den Abhängen größere und kleinere Waldstreifen, Wiesen, Äcker und viele Ansiedelungen. Eins der bedeutendsten Längenthäler des Gebirges ist das der Erlitz oder der Wilden Adler, das fast $22\frac{1}{2}$ km lang die Grenze von Glatz

und Böhmen bildet. Die Erlitz hat ihre Quellen an den Seefeldern, einem eigentümlichen Revier von wenig anziehendem Aussehen. Die Gegend ist öde, menschen- und verkehrsarm. Es liegen nämlich die Seefelder in einer Höhe von 784 m, indem sie einen Raum von 90 ha umfassen, auf der Wasserscheide der Oder und Elbe. Sie enthalten dunkles, schillerndes und ockerreiches Torfwasser von etwas faulem Geschmack. Daß sie unergründlich sind, ist eine für das Volk längst ausgemachte Sache. Die Entwässerung der Felder begann bald nach der preußischen Besitznahme der Grafschaft; es wurden Gräben nach der Weistritz und nach der Erlitz geleitet, aber entwässert oder vielmehr entsumpft ist die Gegend nicht worden. Die Felder sind mit einem Rasen überdeckt, der aus Moos, Heide-, Beerenkraut und andern Torfpflanzen gebildet wird; unmittelbar unter dieser Decke liegt ein durch seine Mächtigkeit ausgezeichnetes Lager von Torf, der fest, schwarz und als Feuerungsmittel brauchbar ist. An einzelnen Stellen liegt der Torf 7 m tief; unter demselben befindet sich eine Sohle von verhärtetem, grauweißem Thon, der als Ofenkitt benutzt werden kann. Erst unter dem Thon lagert Quadersandstein. Wenn lange Zeit trockenes Wetter gewesen ist, kann ein vorsichtiger Wanderer die Seefelder ohne Gefahr passieren. Aus ihnen heraus tritt die Erlitz, die sich durch das Gebirge hindurchbricht und nach Böhmen zur Elbe wendet.

Nördlich von den Seefeldern liegt die Hohe Mense, an deren östlichem Abhange wir das höchstgelegene Dorf der Grafschaft, Grunwald, finden in einer Seehöhe von 870 m. Hier entspringt die Reinerzer Weistritz; an sie schließen sich die Böhmischen Kämme, die westlich von der Erlitz ziemlich steil emporsteigen und sich gegen 18 km von Süden nach Norden hinziehen, auch zahlreiche Ausläufer nach Westen entsenden, die allmählich in niedrige Hügellandschaften übergehen.

Reinerz (3330 Einwohner), das seine Bedeutung und seinen Ruf dem daselbst in frühester Zeit betriebenen Bergbau auf Eisen verdanken soll, liegt an der Weistritz und ist nach dem großen Brande im Jahre 1845 meist massiv aufgebaut worden. In einem engen Thale, in der Vorstadt Vorder-Kohlau, ist seit 1797 das Bad Reinerz eingerichtet, nachdem neben der bereits seit 1623 gebrauchten kalten (11° C.) Quelle noch eine zweite, die sogenannte laue ($17,_5$° C.) Quelle, entdeckt worden war. Außer den genannten sind jetzt noch drei andre Quellen zum Trinken und Baden in Benutzung; sie werden gegen Brust-, Luftröhren- und Unterleibskrankheiten gebraucht. Die Zahl der Kurgäste beträgt jährlich 2000 bis 2500; der Aufenthalt daselbst ist wegen der lohnenden Ausflüge angenehm.

Das Ratschen- und Heuscheuergebirge; Cudowa. In der Nähe von Reinerz liegt ein steiler, bewaldeter Bergkegel, der die Ruine des Hummelschlosses trägt, eines Schlosses, von dem die Sage mehr weiß als die Geschichte. Nordwestlich von Reinerz liegt ein kurzer Bergrücken, den man das Ratschengebirge nennt, dessen Mittelpunkt der Ratschenberg ist. Dieser Berg ist bis zum Gipfel hinauf kahl; an seinem Abhange zieht sich entlang bis zur Höhe die Kolonie Ratschenberg, die einen malerischen Anblick gewährt. Auf dem Gipfel soll eine im Jahre 1428 von den Hussiten zerstörte Burg gestanden haben, doch sind Spuren derselben und Nachrichten über ihr Bestehen bis jetzt noch nicht aufgefunden. Der Berg gelangte zu einer historischen Bedeutung,

weil von ihm aus in Kriegszeiten gewöhnlich Feuersignale gegeben wurden. Im Jahre 1778, bei Beginn des Bayrischen Erbfolgekrieges, rückte Friedrich II. in ein Lager am Ratschenberge. Als er bald darauf weiter nach Böhmen vorgegangen war, schickte er das Korps des Generalleutnants von Wunsch auf den Ratschenberg, von wo es das feindliche Land beunruhigte. Tausende von Preußen raffte damals die Ruhr hinweg; sie sind am Ratschenberge begraben.


Bad Reinerz.

Im Gebiete des Ratschengebirges liegt der Badeort Cudowa, der richtiger Chudöba (d. h. Armut) heißt. Die Heilquellen des Ortes waren schon 1622 bekannt, aber erst 1792 wurden sie so eingerichtet, daß Cudowa den Namen eines Brunnen- und Badeortes verdient, in dem Heilung von Blutarmut und von den mit dieser zusammenhängenden Krankheiten gesucht wird. Leicht ausführbare und lohnende Ausflüge nach der Heuscheuer, den Adersbacher Felsen, sowie nach Böhmen machen den Aufenthalt in Cudowa angenehm. Trotzdem der Ort herrlich gelegen ist und die Quellen kräftig sind, ist der Besuch noch recht schwach, weil die Einrichtungen mehr auf die Erlangung der Gesundheit der Gäste als auf die Vergnügungen derselben berechnet sind.

Das Heuscheuergebirge beginnt an dem linken Ufer der Reinerzer Weistritz dort, wo auf dem rechten Ufer das Habelschwerdter Gebirge aufhört. Es verfolgt die Richtung von Südosten nach Nordwesten; dem Wesen nach gehört es zu den Adersbacher und Weckelsdorfer Felsen, denn die Hauptmasse desselben ist Sandstein. Es besteht aus zwei Hauptzügen, von denen der östliche, welcher

dem Innern der Grafschaft zugewandt ist, die bedeutendsten Erhebungen im nördlichen Teile hat, nämlich die kleine und große Heuscheuer, welche letztere auf ihrem höchsten Punkte, dem Großvaterstuhle, sich 940 m über die See erhebt. Nähert man sich diesem Teile des Gebirges von Osten, also vom Steinathale, so steigt er so jäh aus der Tiefe auf, daß er wie eine undurchbrochene, senkrechte Felsenmauer unsern Blick fesselt, während er sich auf der entgegengesetzten Seite als eine Hochfläche darstellt, über welche fast nur die Gipfel des Gebirges emporragen, die von dem Bache Rotwasser durchflossen wird, der bei dem Dorfe Karlsberg entspringt und in die Reinerzer Weistritz hinabfließt. Die Heuscheuer und mit ihr das Dorf Karlsberg gehören zu den besuchtesten Punkten der Sudeten, weil die Felsbildung eine sehr eigentümliche und die Aussicht wegen der Mannigfaltigkeit der sich dem Auge darbietenden Bergzüge und Spitzen eine sehr lohnende ist. Schon vom Tafelstein blicken wir nach Braunau, dem Riesengebirge, dem Waldenburger Bergland und den Silberberger Festungslinien. Früher hieß dieser Teil der Heuscheuer der breite Stein; aber der Berg hat seinen alten Namen aufgeben müssen, seitdem der Minister Hoym auf demselben im Jahre 1791 „getafelt“ hatte. Eine in den Felsen gefügte Platte sagt uns, daß Friedrich Wilhelm II. am 10. August 1790 den Berg besucht hat. Wir steigen höher bis auf den Großvaterstuhl, von dem aus die Umsicht nach allen Seiten hin eine umfassendere ist. Geländer schützen uns, daß wir nicht in die Tiefe stürzen. Friedrich Wilhelm III. verweilte hier 1790 als Kronprinz, 1813 als König.

Wie die Felsen von Adersbach und Weckelsdorf, sind auch die der Heuscheuer vielfach zerrissen und zerklüftet, zertrümmert und von der Witterung zerfressen. In vielen Spalten bleibt der zusammengewehte Schnee den ganzen Sommer hindurch liegen; den seltsamen und wunderlich gestalteten Felsen werden nach ihrer Ähnlichkeit mit Gegenständen aus der Tier- und Menschenwelt merkwürdige Namen gegeben; in den Schluchten herrscht das Düstere und Starre, das Verzerrte und Tote beginnt sich geltend zu machen.

Erst seit dem Jahre 1790 ist das Heuscheuergebirge mehr bekannt geworden, aber seit dieser Zeit wird es alljährlich von immer mehr Fremden aufgesucht. Der alte Pabel, der Schulze von Karlsberg, nahm sich besonders des Heuscheuerberges an, sorgte für Wege, Treppen, Zugänge und gab vielen Steingebilden die Namen, die sie jetzt allgemein führen. Wer mit Vorsicht reisen will und ein Freund von Gefahren ist, der sucht auch den Spiegelberg auf, dessen Felsenränder arg zerklüftet sind, der viel von Pflanzen überwucherte Spalten aufweist, die selbst Einheimischen Gefahren bringen. Vom Spiegelberg abwärts gelangt der Abenteuer suchende Wanderer ins wilde Loch, wo die Kultur noch nichts gethan, die Wege eng, zum Teil unpassierbar sind. Die Unwegsamkeit im Heuscheuergebirge ist noch nicht so gehoben, daß die Wälder, mit denen die Berge bedeckt sind, bequem und ohne Gefahr abgeholzt werden können. Von den wenigen Ortschaften im Gebirge ist das Dorf Karlsberg das bekannteste, das erst Karl VI. als Karolusberg angelegt hat; der Name Heuscheuer soll daher kommen, daß an der Stelle, wo jetzt Karlsberg steht, einst nach einem Waldbrande viel Gras wuchs, das von den Umwohnern als Heu massenhaft gesammelt und benutzt wurde.

Wünschelburg und Albendorf. Nicht mehr innerhalb des Gebirges, aber ganz nahe demselben und von ihm abhängig liegt in einem von der Posna durchflossenen und bewässerten Thale die kleine Stadt Wünschelburg mit 2000 Einwohnern. Hier stand schon 1290 eine Kirche, hier erbaute Bolko von Schweidnitz 1342 ein Jagdschloß, von dem heute nichts mehr vorhanden ist. Der Ort wurde 1418 zur Stadt erhoben.

Nur 4 km südöstlich von Wünschelburg liegt das einst sehr berühmte, kleine Dorf Albendorf, dessen Kirche im Verhältnis zu dem einfachen Dorfe prächtig und großartig genannt werden muß. Die breite Treppe, die zum Gotteshause führt, hat 33 Stufen, die an die 33 Lebensjahre Christi erinnern sollen. Die Thorwege umher sollen an die Thore Jerusalems erinnern. Auf 47 Stufen, weil Christus auf seinem Leidenswege 47 Blutstropfen vergoß, steigt man den Kalvarienberg hinan, auf dem 58 Kapellen mit bunten Holzfiguren zu finden sind, welche Ereignisse aus dem Leben Christi darstellen. Nach der Sage stand da, wo jetzt die Kirche steht, vor Zeiten eine Linde, unter der ein Blinder oft betete. Nachdem er sich eines Tages fühlbar an derselben gestoßen hatte, betete er nochmals, fühlte eine Erschütterung und sah mit offenen Augen ein Bild der Maria. Dankbar für die wunderbare Heilung errichtete er unter der Linde einen steinernen Altar, der die Inschrift 1218 trug. Im Jahre 1623 wurde dort eine Kirche erbaut, an deren Stelle 1720 die jetzige trat, zu der in manchen Jahren gegen 80 000 Pilger wandern, um zu beten und Heilung von ihren Gebrechen zu erflehen.

Die Neiße. Wenn wir uns nun im Innern der Grafschaft Glatz umsehen wollen, nachdem wir den sie umgrenzenden Gebirgen und den diesen Bergen naheliegenden Gegenden gefolgt sind, so gehen wir am besten der Neiße nach, welche die Grafschaft durchfließt. Dieser Fluß entspringt auf dem Schneebergsgebirge aus vielen Quellen und Rieseln, die sich in einem einheitlichen Flußbett vereinigen und bei dem Dorfe Neißbach den Namen Neiße annehmen. In schnellem Laufe und mit raschem Fall, gehemmt durch viele kleine Windungen, fließt die Neiße in südwestlicher Richtung bis Bobischau, dem letzten Dorfe vor der südlichen Grenze der Grafschaft gegen Böhmen, dann wendet sie sich nach Nordwesten und bald direkt nach Norden. Zunächst kommen wir zu dem Städtchen Mittelwalde, das 2500 Einwohner hat, deren Erwerbszweige vorzugsweise die Weberei und Fabrikation von Schnupftabak bilden. In drei Fabriken werden jährlich ungefähr 500 Zentner Schnupftabak im Werte von 25 000 Mark hergestellt. Der Ort stammt aus dem Ende des 13. Jahrhunderts und wurde von den Hussiten zerstört und von den Schweden niedergebrannt; die alte katholische Kirche hat als Altarbild die Madonna, welche Papst Innocenz XI. dem Könige Sobieski zur Erinnerung an den Entsatz von Wien schenkte.

Ungefähr 10 km flußabwärts liegt das Dorf Langenau, das in Ober- und Nieder-Langenau geteilt ist, welches letztere seit dem Anfange unsres Jahrhunderts als Badeort in Aufnahme gekommen ist. Das Wasser der beiden heilkräftigen Quellen, die in 24 Stunden 66 000 Liter geben, ist ein alkalisch-erdiger Eisensäuerling. Auf dem rechten Ufer der Neiße finden sich reiche Moorlager, welche zur Anlegung eines Moorbades Veranlassung gegeben haben.

Der Aufenthalt in Langenau ist durch das gesunde Gebirgsklima und durch ebenso bequeme als lohnende Ausflüge nach den Bergen sehr angenehm.

Nach kurzer Wanderung gelangen wir an die Stelle, an der von rechts her sich die Wölfel nach einem etwa 15 km langen Laufe in einer Breite von $5^1/_2$ m in die Neiße ergießt. Wo nach einem Laufe von etwas mehr als 15 km die Weistritz von der linken Seite her in die Neiße fließt, da liegt die von 5550 Einwohnern bewohnte Kreisstadt Habelschwerdt, deren Bürger meist Landwirtschaft und Viehzucht treiben, weil auf den umliegenden Wiesen und in den nahen Waldungen guter Graswuchs ist.

Gehen wir weiter die Neiße hinab, so gelangen wir zur Mündung der Biela, die von der rechten Seite kommt, bei dem Bade Landeck vorbeifließt und in einer Breite von $21^1/_2$ m nach einem 40 km langen Laufe in die Neiße geht. Unmittelbar darauf fließt von der linken Seite her nach $22^1/_2$ km langem Laufe die Reinerzer Weistritz in den Hauptfluß der Grafschaft, zu deren Hauptstadt wir nach kurzer Wanderung kommen. Wir eilen an Glatz vorüber und sind bald an der Mündung der $52^1/_2$ km langen Steina, die ein linker Nebenfluß der Neiße ist, die sich jetzt nach Osten wendet, bei Wartha vorüberfließt und die Grafschaft verläßt. Ein Stück Erde haben wir nun durchwandert, das reich ist an Naturschönheiten, wie wenige Gebiete Preußens, ja des ganzen Deutschland.



Auf der Höhe der Heuscheuer.



Der Elbfall und Elbbach.

Die schlesischen Gebirgspässe und ihre Riegel.

Allgemeines. — Striegau. — Die Schlacht bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745. — Die Schlacht bei Sorr (Trautenau) am 30. September 1745. — Die heißen Tage des Jahres 1866 in und um Trautenau. — Gitschin am 29. Juni 1866. — Der 27. Juni 1866 bei Nachod und der 28. bei Skalitz. — Landeshut. — General Fouqué bei Landeshut im Jahre 1760. — Johann Christian Günther, geboren in Striegau. — Bolkenhain und Bolkoburg. — Burg Schweinhaus. — Die Festung Glatz. — Glatz im Jahre 1622. — Glatz im Jahre 1742. — Das Jahr 1760 in Glatz. — Glatz im Jahre 1807. — Schweidnitz (1345, 1428, 1522). — Die Belagerungen der Stadt im Dreißigjährigen Kriege. — Die Preußen in Schweidnitz (1741). — Schweidnitz im Siebenjährigen Kriege. — Friedrich im Lager von Bunzelwitz. — Die Schlacht bei Burkersdorf am 21. Juli 1762. — Die Schlacht bei Reichenbach am 16. August 1762. — Die Pässe aus Österreichisch-Schlesien. — Neiße. — Friedrich von Sallet. — Joseph von Eichendorff. — Binzer.

Allgemeines. Die Kette der Sudeten ist kein zusammenhängendes Gebirge, das ohne Einschnitte und Thäler zwei Länder voneinander scheiden könnte. Wir haben im Gegenteil schon gesehen, daß durch tiefe Furchen an verschiedenen Stellen ein Übertritt von der einen Seite des Gebirges nach der andern möglich ist. In den Kriegen der Hussiten, in den 30 Kriegsjahren des 17. Jahrhunderts spielten die Pfade, welche die Böhmen und Mähren nach Schlesien, die Schlesier in das tschechische Land führten, eine bedeutende Rolle. Aber

wichtiger noch wurden sie in Zeiten, die uns näher liegen und die wir bis jetzt fast ganz unberücksichtigt gelassen haben. Nördlich und südlich von den Sudeten hat Friedrich der Große so manche Entscheidungsschlacht geliefert, dort ist viel Blut geflossen, auf daß Schlesien preußisches Land würde. In neuester Zeit sind in dem ewig denkwürdigen Jahre 1866 infolge des schnellen Vorrückens der Preußen zwar jenseit, aber doch noch in unmittelbarer Nähe der schlesischen Berge die Treffen geliefert, die den zwischen Österreich und Preußen entbrannten Krieg schnell beendigten.

Weil die Pässe, welche durch das Gebirge führen, besonders in den schrecklichen Zeiten der Kriege von der größten Wichtigkeit und Bedeutung sind, haben die Preußen und Österreicher von Norden und Süden her, um sich gegen etwaige feindliche Angriffe zu schützen, in stark geschützten Festungen kräftige Riegel denselben vorgeschoben. Interessant ist es, einen Blick auf jene Städte, Festungen und Burgen zu werfen, welche den Feinden wehren sollten, und der Thätigkeit nachzugehen, welche die bedeutendsten Feldherren des vorigen und unsres Jahrhunderts in jenen Gegenden entfalteten.

Striegau. An einem Gewässer, welches das Striegauer Wasser heißt, das sich in die Weistritz, einen Nebenfluß der Oder, ergießt, liegt die Kreisstadt Striegau, ein alter Ort, der schon im 12. Jahrhundert als Wallfahrtsort erwähnt wird, dessen Name allein für das Alter bürgt; denn Striegau hat einen polnischen Namen, der entstanden ist aus trzi gore, d. h. drei Berge, da drei Berge, der Breiteberg, Kreuz- und Georgenberg, sich in unmittelbarer Nähe der Stadt erheben. Vielleicht schon im 12. Jahrhundert ist daselbst die großartig schöne katholische Kirche im gotischen Stile mit hohem Dache erbaut; Bolko von Schweidnitz umgab den Ort, der im 14. Jahrhundert Stregonia castrum hieß, mit einer Mauer und befestigte ihn. Hussiten und Kaiserliche bedrängten ihn wiederholentlich. Jetzt ist Striegau Kreisstadt, hat fast 11000 Einwohner, erfreut sich eines blühenden Ackerbaues, sendet Getreide bis in die Mark Brandenburg und beschäftigt viele Arbeiter in den nahen Granitbrüchen. Die graubräunliche Boluserde, die als Striegauer Erde bekannt ist, die 1568 der kaiserliche Leibarzt Johann Montanus, ein geborner Striegauer, an dem nahen Georgenberg entdeckte und unter dem Namen Siegelerde als Heilmittel in den Handel brachte, dient gegenwärtig nur noch zum Malen und Färben.

Die Schlacht bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745. In Striegaus unmittelbarer Nähe liegt das Dorf Hohenfriedberg, dem Friedrichs des Großen Sieg einen unsterblichen Namen verliehen hat. Maria Theresia beruhigte sich nicht bei dem Frieden zu Breslau im Jahre 1742; ihr Streben ging dahin, sich Schlesien möglichst bald zurückzuerobern. Die günstige Zeit für sie, um den Kampf mit Friedrich aufzunehmen, schien schon in zwei Jahren gekommen zu sein. Aber der preußische König ließ nicht die Gefahr an sich herankommen, sondern ging derselben, so groß sie auch war, kühn entgegen. Mit 80000 Mann rückte er im August 1744 in Böhmen ein und eröffnete den zweiten Schlesischen Krieg. Am 18. September nahm er Prag, und mit Leichtigkeit breiteten sich seine Truppen weit nach dem südlichen Böhmen aus, das fast unbesetzt war. Bald aber zog der Prinz Karl von Lothringen mit einem

zahlreichen österreichischen Heere gegen Friedrich, der sich nun wegen der schlechten Verpflegung seiner Truppen und der feindlichen Haltung der Bevölkerung unter vielen Verlusten noch im Herbste nach Schlesien zurückziehen mußte. Dorthin folgten ihm die Österreicher, mit denen sich die Sachsen vereinigt hatten, und überschwemmten ganz Oberschlesien, mehrere Festungen fielen in ihre Hände.

Die Lage des Königs war außerordentlich bedenklich; denn auf seinem Rückzuge aus Böhmen hatte er den größten Teil seines Geschützes eingebüßt; seine Kassen waren so erschöpft, daß er sein ganzes Silbergerät in die Münze schicken mußte. Aber mit der Gefahr wuchs auch sein Mut.

Seinen Truppen, seiner Umgebung zeigte sich der König heiter und zuversichtlich wie immer. Peinlich für den großen Geist war es, daß er warten mußte, daß er nicht rasch und kühn die Entscheidung erzwingen konnte. Mit dem Ausgange des April kamen sonnige Tage und mit diesen froherer Mut. Der König verlegte sein Hauptquartier nach dem schönen Kamenz, um möglicherweise den Angriff des Feindes zu erwarten. Damals schrieb er: „Meine Armee ist in guter Disposition, ich habe den Geist aller meiner Offiziere wieder auf den Ton gehoben, den ich wünschen kann, ich habe ihnen Freudigkeit und Vertrauen eingehaucht; wir alle werden unsre Schuldigkeit thun und mit unserm Blute besiegeln, daß der Feind sich täuscht, wenn er uns unwürdig behandeln oder von uns einen Schritt erwarten zu können glaubt, der die Ehre des Staates und die Ehre eines jeden von uns verletzen würde."

Der Plan des Königs war, die Heere des Feindes zu einer Entscheidungsschlacht über die Berge in die schlesische Ebene zu locken; aber die langsamen und unklaren Bewegungen der großen Armee, wie die Feinde sich nannten, ließen nicht erkennen, ob das Heer über Friedland oder über Trautenau auf Schweidnitz oder auf Glatz oder Troppau vorgehen wolle. Da nun bald von verschiedenen Seiten Einfälle in Schlesien drohten und beabsichtigt schienen, so war es dem Könige ersichtlich, daß die Feinde seine Armee auseinander ziehen und auf diese Weise untüchtig machen wollten. Deshalb zog Friedrich seine Truppen möglichst dicht bei dem Paß von Wartha zusammen und legte sie zwischen Patschkau, Kloster Kamenz und Frankenstein, und befahl auch dem Markgrafen Karl von Brandenburg, der bei Troppau stand, bis Ziegenhals und Neustadt zurückzugehen, damit er im Augenblicke der Gefahr zur Hand sei, und nur wenige Truppen in Jägerndorf unter dem General Bredow zurückzulassen.

Gegen Ende des April drangen die Feinde über Trautenau, Troppau und Ostrau vor, so daß die Lage Bredows in Jägerndorf bedenklich wurde; die Hauptmacht fiel von Trautenau her in Schlesien ein. Da wollte Friedrich den Feind glauben machen, daß er den Angriff von Troppau her erwarte und fürchte; er befahl daher dem Markgrafen Karl, mit seinem Korps wieder nach Jägerndorf hinaufzuziehen und das Gerücht auszusprengen, daß die ganze Armee nachkomme, um auf Olmütz zu marschieren. Obgleich der Markgraf den Plan des Königs nicht durchschaute, folgte er, wenn auch zögernd.

So stand nun im ersten Drittel des Mai die preußische Armee in einer Linie von fast 225 km am Fuße des Gebirges und in den Vorthälern desselben, die Hauptmasse aber stand um Kamenz. Der Feind zog immer mehr Truppen um Trautenau und Braunau zusammen, und schon kamen seine Patrouillen über Kloster Grüssau hinaus bis dicht vor Landeshut; als er aber

weiter vordrang, wurde er zurückgeschlagen, denn Friedrich war mit seinen Anordnungen noch nicht fertig. Er bedurfte, um eine Schlacht zu wagen, jetzt der Truppen, welche der Markgraf Karl von Brandenburg in Jägerndorf befehligte; aber wie sollte er zu ihm seinen Befehl gelangen lassen? Er hatte es nicht hindern können, daß die Österreicher sich zwischen Frankenstein und Jägerndorf festsetzten und ihn von dem Markgrafen abschnitten. Weder der schnelle Feldjäger, noch der schlaue Spion vermochte einen Weg durch die Österreicher hindurch zu finden; ein Trupp von 120 Husaren mußte umkehren, als er sich durchschlagen wollte, weil er auch auf den entlegensten Umwegen nicht vorwärts kommen konnte.

In seiner Not wandte sich der König an seinen erprobten General Zieten und befahl ihm, er solle alles daran setzen, was es auch koste, um mit seinem Regimente bis Jägerndorf durchzukommen, und dem Markgrafen den Befehl überbringen, daß er sogleich aufbreche, sich mit dem Feinde in kein ernsthaftes Gefecht einlasse und seinen Marsch nach Frankenstein nehme. Friedrich fügte noch hinzu, Zieten möge diesen Befehl im ganzen Regiment bekannt machen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme, der Markgraf auf jeden Fall vom Willen des Königs unterrichtet würde.

Der alte Zieten war nicht wenig erstaunt, als er diesen Befehl las, denn er glaubte sicher, daß kein Mann bei diesem Unternehmen mit dem Leben davonkommen würde. Unmöglich konnte sich ein einziges kleines Regiment durch eine ganze Armee auf einem 75 km langen Wege durchschlagen. Dennoch gehorchte Zieten, weil der König befohlen hatte, aber er machte es anders, als es der König wünschte. Er sagte zunächst keinem Husaren, was zu thun sei.

Sein Regiment hatte bisher rote Dolmane und gewöhnliche Filzmützen getragen. Kürzlich waren aus Berlin für dasselbe blaue Pelze und neue Schuppmützen angelangt, eine Uniform, in der seine Husaren dem Feinde nicht bekannt waren, die vielmehr Ähnlichkeit mit derjenigen der österreichischen Splenyihusaren hatte. Mit dieser Uniform wollte er die Feinde in ihrem eignen Lager täuschen. Schnell hatten sich die Zietenschen Husaren dem Feinde unkenntlich gemacht. Auf Kreuz- und Querstraßen nahm der alte General seinen Weg. Mit größter Wachsamkeit und Umsicht wußte er den Feind zu umgehen, und als der Abend anbrach, hatte er fast den halben Weg zurückgelegt. Bei Ottmachau ging er über die Neiße, ließ in einen dichten Wald einbiegen, die Husaren absitzen, um die Pferde zu füttern und das Nachtlager einzurichten. In der Nacht hörte man von Neustadt her schießen, aber Zieten blieb in seinem Busch, bis die tapfere Garnison von Neustadt die Österreicher abgeschlagen hatte. Als die Feinde sich am Morgen zurückzogen brach er auf und rückte in Neustadt ein, um Leute und Pferde ordentlich zu verpflegen. Kaum war dies geschehen, so ließ er wieder aufsitzen und schlug mit seinem Regiment die Straße ein, auf welcher die abziehenden Österreicher einherzogen, nachdem er vorher den strengsten Befehl gegeben hatte, es solle niemand bei irgend einer Gelegenheit abfeuern. Sorglos ritten die Husaren daher; unter dem Anschein der größten Ruhe und Sicherheit ging der Zug den Österreichern nach und mitten durch sie hin. Einige geborne Ungarn, die bei dem Regimente standen, mußten vorausreiten und die Feldwachen bei den Dörfern und einzelnen Posten freundlich begrüßen. Ein österreichisches Dragonerregiment stieß auf die Husaren, aber es hatte nicht den mindesten Verdacht, daß die blauen Pelze Preußen seien. Schon war

Zieten mitten im Lager der Österreicher, als sein Regiment erkannt wurde. Schnell verbreitete sich die Nachricht: „Die Preußen sind da!“ Da gaben die Husaren ihren Pferden die Sporen und jagten davon nach Jägerndorf zu. Die österreichische Kavallerie folgte dem Zieten fast auf dem Fuße, aber konnte ihm nicht viel anthun, denn die Husaren hatten reiten gelernt und wußten den Vorsprung zu benutzen.

Mit Jubel und Frohlocken wurde Zieten vom Markgrafen aufgenommen, dem er die Befehle des Königs überbrachte. Dieser traf sogleich die erforderlichen Anstalten, um am nächsten Tage aufbrechen zu können.



Schlacht bei Hohenfriedberg. Nach W. Camphausen.

Mit größter Vorsicht führte er sein Korps nach Frankenstein; erst gegen Ende des Monats Mai konnte er dort eintreffen, weil er nur auf Umwegen und bei Tage marschieren konnte.

Am 27. Mai abends waren alle Regimenter, die der König zusammenziehen wollte, bei Frankenstein versammelt. Damals erst wurde allgemein anerkannt, daß unverkennbaren Nutzen das Zurückschlagen der Feinde bei Landeshut gebracht hatte; denn durch dieses Gefecht waren die Österreicher ins Gebirge zurückgestaut worden, wo sie weder Raum noch Vorräte hatten. Jetzt gab Friedrich für den Augenblick ganz Oberschlesien auf und zog sich nach Schweidnitz und von dort nach Freiburg mit seinem ganzen Heere zurück.

Der Feind war in vollem Anmarsche, und da er die Absicht des Königs nicht kannte, erstaunt, alle Pässe von den Preußen geräumt zu finden; er sah

in diesem Weichen nicht, daß er in die Falle gelockt werden sollte, sondern meinte die Schwäche des Gegners zu fühlen und wurde um so sicherer. Schon entwarf der Prinz Karl von Lothringen Pläne über einen nach dem Siege vorzunehmenden Marsch auf die Kurmark und gegen Berlin. Unbehindert rückte er in die Ebene vor bis in die Gegend von Striegau, schlug bei Hohenfriedberg sein Lager auf und besetzte die Anhöhen um Striegau. „Jetzt ist der Feind da, wo wir ihn haben wollen“, sagte der König, berief am 3. Juni seine Generale und gab den ersehnten Befehl zum Aufbruch und Abmarsch.

In der größten Stille wurde aufgebrochen und marschiert, während die Lagerfeuer weiter brannten. Um Mitternacht war die Armee bei Striegau. Der 4. Juni sollte nicht nur über den Besitz Schlesiens, sondern über die Existenz des preußischen Staates entscheiden: es sollte pro aris et focis, wie der König sagte, gekämpft werden.

Die Österreicher und Sachsen, ihre Verbündeten, glaubten indessen leichtes Spiel zu haben, sie meinten mit ihren Hüten die Preußen aus dem Lande jagen zu können und hielten den König, der keinen Paß besetzt hatte, für schwach und entmutigt; sie glaubten, er habe sein Lager verlassen, um einen Zusammenstoß zu vermeiden.

Die preußische Armee ruhte um Striegau nur wenige Stunden aus; mit dem ersten Morgenrot vertrieb sie die in Sorglosigkeit eingeschläferten Feinde von den Höhen und weckte sie mit den Schüssen der Kanonen. Die Sachsen wurden zuerst angegriffen und wehrten sich hartnäckig; kurz vor 5 Uhr morgens waren sie gänzlich geworfen. Auch der Prinz von Lothringen wurde geschlagen. Schon um 9 Uhr war die Schlacht entschieden. Dem tapfern und mutigen Vorgehen der Preußen konnte nichts widerstehen. Besonders thaten sich die Baireuther Dragoner, jetzt das zweite Kürassierregiment in Pasewalk, hervor, und sie führen heut noch Auszeichnungen zur Erinnerung an die denkwürdige Schlacht. Dieses eine Regiment sprengte 20 österreichische Bataillone auseinander und nahm ihnen 2500 Gefangene, 4 Kanonen und 66 große und kleine Fahnen ab.

Die Preußen hatten glänzend gesiegt, Wunder gethan, sich selbst übertroffen. Freilich hatte Friedrich 808 Tote und 3423 Verwundete. Die Feinde gaben ihren Verlust auf dem Schlachtfelde auf 4607 Österreicher und 4964 Sachsen, Tote und Verwundete, an; am Abend der Schlacht waren schon über 7000 Gefangene, unter denen gegen 200 Offiziere waren, eingebracht. Zu diesen Gefangenen des ersten Tages kamen noch viele in den nächsten Tagen hinzu. Beim ersten Appell der Österreicher in Landeshut am Abend des 5. Juni sollen 25000 Mann gefehlt haben. Mit der Schlacht bei Hohenfriedberg hatten die Österreicher die Hoffnung, der Kaiserin Schlesien wieder zu gewinnen, aufgegeben; das muß man aus den Gewaltthätigkeiten, Plünderungen und Schandthaten folgern, welche der geschlagene Feind beim Rückzuge verübte, denn die Soldaten begingen viehische Laster, schlugen die armen Landbewohner, steckten ihnen brennende Lichter in die Nasenlöcher und fuhren ihnen mit glühendem Eisen in die Ohren. Die Erbitterung war so groß, daß, als Friedrich nach Landeshut kam, einige Tausend evangelische Bauern ihn baten, alle katholischen Bauern in der Umgegend totschlagen zu dürfen; der König aber verwies sie auf den Spruch: „Segnet die, so euch fluchen, thut wohl denen, die euch verfolgen.“ Sie meinten, der König habe recht, und beruhigten sich.

Die Schlacht bei Sorr (Trautenau) am 30. September 1745. Nach dem Siege bei Hohenfriedberg war Friedrich II. sehr geneigt zum Frieden; auch glaubte er, daß Maria Theresia ihm jetzt den ungefährdeten Besitz Schlesiens und der Grafschaft Glatz zugestehen werde. Er folgte der geschlagenen österreichischen Armee nach Böhmen hinein, lieferte kleinere Scharmützel und Treffen und hoffte auf Frieden; aber die Kaiserin von Oesterreich wollte, nachdem ihr Gemahl zum deutschen Kaiser erwählt war, Schlesien unter keiner Bedingung aufgeben. Der Prinz Karl von Lothringen sammelte wieder Truppen in Böhmen, um den König zu schlagen und zu vernichten. Je größere Truppenmassen nach Böhmen zusammengezogen wurden, um so mehr mußte sich Friedrich nach der schlesischen Grenze zurückziehen. Dazu kam noch, daß er in dem feindlichen Lande für seine Truppen nicht die unbedeutendste Zufuhr, nicht die geringsten Nahrungsmittel erhielt; er mußte also auch die Fahrt den Bauern kürzen, die mit ihren Gespannen rastlos von Schweidnitz her den nötigen Proviant heranschafften. Bei jedem Marsch, den der König rückwärts machte, wurde der weit überlegene Feind übermütiger und sein loses Volk zudringlicher. „Ich habe so viel Ärger", schrieb Friedrich, „Unruhe und Verlegenheiten auf dem Arm, daß ich nicht weiß, wie ich nicht unterliege." Er ärgerte sich, daß er es nicht mit einem ordentlichen Kampf zu thun hatte, sondern daß es nur kleine Scharmützel waren, die ihm seine Lage unangenehm machten. Auf sein Anfragen wegen eines Waffenstillstandes gingen die Österreicher nicht ein; aber sie erkannten aus ihnen, daß der Feind den Waffenstillstand brauche, daß die Streifereien zu wirken begannen, daß Friedrich an den Rückzug denken müsse. Der Prinz von Lothringen seinerseits trat mit seinen Marschällen in Beratung, wann und wie ihr gesunkener militärischer Ruf wieder herzustellen sei, und der Hof in Wien forderte auf zu rascherem Thun, zu entscheidendem Vorgehen. In der Nähe von Trautenau setzten sich die Österreicher fest, und der König war nun, da er um Jaromirz lagerte, von diesem Orte abgeschnitten. Die Zufuhren, die ihn von Braunau her erreichen sollten, wurden durch Panduren- und Husarenschwärme aufgehoben. Nur die Verbindung mit Glatz über Nachod war noch offen. Um sicherer zu gehen, setzte er bei Jaromirz am 18. September auf das linke Elbufer über, ohne vom Feinde verfolgt zu werden.

Der König war wie auf der Folter, aber er verbarg seiner Umgebung, was in ihm vorging. Am liebsten hätte er sich auf den ihn umschleichenden Feind gestürzt, um nur der Sache ein Ende zu machen. Er mußte weichen, aber er wollte so wenig wie möglich zurückgehen. $22\frac{1}{2}$ km von Jaromirz bei dem Dorfe Sorr auf dem Wege nach Trautenau schlug er ein Lager auf. Hier wollte er bis in den Oktober hinein bleiben und die Gegend gründlich auszehren, um es der feindlichen Armee unmöglich zu machen, den Winter hindurch der schlesischen Grenze nahe zu bleiben; aber es sollte anders kommen, als der König gerechnet hatte.

Täglich fanden Gefechte statt; aber nicht die österreichische Armee focht mit den Preußen, sondern kleine Abteilungen, die bald hier, bald dort erschienen und zu schaden suchten. Massen von Truppen lungerten und lauerten in den Wäldern und Bergen um das Lager und zeigten sich mehr lästig als gefährlich, mehr dreist als tapfer. Der Feind konnte von den Höhen, die er besetzt hielt, bis auf Friedrichs Lager schauen; aber der König traute dem Prinzen von

Lothringen nicht zu, daß er mit seiner geschlagenen Armee es wagen werde, sich einer neuen Gefahr auszusetzen. Dieser aber dachte anders; er glaubte mit seinen mehr als 30000 Mann über die 19000 Preußen siegen zu müssen und hatte seinen Plan vortrefflich angelegt. In aller Stille hatte er am 29. September vormittags die Armee aufbrechen und auf zwei Wegen durch den Wald nach Sorr marschieren lassen. Während der Nacht rückten die Truppen auf die Höhen, die in der rechten Seite des preußischen Lagers sich bis zu der Paßhöhe des Weges nach Trautenau hinzogen. Auf der linken Seite des Lagers stand eine starke Armee, um den Preußen, wenn sie gegen die Armee auf den Höhen Front machte, in den Rücken zu fallen. Die Ausgänge waren besetzt und durch Verhaue gesperrt. Karl von Lothringen glaubte, nachdem ihm die Ausführung seines Planes so weit gelungen war, schon gesiegt zu haben; denn wenn die Preußen aus der Falle, in der sie saßen, gegen die Übermacht nicht durchbrechen konnten (und es schien undenkbar, daß sie es auch nur versuchen würden), so war ihnen jeder Rückzug gesperrt, und sie mußten die Waffen strecken oder sich in die Pfanne hauen lassen.

Am 30. September, morgens 5 Uhr, waren die Generale du jour im Zelte des Königs, als die Husarenpatrouille meldete, daß der Feind aufrücke und bereits alle Höhen rechts besetzt habe. Der König lief vor das Zelt und fand alles, wie gemeldet war. Er befahl dem nächsten Tambour, Generalmarsch zu schlagen. Während die Kavallerie sattelte, die Bataillone antraten, eilte er selbst mit dem Prinzen Leopold zu den Husaren auf die Vorhut, um sich umzuschauen. Die eben aufgehende Sonne beleuchtete die Höhen, während die Gründe noch mit Nebel bedeckt waren. Man sah die feindliche Schlachtlinie auf dem Höhenzuge sich formieren, eine Linie von etwa $3^1/_2$ km Länge; die Artillerie hatte sich schon so aufgestellt, daß ihr Feuer die Straße unten bestrich und ihre Geschosse zum Teil den einen Ausgang des Lagers erreichten; auch die linke Seite war schon besetzt.

Weder im Lager, das der Feind schon im Rücken bedrohte, konnte man sich verteidigen wollen, noch daran denken, nach Trautenau zu marschieren, da dem Prinzen Karl der nähere Weg dorthin offen stand und die Armee in dem engen Flußthal der Aupa die Feinde auf den Fersen gehabt hätte. Der König wußte, was er von seinen Truppen erwarten konnte. Man dachte weder an die Zahl der Feinde, noch an ihre vorteilhafte Stellung, sondern nur an Schlagen und Siegen. Es galt, den Feind in seiner Stärke zu fassen und ihn da, wo er die Entscheidung schon in der Hand hatte, über den Haufen zu werfen. Schon begann der Nebel zu sinken, als der König sein verwegenes Manöver unternahm. Die Kavallerie mußte geworfen, die Artillerie zum Schweigen gebracht werden. Unter den Augen des Feindes, unter seinen Batterien zogen die preußischen Truppen — manche Granate riß acht, zehn Pferde nieder — zum Angriff. Das Vorgehen der preußischen Kavallerie war furchtbar. In kurzer Zeit brachten die Kürassiere, Garde du Corps und Dragoner die Österreicher zu voller Auflösung und Flucht die Bergsteilen hinab, die in ihrem Rücken lagen, die meisten Husaren setzten den Flüchtigen nach und hetzten sie weiter. Die Grenadiere greifen die Artillerie trotz des furchtbaren Feuers an und dringen mit schwerem Verluste bergan vorwärts, während mancher Held fällt. Niederstürzt Wedell, der Leonidas von Selmitz; Prinz Albert, der Königin

Bruder, der seinem gelichteten Bataillone voran weiter stürmt, sinkt mit zerschmettertem Kopfe zu Boden.

Um 11 Uhr war der glorreiche Kampf zu Ende. Friedrich hatte den Sieg unter schweren Verlusten errungen; von 409 Offizieren waren 109, von 12576 Unteroffizieren und Gemeinen 3088 tot oder verwundet; das Bataillon Wedell, das mit 12 Offizieren, 23 Unteroffizieren, 358 Grenadieren am Morgen ausgerückt war, zählte an kampffähigen Leuten nur noch einen Offizier, 8 Unteroffiziere, 85 Grenadiere. Zu dem schmerzlichen Verlust tapferer Krieger kam noch der des ganzen Gepäcks mit der Kriegskasse. Der Offizier, welcher den Geheimrat Eichel mit der Kanzlei und die königliche Bagage nach Trautenau bringen sollte, verirrte sich, wurde mit seinem ganzen Zuge gefangen genommen und nach Königgrätz abgeführt. Der König hatte fast nichts mehr, kaum noch ein Hemd zum Wechseln; er schrieb nach der Schlacht auf ein Blatt aus seinem Taschenbuch mit Bleistift an Podewils nach Berlin: „La bataille a été terrible mais très glorieuse; j'ai pensé être surpris, mais, Dieu soit loué, tout est bien. Beaucoup de prisonniers. En un mot c'est une grande affaire. Voilà tout ce que j'ai le temps de vous dire. Tout mon bagage est au diable et Eichel pris.“

Was galt der ganze Verlust gegen die Thatsache, daß man so umstellt, in solchem Terrain den Sieg errungen, daß das Heer, in seiner Lagerruhe überrascht, tigerhaft wie mit einem Sprunge ohne Anlauf sich auf den Feind gestürzt, ihn gefaßt, zerfleischt hatte? „Die Tapferkeit der Truppen“, schreibt der König, „hat die Fehler ihres Feldherrn gut gemacht und den Feind für die seinigen gezüchtigt.“

Tief zerrüttet zog die sächsisch-österreichische Armee zurück mit dem beschämenden Gefühle, von dem schwächeren Feinde, der völlig überrascht, von allen Seiten eingeschlossen, ihr schon für verloren gegolten hatte, vollkommen geschlagen zu sein.

Die heißen Tage des Jahres 1866 in und um Trautenau. Nur drei Jahre über ein Jahrhundert waren seit dem Hubertsburger Frieden vergangen, der den Siebenjährigen Krieg zwischen Österreich und Preußen beschloß, als beide Mächte sich wiederum feindlich gegenüber traten und einen gewaltigen Krieg führten, in dem ein Schlag dem andern folgte, den man nicht unpassend den siebentägigen genannt hat; denn auf den knappen Zeitraum einer einzigen Woche (vom 27. Juni bis zum 3. Juli) zusammengedrängt liegen die ewig denkwürdigen Ereignisse, die einen Glanzpunkt in der preußischen Geschichte bilden.

Die Österreicher hatten es auf Schlesien abgesehen und sammelten in Böhmen ihre Truppen. Ihnen gingen drei preußische Armeekorps entgegen. Das erste (preußische) Armeekorps unter dem General von Bonin ging von dem Schweidnitzer Hochlande aus über Liebau in das feindliche Land und wollte in gerader Richtung nach Josephstadt. Am 27. Juni stieß es in Trautenau auf dreifache Übermacht unter dem Feldmarschall-Leutnant von Gablenz. Die furchtbare Hitze hatte den Marsch auf der einzigen Straße außerordentlich beschwerlich gemacht. Kaum waren die Truppen ermattet in die Nähe der Feinde gekommen, so wurden sie auch schon denselben entgegengeführt. Die Österreicher wurden von Kuppe zu Kuppe zurückgetrieben; aber immer neue Truppen rückten

zur Unterstützung des Feindes heran, und immer schwieriger wurde es den vorgegangenen Truppen, sich in ihrer Stellung zu halten. Dennoch nahmen die Preußen die Stadt Trautenau und brachten auch durch ihr energisches Auftreten das Feuer zum Schweigen, das sie daselbst empfing. Um 3 Uhr nachmittags schien der Kampf entschieden. Der Feind war überall zurückgedrängt, die Windischgrätz-Dragoner hatten sich vergebens bemüht, der Schlacht eine andre Wendung zu geben; sie wurden vom ersten preußischen Dragonerregiment, den alten Litauern Yorks, in die ihnen gebührenden Schranken zurückgewiesen.

Um diese Zeit erschien ein Offizier des preußischen Generalstabes und meldete, daß bei Qualisch die erste Garde-Infanteriedivision stehe und bereit sei, das erste Armeekorps zu unterstützen. Der General von Bonin hielt das Gefecht für beendet, der Feind war geschlagen, neue Streitkräfte wurden im Anmarsch nicht bemerkt; er glaubte also die Hilfe der Garde nicht nötig zu haben und nicht ihren starken Marsch unnütz verlängern zu sollen. Deshalb schlug er die ihm dargebotene Hand aus.

Plötzlich, um 4 Uhr fuhr der Feind viel Artillerie auf und beschoß die preußischen vordringenden Bataillone. Gleichzeitig ging Gablenz, der bisher nur die eine Hälfte seiner Truppen ins Feuer geführt hatte, mit großen Massen auf der Straße von Pilnikau vor. Bonin war, als er diese frischen, ausgeruhten Soldaten heranziehen sah, keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu thun habe. Seine Soldaten waren seit dem frühen Morgen marschiert und hatten, ohne abkochen zu können, acht Stunden im heftigsten Gefecht gestanden, sie waren ermattet und mußten unterliegen; er hielt es also für ratsam, einen Kampf nicht weiter fortzusetzen, der ihm als alleinige Frucht nur ein Zurückschlagen der Österreicher bringen, ihn aber, wenn die Feinde noch mehr Truppen heranzogen, in eine verhängnisvolle Lage versetzen konnte. Das Gefecht wurde abgebrochen, die Preußen wichen langsam zurück. Der Feind hatte so gelitten, daß er nicht zu folgen wagte, er begnügte sich damit, den Preußen Trautenau entrissen zu haben.

Die Garde hatte inzwischen ihren Marsch nach Eipel und Kosteletz fortgesetzt, ohne auf einen Feind zu stoßen. Aber noch in der Nacht erhielt der Prinz August von Württemberg, der das Gardekorps führte, Nachricht von dem Verlauf des Gefechtes bei Trautenau und beschloß, sofort den Feind anzugreifen; vom Oberkommando, an das er sich wandte, erhielt er die Genehmigung zum Angriff.

Das Boninsche Korps war stark gelichtet und, vieler Stabsoffiziere, Hauptleute und Leutnants beraubt, bis nach Goldenöls gewichen. Am 28. Juni, früh um 3 Uhr, brachen die Garden auf. Die erste Garde-Infanteriedivision wurde nach Rognitz dirigiert, überraschte den Feind zum Teil noch im Biwak, warf die ersten Truppen über den Haufen und rückte vorwärts. Die Kanonenschüsse weckten den Feind, der sich schnell ordnete und seine Artillerie ins Gefecht führte. Die Garde drang unaufhaltsam vorwärts über Schluchten und Berge. Wo der Kampf schwierig wurde und die Soldaten schwer rangen, eilte schnell ein Bataillon unter jubelndem Hurra den Bedrängten zu Hilfe. Der Feind wurde von Stellung zu Stellung getrieben, bis sich das Korps gänzlich auflöste. Das Gablenzsche Korps war am Abend des 28. Juni nicht mehr. Was noch lebte, floh ohne Ordnung davon auf der Straße nach Königinhof, auf der

Tornister, Gewehre, Wagen aller Art im wirren Durcheinander lagen. Massen von Gefangenen wurden eingebracht. Der Feind verlor 4—5000 Tote oder Verwundete, 5000 Gefangene, 3 Fahnen und 10 Geschütze.

Trautenau gehörte wieder den Preußen, aber die Stadt war verwüstet, die Einwohner waren meist geflüchtet; viele Häuser waren zu Lazaretten eingerichtet, in den Bogengängen am Markte lagen die Verwundeten, die Kirchen waren mit Gefangenen angefüllt. Heute erinnert uns an den wütenden Kampf auf der Gablenzhöhe, die früher der Galgenberg hieß, das Schlachtendenkmal, eine 16 m hohe, schlanke Pyramide aus Eisen mit Inschriften und Verzierungen, ein schönes, weithin sichtbares Monument. Auf dem Kapellen- oder Johannesberg, wo der Kampf am hitzigsten gewesen ist, sind mehrere Denkmale aufgestellt, unter diesen auch das vom Offizierkorps des 6. ostpreußischen Infanterieregiments Nr. 43 „den gefallenen Kameraden" errichtete, eine abgestutzte Pyramide aus Sandstein, oben auf einer Kugel ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

Gitschin am 29. Juni 1866. Wie die Preußen den Österreichern durch das Gebirge zu früh nach Trautenau kamen, so geschah es auch im Westen von diesem Orte. Die preußische Elbarmee unter dem General Herwarth von Bittenfeld, die 40000 Mann stark war, rückte von Dresden aus über Schluckenau, das südlich von Bautzen liegt, in Böhmen ein und ging in südöstlicher Richtung vorwärts, um mit dem Prinzen Friedrich Karl, der die erste Armee in einer Stärke von 100000 Mann befehligte, Fühlung zu behalten. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl marschierte von Zittau aus nach Reichenberg. Erst jenseit dieser Stadt suchten die Österreicher, die unter Clam Gallas, 60000 Mann stark, standen, ihre Feinde aufzuhalten; die Übergänge über das Gebirge waren nicht gesperrt worden. Die schwachen Avantgarden des Clam Gallas wurden von Herwarth von Bittenfeld am 27. Juni bei Hühnerwasser, vom Prinzen Friedrich Karl am 26. Juni bei Liebenau über Turnau zurückgedrängt, aus Podol gejagt und die ganze Armee gezwungen, nach hartnäckigem Kampfe ihre überaus feste Stellung bei Münchengrätz am 28. aufzugeben. Alsbald vereinigten sich die beiden preußischen Armeen, die erste und die Elbarmee, und rückten gemeinsam vor.

Gallas hatte in Gitschin Halt gemacht und das bergige Terrain besetzt. Hier hoffte er die Preußen zum Stehen zu bringen und zurückzutreiben. Gitschin ist schon durch Wallenstein geschichtlich berühmt geworden, der dort ein Schloß hatte, es zur Hauptstadt seiner böhmischen Besitzungen machte und in der 2 km nordöstlich von der Stadt gelegenen Kartause begraben ist. Eingeschnittene Wege, Alleen, Gräben, Teiche in unmittelbarer Nähe der Stadt lassen die Stadt leicht verteidigt, schwer eingenommen werden. Die Österreicher hatten sich vorzüglich aufgestellt, so daß der Kampf ein sehr blutiger wurde. Von drei Seiten griffen die Preußen am 29. Juni an, und schon im Laufe des Vormittags fanden kleine Zusammenstöße statt; das eigentliche Gefecht aber begann erst am Nachmittage gegen 4 Uhr und währte bis um Mitternacht: da erst war Gitschin in den Händen der Preußen. Viele Häuser trugen noch später Spuren des nächtlichen Kampfes, der in der Verwirrung des Rückzuges für Österreicher und Sachsen heillos war.

Die Verluste der Preußen waren beträchtlich, die der Österreicher aber weit bedeutender; die Zahl der Gefangenen betrug über 5000. Der Feldzeugmeister Benedek, der Oberfeldherr der ganzen österreichischen Armee, mußte die Operationen bei Gitschin aufgeben und sich in einer weiter zurückgelegenen Stellung konzentrieren.

Der 27. Juni 1866 bei Nachod und der 28. bei Skalitz. Auch durch die Grafschaft Glatz rückte ein Teil der gewaltigen zweiten preußischen Armee, die der Kronprinz befehligte, in Böhmen ein. Zu dieser 116000 Mann starken Armee gehörte das von Boninsche Korps, welches, wie wir sahen, nach Trautenau vorrückte. Heiße Kämpfe sollten die Truppen zu bestehen haben, welche durch die Grafschaft über Reinerz und Lewin in den Paß von Nachod einzogen. Es war das fünfte Armeekorps unter dem General von Steinmetz, das bereits am 26. Juni nachmittags ein leichtes Scharmützel mit den Österreichern bei seinem Einmarsch nach Böhmen zu bestehen hatte. Als am folgenden Tage die Österreicher bei Nachod ihre Feinde schlagen wollten, nachdem sie als Herren des Landes sich die günstigsten Plätze zur Aufstellung ihrer Truppen gesucht hatten, traf der Kronprinz, der von Frankenstein her nach Braunau eingerückt war, noch rechtzeitig ein. Ein Teil der Artillerie, 90 Geschütze, wurde in die Gefechtslinie vorgezogen. Den feuerspeienden Schlünden, dem Feuergefecht der Infanterie, dem schnellen Angriff der Kavallerie konnten die Österreicher nicht Widerstand leisten; sie flohen, nachdem sie sich tapfer geschlagen hatten.

Der Kronprinz, der bis zum Ende des Gefechtes zugegen war, wurde, als er das Schlachtfeld beritt und den braven Soldaten für ihre Tapferkeit im Namen des Königs dankte, überall mit einem Jubel begrüßt, der nicht enden wollte. Für den folgenden Tag hatte der Kronprinz als Parole Nachod ausgegeben, als Feldgeschrei Steinmetz.

Am Morgen des 27. Juni hatte nur der Vortrab des Korps die Brankahöhe bei Nachod erreicht. So weit die wenigen Truppen auch schauten, nirgends erblickten sie einen Feind. Mühsam wand sich die preußische Armee durch den engen Thalweg hindurch. Da plötzlich wird der Feind erblickt; das sechste österreichische Armeekorps, Ramming, ist im Anzuge. Was war da zu thun? Hätten sich die wenigen Bataillone zurückgezogen, so war das ganze preußische Korps, das noch in den Engen war, so gut wie besiegt. Nun aber hielten $5\frac{1}{2}$ Bataillone und zwei Jägerzüge drei Stunden lang gegen 21 österreichische Bataillone, die nach und nach ins Feuer gerückt waren, tapfer stand, bis die Hauptmacht von Reinerz herbeikam, deren Reserve überhaupt erst in Nachod eintraf, als der Kampf bereits zu Ende war.

Die zahlreichen Kugelspuren in den Mauern der Kirche, des Turmes und des Kirchhofes von Nachod geben Zeugnis von dem Kampfe, der hier getobt; und außer den kleinen Kreuzen und Denkmälern, welche die Feldfrüchte überragen, mahnen an die Verluste eine Pyramide von unpoliertem roten Marmor mit der Inschrift: „Den hier gefallenen Waffenbrüdern die Kameraden des k. k. 6. Armeekorps“ und Denkmäler für gefallene österreichische Offiziere. Auch den Gefallenen der Preußen ist auf dem Platze, wo sie fielen, ein Denkmal gesetzt.

Die Österreicher geben ihren Verlust bei Nachod auf 232 Offiziere, 5487 Mann (inkl. 2300 Gefangene), 432 Pferde, 8 Kanonen, 17 Fuhrwerke, 1 Fahne

und 2 Standarten an, während der Sieger 62 Offiziere, 1060 Mann und 222 Pferde als tot oder verwundet zu registrieren hatte.

War schon der Tag von Nachod für die preußischen Waffen ehrenvoll, der 28. Juni war es in noch höherem Grade. Steinmetz brach am 28. Juni aus der Nachoder Gegend nach Westen zu auf, um sich nach Gradlitz zu begeben, aber er war noch nicht weit gekommen, als sich ihm die Österreicher entgegenstellten. Bei Skalitz standen sie mit zwei neuen Korps in der Schlachtlinie und hatten in langer Linie ihre vielen Geschütze zum Teil hinter Eisenbahndämmen.



Preußische Vorposten an der schlesisch-böhmischen Grenze.

In der Nähe der Aupa war eine vor Skalitz belegene Anhöhe mit Artillerie, Infanterie und Jägern besetzt. Die Schlacht mußte begonnen werden. Nach kurzem Geschützfeuer stürmten die Feinde mit aller Energie in dichten Kolonnen heran, aber das Schnellfeuer des preußischen Fußvolkes und teilweise das Bajonett vereitelten die Versuche, die Preußen zu werfen. Die Österreicher wichen; der Bahnhof von Skalitz bildete ihren letzten Verteidigungspunkt vor der Stadt. Jäger schossen hinter einer schnell errichteten Schutzwand von Eisenbahnschwellen sicher hervor, während andre aus allen Fenstern des Bahnhofsgebäudes feuerten, und nur ein Angriff, welcher der Verteidigung an Energie gleichkam, konnte hier siegen. Während hier um 3 Uhr am Nachmittage der Kampf noch tobte, begann schon das vom Norden her anrückende Gros die Erstürmung der Stadt gleichzeitig an mehreren Punkten; Schützenabteilungen hatten sogar weiter oberhalb

die Aupa überschritten und die in der Stadt befindlichen Österreicher umgangen. Dennoch mußten die noch verteidigten Häuser einzeln erobert werden, bis die verschiedenen Kolonnen an der Aupabrücke zusammentrafen, den Gegnern die Rückzugslinie abschnitten und die nach Josephstadt hin Abgezogenen verfolgten.

Dieser Tag raubte dem Sieger als tot oder verwundet 62 Offiziere und 1300 Mann, kostete den Besiegten 205 Offiziere und 5372 Mann, die Gefangenen eingerechnet. In dieser Schlacht stand der Erzherzog Leopold, der das 8. österreichische Armeekorps kommandierte, dem 6. preußischen Grenadierregiment, dessen Chef er war, gegenüber und hatte so Gelegenheit, dasselbe nicht nur im Parade-Exerzieren kennen zu lernen.

Das Lager wurde auf dem Schlachtfeld, das gleichzeitig ein Leichenfeld geworden war, aufgeschlagen. Die Verwundeten und Toten waren so zahlreich, daß sie oft an andre Plätze geschafft werden mußten, damit nur Platz wurde zum Zusammensetzen der Gewehre und Ablegen der Tornister. So wurde denn unmittelbar neben den Toten und Verwundeten, neben den gefallenen Pferden und den offenen Gräbern geruht, geschlachtet, gekocht, gegessen, geschlafen und mit den Verwundeten in brüderlicher Freundschaft und Soldaten-Kameradschaft geplaudert und gescherzt. Soviel es die Zeit bis zum Abend gestattete, wurden die Verwundeten verbunden und nach der Stadt Skalitz in die Lazarette geführt, getragen und gefahren.

An den für Preußen so glorreichen Tag erinnert uns manches Denkmal auf dem Schlachtfelde. Hier ruht auf einem 2 m hohen Postament ein liegender Marmorlöwe, dem ehrenden Andenken aller k. k. Krieger gewidmet; dort steht das Denkmal für einen preußischen Offizier, hier ein Obelisk mit der Inschrift: „Das Offizierkorps des k. k. 5. Jägerbataillons den am 28. Juni 1866 gefallenen Kameraden“, dort eine Sandsteinpyramide mit den Worten: „Dem Andenken der preußischen und österreichischen Krieger, die im Kampf bei Skalitz gefallen und jetzt friedlich beisammen liegend der Auferstehung warten.“

Diese wilden Kämpfe waren das Vorspiel zu dem gewaltigen Ringen um Königgrätz am 3. Juli, durch welches ungefähr 450000 Männer von der Ostsee, vom Rhein, vom Adriatischen Meere, von Ungarn und Siebenbürgen das Gerüst zu einem politischen Neubau zimmerten.

Landeshut. Nachdem wir nun die Gegenden kennen gelernt haben, in welchen sich die wichtigen Schlachten des Jahres 1866 abspielten, die Orte auf böhmischem Boden, welche dem Eindringen eines feindlichen Heeres soviel Schwierigkeiten bereiten, weil sie den Pässen, welche durch die Sudetenkette führen, wie schwere Riegel vorgeschoben sind, weil sie als natürliche Festungen das Land schützen, kehren wir zu den Pässen selbst zurück und verweilen zunächst bei Landeshut. Diese Stadt liegt auf dem Wege zwischen Striegau und Bolkenhain einerseits und Trautenau anderseits. Wir zählen in der Stadt 5800 Einwohner, deren Haupterwerbszweig die Leinenfabrikation ist, denn dort haben wir 15 Leinenfabriken, von denen die bedeutendste über 2000 Arbeiter beschäftigt; eine Flachsgarn-Maschinenspinnerei arbeitet mit 7500 Spindeln. Der Boden um die Stadt ist in den Thalgegenden sehr fruchtbar und weist in der Nähe des Bober üppige Wiesen auf; in der Umgegend sind bedeutende Forsten. Landeshut wurde im Jahre 1294 vom Herzog Bolko I. von Schweidnitz zur

Stadt erhoben. Viele Häuser am Markt haben noch sogenannte Lauben, d. h. statt der Parterrestuben offene Hallen, die, nebeneinander liegend, bedeckte Wege bilden und den Verkäufern auch bei ungünstigem Wetter Schutz und trocknen Aufenthalt gewähren. An Merkwürdigkeiten ist die Stadt arm. Am Fuße des Kirchbergs liegt die evangelische Gnadenkirche, so genannt, weil sie eine derjenigen sechs Kirchen Schlesiens ist, die der Kaiser infolge der Einwirkung Karls XII. von Schweden im Alt-Ranstädter Vertrag den Evangelischen zu bauen erlaubte. Auf dem Militärkirchhof bewundern wir ein Denkmal im gotischen Stil aus Sandstein, das für 42 preußische und 57 österreichische Krieger errichtet ist, die 1866 hier ihren Wunden erlagen.

Landeshuts Geschichte erzählt uns von vielen traurigen Tagen. Die Hussiten haben die Stadt belagert, in dem Dreißigjährigen Kriege ist sie 27mal geplündert worden. Hier warf der General von Winterfeld am 22. Mai 1745 die Österreicher nach Böhmen zurück und bereitete so, wie wir gesehen haben, die Möglichkeit zum Gewinnen der Schlacht bei Hohenfriedberg vor. Sein mutiges Vorgehen an diesem Tage brachte ihm zwei leichte Verwundungen und die Ernennung zum Generalmajor ein.

General Fouqué bei Landeshut im Jahre 1760. Heftiger als im zweiten Schlesischen Kriege rangen Preußen und Österreicher bei Landeshut miteinander im Siebenjährigen Kriege. Mit großen Siegeshoffnungen eröffneten die Feinde Friedrichs den Feldzug des Jahres 1760. Sie stellten an 300000 Mann ins Feld, denen Friedrich mit nur 90000 Mann die Spitze bieten konnte. Er beschloß deshalb, sich nur auf die Verteidigung zu beschränken. Mit 40000 Mann wollte er selber Sachsen gegen die Hauptarmee unter Daun decken; Prinz Heinrich, der mit 35000 Mann auf der Grenze von Schlesien und der Lausitz stand, sollte bereit sein, entweder ein anrückendes russisches Heer abzuhalten oder auch Sachsen Hilfe zu bringen; der General de la Motte Fouqué, der Liebling Friedrichs, hatte mit noch nicht 10000 Mann Schlesien gegen Laudon zu schützen, der mit 31000 Mann heranzog. Laudon war schon im Mai in die Grafschaft Glatz eingebrochen, nahm sein Lager bei Frankenstein und sandte Streifpartien bis Breslau. Fouqué, welcher einsah, daß er sich einer so bedeutenden Übermacht gegenüber nicht halten könne, verließ sein festes Lager bei Landeshut und stieg in die Ebene von Schweidnitz nieder, um das flache Land möglichst zu schützen, in der Hoffnung, daß er sich je nach den Umständen unter die Kanonen einer der großen Festungen zurückziehen könne. Da sandte der König an den General einen verletzenden Brief: „Ich danke es Euch mit den Teufeln, daß Ihr meine Berge verlassen habt. Schafft mir meine Berge wieder, es koste, was es wolle!“ Fouqué beschloß nun, sich die Stellung von Landeshut wieder zu erobern und sie bis auf den letzten Mann zu verteidigen.

Laudon hatte, sobald Fouqué die Stellung von Landeshut aufgegeben hatte, dieselbe von 13 Bataillonen und 18 Schwadronen besetzen lassen und war dann zurückgekehrt, um Glatz zu belagern. Auf die erste Kunde, daß Fouqué wieder gegen Landeshut vorrücke, brach Laudon von Glatz auf, nachdem er dort eine hinlängliche Streitmacht zur Bewachung zurückgelassen hatte. Am 22. Juni hatte er alle andern Truppen um Landeshut zusammengezogen, 31000 Mann. Nach Einbruch der Nacht rückten sie in die ihnen angewiesenen

Stellungen. Gegen 3 Uhr morgens am 23. Juni gaben vier Granaten das Zeichen zum Angriff. Von fünf Seiten zugleich griffen die Österreicher an. Mit unwiderstehlicher Gewalt stürmten die von Laudon geführten Bataillone gegen den linken preußischen Flügel, den der Oberst von Rosen kommandierte. Seine Mannschaften wehrten sich rechtschaffen, kein Mann streckte das Gewehr, es mußte den Gefangenen aus der Hand gerissen werden. Obgleich verwundet, stellte sich Rosen an die Spitze des Bataillons und führte es gegen den vordringenden Feind, aber er brach zusammen und wurde gefangen genommen. Auch die andern Positionen wurden erobert. Am längsten hielt sich Fouqué selbst auf dem Galgenberge. Von drei Seiten schmetterten die österreichischen Geschütze in die Preußen; Laudon ließ stürmen, aber viermal wurden seine Truppen zurückgeworfen; es gelang ihnen nicht, die Preußen vom Galgenberge zu vertreiben. Fouqué sah seine Truppen zusammenschwinden und beschloß, weil auch die Munition zu mangeln anfing und seine Leute schließlich doch alle zusammengehauen werden mußten, sich durchzuschlagen. Er selbst eröffnete den Zug; es gelang ihm, den Fluß zu überschreiten und die Höhe jenseit desselben zu gewinnen. Hier gedachte er, ein Viereck zu bilden und den General Schenkendorff, der noch auf dem Galgenberg geblieben war, zu erwarten. Doch bald wurde er umringt und seine Schar aufgelöst; nur eine Abteilung rettete sich durch den Wald. Nach achtstündigem Kampfe hatten die Österreicher den Paß erobert, den mit Recht eine Inschrift an einem dortigen Felsen „die preußischen Thermopylen, 23. Juni 1760“ nennt.

Fouqué selbst wurde schwer verwundet; mit seinem unter ihm totgeschossenen Pferde stürzte er zu Boden. Mehrere seiner tapfersten Soldaten versuchten ihn zu retten, umringten ihn und fochten so lange, bis sie neben ihm hinsanken. Der General bekam noch zwei Säbelhiebe im Arm und im Rücken, und österreichische Reiter wollten ihm eben den Todesstoß geben, als die seltene Treue seines Reitknechtes Trautschke ihm das Leben rettete. Er warf sich auf seinen Herrn und fing mit seinem Leibe alle die Hiebe auf, die diesem zugedacht waren, indem er fortwährend schrie: „Wollt ihr denn den kommandierenden General umbringen?“ Dreizehn Säbelhiebe hatte er schon empfangen, als ein österreichischer Oberst herbeikam und seinen Leuten gebot, Einhalt zu thun. Der bluttriefende Feldherr, der wie Leonidas gefochten hatte, wurde unter dem Pferde hervorgezogen und den Ärzten übergeben. Auch Trautschke, der schwer verwundet war, blieb bei seinem Herrn. Beide wurden wieder hergestellt. Fouqué ging mit den wenigen ihm übrig gebliebenen Soldaten in die Gefangenschaft; er mußte bis nach Karlstadt in Kroatien wandern. Nach dem Frieden kehrte er zurück und genoß wieder die innigste Freundschaft seines Königs bis zu seinem Tode.

Es war mörderisch gekämpft worden, denn 2400 Preußen und 3000 Österreicher lagen tot oder verwundet auf dem Kampfplatz, 4000 Preußen wurden gefangen genommen und nur 1500 entkamen glücklich bis Breslau. Das arme Landeshut gab Laudon wie eine eroberte Stadt der Plünderung preis, wodurch nicht nur manches Menschenleben vernichtet wurde, sondern auch der Stadt ein Schaden von 630000 Thalern erwuchs.

Als Fouqué auf dem Schlachtfeld mit Staub und Blut bedeckt unter seinem Pferde hervorgezogen wurde, bot ihm der österreichische Oberst, der die

Ermordung des Generals durch sein Einschreiten verhinderte, sein Paradepferd an. „Ich würde das schöne Sattelzeug mit meinem Blute verderben“, sagte Fouqué und schlug das Anerbieten aus. „Ich kann Ew. Exzellenz versichern“, entgegnete der Oberst, „daß mein Sattelzeug unendlich an Wert gewinnt, wenn es mit dem Blute eines Helden bespritzt wird.“ Fouqué wurde schnell verbunden und zu Laudon geführt, der den tapfern Feind mit vorzüglicher Achtung empfing. Auch in Wien begegnete man dem General mit Hochachtung, entblödete sich aber nicht, ihm sein ganzes Vermögen zu konfiszieren. Die schwere Verwundung, die Anstrengung des Transportes trugen ihm eine schwere Krankheit zu, welche seine Lebenskräfte wesentlich erschütterte. Nach dem Hubertsburger Frieden traf er am 15. April in Glatz ein. Bald darauf berief ihn der König durch eine herzliche Einladung nach Potsdam, vier Wochen später schrieb Friedrich an ihn: „Melden Sie mir, ich bitte Sie, wie es mit Ihrer Gesundheit steht. Ich werde Ihnen meinen Leibarzt schicken, damit Sie sich richtiger Medikamente bedienen und keine Quacksalbereien brauchen, welche Ihnen nichts helfen.“ Fouqués Antwort lautete klagend über Schwäche der Beine, der Brust und der Stimme. „Ich tauge nichts mehr. Für mich ist nur das Domherrnleben und die Ruhe heilsam. Lassen Sie, Sire, mich diese für den Rest meines Lebens genießen.“ Der König hatte ihn vorher zum Domherrn von Brandenburg ernannt und antwortete: „Sie werden in Brandenburg leben, solange Sie wollen; jedoch Sie werden mich manchmal besuchen. Es ist nicht weit. Wenn ich erfahre, daß Sie kommen wollen, so schicke ich Ihnen halbwegs meine Pferde entgegen. Adieu, mein lieber Freund; ich bin der Ihrige mit Herz und Seele.“ Friedrich ließ Fouqués Wohnung in Brandenburg fürstlich möblieren und gab ihm zu Weihnachten 1763 eine Anweisung auf 5000 Thaler aus der Hofstaatskasse. Auch in den folgenden Jahren war der König oft aufmerksam gegen den tapfern General. Am 1. Juni 1764 meldete sich Friedrich bei Fouqué an: „Ich werde ohne Umstände zu Ihnen kommen wie ein alter Freund, wenn ich Brandenburg passiere. Ich werde den 4. mittags da sein. Ich bringe nur einen einzigen Freund mit, den Erbprinzen von Braunschweig, welcher Ihrer Freundschaft und Achtung wert ist, so daß wir unser drei sein werden, wenn es Ihnen recht ist. Es gehört nur wenig dazu, mich zu sättigen. Ich verlange von Ihnen nur eine gute Suppe und eine Schüssel Spinat, ein freundliches Wirtsgesicht und Sie bei guter Gesundheit zu treffen. Den letzten Artikel empfehle ich Ihnen am meisten.“ Wie eine Mutter war der König um den hinfälligen Freund besorgt. Im Mai 1773 speiste der König zum letztenmal bei Fouqué. Der alte General hörte schwer und konnte nur noch vermittelst einer Maschine sprechen. Am 5. September 1773 schreibt der König noch an seinen alten Freund: „Ich wünschte, mein Lieber, Ihr Zustand gestattete es, daß ich Sie hier in Potsdam umarmen könnte.“ Der Wunsch des Königs ging nicht in Erfüllung. Am 3. Mai 1774 starb Fouqué, 76 Jahre alt. Die Todesnachricht erschütterte den König tief.

Johann Christian Günther, geboren in Striegau. Auf unsrer Wanderung durch den Paß, in dessen Mittelpunkt Landeshut liegt, kehren wir zu dem Orte zurück, von dem wir ausgegangen sind, zu Striegau, dem Geburtsorte Günthers, des einzigen großen deutschen Dichters zu Anfang des vorigen

Jahrhunderts, dem es beschieden gewesen wäre, einer der größten Dichter unsrer Nation zu werden, wenn freundliche Gestirne seinem Dasein gelächelt hätten. Aber wie kein zweites, war dieses Dichterleben von Not und Elend zerrissen, wie auf keinem zweiten lastete auf diesem unseligsten deutschen Dichter das Verhängnis der Poeten, das Leben nicht verstehen zu können, und so ist er nach einem kurzen, stürmischen Leben zu Grunde gegangen verfluchend und verflucht, zu Grunde gegangen am Elend der Armut und am Elend eines verfehlten Lebens.

Die Geschichte Günthers steht neben der Heinrich von Kleists auf einem der dunkelsten Blätter unsrer Litteraturgeschichte; sie ist von wahrhaft erschütternder Tragik, und tiefes Mitleid erfaßt uns, wenn wir sehen, wie soviel Genie, soviel Kraft und Können im Schlamm der Not verendete.

Freilich ging Günther nicht ohne eigne Schuld unter; aber wer wollte dem Dichter zum Vorwurf machen den heißen Liebes- und Lebensdurst, der die Unregelmäßigkeiten seines Lebens verschuldete? Das Schicksal schreitet durch dies Leben mit unerbittlicher Strenge; und so steht er in unsrer Erinnerung rührend und ergreifend wie Ikarus, welcher der Sonne entgegenflog, berauscht von ihrem Glanz und ihrer Schönheit, und dem, je näher er dem himmlischen Gestirn kam, die Flügel von Wachs schmolzen, die ihn über diese jämmerliche Erde erhoben, bis er tot niedersank, von niemand beklagt, vom dumpfen Volk angestaunt, aber von den Strahlen der Poesie umwoben.

Lieben, Sündigen und Sterben, das ist dieses Dichters Leben; die Liebe war der Urquell seines Schaffens, die Liebe war ihm Leben, er liebte rasend, heiß und glühend, und auf seinem Grabstein noch mahnt er den Wanderer, eilend weiter zu ziehen, „sonst steckt dich auch mein Staub mit Lieb' und Unglück an."

Liebe und Unglück haben sein Dasein zerwühlt. Sein Leben war ein beständiges Taumeln zwischen der Liebe, die ihn umschlang, und dem Schmutz der Landstraße; denn auch ein merkwürdiger Wandertrieb beseelte ihn, der ihn nirgends Ruhe finden ließ, und so hat er sich langsam zu Tode geliebt und zu Tode vagabundiert. Sein Leben war ein kurzer Frühling voll Sonnenglanz und Blütenduft und grenzenloser Liebesseligkeit, dem aber um so schneller der trübe, stürmische, trostlose Herbst folgte, der die Blüten jäh vernichtete, in den kein Abglanz ihrer Düfte, kein Schimmer ihrer Farbengluten hinüberdrang.

Johann Christian Günther wurde am 8. April 1698 (oder 1695) zu Striegau als Sohn eines angesehenen Arztes geboren. Schon früh erwachte in dem Knaben der Trieb zur Poesie, der aber von dem Vater streng niedergehalten wurde, vielleicht weil dieser fürchtete, diese poetische Befähigung könnte den sich in dem Kinde zeigenden Hang zur Unbändigkeit befördern und sein Leben vernichten. Mit zwölf Jahren wurde er auf die evangelische „Gnadenschule" nach Schweidnitz geschickt, fand daselbst freundliche Aufnahme und die ermunterndste Anerkennung seiner poetischen Bestrebungen. Besonders wandte der Rektor der Schule dem jungen Genie sein lebhaftestes Interesse zu und trug viel zu seiner Förderung bei. Im Jahre 1714 lernte Günther in dem elterlichen Hause eines Schulfreundes seine erste und jedenfalls echteste Liebe, Leonore, kennen, eine Liebe, die von nachhaltigem Einfluß auf sein Dichten war, denn die um jene Zeit entstandenen Lieder zeichnen sich vor den früheren durch große Innigkeit und Tiefe des Gefühles aus. Von Schweidnitz wandte sich Günther im Herbst 1715 zunächst nach der Universität Frankfurt a. O., um Medizin

zu studieren, aber er blieb dort nicht lange, ging nach Berlin und von dort nach Wittenberg. Anfangs studierte er hier mit großem Fleiße; bald aber geriet er in den Strudel des Studentenlebens jener Zeit; Spiel, Trunk und wüste Zerstreuungen erschöpften seine Mittel und zwangen ihn, eine zeitweilige Aufbesserung seiner Lage durch Gelegenheitsdichtungen zu suchen. Diese unwürdige Thätigkeit und sein wüstes Leben scheinen auch der erste Anlaß zu dem Zerwürfnis mit seinem Vater gewesen zu sein. Nachdem es Günther endlich gelungen war, von seinen Gläubigern loszukommen, wandte er sich nach Leipzig, und hier begann dann die verhältnismäßig glücklichste Periode in seinem Leben. Durch einen Kreis von Gönnern und vertrauten Freunden wurden ihm ausreichende Geldmittel zur Verfügung gestellt, und in den Leipziger künstlerischen Kreisen fand er die freundlichste Aufnahme und vielfache Anregung zu neuem Schaffen. Nach dem Frieden zu Passarowitz im Jahre 1718 dichtete er eine Ode auf den Sieger von Belgrad und Peterwardein, den Prinzen Eugen, die leider weder klingende Anerkennung noch ein Amt einbrachte; aber sie machte den jungen Dichter bekannt und bewirkte, daß der Professor Burchard Mencke ihn an den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen für die Stelle eines Hofdichters empfahl. Leider geschah hier, was seines ganzen Lebens Fluch gewesen war, er wußte sich nicht zu zähmen; feierlich bezecht, präsentierte er sich dem Könige und versäumte so den Moment des Glückes, der seinem ganzen Leben eine bessere Wendung gegeben hätte. Nach mannigfachen Irrfahrten, die den Dichter auch zu seinem Vater führten, der ihm, dem Untergegangenen, mit seinem Fluche die Thür wies, findet er in Breslau Rast. Hier wird er dem Grafen Schaffgotsch als Hauslehrer empfohlen; aber er war wieder betrunken, als man ihn dem Grafen vorstellen wollte. Er benahm sich so, daß seine Breslauer Freunde es gern sahen, daß er mit einem Freunde nach Lauban ging, um sich als Arzt niederzulassen; man gewährte ihm Reisegelder und Unterstützungen, nur um ihn los zu werden. In Lauban erfüllten sich Günthers Hoffnungen auf eine ärztliche Praxis nicht; er verfiel in eine schwere Krankheit, die ihn dem drückendsten Mangel, dem tiefsten Elend preisgab. In seinen Gedichten klagt er über das schnelle Versiegen seiner Kräfte.

Noch einmal raffte er sich auf. Von seinen Freunden mit Mitteln unterstützt, geht er nach Kreuzburg, läßt sich dort als Arzt nieder und verlobt sich mit der Tochter des dortigen Pfarrers. Durch Fleiß und Ausdauer hätte er sich eine Existenz gründen können; aber seine Zigeunernatur ließ ihn in dem wilden Leben der polnischen Grenzbewohner versumpfen. Die Aussöhnung mit seinem Vater, die der Pfarrer zur Bedingung für die Ehe seiner Tochter mit Günther gestellt hatte, schlug fehl; er machte zwecklose Kreuz- und Querzüge durch Oberschlesien und ging endlich, um seine Studien zu vervollständigen und sich den medizinischen Doktorgrad zu erwerben, nach Jena; aber es zeigte sich, daß seine Kraft schon erschöpft, sein Körper zur Arbeit schon unfähig war. Der Schleier des Todes breitete sich um ihn, und er verschied plötzlich am 15. März 1723, noch nicht ganz 25 (28) Jahre alt. Der Tod war eine Erlösung für den Unglücklichen, der körperlich völlig zerrüttet nur sich selbst zur Qual leben konnte.

Günther war ein Dichter von Gottes Gnaden. Das beweisen uns seine Gedichte, von denen die letzten vollendet in der Form, reich und tief an Gedanken

und Ausdruck sind. Hören wir nur die ersten drei Strophen seines Abendliedes, in dem er reine und fromme Anschauungen mit begeisteter Wärme ausspricht:

„Abermal ein Teil vom Jahre,
Abermal ein Tag vollbracht!
Abermal ein Brett zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht.
Also nähert sich die Zeit
Nach und nach der Ewigkeit;
Also müssen wir auf Erden
Zu dem Tode reifer werden.

Herr und Schöpfer aller Dinge,
Der du mir den Tag verlieh'n,
Höre, was ich thränend singe,
Laß mich würdig niederknie'n.
Nimm das Abendopfer hin,
Das ich heute schuldig bin,
Denn es sind nicht schlechte Sünden,
Welche mich dazu verbinden.

Treuer Vater! Deine Güte
Heißet überschwenglich groß,
Drum erquicke mein Gemüte,
Sprich mich ledig, frei und los!
Gib der Buße stets Gehör,
Denn dein Knecht verspricht nunmehr,
Dein Gesetz und deinen Willen
Nach Vermögen zu erfüllen."

Wie tief es ihn ergriffen hat, daß sein Vater sich nicht mit ihm aussöhnen wollte, daß er ihn von sich stieß, weil er wußte, der Ungeratene werde sein Versprechen doch nicht halten, sagt er in folgenden Strophen:

„Mit dem im Himmel wär' es gut,
Ach, wer versöhnt mir den auf Erden?
Wofern es nicht die Liebe thut,
Wird alles blind und fruchtlos werden.
Wer glaubt wohl, hartes Vaterherz,
Daß so viel Unglück, Fleh'n und Schmerz
Der Eltern Blut nicht rühren sollen?
Ich dächt', ich hätt' in kurzer Zeit
Die allerhärt'ste Grausamkeit
Bloß durch mein Elend beugen wollen!

Ich bin und bin auch nicht verwaist:
Dies Rätsel kostet mich viel Thränen.
Ach, Vater, bist du, was du heißt,
So höre mein gerechtes Sehnen.
Ich küsse dich mit Mund und Hand:
Du kannst ja wohl dies Ehrenpfand
Nicht ganz und gar zurücke schlagen.
Verschmähst du auch dies Lösegeld,
Zu welchem soll ich auf der Welt
Mehr Neigung, Herz und Zuflucht tragen?

Ach, mach' uns nicht das Ende schwer!
Ich will mit Lust noch größ're Plagen,
Und wenn es selbst dein Sterben wär',
Als solchen Haß noch länger tragen:
Der Notzwang lehrt uns freilich viel.
Versöhnt dich weder Mund noch Kiel,
So ist doch nichts umsonst geschrieben:
Die Welt erfährt den treuen Sinn,
Mit dem ich dir ergeben bin,
Du magst mich hassen oder lieben."

Bolkenhain und die Bolkoburg. Westlich von Striegau liegt in einem lieblichen Thale die kleine Kreisstadt Bolkenhain. Weil sie zu den Thoren gehört, die das Gebirge öffnen und schließen, hat sie eine bewegte Vergangenheit. Schon im 11. Jahrhundert bestand an dem wichtigen Platze eine Stadt Hain, welche 1241 die Tataren zerstörten. Sie wurde von Bolko I., dem Herzog von Schweidnitz, wieder aufgebaut, befestigt und erhielt von ihm ihren jetzigen Namen.

Um den Eingang ins Gebirge zu schützen, legte Bolko von Schweidnitz neben der Stadt auf einem Hügel die Bolkoburg an mit kolossalen Mauern und hohem Turme. Die Mauern sind $4^1/_2$ m dick, teils kantig, teils halbrund, und jetzt durch eine Holztreppe besteigbar gemacht, der Turm ist 28 m hoch. Wie die Bewohner ehemals in den Turm gekommen sind, läßt sich nur erraten, da keine Thür zu demselben führte. Tritt man jetzt zu der in ihm gemachten Öffnung hinein, so sieht man sich nach Zurücklegung einiger Stufen in einer Schauder erweckenden, dunklen Tiefe, in dem ehemaligen Burgverließ. Über sich bemerkt man eine ehedem ganz runde Öffnung, über welche ein eiserner Deckel, der durch eine Kette festgehalten wurde, gelegt war und der wahrscheinlich nur dann einmal weggerückt wurde, wenn man sich einer überflüssig gewordenen Person entledigen wollte und sie hier von oben hinabstürzte.

Die Bolkoburg ist auch deshalb wichtig, weil hier Bolkos II. (gest. 1368) einziger Sohn, der letzte Abkömmling der Herzöge von Schweidnitz und Jauer, durch einen Steinwurf getötet wurde und mit ihm der Mannesstamm der Schweidnitzer Herzöge erlosch. Nach der Sage hatte der junge Bolko mit Jakob Thau, dem Hofnarren seines Vaters, gescherzt, der das Recht hatte, wie alle seine Standesgenossen, mit seinem Herrn jedweden Spaß zu treiben. Der junge Prinz klopfte dem Narren an die Stirn, um anzudeuten, daß sein Kopf leer sei. Da ergriff derselbe ein Ziegelstück, drohte, warf und traf den fürstlichen Jüngling so unglücklich gegen die Schläfe, daß derselbe leblos zu Boden sank.



Bolkoburg und Burg Schweinhaus. Zeichnung von A. Richter.

Als die Burg 1392 an Böhmen fiel, erhielt sie einen Burghauptmann und wurde ein verrufenes Raubnest. Im Jahre 1703 kauften sie die Mönche von Grüssau, die sie bis zu ihrer Säkularisation 1810 behielten. Jetzt ist sie Staatseigentum, und ihr Verfall schreitet schnell fort.

Burg Schweinhaus. Von der Bolkoburg soll ein unterirdischer Gang nach der nahen Burg Schweinhaus, dem Stammsitz der Familie von Schweinichen, geführt haben. Schweinhaus ist Schlesiens weitläufigste und zugleich am wenigsten altertümliche Ruine. Sie hat große Fenster, hohe Zimmer, an manchen Stellen Stuckverzierungen. Leider geschieht zu ihrer Erhaltung von Menschenhand nichts und das Wetter wirft bei jedem Sturm einzelne Teile des Riesengebäudes hinab, das zur Zeit des Siebenjährigen Krieges noch bewohnbar war.

An den unterirdischen Gang, der beide Burgen verband, knüpft sich eine liebliche Sage. Hans von Schweinichen auf Schweinhaus und Zedlitz von Bolkoburg lagen einst in schwerer Fehde miteinander, und der Schweinhäuser wußte nicht, wie er seinem Gegner beikommen sollte. Da entdeckte er den Gang, der zur Burg des Feindes führte und längst vergessen war. Er ließ auf die Bolkoburg von einigen Mannen einen Scheinangriff machen, während er selbst mit einer auserlesenen Schar durch den Gang gehen und im Innern des feindlichen Schlosses stehen wollte. Noch war er auf seiner unterirdischen Wanderung nicht weit gekommen, als er auf eine eiserne Thür stieß, dieselbe öffnen ließ und sich alsbald in einem Gemach befand, in der ein wunderschönes Mädchen saß, das er als die seit drei Jahren verschwundene Tochter seines Gegners erkannte. Während er noch mit der lieblichen Jungfrau sprach und erfuhr, daß ihr Vater sie hier verborgen halte, um sie den Nachstellungen des Herzogs von Schweidnitz zu entziehen, der sie zur Gemahlin haben wolle, stürzt von der andern Seite durch eine andre Thür mit geschwungenem Schwerte der Ritter von Zedlitz in das Gemach und rennt gegen Hans von Schweinichen. Beide kämpfen kurze Zeit miteinander, halten dann inne, sprechen sich aus, versöhnen sich, und Hans heiratet die Jungfrau. So hatte die Fehde ein Ende, und der Herzog von Schweidnitz mußte sich zufrieden geben.

Die Festung Glatz. Ein wie wichtiger Punkt die Festung Glatz ist, das haben uns Friedrich II. und Maria Theresia gezeigt, diese, da sie alle nur möglichen Anstrengungen machte, sich die Festung zu erhalten, jener, da er unter keinen Bedingungen auf Glatz beim Frieden verzichten wollte. Schon im 10. Jahrhundert lag da, wo jetzt die Festung liegt, eine Grenzfeste der Böhmen gegen die Polen, die den böhmischen Namen Kladsko führte. Der befestigte Platz sollte die Umgegend mit ihrer Bevölkerung gegen feindliche Einfälle schützen. Auf hohem Berge lag das Kastell oder Schloß, an das sich der Burgflecken an dem Abhange des Berges anschloß, so daß auch dieser Flecken von dem anstürmenden Feinde schwer genommen werden konnte und gegen die Überflutungen der Neiße durchaus sicher war.

Vermöge ihrer Bestimmung waren der Feste zu wiederholten Malen kummer- und verlustvolle Tage beschieden, denn oft wurde sie belagert, oft eingeschlossen. Eine Übergabe an den Feind erfolgte dreimal, nämlich 1622, 1742 und 1760. Schon im 11. und 12. Jahrhundert wurde Glatz von polnischen Heerhaufen viermal (1010, 1049, 1056 und 1114) belagert, 1428 lagen die Hussiten vier Wochen hindurch vergeblich vor der Stadt, 1469 und 1470 verwüsteten Breslauer Truppen Stadt und Umgegend.

Glatz im Jahre 1622. Schwere Tage sollte im Dreißigjährigen Kriege das Jahr 1622 über Glatz bringen. Die Bewohner der Festung waren schon im Jahre 1527 zum größten Teil zur lutherischen Kirche übergetreten. In dieser lutherischen Stadt trotzte nach der feigen Flucht Friedrichs von der Pfalz der junge Graf Bernhard von Thurn der Übermacht des Kaisers. Er besetzte die Burg und zog einen Teil der in Oberschlesien zersprengten protestantischen Scharen an sich. Im festen Einverständnis mit der Bürgerschaft machte er unaufhörliche Ausfälle und Streifzüge in die umliegende Gegend und füllte zu

großem Schaden des Landes die Festung mit den Vorräten, die für den Fall, daß sie belagert wurde, nötig waren. So trieb er es neun Monate, bis ihm die Kaiserlichen von allen Seiten näher auf den Hals rückten, seinen Raum täglich enger beschränkten und endlich im September 1622 zur eigentlichen Belagerung schritten.

Zur verzweifelten Gegenwehr entschlossen, zündete Thurn selbst am 13. September die Vorstädte an; aber gegen seine Absicht geriet auch die Domkirche und das Schloß in Flammen und beide brannten gänzlich nieder. Am folgenden Tage zündeten in den Vorstädten die Kaiserlichen an, was Thurn noch übrig gelassen hatte, und 930 Häuser wurden ein Raub der Flammen. Während das Feuer wütete, versuchten die mit den Kaiserlichen verbündeten Schlesier auf Glatz einen Sturm, wurden aber mit Verlust von 500 Mann zurückgeschlagen. Die Garnison mußte zu gleicher Zeit die Stürmenden bekämpfen, die Belagerer beobachten und das brennende Niederschloß mit der Munition und dem ProviantHause retten. Die Soldaten trugen das Pulver in offenen Fässern unter den Mänteln durch den Hof mitten durch das Feuer, und die Bürger gaben, weil man wegen des Brandes nicht zur Munition gelangen konnte, alle ihre metallenen Gefäße her, aus denen mitten auf dem Markte in Eile Kugeln gegossen wurden.

Umsonst hatte der feindliche Führer Lichtenstein den Grafen Thurn dadurch zur Übergabe zu bewegen gesucht, daß er einen Trommelschläger mit einem Schreiben an ihn schickte, in welchem er ihm meldete, daß Tilly Heidelberg erobert habe. Thurn ließ ihm zurücksagen: „Was geht mich Heidelberg und die Zeitung an, ich bin jetzt in Glatz.“ Aber gegen Ende des Oktober sah er, als er keine Hoffnung auf Entsatz hatte, die Notwendigkeit der Übergabe ein und begab sich selbst ins kaiserliche Lager, um eine ehrenvolle Kapitulation zu erzielen. Graf Thurn erhielt freien Abzug und verpflichtete sich, seine Mannschaft fortzuschicken und die Staaten des Kaisers zu verlassen. Den Glatzer Bürgern wurde völlige Amnestie und Religionsfreiheit bewilligt. So zog die Besatzung am 28. Oktober ab, und Thurn begab sich nach der Mark Brandenburg. Ferdinand war erbittert gegen die Glatzer, nahm ihnen ihre Privilegien, Kirche und Schule. Um ihn zu besänftigen, traten sie alle zur katholischen Religion über und erhielten dann 1629 einen Teil ihrer Privilegien zurück, mußten aber zu ewigem Andenken an ihr abscheuliches Laster der beleidigten Majestät eine Abgabe von jedem Gebräu Bier zahlen.

Im Besitze der Kaiserlichen wurde Glatz im Verlauf des Krieges noch viermal (1638, 1642, 1643 und 1645) vergeblich von den Schweden berannt.

Glatz im Jahre 1742. Als im Jahre 1741 Österreich nicht auf die Friedensvorschläge Friedrichs des Großen einging, konnte der preußische König seine Feindseligkeiten nicht einstellen, sondern setzte sie fort und schickte im Januar 1742 den Erbprinzen Leopold von Anhalt nach Glatz. Dieser rückte am 9. Januar von allen Seiten bis auf Kanonenschußweite an die Festung heran und forderte die Übergabe. Die Werke der Festung waren in nicht besonders gutem Stande; der strenge Frost, der die Gräben mit einer Eisdecke überzogen hatte, machte die Verteidigung noch schwieriger. Deshalb hatten die Unterhandlungen mit dem Kommandanten bald den gewünschten Erfolg. Schon am 11. Januar besetzten drei preußische Bataillone Glatz, fünf Schwadronen Husaren wurden in

den Vorstädten untergebracht. Es herrschte fortan zwischen der österreichischen Besatzung des Schlosses und den Preußen Waffenruhe. Die Zitadelle dagegen, das Donjon, blieb unter dem Oberstleutnant Fontanella noch in österreichischen Händen. Der König selbst, der am 24. Januar in Glatz eintraf, bot dem Kommandanten eine ehrenvolle Kapitulation an, die dieser jedoch ablehnte. Derselbe hatte kurz vorher, um den guten Mut, der unter der Besatzung herrschte, zu zeigen, oben seinen Leuten einen Ball gegeben. Dabei fehlte es auf der Zitadelle an Trinkwasser und geschmolzener Schnee mußte aushelfen.

Am 20. Februar 1742 nahm der Erbprinz von Anhalt in Glatz die Huldigung ab. Im Amtshause leistete der Adel, die Geistlichkeit und Abgeordnete der Städte und nachher auch die Bürgerschaft von Glatz den Eid der Treue. Die Grafschaft wurde von nun an eng mit Schlesien verbunden und ein Teil dieser Provinz, was sie bisher eigentlich nie gewesen war.

Indessen blieb die Zitadelle von Glatz noch immer in österreichischen Händen, die Besatzung war zahlreich genug (angeblich 2000 Mann), von einem entschlossenen Manne kommandiert, und noch monatelang wehte die österreichische Fahne auf dem Donjon. Endlich aber machte sich die Not unter den Eingeschlossenen fühlbar, die Lebensmittel begannen zu mangeln und die Besatzung schmolz durch Krankheiten hin, die Desertion nahm immer zu. Viele hatten sich den harten Winter zu nutze gemacht und waren, wenn der Schnee, der die Abhänge des Schloßberges bedeckte, eine Eisdecke zeigte, auf dieser herabgeglitten und fast immer davongekommen. Kurz, die Besatzung war im April auf etwa 432 Mann zusammengeschmolzen. Der Kommandant erlangte auch jetzt noch eine ehrenvolle Kapitulation, freien Abzug mit allen militärischen Ehren. Die Besatzung zog nach Mähren ab; als sie am 9. Mai in Brünn anlangte, sollen nicht mehr zehn diensttüchtige Leute übrig gewesen sein.

Der General Fouqué, der im Jahre 1760 den Paß von Landeshut verteidigte, wurde durch des Königs Gnade und Vertrauen Kommandant der Festung Glatz.

Er that für die Festung und die Grafschaft, was er thun konnte, um die Unordnung zu beseitigen und den bürgerlichen Erwerb zu heben. Daß ihn die Glatzer als ihren Vorgesetzten anerkannten, beweist folgende Anekdote:

Der König kehrte gegen Ende des Juni 1742 aus Böhmen durch den Kreis Glatz nach Schlesien zurück. Er wußte, als er bei einem Dorfe war, nicht, ob er sich schon diesseit der schlesischen Grenze befand, und fragte einen Bauern: „Ist dies Dorf österreichisch?“ „Nein, Herr“, lautete die Antwort. „Also ist das Dorf preußisch?“ fragte der König weiter. „Nein, Herr“, entgegnete der Bauer. „Versteht Er mich nicht?“ fuhr der König fort. „Nein, Herr“, sagte der Gefragte zum drittenmal: „Das Dorf ist fuckhesch (fouquésch). Der König verstand nun und lachte über diesen neuesten deutschen Kleinstaat.

Das Jahr 1760 in Glatz. Im Jahre 1760 war Laudon im Begriff, Glatz zu belagern und den Preußen wieder fortzunehmen, als ihn Fouqué, wie wir gesehen haben, nach Landeshut rief. Nachdem hier am 23. Juni das für Preußen so unglückliche Treffen geschlagen war, konnte die Belagerung von Glatz bald wieder aufgenommen werden. Es mußte den Österreichern daran gelegen sein, die Festung in ihre Gewalt zu bekommen, da sie Friedrich hatte befestigen lassen und sie mit vielen Vorräten versehen war. Die Besatzung

bestand aus 2400 Mann, leider unzuverlässigen Leuten, Überläufern und Ausländern, die von einem Italiener, dem Oberst d'O, schlecht befehligt wurden. In der Nacht zum 21. Juli wurden die Laufgräben eröffnet, und am 26. stürmten die Österreicher das Außenwerk. Die bunt zusammengesetzte Besatzung machte einen Aufruhr, ganze Kompanien warfen das Gewehr weg, und in vier Stunden war die Festung ohne die geringste Unterhandlung in den Händen der Österreicher. Die Sieger fanden hier ungeheure Vorräte, unter denen sich 2000 Zentner Pulver und 200 Geschütze befanden. Der König kassierte alle Offiziere der Besatzung und ließ d'O zum Tode verurteilen, der jedoch noch auf dem Richtplatze begnadigt und des Landes verwiesen wurde.

Glatz im Jahre 1807. Noch einmal sollten über Glatz schwere Tage hereinbrechen, als der Corse Napoleon unser Vaterland mit seinen Heeren überschwemmte und über Deutschland die Tage der tiefsten Schmach kamen. Erfurt war den Franzosen am 15. Oktober 1806 übergeben worden, und dem unrühmlichen Beispiele dieser Stadt folgten schnell nacheinander Spandau, Stettin, Küstrin, Magdeburg, Hameln und andre. In Schlesien gab sich der Graf Götzen, der später zum Generalgouverneur eingesetzt wurde, viel Mühe und setzte seine ganze Energie ein, das Land seinem Könige zu erhalten, aber leider war der Verteidigungszustand der Festungen ein trauriger, da man gar nicht an die Möglichkeit gedacht hatte, daß der Feind sobald hier eindringen könnte; die Besatzungen waren unzureichend, und die Polen unter ihnen desertierten oft gewaltsam. Ebenso fanden sich so zahlreich Verräter, daß die Feinde sehr genau wußten, was in den Festungen vorging. So kapitulierte schon am 2. Dezember 1806 Glogau, am 5. Januar 1807 Breslau, am 16. Januar Brieg, am 16. Februar Schweidnitz, Neiße erst am 16. Juni. Graf Götzen suchte die Grafschaft Glatz zu halten und von hier aus gegen den Feind vorzudringen. In kurzer Zeit hatte er ein kleines Heer gerüstet. Alle Anordnungen bei demselben waren gut getroffen, und der Graf gewann das Zutrauen der Einwohner. Viele Forstbeamte, Pächter, Referendarien, Studenten und andre, welche durch die Kriegsverhältnisse aus ihrem früheren Wirkungskreise gerissen worden, traten zu seinem Heere und schafften sich wohl auf eigne Kosten Pferde und Waffen. Unermüdlich schadete Götzen dem Feinde in kleinen Gefechten auch außerhalb der Grafschaft, bis Vandamme mit aller Macht gegen Glatz vorwärts ging. Götzen deckte die Stadt durch Besetzung der nächsten Berghöhen. Vandamme wünschte eine persönliche Zusammenkunft mit dem Grafen und erhielt sie, erklärte, daß alle Verteidigung unnützerweise Blut kosten werde, daß sie nur mit Zerstörung enden könne, da für Preußen alles verloren sei; er drohte, daß, wenn er erst Gewalt gebrauchen müsse, er die ganze Grafschaft, in welcher, wie er wisse, Götzen den größten Teil seiner Anverwandten habe, in eine Einöde verwandeln und die Stadt Glatz mit hundert Mörsern in einen Aschenhaufen verwandeln werde; dagegen versprach er im Falle der Übergabe der Festungen Glatz und Silberberg, das sich auch noch hielt, den Truppen freien Abzug mit Beibehaltung ihrer Waffen auszuwirken.

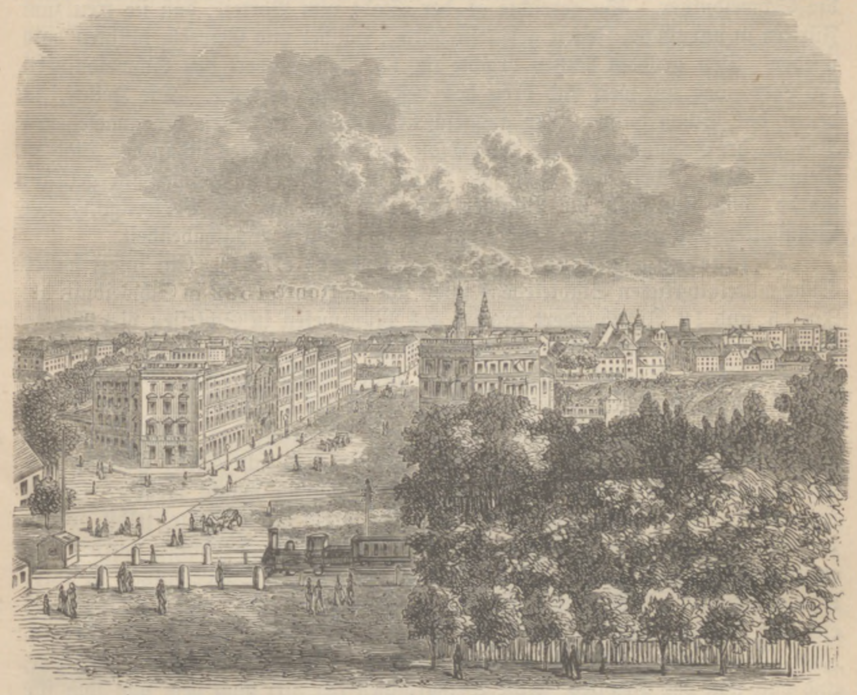
Der Graf entgegnete darauf, daß die angedrohte Zerstörung der Güter seiner Anverwandten ihn nicht von der Erfüllung seiner Pflicht abhalten werde, und daß diese Drohung überhaupt seine Ehre beleidige, da alle Privatrücksichten der Pflicht nachstehen müßten.

Noch 14 Tage lang hatten darauf die Preußen sich gegen die andringenden Feinde in ihrem Lager bei Glatz gehalten, als in der Nacht vom 23. zum 24. Juni die Feinde das preußische Lager erstürmten. Die Erbitterung der Feinde — es waren Bayern und Württemberger — war dabei so groß, daß sie preußische Offiziere, die sich schon ergeben hatten, noch niederhieben und die Verwundeten mit den Kolben ihrer Flinten tot schlugen. Jetzt konnte die Feinde nichts mehr hindern, zur Beschießung von Glatz vorzuschreiten. Es fand sich, daß in der Festung nur etwa auf zwölf Tage Schießbedarf vorrätig war, daß man also nach dieser Zeit doch übergeben müsse. Sollte man nun noch die Stadt der Beschießung aussetzen? Götzen ließ sich also auf Unterhandlungen ein und versprach, die Festung nach vier Wochen zu übergeben, wenn sich bis dahin die Verhältnisse nicht änderten. Durch diese mutige Ausdauer des Götzenschen Korps wurde Glatz den Preußen erhalten; denn ehe die vier Wochen um waren, kam die Nachricht vom Frieden.

Schweidnitz. Das an der Weistritz gelegene Schweidnitz hat, weil es ein Ort von großer Bedeutung ist, in seiner Geschichte manche Belagerung aufzuweisen. Der Ort hat gewiß schon im 11. Jahrhundert bestanden, denn im 12. baute Peter Wlast in demselben eine Kirche, und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts finden wir dort schon ein Franziskaner-(Minoriten-)Kloster. Auch weisen die krummen Straßen mit ihren Nebengassen, die dicht ineinander gedrängten Häuser, der unregelmäßige Bau derselben auf das hohe Alter der Stadt hin; denn es ist wohl anzunehmen, daß Schweidnitz nach den Verheerungen, die es durchzumachen hatte, im großen und ganzen wieder so aufgebaut wurde, wie es vor den Unglücksfällen gestanden hatte. So wurde der Ort schon 1241 von den Tataren zerstört, stand aber bereits nach neun Jahren wieder in dem Ansehen einer Stadt, die noch im 13. Jahrhundert mit einer Mauer umgeben, im 14. weiter befestigt und mit dem Magdeburger Rechte ausgestattet wurde. Es gereichte der Stadt zum großen Segen, daß sie infolge der 1278 vorgenommenen Teilung des Herzogtums eigne Fürsten erhielt. Diese schenkten ihrer Hauptstadt ganz besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge. Bolko I., der in der Geschichte Schlesiens der Ruhmvolle heißt, verdient unter diesen Fürsten hervorgehoben zu werden; er ist der Gründer des Schlosses Fürstenstein und der Kynsburg, er umgab mehrere Städte mit Mauern und führte strenges Regiment, er war fromm und stiftete mehrere Klöster, stattete auch einzelne, die schon bestanden, reichlich aus.

Schweidnitz wird von Johann von Böhmen belagert (1345). Während Bolko und seine Nachfolger in dem schönen Bestreben wetteiferten, das Fürstentum immer mehr zu heben, wurde die Ruhe des Landes durch äußere Feinde bedroht. Johann von Böhmen (S. 10) war mit der Oberhoheit über die Herzogtümer, deren Fürsten sich ihm freiwillig unterstellt hatten, nicht zufrieden und trachtete danach, auch Schweidnitz zu bekommen, gegen das er 1345 zu Felde zog. Johann hatte seine Heerhaufen in zwei Teile gesondert, den einen führte er selbst gegen Schweidnitz, der andre zog unter einem tapferen Führer gegen die Stadt Bolkenhain, auf deren Burg sich Bolkos Schatzkammer befand. Viermal wurde das Schloß und die Stadt Bolkenhain bestürmt, viermal wurde der Sturm mit Mut zurückgeschlagen, denn die Stadt war mit Mauern, Wällen

und Gräben gut befestigt und für die damalige Zeit ein Hauptbollwerk des Landes. Gleichen Widerstand erfuhr Johann selbst vor den Mauern der Stadt Schweidnitz. Er hatte den Schwur gethan, nicht eher abzuziehen, als bis er seine Hand an die Mauern der Stadt gelegt haben würde. Schon weilte er zehn Wochen vor dem bereits von Bolko I. mit dreifachem Mauerwerk und Mauertürmen befestigten Orte; an der Wachsamkeit und der energischen Gegenwehr der Mannen und Bürger scheiterte jeder Versuch einer schnellen Eroberung.



Schweidnitz von der Friedrichstraße gesehen.

Da fiel Kasimir von Polen in des Königs Länder ein, und gegen ihn mußte Johann seine Waffen kehren; um jedoch seinem gegebenen Ritterworte nicht untreu zu werden, schloß er einen Vertrag mit dem Herzog von Schweidnitz, dem zufolge er vor seinem Fortgange an das Stadtthor kam und dasselbe mit seiner Hand berührte. Beseitigt war die Gefahr, welche die Stadt bedrohte; im Kampfe für den heimischen Herd hatten sich die Bürger tapfer gezeigt, und nun erstarkte Schweidnitz in rascher Entwickelung. Der Handel wuchs; berühmte Ausfuhrartikel wurden und waren Bier, Leinwand, Tuch und gegerbtes Leder.

Nach dem Aussterben der Herzogslinie der Bolkonen gehörte Schweidnitz von 1392 bis 1741 zu Böhmen, bez. zu Österreich.

Die Hussiten vor Schweidnitz (1428). Der aufstrebenden Stadt, die durch ihre Gewerbthätigkeit von Jahr zu Jahr gewann, legten sich die Hussitenkämpfe in den Weg. Das ganze Land Schlesien befand sich fast zwei Jahrzehnte hindurch in großer Unruhe, in welcher Handel und Gewerbe nicht gedeihen konnten.

Brennend und mordend kamen die Hussiten im Jahre 1428 auch in die Gegend von Schweidnitz, verwüsteten die Vorstädte, konnten aber die Stadt selbst nicht erobern. Wie so manche Bürger schlesischer Städte, hatten auch die Schweidnitzer damals ihre ganze Kraft aufgeboten, die Feinde der Ruhe und Ordnung, die Verwüster des Vaterlandes in ihre Schranken zu verweisen. Sigismund bedachte daher mit dankbarem Sinne reichlich mit Freiheiten die Bürger, welche ihm den Thron hatten zurückkämpfen helfen, und begünstigte vor vielen Bürgern die Schweidnitzer. So gereichte es der Stadt zum Vorteil, daß sie treu zum Fürsten in unruhigen Zeiten gehalten hatte. Handel und Gewerbe blühten bald wieder. Den größten Nutzen brachte im 15. Jahrhundert den Schweidnitzern ihr Bier, das sich weit und breit des besten Rufes erfreute. Die Keller, in denen das Schweidnitzer Bier ausgeschenkt wurde, in denen die angesehenen Bürger ihre Erholungsstunden beim Glase verlebten, mehrten sich in den Städten Deutschlands. Weil von Jahr zu Jahr mehr Bier in Schweidnitz gebraut wurde, hob sich auch die Böttcherzunft, die sich mit der Verfertigung der Braubütten und Bierfässer beschäftigte, zu ungeahnter Wohlhabenheit.

Belagerung infolge eines Münzstreites (1522). Ein interessantes Stück mittelalterlichen Städtelebens spielt sich im Jahre 1522 in Schweidnitz ab. Im 15. und 16. Jahrhundert brachte das Münzwesen in Schlesien viel Wirren hervor, weil mit dem Münzen des Geldes manche Schwierigkeit verbunden war (S. 28). Jährlich wurden dreimal neue Münzen geprägt, die alten abgeschafft, und die neuen hatten oft andern Wert als die früheren. Der König Ludwig suchte durch königliche Befehle und Beschlüsse der Fürstentage den schlechteren Münzen (zwölf neue Münzen im Wert von acht alten) Geltung und Verbreitung zu verschaffen. Mit dieser Verordnung waren mehrere Städte unzufrieden, und diese machten Gebrauch von ihrem alten Rechte, selbst prägen zu dürfen. Da diese Münzen aber vom Hofe nicht anerkannt wurden, so entstanden ernste Unruhen. Am weitesten gingen die Schweidnitzer in ihrer Unzufriedenheit. Der König richtete in Schweidnitz eine eigne Münzoffizin ein und empfahl den Ratleuten und Ältesten der Stadt, dieselbe zu fördern. Zum Münzmeister bestellte er Paul Monau, einen Schweidnitzer Patrizier, und gab ihm das Privileg, halbe Weißgroschen (S. 30) nach dem von ihm für die neue Münze angegebenen Werte zu schlagen.

Der Münzmeister gehörte zu den Patriziern, die sich durch ihre Anmaßungen in der Handhabung des Stadtregiments die Liebe und das Vertrauen der von ihnen geleiteten Bürgerschaft längst verscherzt hatten. Deshalb regte sich in den Handwerkern der Stadt großer Unwille gegen ihn, der immer heftiger wurde, während die Patrizier es mit Paul Monau hielten, der sogar das Amt eines Bürgermeisters oder Consul dirigens erhielt. Die Bürger beklagten sich beim Polenkönig, der durch Monau meinte in seinen Rechten verletzt zu sein, und dieser Fürst forderte die Verhaftung des Münzmeisters. Der Rat hatte Not, die Innungen (Zechen) in ihre Schranken zurückzuweisen; die Schusterzeche stürmte besonders gegen Monau an, so daß die Rädelsführer derselben gefangen genommen und erst für eine Bürgschaft von 200 Gulden aus der Haft entlassen wurden. Die Spannung zwischen beiden Parteien wurde noch größer, als der Rat von Schweidnitz sich an Friedrich II. von Liegnitz um Unterstützung gegen die Zechen wandte und dieselbe erhielt. Der Herzog von Liegnitz hemmte

den Verkehr, sperrte die Hauptstraßen, besonders die nach Breslau, mit bewaffneten Kriegern, nahm den Tuchmachern ihre Tuche fort, ließ ihre Wagen wegführen und einige Leute verhaften. Der Rat der Stadt schenkte nun am Feste der heil. drei Könige 1522 dem Herzog Friedrich II. ohne Wissen und Willen der Gemeinde eine große Büchse. Kaum wird dies unter den Zechen ruchbar, so treten ihre Deputierten vor den Rat, werfen ihm sein Benehmen als gewissenlos und verräterisch vor, weisen ihm nach, wie die Väter der Stadt bei ihrer Amtsführung seit Jahren nur ihr eignes Interesse im Auge gehabt und auf Kosten der Kommune sich bereichert hätten. Sie beschuldigten den Rat, daß er es nicht mit den Bürgern halte, sich ihrer nicht nach Gebühr annehme, frei und ungehindert mit ihrem Eigentume schalte. Diese und andre Klagen wurden den Vätern der Stadt in dreister Sprache mit unverhohlenem Unwillen vorgebracht und die Gewissenlosigkeit der Amtsführung ihnen zum Vorwurf gemacht. Der Rat erkannte aus diesen Äußerungen, wie gereizt die Stimmung der Bürger war, und um nicht noch ärgere Auftritte zu erleben, verließen vierzig Patrizier (nur drei Mitglieder des Rates blieben zurück) heimlich die Stadt und verfügten sich unmittelbar zum Herzoge von Liegnitz, indem sie die fürstlichen Kleinode und alles Geld vom Rathause mit sich nahmen. Sobald der Abzug der Ratsmitglieder unter der Gemeinde ruchbar wurde, stürmte der Pöbel die Häuser derselben, zapfte Bier- und Weinfässer ab, nahm vieles Tragbare hinweg, erbrach dann die Münzstätte und richtete bedeutende Verheerungen an. Auf einer Versammlung der Fürstentumsstände ließen die Bürger die Privilegien der Stadt und ihre alten Gerechtsame ablesen, erboten sich zu einer gerichtlichen Untersuchung, ob sie die neue landesherrliche Münze annehmen müßten, und führten heftig Klage über den Herzog von Liegnitz, daß er ihnen die Landstraße verlege, Roß und Wagen plündere und raube und sie in Gefangenschaft fortführe. Da es zu keiner Vereinigung der Stände kam, schlossen die Hauptzechen der Stadt miteinander ein Schutz- und Trutzbündnis.

Der Hof in Prag ist indes von der Aufregung, die zu Schweidnitz herrscht, von der Entweichung des Rates und der drohenden Stellung der Zünfte benachrichtigt und fordert acht Personen nach Prag, damit sie Rede stehen. Die Schweidnitzer aber schicken mehr als 70 Abgeordnete zum König, verehren ihm sechs Faß Schweidnitzer Bier und der Königin einen Kopfputz für 42 Schock böhmischer Groschen, machen auch dem Bischof des Königs ein Geschenk in Geld und hoffen so sich eines günstigen Eindrucks zu versichern. Nachdem die Abgeordneten lange gewartet haben, erhalten sie die Erlaubnis, nach Hause zurückzukehren und in Breslau ihre Angelegenheit dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Bevollmächtigten des Königs, vorzutragen. Zögernd machten sich 69 Bürger auf den Weg nach Breslau, denn sie versprachen sich von ihrem Vortrage nicht viel Gutes. Als sie in Breslau ankamen, wurden mehrere gefangen genommen und im Juni (1522) nach kurzem Verhöre drei auf dem Marktplatz als Unruhestifter enthauptet. Zugleich rüstete sich Georg von Brandenburg zur Belagerung der Stadt Schweidnitz, weil er vermutete, daß auch diese Strenge die gereizte Stimmung der Bürger nicht beruhigen werde. Die Belagerung, zu der die Breslauer Geld, Geschütze und Mannschaft hergeben mußten, begann am 14. Juli unter Anführung Georgs von Brandenburg und Friedrichs II. von Liegnitz. Die Stadt befand sich in einem Zustande, in dem

sie wohl nicht lange eine Belagerung hätte aushalten können. Die Mauern waren baufällig, es fehlte an Geschütz und Munition, denn der Rat hatte die Büchsen vernagelt und das Pulver mit Heringslake verdorben. Da wurde offenbar, was begeisternde Aufregung vermag, wenn es gilt, den heimischen Herd zu schützen. Männer, Frauen und Jungfrauen schafften Holz, Bretter und Steine zur Ausbesserung der Mauern herbei, andre stießen Salpeter, Schwefel und Kohle, um neues Pulver zu bereiten. Die Bürger wehrten sich tapfer mit den wenigen Waffen, die ihnen zu Gebote standen, und erwarteten Hilfe von Böhmen. Der schwache König gebot aus Furcht vor den Böhmen die Aufhebung der Belagerung und befahl den Breslauern, die Schweidnitzer in Freiheit zu setzen. Die Bürger erhielten die königliche Verzeihung unter der Bedingung, daß sie den alten Rat wieder einsetzten. Dies thaten sie zwar, aber die königliche Münze nahmen sie nicht an und behandelten auch die wieder eingesetzten Ratsmänner und ihre Familien entehrend, indem sie dieselben beschimpften, sogar in der Kirche austrommelten.

Die Belagerungen der Stadt im Dreißigjährigen Kriege. Oft noch nach dem Jahre 1522 gab es in Schweidnitz Reibereien zwischen dem Rate und den Bürgern, die jedoch nie wieder zum offenen Kriege führten. Die Reformation hatte in Schweidnitz Eingang gefunden. Das Kriegsglück der kaiserlichen Waffen zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges, die Gewalt, mit der in Böhmen und Mähren die alte Kirche wieder eingeführt wurde, ließ wie so viele Schlesier, so auch die Schweidnitzer bange besorgt um ihre Zukunft sein. In der That sollten sie bald fühlen, wie schwer der Krieg auf einem Orte lastet, der auf einer für beide Parteien wichtigen Stelle liegt. Als Wallenstein im Jahre 1626 mit kaiserlichem Kriegsvolke den Grafen von Mansfeld verfolgte, nahm er am 23. und 24. August sein Hauptquartier zu Schweidnitz und verursachte der Stadt 7200 Gulden Kosten, nur der Vorbote größerer Beschwerlichkeiten. Im folgenden Jahre spannte der Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg seine Forderungen so hoch, daß die Bürger schon ihr Gold und Silber dem Rate brachten, damit dieser den Herzog befriedigen könnte.

Im August desselben Jahres (1627) lagerte Wallenstein wieder mit 15000 Mann auf den nächsten Dörfern um die Stadt.

Im Januar 1629 erschien der Graf Dohna mit seinen Lichtensteinern (S. 23), um das Werk der Bekehrung in Schweidnitz vorzunehmen. Dem Bürgermeister Erasmus Junge, als einem Hauptrepräsentanten der lutherischen Ketzer, schickte man 100 Mann Einquartierung ins Haus. Zuerst verlockte man die Bürger, sich mit schweren Summen von den Einquartierungen loszukaufen, dann schickte man ihnen nichtsdestoweniger eine große Anzahl Soldaten zur Verpflegung zu. Nur wer sich bei den Dominikanern Beichtzettel holte und so seinen Übertritt zum Katholizismus bekundete, wurde des Druckes überhoben. In die Wohnungen, in denen für Unterbringung der Soldaten der Raum zu beengt war, begab man sich haufenweise und forderte Speise und Trank; in den Gasthäusern ließen sich die Lichtensteiner köstlich bewirten, führten am andern Tage die Wirte in die Läden und zwangen die Kaufleute, Zahlung für ihre Zeche zu leisten; den Ratskeller, in dem auf Rechnung der Kommune der Ausschank fremden Weines betrieben wurde, plünderte man förmlich. Am Tage nach der Ankunft der Lichtensteiner betrat der Prediger Bartsch zum letztenmal die Kanzel, verließ sie aber nach dem Gebete, weil der Lärm, den die

Soldaten im Gotteshause machten, so groß war, daß er nicht predigen konnte. Um nicht ganz ihres Glückes und Wohlstandes beraubt zu werden, wurden viele Bürger zum Schein katholisch. Als die Lichtensteiner abzogen, setzten ihr Werk die in die Stadt gerufenen Jesuiten fort. — Im Jahre 1632 wurde Schlesien der Schauplatz des Krieges. Ein brandenburgisch-sächsisch-schwedisches Heer besetzte Schweidnitz, trotzdem sich die Stadt durch Erlegung von 4500 Thalern von der Einquartierung losgekauft hatte. Die Soldaten lagen drei Monate in der Stadt und in den Vorstädten. Damals wurden die Jesuiten und katholischen Priester wieder vertrieben und die lutherischen Geistlichen zurückberufen. Die so schwer heimgesuchte Stadt wurde im folgenden Jahre (1633) so hart mitgenommen, daß nur noch wenige Bürger am Ende des Jahres übrig waren. Im Mai vernichtete eine Feuersbrunst 520 Häuser, im Juli wurde die Stadt durch die Kaiserlichen unter Wallenstein verheerend, aber erfolglos beschossen, und die Pest raffte den größten Teil der Einwohnerschaft fort. Erst gegen Pfingsten des Jahres 1634, als die Pest aufgehört hatte, fing man mit Ernst an, auf die Wiederherstellung der Stadt hinzuarbeiten; man begann sich wieder häuslich einzurichten, und die bürgerliche Betriebsamkeit regte sich. Doch war der Krieg noch nicht zu Ende. Die Kaiserlichen und mit ihnen die Jesuiten waren nach Schweidnitz zurückgekehrt. Da nahte sich Torstenson mit einem schwedischen Heere im Jahre 1642 der Stadt, die sich verteidigen wollte. Das kaiserliche Heer, das den Bürgern Hilfe zu bringen suchte, wurde vor Schweidnitz von den Schweden gänzlich geschlagen, und nun folgte eine wütende Beschießung der Stadt. Weil auf keine Hilfe mehr zu rechnen war, mußten die Bürger sich der Gnade des Belagerers überlassen, und wie an so vielen Orten wüteten auch hier die Schweden entsetzlich. Die schwedische Besatzung sah die Bewohner der Stadt als einen Feind an und behandelte sie als einen solchen. Damals verließ mancher sein Haus und wandte den Rücken der Heimat, die ihm kein sicheres Obdach mehr bot. Aber noch war das Maß des Unglücks nicht voll. Der Kaiser suchte wieder zu erobern, was er verloren hatte, und wollte die schwedischen Besatzungen aus den Städten seiner Länder vertreiben. Am 24. November 1643 langten kaiserliche Truppen an, um Schweidnitz zu entsetzen, und die Blockade begann. Was nun die bedrängte Stadt leiden mußte, spottet jeder Beschreibung. Die Hungersnot hatte eine solche Höhe erreicht, daß Hunde-, Katzen- und Pferdefleisch für Leckerbissen galten; man bat den Scharfrichter um das Fleisch der gefallenen Tiere zur Nahrung. Nach lange vergeblich wiederholten Bitten gab endlich der Kommandant den Bürgern, die es wünschten, freien Abzug, weil er hoffte, nach Verminderung der Einwohnerzahl sein Heer länger halten zu können. Als die Thore geöffnet wurden, verließen Hunderte, die fast verhungert waren, die Stadt. Die Soldaten rissen die Häuser nieder, um Holz zu gewinnen. Am Ende des Jahres standen nur noch 118 Häuser in höchst baufälligem Zustande. Erst am 14. Mai 1644, nachdem die Hungersnot thatsächlich den höchsten Grad erreicht hatte, erfolgte die Übergabe der Festung an die Kaiserlichen. Als 1648 Friede geschlossen wurde, lag Schweidnitz, dem ein besonders hartes Los zugefallen war, in Schutt und Asche, die Bewohner waren größtenteils ausgestorben, Habe und Gut dahingeschwunden und die Mittel völlig erschöpft, denn allein an Verpflegungsgeldern für Einquartierung hatte die Stadt 373 160 Thaler ausgegeben.

Die Preußen in Schweidnitz (1741). Unfälle mancher Art hatte Schweidnitz zu bestehen gehabt, aber sich immer wieder erholt, als am 1. Januar 1741 einige preußische Truppen in die Stadt einzogen, denen am folgenden Tage der Generalfeldmarschall Schwerin folgte. Ohne Widerstand zu erfahren, hatten sich die Preußen in den Besitz der Stadt gesetzt, die von den Österreichern schlecht bewacht und nicht im stande war, eine Belagerung auszuhalten. Am 26. Januar kam der König zum erstenmal nach Schweidnitz und gewann durch sein freundliches Benehmen die Einwohner. Vier Wochen später verweilte er zwei Tage in der Stadt; er ließ überall die kaiserlichen Doppeladler abnehmen und den preußischen Adler an dessen Stelle setzen. Oberst Fouqué wurde Kommandant der Stadt und traf Verordnungen, durch die er sich die Herzen der meisten Bürger gewann, während nur die Katholiken sich freuten, wenn den Preußen von Österreich her Gefahr drohte. Die verdächtigen Beamten wurden entlassen, die Bürger leisteten den Unterthaneneid und ließen ein dreimaliges „Es lebe Friedrich, der König von Preußen!“ erschallen.

So war Schweidnitz eine preußische Stadt geworden und blieb unter dem Zepter Preußens. Der Wohlstand des Ortes hob sich von Jahr zu Jahr durch die Fürsorge der Regierung. Vom Jahre 1747—1753 wurde Schweidnitz zu einer Festung umgewandelt und außerhalb der Vorstädte wurden Forts und Redouten angelegt.

Schweidnitz im Siebenjährigen Kriege. Im Jahre 1756 war das Kriegsungewitter drohend aufgezogen. Nach dem für Friedrich unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Kollin fielen 1757 die Österreicher in des Königs Lande ein. Der österreichische Feldherr Nadasdy rückte gegen Schweidnitz und begann am 31. Oktober das Bombardement auf die Festung, die von mehr als 6000 Mann besetzt war. Groß war die Verwüstung und der Schaden, den die Bürgerschaft infolge der Belagerung erfuhr, und die drohende Lebensgefahr war geeignet, den Schrecken und das Entsetzen der Bewohner zu vermehren. Schon am 1. November verursachte eine Bombe einen Brand, den der Wind schnell von Haus zu Haus trug, so daß ein Teil der Stadt niederbrannte. Bis zum 13. November hielt sich die Festung. An diesem Tage zogen die siegreichen Österreicher ein, am 14. verließen die Preußen den Ort und streckten die Waffen. Die Österreicher erbeuteten 180 Geschütze einen großen Munitionsvorrat und 236 000 Thaler Kassengelder. Für die Bürger folgten nun Tage der Bedrückung und Erpressung; die Anhänglichkeit an die preußische Regierung galt als Verbrechen, der österreichische Doppeladler wurde an die Stelle des niedergerissenen preußischen Adlers gesetzt. Der Österreicher größtes Bemühen war, das feste Bollwerk nicht wieder aus ihren Händen zu lassen. Ihre Besatzung wuchs auf 8000 Mann. Weil sie, als sich das Kriegsglück wieder für Friedrich entschied, eine Belagerung durch die Preußen befürchteten, wurden schnell die Verschanzungen verstärkt und Lebensmittel von allen Seiten in die Festung geschafft; aber diese konnten nicht weit reichen, da die Zahl der essenden Menschen sehr groß war. Viel Sorgen machte es den Bürgern, daß die Lazarette sich mit Kranken füllten; es lagen am 20. Januar 1758 über 1600 Soldaten danieder. Der Kommandant traute vielen Bürgern nicht weit und behandelte sie deshalb sehr streng. Am 1. April begann die lange gefürchtete Belagerung, die der preußische Oberst Balbi leitete. Nach tapferer Verteidigung

streckten am 18. April 1758 die Österreicher die Waffen und wurden Kriegsgefangene. Auf diese Weise war Schweidnitz wieder in die Hände der Preußen gefallen. Kurze Zeit hatte die österreichische Herrschaft gedauert; lange genug hatte sie den Bewohnern geschienen, die der Drangsale so viele zu bestehen gehabt hatten. Wiederum mußte der österreichische Doppeladler dem preußischen einfachen Adler weichen, die Väter und Beamte der Stadt wurden wieder für König Friedrich in den Eid genommen, die Gebäude wurden nur notdürftig wieder hergestellt, weil zu befürchten stand, daß die Stadt im Verlaufe des Krieges von einer abermaligen Belagerung heimgesucht werden könnte.

Kaum hatte in dem verhängnisvollen Jahre 1761 Friedrich sein Lager bei Bunzelwitz in der Nähe von Schweidnitz verlassen, als die Festung von den Österreichern angegriffen wurde. In Schweidnitz waren ungefähr 500 Gefangene, unter ihnen der Major Roca, der sich das besondere Vertrauen des Kommandanten von Zastrow erworben und dem man mehr Freiheit bewilligt hatte, als ratsam war. Roca hatte Gelegenheit, alle die Plätze zu erspähen, die schwach verteidigt waren, und dem österreichischen General Laudon darüber Mitteilungen zukommen zu lassen. Die Besatzung bestand aus nur 3800 Mann, unter denen mehrere von nicht ganz zuverlässiger Gesinnung waren. Am 29. September verabredeten sich der österreichische Generalfeldzeugmeister Laudon und der russische General Czernitscheff eine Überrumpelung der Festung; die Nacht vom 30. September zum 1. Oktober wurde zur Ausführung des kühnen Wagestückes bestimmt. Der Kommandant von Zastrow war nicht ganz in Unkenntnis über den feindlichen Anschlag gelassen teils durch Überläufer und Bauern, teils durch eigne Wahrnehmungen. Er traf deshalb seine Vorkehrungen, so gut er konnte. In der festgesetzten Nacht langten die Österreicher und Russen gegen 2 Uhr in aller Stille bei der Festung an. Tapfer wurde gefochten, aber der Widerstand der Preußen war erfolglos. Um 6 Uhr waren die Österreicher Meister der Stadt. Sie hatten den Sieg teuer erkauft, denn sie hatten über 1500 Mann eingebüßt. Wieder begann die Plünderung. Mit Hieben und Kolbenstößen wurden die Bürger mißhandelt, und rührend war es anzusehen, wenn Kinder sich unter heißen Thränen an die Soldaten schmiegten und um das Leben ihrer Eltern baten. Schränke, Tische, Kisten und Kasten wurden gewaltsam aufgerissen; Kassengelder, Kaufmannswaren, das bare Vermögen der Bürger und wertvolle Effekten wurden ein Raub der Plündernden, viele der Reichsten kamen in wenigen Stunden an den Bettelstab. Dabei ist zu erwähnen, daß die Russen die größte Mäßigung zeigten und sich nicht am Plündern beteiligten.

So war Schweidnitz wieder in den Händen der Österreicher und hatte zum drittenmal in diesem Kriege seinen Oberherrn gewechselt. Die Bürger ertrugen, was sie nicht ändern konnten, denn sie waren schwer geprüft. Die Österreicher suchten sofort mit 6000 Soldaten und Bauern die Werke der Festung wieder herzustellen und noch fester zu machen, als sie vor der Erstürmung waren; sie boten alle Mittel auf, den Platz zu behaupten, während Friedrich, den die Nachricht von der Erstürmung der Festung sehr niedergebeugt hatte, Zeit und Gelegenheit suchte, den Waffenplatz, dessen Wichtigkeit für den Feldzug in Schlesien er mit richtigen Blicken ermaß, wieder zu erobern.

Als die Preußen am 21. Juli 1762 bei Burkersdorf gesiegt hatten, schritten sie zur Belagerung des Platzes, der nun außerordentlich fest war,

dessen Besatzung und Bürger sich mit Lebensmitteln auf drei Monate versehen hatten. Die Belagerung selbst begann am 7. August abends. Bei Tag und Nacht wütete der Kampf über und unter der Erde, denn Minen und Galerien wurden angelegt, damit man dem Feinde nahe käme. Sehnlichst wünschten die Bürger den Ausgang der Belagerung und die Übergabe des Waffenplatzes an die Preußen. Der Generalleutnant von Tauentzien forderte vergeblich zur Kapitulation auf, die Österreicher hielten aus. Ein Werk des Zufalles wurde endlich Veranlassung zur Übergabe der Festung. Eine preußische Granate fand den Weg zu einem feindlichen Pulvermagazin, zündete es an, und die Bastion eines Forts wurde mit zwei Kompanien in die Luft gesprengt. Da erst kapitulierte der Kommandant am 9. Oktober. Um 7 Uhr morgens am 11. Oktober rückten die Preußen in Schweidnitz ein, um von der Festung Besitz zu nehmen, die österreichische Besatzung (3 Generale, 17 Stabsoffiziere, 219 Offiziere, 8784 Mannschaften, 4 Geistliche, 40 Medizinalbeamte) marschierte mit klingendem Spiele ab und streckte das Gewehr.

Schweidnitz war und blieb fortan preußisch. Im Jahre 1807 hielt es sich fünf Wochen gegen die Bayern; seit 1864 ist es aus der Zahl der Festungen ausgeschieden. Jetzt hat Schweidnitz 19500 Einwohner, von denen sich viele durch die Bebauung des fruchtbaren Ackers nähren, auf dem Flachs, Hanf und Getreide gebaut wird. Seitdem es aufgehört hat, Festung zu sein, hat es durch Anlagen von Promenaden und ausgedehnten Plätzen an Schönheit gewonnen; es hat ein altes Rathaus mit einem Turm, zwei evangelische und zwei katholische Kirchen.

Friedrich im Lager von Bunzelwitz. Nördlich von Schweidnitz liegt der Ort Königszelt, der erst seit dem Jahre 1868 besteht. Bis zu dieser Zeit gehörte der kleine Ort zur Gemeinde Bunzelwitz; er ist entstanden, als die Breslau-Waldenburger Bahn gebaut wurde. Von dort aus wurde 1844 die Seitenlinie südlich nach Schweidnitz, 1856 die nördlich nach Striegau angelegt. Den schönen Namen Königszelt erhielt das 1000 Einwohner zählende Dorf, weil man das Andenken an Friedrichs des Großen Wohnen in einem Zelte im Lager des nahen Bunzelwitz im Jahre 1761 verewigen wollte.

Das Jahr 1761 war für Friedrich II. ein Jahr der höchsten Not. Die Russen unter Butturlin und die Österreicher unter Laudon hatten zusammen fast 150000 Mann, Friedrich nur 50000 Mann. Der König suchte durch geschickte Märsche die beiden feindlichen Heere, die sich vereinigen wollten, um ihn anzugreifen, auseinander zu halten. Aber Laudon wußte es so geschickt einzurichten, daß er am 12. August unweit Striegau mit den Russen zusammentraf. Nun war die Lage des Königs äußerst gefährlich geworden, weil man ihn schnell von drei Seiten eingeschlossen hatte. Friedrich entwich auf dem Wege nach Schweidnitz und blieb auf offenem Felde mit seinem Heere bei Bunzelwitz. Der feindlichen Übermacht eine Schlacht anzubieten, wäre eine Verwegenheit gewesen, denn selbst der Sieg wäre nur mit den bedeutendsten Opfern zu erringen gewesen und hätte keine Vorteile gebracht, eine Niederlage aber hätte die schrecklichsten Folgen gehabt. Deshalb ließ Friedrich ein möglichst fest verschanztes Lager aufschlagen. Einige Gegenden des Lagers waren durch Moräste, andre durch das Striegauer Wasser gedeckt. Um das ganze Lager wurden tiefe Gräben aufgeworfen, von denen einige eine Tiefe von 5 m

hatten. Vor den Linien rammten die Soldaten Palissaden ein, und vor diesen wurden noch drei Reihen Wolfsgruben gegraben, die 2 m tief waren. Vier verschanzte Hügel innerhalb des Lagers stellten Bastionen vor, und der sogenannte Würbener Berg war einer Zitadelle ähnlich. Überall wurden Batterien angelegt. Man hatte zusammen 460 Geschütze und 183 Minen dem Feinde entgegenzustellen. Alle befanden sich auf Anhöhen, deren Zugänge auch schon von der Natur durch Bäche und sumpfige Wiesen beschwerlich gemacht waren. Die eine Hälfte des Heeres arbeitete immer und die andre ruhte. So ging es Tag und Nacht ununterbrochen fort.

Butturlin und Laudon wollten den König angreifen, aber ehe sie noch ihren Kriegsplan entworfen hatten, war aus dem Lager eine uneinnehmbare Festung geworden. Jetzt wollte der russische General die Verantwortlichkeit für ein ihm tollkühn scheinendes Unternehmen nicht auf sich laden und weigerte sich, seine Truppen gegen das Lager zu führen, so sehr auch Laudon in ihn drang. Friedrich aber war jeden Augenblick zum Kampfe vorbereitet. Bei Tage mußten seine Soldaten rasten; sobald aber die Abenddämmerung anbrach, wurden die Zelte abgebrochen, und alle Regimenter traten hinter ihren Verschanzungen ins Gewehr. So standen Fußvolk, Reiterei und Geschützmacht alle Nächte in Schlachtordnung. Der König befand sich gewöhnlich bei einer Hauptbatterie und teilte alle Anstrengungen mit seinen Leuten. Meist brachte er die Nacht mitten unter den Soldaten am Wachtfeuer zu auf bloßer Erde oder auf einem Bund Stroh. Erst nach Aufgang der Sonne legten die Truppen ihre Waffen nieder.

Hatten die preußischen Truppen in ihrem befestigten Lager auch keine ermüdenden Märsche und andre Kriegsstrapazen zu bestehen, so war ihre Lage doch sehr beschwerlich. Die Hitze war drückend und an Lebensmitteln nichts als Brot vorhanden. Es fehlte an Schlachtvieh und an Gemüse; die Soldaten hatten nichts zu kochen und wurden des Wassers und Brotes überdrüssig. Hierzu kam das Bedürfnis nach Schlaf, das alle Tage dringender wurde, da an keine nächtliche Ruhe zu denken war. Das Mißvergnügen der Truppen beim ganzen Heere war allgemein, und Friedrich mußte dies mit ansehen, ohne die Lage seiner Krieger verbessern zu können. Von der Außenwelt empfing er keine Nachricht: von seinem Lande, von aller Welt war er abgesperrt. Das waren schwere Tage, vielleicht die schwersten im Siebenjährigen Kriege.

Nicht die Preußen allein hatten mit Entbehrungen zu kämpfen; auch im feindlichen Lager herrschte Not und zum Teil noch größere Mißstimmung. Friedrich wußte dies und erwartete daher alles von der Zeit und noch mehr vom Hunger. Er selbst hatte wenigstens Brot für die Soldaten und Futter für die Pferde. Der Mangel an den notwendigsten Bedürfnissen konnte nicht ausbleiben bei den zahlreichen feindlichen Heeren, die, zwischen Bergen eingeschränkt, unmöglich fortdauernd Unterhalt finden konnten. Der König hatte Sorge getragen, daß den Feinden alle Zufuhren abgeschnitten wurden. Der General von Platen fiel den Russen in den Rücken und bemächtigte sich einer wohlverschanzten Wagenburg mit vielen Lebensmitteln und Kriegsvorräten, ja er bedrohte sogar das russische Hauptmagazin in Posen, wodurch die Russen in solche Angst gerieten, daß sie ihren Rückzug antraten. Nachdem sie also zwanzig Tage Entwürfe gemacht und verworfen hatten, zogen sie unverrichteter Sache ab.

Butturlin ging am 13. September über die Oder und ließ nur den General Czernitscheff mit 20000 Mann bei den Österreichern zurück. Diese Nachricht erregte einen Jubel im preußischen Lager, als ob man den herrlichsten Sieg erfochten hätte. Obgleich das Heer Laudons mit den zurückgebliebenen Russen noch doppelt so stark war wie das preußische, so waren die Preußen doch sicher, da die Verbindung mit der Außenwelt wieder hergestellt war und das Lager mit Lebensmitteln reichlich versehen werden konnte.

Friedrich blieb nach dem Abmarsch der Russen nur noch 14 Tage in seinem Lager, dann nahm er seinen Marsch nach Münsterberg.

Die Erinnerung an dieses Lager wird durch einen Gedenkstein im Wäldchen am Nordende des Bahnhofs von Königszelt wachgehalten. Im Jahre 1791 wurde dort eine abgestumpfte Pyramide errichtet, auf der eine Vase ruht; die Inschriften an den vier Seiten melden Widmung, Zweck und Gründung derselben.

Die Schlacht bei Burkersdorf am 21. Juli 1762. Ungefähr ebensoweit nach Süden hin von Schweidnitz entfernt, wie Königszelt und Bunzelwitz nach Norden hin von dieser Stadt liegen, stoßen wir im Thale der Weistritz auf das Dorf Burkersdorf, welches den großen Friedrich im Jahre 1762 in großer Verlegenheit sah. Zwar hatte sich der König in Bunzelwitz im Jahre 1761 gehalten, aber als er abgezogen war, hatte ihm Laudon die Festung Schweidnitz entrissen. Die Sorgen und Mühen schienen nicht enden zu wollen. Da kam ihm plötzlich Rettung von einer Seite, von der sie kein Mensch erwarten konnte. In den ersten Tagen des Jahres 1762 starb Elisabeth, die Kaiserin von Rußland, Friedrichs unversöhnlichste Feindin, und ihr folgte auf dem Throne ihr Neffe Peter III., ein eifriger Verehrer des großen Königs. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritt machte er Frieden mit Preußen, schloß sogar mit dem König Friedrich ein Bündnis und ließ dieselben Russen, die eben noch als Friedrichs Feinde in Schlesien gewesen waren, als Verbündete in einer Stärke von 20000 Mann unter dem General Czernitscheff zu ihm stoßen. In Verbindung mit diesen neuen Freunden hoffte Friedrich die Österreicher, denen das Bündnis ihrer Feinde höchst unerwartet kam, zu schlagen. Um Schweidnitz, das die Österreicher stark befestigt hatten, sollte die entscheidende Schlacht stattfinden. Alsbald aber kam über den Preußenkönig das Unglück eben so schnell wie vor wenigen Monaten das Glück. Peter III. war in Rußland entthront und ins Gefängnis geworfen worden. An seine Stelle war seine Gemahlin Katharina getreten, die für Friedrich nicht die Zuneigung ihres unglücklichen Gemahles hegte, sondern an Czernitscheff den Befehl sandte, mit seinem Korps unverzüglich die preußische Armee zu verlassen und sich nach Polen zurückzuziehen. Diese Nachricht brachte der russische General dem Könige am 18. Juli, gerade als die Schlacht in wenigen Tagen geliefert werden sollte. Ein Donnerschlag aus heiterem Himmel kann auf ein schreckhaftes Gemüt nicht heftiger und erschütternder wirken, als diese Botschaft auf den König wirkte. Czernitscheff verehrte Friedrich den Großen und wollte ihm gern gefällig sein, aber er mußte gehorchen. Als sich nun der König schnell faßte, seine Pläne änderte und den General bat, er möchte nur drei Tage den Befehl seiner Kaiserin geheim halten und dann während der Schlacht, welche die Preußen den Österreichern liefern würden, ein müßiger Zuschauer sein, entgegnete

Czernitscheff: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Sire. Was ich Ihnen zu thun verspreche, kostet mir wahrscheinlich das Leben; aber hätte ich deren zehn zu verlieren, ich gäbe sie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe.“

Czernitscheff blieb. Friedrich aber nutzte die kurze Spanne Zeit, die ihm gegeben war, vortrefflich aus und stellte am 20. Juli sein Heer zwischen Schweidnitz und den Höhen von Burkersdorf, auf denen die Österreicher standen, auf. Der österreichische General Daun hatte eine scheinbar uneinnehmbare Stellung genommen auf Höhen, die jäh und steil abfallen und mit den nicht minder schroffen Leutmannsdorfer Bergen eine Hügelkette bilden. Durch Schluchten, Abgründe, Gräben und Gebüsch war der Zugang zu dem Lager überaus erschwert.

Mit großer Sorgfalt suchte sich Friedrich von der Örtlichkeit und den Befestigungswerken zu unterrichten. Sein Geschütz ließ er sich durch Kanonen, die von Breslau herbeigeschafft wurden, verstärken. Während der ganzen Nacht vom 21. Juli wurden die Geschütze aufgefahren und alles zum Kampfe vorbereitet.

Beim Anbruch des 21. Juli wurden die Regimenter zum Angriff beordert. Die Soldaten mußten die steilen Abhänge erklettern und erst oben einen festen Stand zu gewinnen suchen. Es empfing sie ein furchtbarer Kartätschenhagel, so daß Hunderte zu Boden stürzten. Mehrere Abteilungen wichen sogar zurück, aber unaufhaltsam schickte ihnen Friedrich Verstärkungen nach, bis die Höhen zum Teil besetzt waren. Erst nachdem er einige Regimenter auf den Höhen hatte, fiel er dem bestürzten Feinde in den Rücken. Nun kletterten die Preußen wie die Katzen an den jähen Abhängen in die Höhe; die Österreicher wehrten sich tapfer, aber in vier Stunden waren alle Anhöhen erobert und der Feind im vollen Rückzuge.

Die Russen standen in Reihe und Glied und schauten dem Kampfe zu; die Österreicher waren der Meinung, jene seien noch ihre Feinde, und mußten ihnen deshalb einen Teil ihres Heeres entgegenstellen. Friedrich hatte also erreicht, was er wollte; er hatte seine Feinde getrennt. Nach der Schlacht versorgte Friedrich die Armee reichlich mit Lebensmitteln und schenkte dem General einen kostbaren, mit Brillanten besetzten Degen und dankte ihm für sein Entgegenkommen.

Die Schlacht bei Reichenbach am 16. August 1762. Südöstlich von Burkersdorf liegt die Kreisstadt Reichenbach, die zum Unterschied von andern Städten gleichen Namens den Zunamen „unter der Eule“ oder „in Schlesien“ führt. Am Fischerberge in der Nähe von dieser alten Stadt, die durch die Hussiten und im Dreißigjährigen Kriege viel zu leiden hatte, standen sich im Siebenjährigen Kriege zum letztenmal Österreicher und Preußen auf offenem Felde gegenüber in einem Kampfe, in welchem die Preußen über Laudon Sieger blieben.

Auch sonst ist Reichenbach noch geschichtlich bekannt, denn hier fand im Jahre 1790 der Kongreß statt, auf dem zwischen Preußen, Polen, England, Holland und Österreich die Konvention abgeschlossen wurde, durch welche der Weiterbestand der Türkei gesichert blieb; hier wurden im Jahre 1813 im Hauptquartier des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen zwischen den Staatsministern dieser Monarchen und dem britischen Gesandten während des Waffenstillstandes die Verhandlungen gepflogen, an die sich der am 14. und 15. Juni 1813 abgeschlossene doppelte Subsidienvertrag anreihte, welcher den Abbruch der Friedensverhandlungen in Prag herbeiführte.

Die Pässe aus Österreichisch-Schlesien. Die Kette der Sudeten ist mit dem Isergebirge, dem Riesengebirge, dem Waldenburger Bergland und dem Glatzer Gebirge noch nicht abgeschlossen. Das Gebirge setzt sich in derselben Richtung von Nordwesten nach Südosten noch weiter fort in dem Altvatergebirge oder dem mährisch-schlesischen Gesenke. Dies hat seinen Namen wohl nicht, weil es sich nach dem Flusse March und dessen buntem Wiesen- und Ackerthale hinsenkt, sondern es heißt eigentlich Gessénike (von jesnik, Esche), Eschengebirge. Das Gesenke gehört in seinen südlichen Abschnitten zu Mähren, im inneren Kern zu Österreichisch-Schlesien und nur in den nördlichen und nordöstlichen Ausläufern und Absenkungen zu Preußisch-Schlesien.

Während die nordwestliche Hälfte des etwa 75 km langen Gebirges nicht viel hinter den erhabensten Kuppen und Rücken des Riesengebirges zurücksteht, kann die südöstliche Hälfte eigentlich nur als eine Zusammensetzung und Anhäufung von niedrigen Bergen und wellenförmigen Flächen gelten; sie stellt eine hier und da bewaldete, weit mehr jedoch bebaute Berglandschaft dar, welche zu den gangbarsten Teilen der Sudeten gehört und von Straßen aller Art durchzogen wird.

Diese Abflachung und der Mangel eines schärfer ausgeprägten und zusammmenhängenden Kammes hat unstreitig dazu beigetragen, daß dort die Sudeten, die sonst in ihrer ganzen Ausdehnung Schlesien von Böhmen und Mähren trennen, fast niemals eine besondere politische Landesgrenze gebildet haben.

Nach Osten hin flacht sich das niedere Gesenke, wie man den südöstlichen Teil des Gebirges nennt, so ab zwischen der Oppa und dem obersten Laufe der Oder, daß diese an ihm entlang da, wo sie nach Norden ihren Lauf beginnt, in dieser Richtung mit Leichtigkeit ihren Weg verfolgen kann, gerade so wie die östlich benachbarte Senkung der Vorkarpathen der Weichsel, die dort etwa in einer Entfernung von 15 km mit der Oder parallel fließt, in nordöstlicher Richtung Raum zu bequemem Weiterkommen gewährt. Indem nun in eben denselben Richtungen die Ebenen von Schlesien und Polen an jenes Gebiet der Oder und Weichsel sich anschließen, unmittelbar südlich dagegen in dem Thale der March die große Landaustiefung von Mähren bis zur Donau und gegen Wien hin sich öffnet, war von der Natur selbst eine weite und lange Straße zwischen dem Süden und Norden, zwischen Wien und der Ostsee angebahnt, als deren Durchgangsthor das Thal zwischen den äußersten Senkungen der Gebirge an der Oder und Weichsel betrachtet werden kann.

Diese Pforte öffnete den Verkehrs- und Handelszügen von Süden her den natürlichsten und kürzesten Weg nach Norden; die Öffnung selbst war für die Verbindung hinlänglich bequem, und so konnte es nicht fehlen, daß diese sogenannte mährische Pforte von alten Zeiten her durch Völker- und Handelszüge belebt und eins der merkwürdigsten Völker- und Verkehrsthore des ganzen Donau-, Oder- und Weichselgebietes wurde. Hier zogen römische Kaufleute längs der March ins Weichsel- und Oderland und handelten nordische Waren ein, insbesondere aus den fernen Küstengegenden des Baltischen Meeres den Bernstein. Noch mehr wurde der Verkehr belebt, seitdem die deutschen Ritter in dem Mündungsgebiete der Weichsel ihren Ordensstaat zu begründen angefangen hatten. Da zogen durch diese mährische Pforte aus vielen deutschen Ländern Fürsten und Ritter zu frommer Hilfe.

Auch durch Völker- und Heereszüge finden wir in den verschiedenen Jahrhunderten die mährische Pforte belebt. So drängten während der römischen Kaiserzeit Quaden, Markomannen, Sarmaten und andre Völker auf diesem Wege nach den unteren March- und Donaugegenden; so zogen später im 13. Jahrhundert mongolische Horden, im 17. schwedische und polnische, im 18. preußische, im 19. russische Heerhaufen durch diese Pforte nach Süden bald zur Hilfe, bald zur Bedrängung und Gefährdung; und Olmütz, dessen Gegend ein berühmtes Schlachtfeld ist, hat vorzugsweise zur Bewachung dieser Haupteinbruchsstation seine Befestigung erhalten, sowie auf der nördlichen Seite des Gesenkes Kosel und Neiße gegen südliche Feinde eine gleiche Bestimmung erhalten haben.



Friedrich II. bricht in Schlesien ein (1740). Nach E. Hünten.

Die nordwestliche Hälfte des Gebirges, die auch wohl das Hohe Gesenke heißt, bildet drei durch tiefe Thaleinschnitte und Gebirgsspalten voneinander gesonderte Hochmassen, welche außerdem noch von mehreren andern sehr ansehnlichen Erhebungen umgeben sind.

Die höchste Erhebung des Gesenkes ist der Altvater, und nach ihm heißt das Gebirge auch das Altvatergebirge. Der Altvater, der auch der mährische oder Neißer Schneeberg heißt, ist 1487 m hoch. Sein Scheitel ist eine flachgewölbte Kuppe; keine Spitze begünstigt eine Umsicht von ihm aus, niedriges Gras bekleidet ihn. Trotzdem reicht die Aussicht, die er gewährt, in weite Ferne bis zur Oder und den Karpathen. Auf dem Berge steht ein Stein, der

zwar nicht, wie der Glatzer Schneeberg, das Zusammenstoßen dreier Länder, aber doch die Grenzen dreier Herrschaften in Schlesien und Mähren bezeichnet. Die Nordseite des Steines zeigt in erhabener Arbeit den Bischofshut und Krummstab mit dem Zeichen „E. W. 1721", d. h. Episcopus Wratislaviensis, weil die Besitzungen des Breslauer Bischofs im österreichischen Schlesien bis dorthin reichen. Auf der Südostseite finden wir ein Ordenskreuz mit vier Lilienverzierungen mit den Buchstaben „F. L.", d. h. Franz Ludwig, der damalige Hoch- und Deutschmeister, also Inhaber der Herrschaft Freudenthal. An der Südwestseite ist ein Löwe abgebildet, das Symbol der Herrschaft Wiesenberg in Mähren.

Die drei Straßen, welche uns von Österreich nach dem preußischen Schlesien führen, sind folgende: 1) Von Sternberg in Mähren, das bekannt ist durch sein Liechtensteiner Schloß, seine Fabrikation von Leinen- und Baumwollenzeugen, seinen Kirschenbau, gelangen wir in nordöstlicher Richtung nach dem Städtchen Freudenthal im österreichischen Schlesien, einer Besitzung des deutschen Ritterordens, zu der auch der nahe Badeort Karlsbrunn oder Hinnewieder gehört. Die Straße führt uns weiter nach Jägerndorf an der Oppa, dem Hauptort des seit 1623 dem Fürsten von Liechtenstein gehörenden Herzogtums, mit zwei Kirchen und Schloß Lobenstein und der Ruine Schellenberg. — 2) Von Hohenstadt an der March kommen wir über Goldenstein nach Freiwaldau an der Biela, am Fuße der Goldkappe, einer österreichischen Besitzung des Fürstbischofs von Breslau, die durch ihre Leinenfabriken wichtig ist, und von dort nach Zuckmantel, das am Fuße der 813 m hohen Bischofskoppe liegt. Zuckmantel ist ein freundliches Städtchen mit 4900 Einwohnern, dessen Häuser in einer langen Reihe stehen. Hier entstand durch den Papierfabrikanten Weiß seit 1841 die erste Fabrik von Waldwolle zur Füllung von Matratzen u. s. w., die aus Fichtennadeln präpariert wird. Die nahe Bischofskoppe ist der letzte bedeutende nördliche Bergvorsprung des Gesenkes; sie hat die Gestalt einer Glocke und wird, weil sie eine herrliche Aussicht nach Schlesiens Flächen bis zu den Karpathen hin gewährt, viel besucht, obgleich die Ersteigung, da der Berg sehr steil ist, nicht ohne Mühe geschieht, und heißt auch der oberschlesische Zobten. Nordwestlich von Zuckmantel liegt die kleine preußische Stadt Ziegenhals. — 3) Zu demselben Ziele, nach Zuckmantel und Ziegenhals, können wir auch gelangen von Freudenthal über Engelsberg und das östlich vom Altvater gelegene Würbenthal und Hermannstadt.

Neiße. Allen diesen Pässen ist auf der preußischen Seite als Riegel vorgeschoben die Festung Neiße, die älteste deutsche Stadt Oberschlesiens. Schon um 1015 soll eine dem Apostel Jakobus und der heiligen Agnes gewidmete Kapelle dort vorhanden gewesen sein. Als Jaroslaw im 46. Jahre seines Lebens in den geistlichen Stand trat, verzichtete er auf die Nachfolge in der Regierung des väterlichen Landes — er war ein Sohn Boleslaws des Langen — zu gunsten seiner jüngeren Brüder, behielt aber für sich die Fürstentümer Oppeln und Neiße. Oppeln fiel nach seinem Tode an den ihn überlebenden Vater zurück, das Fürstentum Neiße aber vermachte er bei seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl im Jahre 1199 mit Genehmigung seines Vaters Boleslaw auf ewige Zeiten der schlesischen Kirche. Die Folgen dieses Vermächtnisses an

das Bistum waren von großer Wichtigkeit und bis in die späteste Zeit von hoher Bedeutung, denn das Bistum gelangte durch dasselbe zu äußerem Glanz und hohem Ansehen. Indem Neiße einen kleinen Kirchenstaat in Schlesien bildete, hatte das Bistum mit Recht den Namen des goldenen verdient, den es in der Folge führte. Weil die Bischöfe von Breslau in die Reihe der weltlichen Fürsten von Schlesien traten, behaupteten sie von dieser Zeit an einen bedeutenden Rang unter den schlesischen Fürsten, den sie auch unter der Oberhoheit der böhmischen Könige behielten.



Neiße.

Da Neiße bis zur Säkularisation im Jahre 1810 eine rein katholische Stadt blieb, die Versuche, die Reformation einzuführen, durch die Anstrengungen der Bischöfe fast erfolglos blieben, so hatte es die inneren Unruhen und bürgerlichen Zwistigkeiten nicht durchzumachen, von denen so viele Städte Schlesiens heimgesucht wurden.

Als Friedrich II. in Schlesien im Jahre 1741 einrückte, richtete er sofort sein Augenmerk auf das befestigte Neiße und ließ es, weil es ihm nicht die Thore öffnete, sondern sich zur Wehr setzte, am 19., 20. und 21. Januar beschießen, ohne jedoch Erfolg zu haben. Die rauhe Jahreszeit, der heftige Widerstand und die Schwäche des Belagerungskorps bestimmten den König, seine Truppen die Winterquartiere beziehen zu lassen. Maria Theresia freute sich über die von den Bürgern bewiesene Anhänglichkeit an Österreichs Sache, lobte die Bewohner von Neiße und sandte ihnen Truppen, welche die Stadt

noch besser gegen die Preußen schützen sollten. Nach dem Abzuge der Preußen wurde Neiße reichlich mit Lebensmitteln versehen und noch stärker befestigt. Dennoch mußte es, als die Preußen die Belagerung wieder aufnahmen, am 1. November 1741 kapitulieren. Am 2. November zog der König Friedrich II. an der Spitze von 6000 Mann feierlich in die Stadt ein.

Bald nach der Einnahme beschloß der scharfblickende Herrscher, Neiße zu einem wichtigen Hauptwaffenplatze zu erheben, und erteilte die nötigen Befehle. Am 29. März 1742 wurde zu der neuen Festung und dem Fort Preußen der Grundstein gelegt. Als Meister der Kriegskunst ordnete der König zum großen Teil selbst an, was für die Befestigung von Neiße gethan werden sollte. Bis zum Jahre 1756 wurde rastlos gearbeitet, so daß Neiße aus seinen Vorratshäusern eine in Mähren operierende Armee versorgen konnte. Im August 1758 wurde Neiße von den Österreichern eingeschlossen, die dem Verteidiger, dem General von Treskow, öfter Anträge zur Kapitulation machten. Nach der Niederlage Friedrichs bei Hochkirch galt das schwach besetzte Neiße in den Augen der Welt für verloren, und dennoch hielt es sich und Friedrich entsetzte es. Der österreichische Feldherr Daun sah die heiß ersehnte Siegesfrucht sich entrissen, als er sie schon erhascht zu haben glaubte; Friedrichs kühner, schneller und musterhafter Marsch hatte Neiße befreit.

Denkwürdig ist die Zusammenkunft Friedrichs II. mit Joseph II. in Neiße im Jahre 1769. Der Kaiser Joseph wünschte den großen Gegner seines Hauses persönlich kennen zu lernen und traf unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein am 25. August 1769 in Neiße ein und nahm seine Wohnung in dem Gasthofe zu den drei Kronen. Der König war bereits am 21. dieses Monats zu einer großen Heerschau dort angekommen.

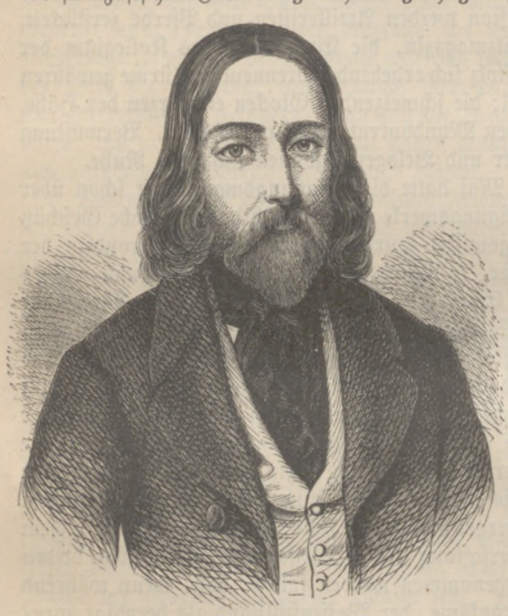
Nach drei bitteren und blutigen Kriegen zwischen Preußen und Österreich mußte es ein höchst merkwürdiges und erfreuliches Zusammentreffen der beiden Fürsten werden. Mit Recht sah man diesen Besuch als einen Beweis dafür an, daß aller Groll und alle Zwietracht zwischen beiden regierenden Häuptern erloschen sei. Kaum war der Kaiser in dem ihm zur Wohnung angewiesenen bischöflichen Palast angekommen, als ihn der König mit seinem Besuche überraschte. „Nun sehe ich die Erfüllung aller meiner Wünsche“, rief jener, und dieser antwortete: „Dies ist der schönste Tag meines Lebens! Er wird die Epoche der Vereinigung zweier Häuser sein, die zu lange Feinde gewesen sind und deren gegenseitiges Interesse es erfordert, sich einander eher beizustehen als sich aufzureiben.“ Der Kaiser erwiderte: „Für Österreich gibt es kein Schlesien mehr.“ Beide Herrscher unterhielten sich wie zärtliche Freunde geheim und vertraut. Noch war das Mordgewühl des Siebenjährigen Krieges in frischem Andenken. Jetzt sah man die Monarchen der beiden einst feindlich sich gegenüberstehenden Staaten sich umarmen und die Generale Seydlitz, Tauentzien mit Lascy und Laudon und andern friedlich an einer Tafel speisen. Der König machte hier gelegentlich dem General Laudon, den er an seine Seite nötigte, das bedeutende Kompliment: „Ich sehe Sie lieber an meiner Seite als mir gegenüber.“

Die Arglist und Gewalt des Corsen Napoleon, der im Vertrauen auf seine soldatische Überlegenheit Krieg auf Leben und Tod gegen die Staaten führte, hatten es dahin gebracht, daß der größere Teil Deutschlands ihn, gegen den

es sich hätte schützen sollen, zum Schutzherrn erwählte. Preußen rüstete gegen den Imperator mit Zusammenraffung aller Kräfte im Jahre 1806 zum Streit; aber bald nach der Kriegserklärung folgte Schlag auf Schlag. Schon am 18. Januar 1807 standen die Vorposten der mit den Franzosen verbündeten Bayern nur eine Meile von Neiße. Diese Feste, durch das Beispiel der übrigen gewarnt, auf lange Zeit mit Mundvorrat und Kriegsschützzeug, auch mit einer Besatzung von mehr als 8000 Mann ausgerüstet, stand unter dem Kommando der Generale von Steensen und von Wegern. Gegen Ende des Februar begann Vandamme mit württembergischen Hilfsvölkern die Belagerung. Die Besatzung der Festung hält sich tapfer trotz der fürchterlichsten Angriffe. Bomben und Granaten fallen in zahlloser Menge auf die Schutzwerke und Gebäude der Stadt. Ein Munitionskarren wird von einer feindlichen Granate getroffen, und mit einer alles erschütternden Explosion werden Artilleristen und Pferde zerstückelt. Eine Bombe schlägt in das Salzmagazin, die Kirche und das Kollegium der Jesuiten gerät in Feuer und die stolz sich erhebenden brennenden Türme gewähren ein schauerlich schönes Schauspiel; die schmelzenden Glocken entstürzen der Höhe, den in dem Kollegium geborgenen Mundvorrat verzehrt die Glut. Verwüstung folgt auf Verwüstung, Belagerer und Belagerte gönnen sich keine Ruhe.

Im Anfange des Monats Mai hatte die Besatzungsmannschaft schon über 1000 Mann verloren; die Befestigungswerke waren durch das feindliche Geschütz zum Teil ruiniert; die Nahrungsmittel wurden immer knapper, trotzdem der einzelne Mann in der Woche nur $^1/_2$ Pfund gesalzenes und $^1/_2$ Pfund frisches Fleisch erhielt. Obwohl gegen Ende des Mai die Mannschaft in Neiße auf zwei Dritteile der anfänglichen Stärke zusammengeschmolzen war, die Soldaten auch infolge des schweren Dienstes und der schlechten Nahrung meist kraftlos und kränklich waren, so wurde doch im Kriegsrate, weil noch bis zum 15. Juni der Pulvervorrat ausreichte, beschlossen, die Verteidigung fortzusetzen; aber der Zustand der Dinge änderte sich durch eine Unterredung zwischen Vandamme und Steensen. Die beiden Generale einigten sich dahin, daß die Festung Neiße mit dem Fort Preußen, wenn bis zum 16. Juni keine Hilfe anlange, an diesem Tage dem Belagerungskorps übergeben werden solle; daß aber bis zu diesem Termine alles in einstweiliger Verfassung und in Waffenruhe bleiben, von beiden Teilen keine neuen Arbeiten vorgenommen werden sollen; daß, wenn während dieser Zeit irgend ein Entsatz herankäme, der Waffenstillstand als beendigt anzusehen und die Garnison zu dem freien Gebrauche ihrer Verteidigungsmittel zu schreiten berechtigt sei. Zu diesem Schritte sah sich der Kommandant gezwungen infolge der beträchtlichen Verminderung seiner Garnison, des Mangels an barem Gelde, frischem Fleische und Heilmitteln. Auch war das Pulver schon auf nur 1900 Zentner geschmolzen, während über 6000 Zentner bereits verschossen waren. Am 15. Juni, dem Tage der Übergabe der Festung, zogen nur 3700 Mann Infanterie und Artillerie, 400 Mann Kavallerie ab; in den Lazaretten blieben über 600 Kranke und Verwundete zurück. Der Feind ehrte die Ausdauer der Verteidiger des ihnen anvertraut gewesenen Platzes, besonders den Mut und die geschickte Umsicht der Artillerie und des Ingenieurkorps. Vandamme selbst schrieb am 15. Juni an den General Steensen, daß die Verteidiger Neißes bei ihm in hoher Achtung ständen und er es sich zum Ruhm anrechne, einem Feinde begegnet zu sein, der seiner Pflicht in so würdiger Weise genügte.

Nun wurde Neiße nach französischem Muster eingerichtet, an Vandamme wurden 25000 Thaler Glockengelder gezahlt, aber dem Übermut und den Bedrückungen der württembergischen Soldaten ward wenig gesteuert. Nach dem Frieden von Tilsit (1807) erfolgte am 13. November 1808 unter des Volkes jubelndem Zuruf die Wiederbesetzung der Stadt durch preußische Truppen. Im folgenden Jahre trat die neue Stadtordnung für Neiße ins Leben. Im Jahre 1810 besuchte der König Friedrich Wilhelm III. die Stadt, besichtigte die Truppen, ging in die Pfarrkirche, unterrichtete sich von dem durch das Bombardement der französischen Kriegsvölker verursachten Schaden und begab sich in die neu angelegte Gewehrfabrik. Als im Jahre 1810 die Einziehung der Klöster und Stifter beschlossen wurde, weil ohne diese Maßnahme die Zahlung der französischen Forderung nicht möglich gewesen wäre, hörte auch Neiße auf, bischöfliches Eigentum zu sein. Als sich dann 1813 das tiefgebeugte Deutschland erhob; als sich unter den Deutschen die am tiefsten gebeugten Preußen besonders hervorthaten durch staunenerregende Kraftentwickelung; als die Gefahren des Krieges, der Deutschland befreien sollte, auch Schlesien bedrohten: bezog die königliche Familie die ehemalige Residenz der Bischöfe in Neiße, während schwere Krankheiten in den mit Kranken und Verwundeten überfüllten Hospitälern in der Stadt zahlreiche Opfer forderten. Als Friede geschlossen war, Ruhe und Eintracht wiederkehrte, hob sich auch Neiße schnell wieder empor von den Schlägen, von denen es betroffen war. Jetzt gehört die an der Mündung der Freiwaldauer Biele in die Glatzer Neiße gelegene Stadt und Festung zu den bestgebauten und belebtesten Städten Oberschlesiens; sie hat mit der militärischen Besatzung 19800 Einwohner, hat bedeutende Fortifikationen, ein bombensicheres Arsenal, große Feldbäckerei, großartige Kasernenbauten; sie macht mit ihren freundlichen Häusern und sauberen Straßen einen angenehmen Eindruck.


Friedrich von Sallet.

Friedrich von Sallet. In Neiße wurde in einem Hause am Ringe am 20. April 1812 Friedrich von Sallet geboren. Als er zwei Jahre alt war, verlor er seinen Vater. Mit seiner Mutter, die wieder heiratete, zog er nach Breslau, trat in das Kadettenkorps zu Potsdam im Jahre 1824 ein, ging 1826 in das zu Berlin über und wurde im Jahre 1829 als Sekondeleutnant nach Mainz versetzt. Das nach äußerem Scheine trachtende Treiben seiner

Standesgenossen, das leere und affektierte Wesen der vornehmen Welt behagte ihm wenig. Eine von ihm verfaßte Satire auf den Militärstand erregte so großes Aufsehen, daß er nach Jülich in Festungsarrest gehen mußte. Als er aus demselben zum Regimente zurückkehrte, wurde er nach Trier versetzt, nahm 1837 seinen Abschied und lebte fortan in Breslau, bis er am 21. Februar 1843 infolge eines Luftröhren- und Lungenleidens starb. Sallet hatte einen außerordentlich regen Geist; er beschäftigte sich viel mit den neueren Sprachen und dem Lateinischen, mit Geschichte und Philosophie. In vielen seiner poetischen Versuche neigte er zur Satire, die Romantiker mit ihrer Überschwenglichkeit geißelte er mit treffendem Witz. Die Sammlung seiner Gedichte enthält politische und lyrische Gedichte, Epigramme, Balladen, Romanzen, Legenden, Parabeln, Märchen und ein Laienevangelium. Wie gemütvoll der Dichter sich uns oft zeigt, das mag das Gedicht „Die Sternschnuppe" beweisen:

„Wißt ihr, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt?

Die Lichter, die dort glänzen
Mit wundermildem Schein,
Das sind in Strahlenkränzen
Viel tausend Engelein.

Die sind als treue Wachten
Am Himmel aufgestellt,
Daß sie auf alles achten,
Was vorgeht in der Welt.

Wenn unten auf der Erde
Ein guter Mensch, gedrückt
Von Kummer und Beschwerde,
Voll Andacht aufwärts blickt —

Und sich zum Vater wendet
In seinem tiefen Weh,
Dann wird herabgesendet
Ein Engel aus der Höh'!



Joseph von Eichendorff.

Der schwebt in seine Kammer
Mit mildem Friedensschein
Und wieget seinen Jammer
In sanften Schlummer ein.

Das ist's, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt."

Joseph von Eichendorff. Eine Gedenktafel an einem Hause in Neiße sagt uns: „Hier lebte und starb der Dichter Joseph von Eichendorff." Dieser begabte Dichter wurde am 10. März 1788 zu Bubowitz bei Ratibor geboren, besuchte das Gymnasium zu Breslau, studierte in Halle und Heidelberg (1805—1808) die Rechte, machte Reisen durch Deutschland, Frankreich und Österreich, machte den Feldzug 1813 im Lützowschen Korps mit, trat dann in den Staatsdienst, wurde 1821 Regierungsrat in Danzig, 1824 Regierungs- und Oberpräsidialrat

in Königsberg, 1841 Geheimer Regierungsrat im Ministerium. Den Staatsdienst verließ er 1844 infolge eines Zwistes mit dem Minister Eichhorn und lebte darauf an verschiedenen Orten, zuletzt in Neiße, wo seine Tochter verheiratet war, wo er auch am 26. November 1857 starb. Eichendorff erinnert in seinen Dichtungen bald an Goethe, bald an Uhland; er ist der letzte Dichter aus der romantischen Schule. In seinen Liedern, die vielfach komponiert sind, leben wandernde Musikanten, Zigeuner, Landsknechte, Studenten, Matrosen, Jäger; sie tragen die bestimmtesten Spuren von der Einwirkung des Volksliedes und sind auch zum Teil in den Mund des Volkes übergegangen. Nicht ohne ergriffen zu werden von tiefer Wehmut singen wir das Lied: „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad.“ Ergebung in den Willen Gottes spricht sich aus in dem herrlichen Morgengebet:

„O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durchs stille Feld!“

Das Gefühl, daß wir die Welt verlassen müssen, wenn wir sie auch noch so lieb gewonnen haben, bringt der Dichter zum Ausdruck in dem Gedicht:

„O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt.
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!“

Binzer. Auf dem Kirchhofe des der Stadt Neiße nahegelegenen Spazierortes St. Rochus liegt der Mecklenburger Binzer begraben. Als nach den Freiheitskriegen die Erwartungen vieler Deutschen nicht in Erfüllung gingen, bildeten sich unter den jungen Leuten, besonders unter den Studenten, viele Verbindungen, in deren Burschenliedern sich oft der Schmerz darüber ausspricht, daß nun doch das Deutsche Reich nicht in seiner alten Herrlichkeit wieder aufgeblüht ist. A. Binzer, Bursch in Kiel und Jena, dichtete damals das Lied, das noch heute von der Jugend gesungen wird, das gesungen wurde zu Jena bei der Auflösung der Burschenschaft am 19. November 1819:

„Wir hatten gebauet ein stattliches Haus
Und d'rin auf Gott vertrauet trotz Wetter, Sturm und Graus.“

Achtzehnte Abteilung.



Wasserpolacken.

Von der Oder bis zur Weichsel.



Brieg.

Die Oder und ihre Umgegend von der Quelle bis Brieg.

Quelle der Oder. — Graf Albert Joseph von Hoditz auf Roßwalde. — Ratibor. — Die Wasserpolacken. — Kosel. — Der alte Neumann. — Oppeln. — Die Piasten zum Briege. — Georg Wilhelm, der letzte Sproß des Hauses der Piasten im Briege. — Brieg unter kaiserlicher Regierung bis zur Einnahme durch die Preußen. Die Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741. — Friedrich von Logau.

Quelle der Oder. Vom Altvater aus erstreckt sich ein Arm des mährisch-schlesischen Gesenkes nach Südosten zu, tief nach Mähren hinein. Dieser Teil des Gesenkes, in welchem sich der Lieselberg befindet, heißt das Odergebirge, weil auf demselben, und zwar auf der nördlichen Abdachung, beim Dorfe Kozlau die Oder entspringt in einer Höhe von 627 m. Das Thal des noch kleinen Flusses ist flach, mit Tannenwald bedeckt und sumpfig. Die Oder wendet sich zuerst nach Nordosten, dann nach Südosten und kommt der March und so dem Donaugebiete bis auf einige Meilen nahe. Bald aber fließt sie nach Norden und tritt der jungen Weichsel ziemlich nahe.

Nachdem die Oder einen Weg von ungefähr 60 km zurückgelegt, sich ihr Thal schon erweitert hat und ihre Ufer sumpfig geworden sind, nimmt sie von

der linken Seite her die Oppa auf, die 120 km lang ist, aus der kleinen, mittleren, weißen und schwarzen Oppa zusammenfließt, von dem Altvatergebirge herkommt und bei ihrer Mündung 19 m breit ist und mehr Wasser mit sich führt als die Oder. Während der größeren Hälfte ihres Laufes bildet sie die Grenze zwischen Österreich und Preußen. Rechts nimmt sie die 52 km lange, vom Altvater kommende Mohra auf. Lieblich liegt zwischen der Oppa und Oder die Hauptstadt des österreichischen Schlesien, Troppau, mit mehr als 20000 Einwohnern, in deren Nähe das Bad Johannisbrunn gelegen ist. Nachdem die Oder von der linken Seite die Oppa aufgenommen hat, bildet sie selbst 30 km lang die Grenze zwischen Österreich und Preußen bis Oderberg. Fast der Mündung der Oppa gegenüber, nur eine kurze Strecke unterhalb, fließt die von den Beskiden kommende Ostrawitza in die Oder unweit Mährisch-Ostrau. Bei Oderberg mündet in die Oder die ebenfalls von den Beskiden kommende Olsa. Ihre Quelle liegt nur wenig südlich von der Weichselquelle; sie tritt bei Teschen aus dem engen Thale, hat dann sumpfige Ufer und mündet, nachdem sie einen Lauf von 96 km zurückgelegt hat. Oderberg (Bohumin) hat nur 1600 Einwohner und ist der letzte Ort im österreichischen Schlesien, der an der Oder liegt. Von nun an tritt der Fluß ganz in preußisches Gebiet und nimmt die im ganzen nordwestliche Richtung, während die Weichsel sich nach Nordosten wendet, so daß beide Ströme, die hier so nahe zusammengekommen waren, daß zwischen ihnen nur die wenige Meilen weite mährische Pforte lag, sich immer weiter voneinander entfernen. Die von der linken Seite kommende Zinna geht bei Katscher vorbei in die Oder, einem Orte, dessen Boden sehr fruchtbar ist, der beinahe 4000 meist katholische Einwohner hat, die in kirchlicher Beziehung noch jetzt dem Erzbischof von Olmütz unterstellt sind. Die Zinna, die nur 38 km lang ist, entspringt unweit Leobschütz und umfließt einen großen Teil dieser alten Stadt, die schon vor dem Jahre 1000 von Slawen gegründet worden ist, aber bereits am Ende des 13. Jahrhunderts vollständig deutsch war und jetzt 12018 Einwohner hat.

Graf Albert Joseph von Hoditz auf Roßwalde. Unweit der Stadt Leobschütz, aber schon in Mähren, liegt das Gut Roßwalde, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen merkwürdigen Besitzer gehabt hat, der mit Preußens König Friedrich in nahe Berührung kam. Dieser merkwürdige, vielleicht wunderliche Mann war der Graf Albert Joseph von Hoditz, der 1706 geboren wurde, sich 1734 mit der verwitweten Markgräfin Sophie von Baireuth vermählte, später aber in freiwillig getrennter Ehe lebte. Hingerissen von einer unbändigen Neigung zu den Künsten, verzichtete er auf alle glänzenden Ämter und Ehrenstellen, zu denen ihn sein Stand, seine Talente und sein Reichtum berechtigten, und beschloß, sein Leben allein dem Schönen zu widmen. Sein Landgut Roßwalde, auf das er sich zurückzog, sollte der Wohnsitz der Freude und des guten Geschmackes, ein Heiligtum der Musen und Grazien werden. Dort wollte er Gesellschaften gebildeter Menschen gastfrei um sich her versammeln und durch einen Wechsel der mannigfaltigsten Lustbarkeiten, bei denen sich alle schönen Künste vereinigen sollten, entzücken und bezaubern. Da die Leibeigenschaft auf seinen Gütern eingeführt war, so konnte er sich unter seinen Unterthanen nicht

nur so viel Diener ausheben, wie ihm beliebte, sondern auch die Dienerschaft mit sehr geringen Kosten unterhalten. Andre Gutsherren machten ihre Unterthanen zu Läufern, Kutschern, Köchen und Lakaien: der Graf Hoditz beschloß, aus seinen Leibeignen Künstler zu machen. Dieses Kunstpersonal bestand, als der Graf sich einrichtete, noch aus 90 Personen. Sein Park, seine Gebäude mit ihren vielen Verzierungen, sein Theater — alles dies war zum großen Teile das Werk seiner Bedienten. Unter ihnen gab es Maler und Bildhauer, Vergolder und Maschinisten, Feuerwerker und Wasserkünstler; für sie war das ganze untere Geschoß seines Schlosses in Werkstätten verwandelt. Die Kapelle von Musikern, die er unter seinen Leuten ausgebildet hatte, fand selbst bei strengen Kritikern Beifall; auch Schauspieler, Tänzer und Sängerinnen, die er hatte ausbilden lassen, wurden gelobt.

Bei seinen Schauspielen und Festen brauchte Hoditz noch Figuranten und Statisten. Das waren diejenigen von seinen Unterthanen, die sich durch Gelehrigkeit oder eine angenehme Figur auszeichneten. Sie blieben im Bauernstande, mußten aber, wenn es verlangt wurde, zum Hofe kommen; die ungeschicktesten unter ihnen stellten bei seinen Schäferfesten, in passende, zierliche Kleidungen gesteckt, bald an Bäumen gelehnt, bald auf Rasen hingestreckt, Arkadier vor. Die Kinder mußten bei den Festen bald als Liliputter, bald als monströse Zwerge drollige Szenen aufführen.

Das Schloß zu Roßwalde, einst ein altes, düsteres Gebäude, hatte Hoditz in einen heiteren und freundlichen Palast verwandelt. Hohe, helle, mit Gemälden, mit Statuen uud Springbrunnen verzierte Bogengänge und eine lange Reihe von Gesellschaftszimmern und festlichen Sälen kündigten den Charakter des gastfreien, fröhlichen Hausherrn an. Der Weinkeller, ein großes, weites Gewölbe, aus welchem dem Besucher frische, von leise rauschenden Springwassern gekühlte Luft entgegenströmte, war ringsum mit Fächerschränken besetzt, die zahllose, mit den herrlichsten Weinen gefüllte Flaschen in zierlicher und systematischer Anordnung enthielten. In den Gartenanlagen wechselten antike und moderne, französische und holländische, gotische und chinesische Dekorationen miteinander ab; über 4000 Wasserkünste in denselben erhöhten die Abwechselung. Leider fanden sich ernste und lustige, heilige und profane Gegenstände bunt durcheinander gemischt. Neben den Götterstatuen der Griechen stand auf einem Kalvarienberg das Bild des Gekreuzigten und in dessen Nähe das Grab des Arminius. In einer Gegend des Parkes hatte der Graf eine liliputtische Stadt anlegen lassen, deren Häuser nicht über 1 m hoch waren; im Verhältnis zu diesen Häusern standen die Thore, Mauern, Brücken, Gassen, Plätze, der königliche Palast und die Kirche. So war der wunderbare Landsitz beschaffen, den sich der seltsame Mann mit beträchtlichen Kosten und unverdrossener Thätigkeit geschaffen hatte, um nicht nur sich und seine Freunde zu ergötzen, sondern auch Fremden und Unbekannten Vergnügen zu machen, die bald in größeren, bald in kleineren Gesellschaften nach Roßwalde wallfahrteten. In der Nähe des Gutes lag die Meierei. Dorthin führte der Graf seine Gäste oft zu Schiffe. Eine Reihe reich verzierter Gondeln erwartete sie am Ufer des Kanals. Rüstige Ruderknechte, bald als Türken, bald als Venezianer gekleidet, setzten die Schiffe in Bewegung; eine Barke mit Musik fuhr voran, Schwäne begleiteten die kleine Flotte, die zwischen den reizenden Ufern dahinschwamm, bis sie bei der Meierei

landete, wo ein Chor niedlicher Bauernmädchen die Aussteigenden empfing und bei Musik und Gesang bewirtete. Viele Fremde fanden in der Bibliothek und den Kunstsammlungen des Grafen Unterhaltung; andre ergötzten sich bei den Aufführungen deutscher Komödien, italienischer komischer Opern, französischer Trauerspiele, von Pantomimen und Balletten.

Friedrich der Große besuchte im Jahre 1770 den Grafen in Roßwalde und war durch die Großartigkeit der arrangierten Feste, in denen Schlag auf Schlag Wunder auf Wunder folgte, überrascht. Hoditz hatte alles aufgeboten, um den Helden würdig zu empfangen, und alles gelang nach Wunsch. Der König schenkte dem Grafen zum Danke eine prächtige, mit Diamanten und seinem Bildnisse verzierte Dose, in der eine Anweisung auf 10000 Thaler lag. Diese Einlage mußte dem Besitzer von Roßwalde sehr angenehm sein; denn obgleich er sehr reich war, lebte er doch in einer solchen Sorglosigkeit, daß seine Ausgaben größer wurden als seine reichlichen Einnahmen. Seine Güter ließ er durch Pächter verwalten, die ihm kaum die Hälfte von dem gaben, was er hätte fordern können. Er geriet in eine immer bedrängtere Lage und sah endlich keinen andern Ausweg, als das Anerbieten des Königs von Preußen, in Potsdam zu wohnen, anzunehmen. Friedrich II. bot alles auf, um dem armen Greise den schweren Schritt zu erleichtern; er räumte ihm und den treuen Dienern ein geräumiges Haus ein, unterhielt ihm eine gute Tafel und setzte ihn durch ein beträchtliches Jahrgeld in den Stand, eine Kapelle zu besolden und selbst noch zuweilen kleine Feste zu geben. Die Musik erfreute den Grafen; bei süßen Tönen vergaß er die düsteren Vorstellungen, die seinen Geist beunruhigten. So verlebte er noch einige Jahre, bis er endlich, da seine Kräfte erschöpft waren, am 18. März 1778 in seinem 72. Jahre aus dem Leben schied.

Ratibor. Nur einige Meilen unterhalb der Stelle, an welcher die Zinna in die Oder geht, liegt in einem anmutigen Teile des Oderthales, rings umgeben von Hügelland, das nach Norden hin den Charakter der Ebene annimmt, die von fast 18400 Einwohnern bewohnte Stadt Ratibor. Ursprünglich war die Bevölkerung der Stadt slawisch; im 13. Jahrhundert wurde der Ort germanisiert; unter Karl IV. und Wenzel erhielt das slawische Element wieder den Vorzug: man schrieb alles mährisch, sprach polnisch und kleidete sich deutsch. Im Jahre 1741 wurde das österreichische Herzogtum Ratibor von preußischen Truppen besetzt und 1745 durch den Dresdener Frieden dauernd mit Preußen vereinigt. In einer Entfernung von 15—20 km von Ratibor werden Steinkohlen gefördert.

Der Boden um die Stadt erzeugt alle Arten von Getreide, Zuckerrüben, Raps und Holz; Ackerwirtschaft wird von der Stadtbevölkerung wenig getrieben, dagegen bedeutender Gartenbau und lebhafter Gemüsehandel, welcher einen großen Teil Oberschlesiens versorgt. Heute wird in der Stadt vorherrschend deutsch gesprochen, aber in der ländlichen Umgebung slawisch, und zwar auf dem linken Oderufer böhmisch oder mährisch, auf dem rechten ein mit vielen deutschen Wörtern untermischtes Polnisch.

Die Wasserpolacken. Auf der rechten Seite der Oder hat sich in ganz Oberschlesien das polnische Element erhalten, das im Laufe der Zeit aus Mittel- und Niederschlesien vollständig verdrängt worden ist; aber nicht das reine Polnisch wird hier gesprochen, sondern das sogenannte Wasserpolnisch, und diejenigen, welche diese Sprache sprechen, heißen die Wasserpolacken. Ein wirklicher Pole, der des Deutschen nicht mächtig ist, kann die Sprache dieser Polen, in der oft nur eine polnische Endung an ein deutsches Stammwort gehängt wird, gar nicht verstehen. Da werden am Hause die fensterlatki (Fensterladen) geschlossen, der Soldat putzt am Helm die schuppenketki (Schuppenketten) u. dergl. Am meisten sind diese Wasserpolacken im Beuthener Kreise vertreten.

Die Bevölkerung des Beuthener Kreises wohnt in den beiden Städten Beuthen und Tarnowitz, dem Marktflecken Myslowitz und 112 Dörfern, zu denen 91 Rittergüter kommen. Man kann im Kreise noch drei Hauptklassen der Bewohner unterscheiden: die Reste der urpolnischen Bevölkerung, die heute meist bäuerliche Grundbesitzer und kleine Bürger der Städte sind, die deutschen eingewanderten Familien aus alter Zeit, die zum Teil halb polnisch gewordene Kleinbürger und alte Bergleute sind, und die neu Eingewanderten aus allen Teilen Preußens und Polens, zu denen viele Handarbeiter, Gruben- und Hüttenbeamte, Gewerbtreibende u. s. w. gehören. Auch die alten Polen sprechen das Polnische nicht mehr rein, sondern vermischen es mit deutschen Ausdrücken. Sie unterscheiden sich von der Volksmenge durch charakteristische, oft geschmackvolle Kleidung. Fast jede Gemeinde hat einen andern Schnitt und andre Farbe. In einigen Gemeinden trägt man lange, meist hellgraue Röcke mit blanken Knöpfen und verschiedenfarbigem Schnurbesatz, in andern ist die Kleidung durchweg blau und kurz; die Roßberger Bauern tragen weite blaue Beinkleider, eine blaue, am Halse ausgeschnittene Weste und einen ganz kurzen blauen Rock mit blanken Knöpfen und bunt ausgenähten Knopflöchern. Viele dieser alten Familien befinden sich in sehr guten Umständen. Obgleich sie alle nur polnisch sprechen und die polnische Sprache durch häufigen Zuzug aus Polen lebendig erhalten wird, unterscheiden sie sich doch durch ihre Gesinnungsweise wesentlich von den Nationalpolen. Sie halten sich selber für Deutsche oder besser für Preußen und sehen ihre Stammesgenossen jenseit der Grenze für eine fremde Nation an. Namentlich trägt der Dienst im preußischen Heere viel dazu bei, in ihnen das lebhafte Bewußtsein der Angehörigkeit zum preußischen Staate wach zu erhalten, aber sie leiden noch an manchem Nationalfehler ihrer Stammesgenossen und sie sind meist hartnäckig, lieben nicht selten den Trunk, arbeiten nicht gern viel und sind meistenteils roh, unwissend, abergläubisch, aber bildungsfähig. Der alten deutschen eingewanderten Familien gibt es nur wenige; sie haben sich leicht akklimatisiert und bilden den gebildeteren Teil der besitzenden Klassen. Die neuen Einwanderer sind — wohl wegen der Nähe der polnischen Grenze — meist Polen, d. h. polnische Arbeiter im Bergbau und Hüttenbetrieb. Daß sich deutsche Sprache und Sitte unter dem arbeitenden Teile der Bevölkerung nicht Eingang verschaffen konnten, liegt daran, daß deutsche Arbeiter nur ungern und wenig sich mit dem polnischen Landvolke vermischen. Selbst deutsche Handwerksgesellen halten hier nicht lange aus. Lebensgewohnheit, Nahrung, Sprache, Wohnung und Erholungen sind verschieden von dem, was sie in ihrer Heimat zu finden gewohnt waren. Nur da haben sich deutsche

Arbeiter erhalten, wo sie in größerer Menge bei einander wohnen und miteinander arbeiten konnten. Namentlich fand dies auf größeren Eisenwerken statt, wo eine gewisse Intelligenz zur Verrichtung bestimmter Arbeiten erfordert wurde.

In welchem Zustande sich leider die Arbeiter nicht im Beuthener Kreise allein, sondern in allen den Gegenden Oberschlesiens befinden, in denen sie durch den Bergbau und den Hüttenbetrieb zu Tausenden zusammenkommen, mag aus der einen Thatsache hervorgehen, daß in einem einzigen Jahre im Beuthener Amtsgericht über 22000 Bagatellprozesse verhandelt wurden. Die Arbeiter ergeben sich vielfach dem Trunke, die Frauen dem Nichtsthun und der Unsittlichkeit, die Bande der Familie sind meist locker. Deshalb herrscht unter den Arbeitern viel Elend, das trotz der energischsten Anstrengungen des Staates und der Unternehmer nicht zu bekämpfen ist.

Kosel. In dem südöstlichen Teile Schlesiens, in den Kreisen Pleß und Beuthen, entspringen drei Flüsse, die sich der Oder als rechte Nebenflüsse zuwenden, die Rauda, die Birawka und Klodnitz, in deren Nähe Gleiwitz liegt. Nur eine kurze Strecke oberhalb der Stelle, an der die Klodnitz in die Oder fließt, liegt an der Oder die frühere Festung Kosel. Diese Stadt liegt in einer tiefen Einsenkung und ist infolgedessen gegen die Einflüsse der Luftströmungen von den Karpathen und Beskiden, dem mährischen Gesenke und dem Altvater her ziemlich geschützt und hat 5000 Einwohner. Der Name der Stadt soll von drei Brüdern Koziot (Ziegenbock) herrühren, von denen die Sage geht, daß sie um die Mitte des 12. Jahrhunderts als Raubritter auf dem alten Schlosse, dessen Befestigungen noch zum Teil vorhanden sind, gelebt haben. Daher hat die Stadt auch drei Ziegenköpfe im Wappen. Kosel war schon im 13. Jahrhundert ein fester Platz des Fürstentums Oppeln, hatte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eigne Fürsten, stand dann unter fremden Fürsten und hatte unter den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges sehr zu leiden.

Bald nach dem Breslauer Frieden (1742) wurde Kosel durch Friedrich den Großen befestigt und seine Besatzung verstärkt, es wurde zu einem festen Verteidigungsorte eingerichtet. Aber die Festungswerke waren noch nicht vollendet, als Österreich im zweiten Kriege sich Schlesien wiederzuschaffen suchte. Bereits im Dezember 1744 war ganz Oberschlesien außer Neiße und Kosel in den Händen der Österreicher. Im Mai 1745 überrumpelten die Ungarn das schwach besetzte Kosel und nahmen die Festung durch die Treulosigkeit eines preußischen Fähnrichs, aber schon am 5. September desselben Jahres war es wieder, nachdem es belagert und beschossen worden war, in den Händen der Preußen. Im Siebenjährigen Kriege wurde die Festung tapfer gegen die vielen und hartnäckigen Angriffe der Österreicher gehalten. Während der langen Blockade in den Jahren 1761 und 1762 war der Geldmangel so groß, daß Notmünzen aus Kartenblättern, auf welchen der Wert mit dem Siegel und der Unterschrift des Kommandanten stand, auch Münzen aus Messingblech mit dem Stadtwappen, dem Wert und der Jahreszahl 1761 ausgegeben werden mußten. Der Krieg hatte deutlich gezeigt, ein wie wichtiger Platz Kosel ist, und deshalb wurde die Festung nach dem Frieden mit bedeutender Anstrengung noch mehr befestigt, als es schon vor dem Kriege verschanzt worden war. Nach der Teilung Polens, als ein Feind nicht nur von Süden, sondern auch von Osten her zu

fürchten war, wurden an den Festungswerken noch ansehnliche Verbesserungen vorgenommen, welche Kosel zu einer Hauptfestung erheben sollten.

Der alte Neumann. Noch war man im Umbau der Festung begriffen, als zu Ende des Oktober 1806 der königliche Befehl eintraf, die Festung in Verteidigungszustand zu setzen. Kommandant von Kosel war damals David von Neumann. Dieser tapfere Offizier wurde am 28. August 1735 bei Wehlau in Preußen geboren und als Leutnant im Infanterieregiment von Rothkirch am 10. Juni 1779 von Friedrich II. in den Adelstand erhoben. Seit 1792 Major, erwarb er sich im nächsten Jahre den Verdienstorden. Im Jahre 1802 ernannte ihn der König zum Kommandanten von Kosel. Neumann, damals schon 67 Jahre alt, hatte einen schweren Posten, weil die Festung noch nicht fertig war. Als im Jahre 1806 Kosel in Verteidigungszustand gesetzt wurde, war das Fort Friedrich Wilhelm nur mit einem tüchtigen Erdwalle versehen, das Mauerwerk des Montalembertschen Turmes war zwar aufgeführt, aber außer dem inneren Holzwerk zur Aufstellung der Geschütze waren weder die Wohnstuben des unteren noch die Batterien des oberen Stockes angefangen, ja es fehlten sogar noch die Treppen zu den verschiedenen Etagen; von den Wohnkasematten war nichts fertig als die nackten Mauern. So war vieles unvollendet; schnell wurde gearbeitet und zu Ende geführt, was zu machen war. Häuser, Zäune und Bäume bis auf 800 Schritt vom Glacis der Festung wurden niedergerissen und abgehauen. Verteidigt sollte Kosel werden durch 4250 Mann mit 67 Offizieren, während es nach dem Plan von 1805 zur Verteidigung 6000 Mann bedurfte. Die Garnison war also nicht allein der Zahl nach unvollständig, sondern bestand auch zum Teil aus unsicheren Leuten, die nicht in Altpreußen ausgehoben waren. In der Festung waren 229 Geschütze, Proviant war nur auf zwei Monate vorhanden, als die Franzosen, deren Oberstkommandierender im Auftrage des Prinzen Jerome Napoleon der General Vandamme war, im Anfange des Jahres 1807 heranrückten. Am 24. Januar schickte der General Deroy an den Kommandanten der Festung, von Neumann, ein Schreiben, welches lautete: ... „Ich habe Ew. Hochwohlgeboren aufzufordern, die Festung Kosel nebst der in derselben befindlichen Besatzung, Artillerie und andern königl. preußischen Gerätschaften dem meinem Kommando untergebenen königl. bayrischen Truppenkorps, welches die Festung bereits diesseit und jenseit der Oder eingeschlossen hat, zu übergeben. Ich erwarte, daß Ew. Hochwohlgeboren sich um so mehr werden hierzu geneigt finden, als bei den bestehenden Verhältnissen, wo die Festungen Glogau, Breslau und Brieg bereits eingenommen, Schweidnitz und Neiße aber eingeschlossen sind, auch das während der Belagerung von Breslau zum Entsatz dieser Festung herbeigeeilte königl. preußische Truppenkorps zurückgeschlagen und beinahe gänzlich aufgerieben ist, eine Verteidigung der Festung Kosel unnötig wäre und nur zum großen Nachteil der guten Einwohner gereichen würde, da hingegen bei alsbaldiger Übergabe dieses vermieden wird und ich zum Vorteil der Stadt freundschaftliche Bedingungen eingehen kann, worüber alsbald eine Kapitulation abgeschlossen werden könnte, wozu ich Überbringer dieses, den königl. bayrischen Herrn Generalmajor und Brigadier von Raglowich, jedoch unter der mir vorbehaltenen Ratifikation, beauftragt habe. Deroy, Generalleutnant."

Die Antwort, welche der Kommandant erteilte, lautet: „Ew. Exzellenz habe ich die Ehre, auf das an mich ergangene Schreiben Folgendes zu erwidern: Ich habe meinem Monarchen mein Ehrenwort gegeben, die mir anvertraute Festung bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen und keine Rücksicht auf irgend ein äußeres Verhältnis zu nehmen, sondern nur für die Erhaltung meiner Festung zu leben und zu sterben. Halten Ew. Exzellenz diese meine Äußerung für keine militärische Phrase der Prahlerei oder Zeremonie. Mein Betragen wird Ew. Exzellenz meinen Stolz verraten, durch Erfüllung meiner Pflicht nicht nur die Gnade meines Königs, sondern auch die Achtung Ew. Exzellenz zu verdienen, u. s. w. von Neumann."

Der Feind besah sich nun die Festung näher und gab sofort die Hoffnung auf, sie schnell nehmen zu können; er machte sich also an eine ordentliche Belagerung und Beschießung. Am 4. Februar sollen innerhalb acht Stunden 1250 feindliche Schüsse auf Stadt und Festung gefallen sein; die Kasernen, mit Ausnahme der neben der Garnisonkirche gelegenen, und ein Vierteil der Bürgerhäuser waren zusammengeschossen. Am 5. Februar hatte Kosel Ruhe, denn der Feind forderte zur Kapitulation auf; aber Neumann ließ ihm sagen, er werde thun, wozu ihn der Befehl seines Königs und seine Ehre verpflichte. Darauf begann wieder das Bombardement. Am 11. Februar, als Tauwetter eingetreten war, das für die feindlichen Batterien nachteilig wirkte, versuchte es der Feind wieder, eine Kapitulation zu ermöglichen, und der General ließ dem Kommandanten sagen, daß Schweidnitz sich ergeben habe und die Russen von Napoleon geschlagen seien; aber Neumann ließ sagen, er werde sich nicht im geringsten an Ereignisse kehren, die außerhalb seiner Festung vorfielen. Die Beschießung wurde fortgesetzt und richtete entsetzliche Verheerungen an. Am 1. März erfolgte wieder eine Aufforderung zur Kapitulation; aber der kranke Kommandant diktierte im Bette, während Wurfgeschosse vor und hinter seine Kasematte fielen, eine Antwort, in der folgende Worte standen: „Ihre Königliche Majestät, mein gnädigster Monarch, den ich nicht allein als Unterthan verehre, sondern den ich auch liebe und anbete, weil er es verdient, hat mir in einem Allerhöchsteignen Kabinettsschreiben durch einen Kurier seine Allerhöchste Willensmeinung über meine zu leistende Verteidigung erklärt. Diese Forderung meines Königs, des besten Monarchen auf Erden, ist noch nicht erfüllt, folglich darf und kann ich an keine Kapitulation denken." So spricht der tapfere Verteidiger von Kosel, den kein Ordensband zierte, der keine berühmten Ahnherren aufzuweisen hatte; und sein Name wird mit Ruhm und Ehren genannt werden, während die Namen der Befehlshaber Magdeburgs, Küstrins u. s. w. mit Schande belastet, von Freund und Feind tief verachtet, in den Annalen der Geschichte Preußens verzeichnet sind. Als die Krankheit des Kommandanten einen bedenklichen Charakter annahm, übernahm der Oberst von Putkammer die Geschäfte desselben. Am 16. April verschied der alte Neumann in einem Alter von 71½ Jahren. Sein Nachfolger von Putkammer hielt sich noch bis zum 18. Juni, trotzdem Krankheiten viele Menschen fortrafften, Arzneimittel, Lebensmittel und Trinkwasser fehlten. Ein eisernes Denkmal in Pyramidenform ehrt den alten Neumann, den tapferen Verteidiger der Festung. Im Jahre 1873 wurde Kosel entfestigt; die Festungswerke sind seitdem zum großen Teile geschleift worden.

Oppeln. Wenn wir von Kosel den Lauf der Oder verfolgen, so gelangen wir zunächst nach Krappitz, wo die Hotzenplotz von links her in die Oder mündet; dann kommen wir nach Oppeln, dem Sitz der Regierung für Oberschlesien. Oppeln hat 12500 Einwohner, von denen noch einige polnisch sprechen. Über 1000 Arbeiter und Arbeiterinnen sind in den zehn großen Zigarrenfabriken der Stadt beschäftigt. Die Oder durchfließt mit einem Nebenarm, dem Mühlgraben, die Stadt und bildet eine Insel, die Pascheke heißt, auf der das alte, 1426 erbaute Schloß stand, von dem nur noch ein stattlicher runder Turm und der am Eingange stehende Flügel erhalten sind.



Oppeln.

In unsrer Zeit hat die Pascheke, die mit schönen Promenaden und Parkanlagen versehen ist, durch mehrfache Villenbauten einen neuen Schmuck erhalten.

Der Ursprung der Stadt läßt sich bis ins 8. Jahrhundert zurückführen. Vom Jahre 1163 an hatte Oppeln selbständige Herzöge, deren dauernde Residenz es 1273 wurde. Wie so viele Städte Schlesiens, wurde es im 17. Jahrhundert arg durch die Pest, durch Brände und durch die Heereszüge des Dreißigjährigen Krieges schwer heimgesucht.

Die Piasten zum Briege. Seume behauptete einmal, es würde besser gehen in der Welt, wenn mehr gegangen würde. In unsrer Zeit möchten viele von denen, welche auf die körperliche Ausbildung unsres Volkes fast noch größere Sorgfalt verwendet wissen wollen als auf die geistige, diesen Ausspruch

des berühmten Spaziergängers von Syrakus wohl nicht unterschreiben, denn sie würden mit diesem Wunsche nicht zufrieden sein; ihnen steht das Turnen, Baden, Springen, Tanzen, Ringen und Rudern höher als die Wissenschaft, und ginge es nach ihnen, so hätten die Leiter der höheren Bildungsschulen die aufzunehmenden Schüler nur nach ihrer Muskelstärke zu untersuchen. Wir wollen auf unsrer Wanderung durch Schlesien auch ihren Bestrebungen Rechnung tragen, denn es hilft ja nichts, gegen den Strom schwimmen zu wollen; und hier haben wir es leicht, ihnen zu folgen, denn wir gehen mit dem Strom. Demnach steigen wir in Oppeln in einen leichten Kahn, rudern mit kräftigen Armen stromabwärts, das gespannte Segel, welches der Wind aufbläht, macht uns die Fahrt leicht und läßt uns ein wenig ruhen. Bald erreichen wir die Stelle, an der die Malapane von rechts her in die Oder fließt. Sie entspringt auf der Tarnowitzer Hochebene, nimmt während ihres 98 km langen Laufes manches Flüßchen auf und gibt ihr Wasser der Oder. Von jetzt ab wendet sich der Strom immer weiter nach Westen, macht manche Windungen und gewinnt an Wasser durch die von der linken Seite ihm zuströmende Glatzer Neiße. In der Richtung, aus welcher die Neiße kommt, fließt nun die Oder weiter; sie biegt sich nämlich nach Norden, bis sie von der rechten Seite her den Stober, der durch ausgedehntes Weideland fließt, aufnimmt. Dann strömt sie in der Richtung dieses Flusses nach Westen weiter bis Brieg. Hier verlassen wir den Kahn, um uns in der merkwürdigen Stadt ein wenig umzusehen und uns mit ihrer Geschichte bekannt zu machen. Brieg ist eine Kreisstadt mit 16500 Einwohnern und hat eine bedeutende Vergangenheit hinter sich.

Als im Jahre 1163 Schlesien unter Piasten trat, die sich immer mehr von der polnischen Oberhoheit befreiten, wird des Ortes Brieg noch keine Erwähnung gethan, entweder weil er überhaupt noch nicht bestanden oder weil er noch ein unbedeutendes Fischerdorf war. Boleslaus erhielt in der damaligen Teilung Breslau, Liegnitz und Oppeln, also auch das Gebiet, in welchem später Brieg sich entwickelte; er und seine Nachkommen faßten immer mehr festen Fuß im Lande dadurch, daß sie deutsche Ritter in ihr Gebiet beriefen, mit deren Hilfe sie die Kriege gegen die Polen führten. Deutsche Ordensleute schufen mildere Sitten unter dem Volke; Ansiedelungen deutscher Anbauer machten das Land ergiebig. Der Raubzug der Mongolen im Jahre 1241 hat in Schlesien die Verbreitung des Deutschtums nicht aufgehalten, sondern gefördert; besonders die Gründung deutscher Städte wurde seitdem mit erneutem Eifer betrieben; durch die Deutschen wurde zu den vorhandenen drei Ständen, dem Adel, der Geistlichkeit und den Bauern, der vierte, der Bürgerstand, geschaffen, ein freies Mittelglied zwischen dem Adel und den Bauern. Ihm wurden zum Unterhalte die Erwerbsthätigkeit und der Handel angewiesen, eine Quelle, welche nur durch Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit ergiebig werden konnte.

Zu den Städten, welche nach der Mongolenzeit ins Leben gerufen wurden und Stützen des Fürsten werden sollten, gehörte die deutsche Stadt Brieg, deren Gründung in das Jahr 1250 fällt. Schon vor dieser Zeit bestand der Ort als ein polnisches Dorf oder Städtchen; denn in einer Urkunde vom Jahre 1235 wird von einer Abgabe gesprochen, die an den Hof des Fürsten gezahlt und an seinen Rentmeister (claviger) in Visokebreg abgeführt werden soll. Visokebreg ist der polnische Name für Brieg von wysoki, hoch und breg, brzeg,

Ufer. Daher heißt die Stadt in den ältesten Urkunden civitas in alta ripa und selbst in deutscher Umbiegung „Zum Briege“. Hier wird also Brieg als Sitz eines fürstlichen Rentmeisters erwähnt. Eine Urkunde vom Jahre 1241 ist im Schlosse zu Brieg ausgestellt (de castro in alta ripa). Ob sich bei diesem Schlosse ein polnisches Städtchen befunden habe, darüber gibt es keine Nachrichten. Wahrscheinlich standen hinter dem Schlosse an der Oder längs des hohen Ufers mehrere Fischerhütten, und die Fischer hatten die Verpflichtung, das Schloß zu bewachen.



Das Rathaus zu Brieg mit dem Denkmal Friedrichs des Großen.

In der Stiftungsurkunde der Stadt vom Jahre 1250 wird der schon bestehende Ort nicht genau bezeichnet; Herzog Heinrich III. sagt, er habe seine Stadt auf dem hohen Ufer drei Männern nach deutschem Rechte auszusetzen übertragen. Wer sich zum Bürger meldet, soll sechs Jahre Abgabenfreiheit haben und Freiheit vom Kriegsdienst, wenn nicht etwa Gefahr für das ganze Land eintritt. Die Einwohner haben freie Fischerei in der Oder, eine Meile auf- und eine Meile abwärts. Holz zum Häuserbau mögen sie fällen, wo sie es finden. Auf der linken Oderseite haben sie die niedere Jagd auf Hasen; auf beiden Seiten des Flusses erhält die Stadt sechs große Hufen

Viehweide. Während der sechs Freijahre dürfen die Bürger ihre Waren ohne Zoll durch des Herzogs Land führen. Der Pole oder jeder freie Mann, der seinen Wohnsitz hier hat, muß sich deutsches Recht gefallen lassen. Von den Schenken zahlt die Stadt dem Herzoge jährlich 20 Mark; in der Stadt hat der Herzog zehn Fleischbänke zu seinem Nutzen, die übrigen hat der Richter und andre Bürger, denen er sie verliehen hat. Der Herzog bewilligt den Bürgern, innerhalb der bestimmten Wassergrenze Mühlen zu bauen, so viele sie vermögen. Innerhalb einer Meile soll keine Schenke angelegt werden, durch welche ihnen die erteilte Freiheit verkürzt würde. Alle Dörfer innerhalb einer Meile sollen ihr Recht von der Stadt nehmen. Zur Vermeidung größerer Gefahren und um die Wut gottloser Feinde abzuwehren, verspricht der Herzog, mit Gottes Hilfe die Stadt innerhalb zweier Jahre zu befestigen.

An die Stelle des polnischen Ortes Visokebreg trat nun die deutsche Stadt „Zum Briege" (civitas seu oppidum in alta ripa, civitas Bregensis); es war die erste deutsche Stadt in diesem Teile des Fürstentums Breslau; die andern Städte des späteren Fürstentums Brieg sind später, aber noch in demselben Jahrhundert, auf deutsches Recht gesetzt worden, nämlich Karlstadt 1261, Grottkau 1268, Kreuzburg 1274, Nimptsch 1282, Ohlau und Strehlen zwischen 1266 und 1290.

Woher die bürgerliche Bevölkerung in Brieg kam, läßt sich nicht angeben. Zwei der Unternehmer waren aus Reichenbach und Goldberg, den früher gegründeten deutschen Städten in Schlesien. Ob aber die Ansiedler ebenfalls vorzüglich aus diesen oder aus andern schlesischen Städten oder aus andern deutschen Ländern herangezogen wurden, ist nicht bekannt. Versagt wurde den Polen das Bürgerrecht nicht, sobald sie sich dem deutschen Gesetz unterwarfen. Die vielen polnischen Namen unter den alten Bürgerfamilien Briegs lassen vermuten, daß viele Polen das Bürgerrecht erwarben, nach deutschem Rechte lebten, die deutsche Sprache annahmen und bis auf einzelne polnische Sitten vollkommen germanisiert wurden. — Über die kirchlichen Verhältnisse der neuen Stadt ist in der Stiftungsurkunde nichts gesagt, und es ist deshalb wahrscheinlich, daß sie unverändert geblieben sind, denn jedenfalls hatte Brieg, lange bevor es eine deutsche Stadt wurde, eine Pfarrkirche.

Die Lage der Stadt war sehr günstig; denn Brieg genoß die Vorteile des Stromes, ohne den Nachteilen der Überschwemmung ausgesetzt zu sein. Fruchtbares Getreideland umgab die Stadt auf dem linken Ufer, das rechte hatte Viehweide und Wald im Überfluß. Wenn sie dennoch in den ersten Jahren nicht recht vorwärts kam, so lag der Grund zu diesem ungünstigen Erfolge in den Zeitverhältnissen, weil die Fürsten vielfach wechselten und sich einander befehdeten, auch fremde Kriegsvölker ins Land zogen. Das große Herzogtum blieb nicht zusammen, sondern oft teilten sich mehrere Brüder in den Besitz, die dann tauschten, auch raubten und nahmen; der Besitzer war also ungewiß, und dadurch wurden die Verhältnisse unruhig. Bald blieb in den Kämpfen der Breslauer mit den Herzögen von Glogau und Schweidnitz nichts mehr übrig, als ein Streifen Landes längs der Oder vom Schwarzwasser und der Katzbach bis zur Neiße, vom Fuße des Gebirges bis eine halbe Meile über die Oder hin, der fruchtbarste Teil und eigentliche Kern von Niederschlesien. Dieses Land zerfiel im Jahre 1311 in die drei Fürstentümer Liegnitz mit Goldberg und Hainau, Breslau mit Neumarkt, Brieg mit Ohlau und Grottkau.

Seit dem Jahre 1311 ist Brieg ein unabhängiges, selbständiges Fürstentum und ist es geblieben bis zum Jahre 1521. Der erste Herzog war Boleslaus III. Sechzig Jahre hatte die deutsche Stadt bestanden, ehe sie der Mittelpunkt eines eignen Fürstentums wurde. Vierzig Jahre war Boleslaus ihr Herr. In welchem Zustande befand sie sich am Ende des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens? Wahrscheinlich ist der Wohlstand ein sehr bescheidener gewesen. Wir haben uns ein Städtchen von vielleicht 300—400 hölzernen Bürgerhäusern zu denken; in der Mitte derselben steht das Rathaus mit Brot- und Schuhbänken und Kaufkammern. Die Stadt hatte vier Mühlen, von kirchlichen Gebäuden zwei Bettelklöster der Minoriten und Dominikaner, eine Pfarrkirche, die Hospitalkirche, zwei Hospitäler, die Antonierkirche und zwei Seelenhäuser.

Gute Tage verlebte Brieg als Hauptstadt des ersten eignen Herzogs nicht, denn Boleslaus war sehr verschwenderisch und stets in Geldverlegenheit. Oft hatte er große Strecken seines Besitzes verpfändet; als er nichts mehr zum Verpfänden hatte, nahm er zur Beraubung der Geistlichen und Klöster seine Zuflucht und fiel in den Bann, in welchem er siebzehn Jahre lebte, weil er die ihm von der Geistlichkeit gestellten Bedingungen nicht erfüllen wollte. So war er 66 Jahre alt geworden, als er zu Ostern 1352 nach vierzigtägigem Fasten bei Tische dreizehn junge Hühner verzehrte und übermäßig trank. Am Tage darauf verfiel er in schwere Krankheit und bat seine beiden Söhne inständigst, sie möchten ihn und sein Land, auf welche Weise sie könnten, vom Banne befreien. Sein ältester Sohn Wenzel eilte nach Breslau, unterhandelte mit dem Bischof, und noch in derselben Nacht kamen zwei Domherren nach Brieg, die den Herzog vom Banne befreiten. Voll von Freude erhob Boleslaus die Hände zum Himmel, dankte Gott und verschied gegen die Morgendämmerung (1352).

In traurigen Umständen ließ dieser erste Fürst von Brieg die Seinigen zurück. Das Fürstentum Brieg ist unter ungünstigen Vorzeichen in die Welt getreten, denn sein erster Regent endete mit Bankrott. Nachdem seine Witwe Katharina noch bis 1358 in dem verpfändeten Fürstentume regiert hatte, übernahm 1359 sein jüngerer Sohn Ludwig die Regierung. Dieser Ludwig war das Gegenteil seines Vaters; er suchte zu erhalten und wieder zu gewinnen, was jener verschleudert oder verschuldet hatte, und ein langer Friede förderte seine Bemühungen; er nahm sich der Armen an und genoß die Liebe seiner Unterthanen. Als er in Brieg seinen ständigen Wohnsitz nahm, war für eine fürstliche Wohnung noch wenig gesorgt. Das Schloß scheint bis dahin nur von Holz gebaut gewesen zu sein und war in Verfall geraten. Ludwig baute sich ein neues, steinernes Haus, denn von einer Urkunde wissen wir, daß sie in diesem (in nova domo lapidea) aufgenommen ist. Als Gönner der Geistlichkeit und Beförderer der Kirche sorgte der Herzog noch mehr für das Haus des Herrn als für seine eigne Wohnung. Die neue Domkirche wurde unmittelbar ans Schloß gebaut. Die Domherren waren damals fast die einzigen Personen in der Stadt, welche Muße hatten, neben dem geistlichen Amte der Wissenschaft zu leben; sie halfen dem Fürsten, der selbst die Wissenschaft liebte und historische Bücher abschreiben ließ, auch der Kirche Bücher schenkte, bei der Ausfertigung von Urkunden.

Unter Ludwig nahm die Stadt an Wohlstand zu, denn sie erwarb neue Landgüter unter seiner Regierung und baute die Pfarrkirche zu St. Nikolai um,

zum Teil neu. Diese Kirche ist das schönste Denkmal gotischer Baukunst in Brieg. Das hohe Mittelschiff ruht von den Türmen bis zum Altar auf acht kolossalen Pfeilern; die geringe Breite von $8^1/_2$ m gegen 30 m Höhe macht den Eindruck des Erhabenen, und das helle Licht, welches durch die hohen Chorfenster und die zahlreichen oberen Seitenfenster einströmt, zieht Blick und Sehnsucht nach oben.

Ludwig starb im Alter von 82 Jahren im Jahre 1398, und nun war Brieg wieder am Ende seiner guten Tage; denn Ludwig II., der Enkel des ersten Ludwig, war viel auf Reisen, z. B. in Prag, in Palästina, in Ungarn; die Stadt erfuhr, daß sie einen Fürsten hatte, fast nur, wenn er Geld brauchte. Er begleitete den Kaiser nach Kostnitz. Hier belehnte Sigismund den Burggrafen Friedrich von Hohenzollern 1417 für vorgestreckte Gelder mit der Mark Brandenburg, und hier vermittelte auch der Kaiser das Ehebündnis zwischen Ludwig II. von Brieg und Liegnitz, das er inzwischen erhalten hatte, und der ältesten Tochter des neuen Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, Elisabeth. Sie ist die erste hohenzollernsche Prinzessin, welche sich mit einem schlesischen Piasten verband; die Verbindung der Herzöge von Liegnitz und Brieg mit den Hohenzollern ist also eben so alt wie der Ankauf dieser in Brandenburg, und die verwandtschaftlichen Bande sind seitdem fast in jeder Generation erneuert worden. Seitdem sich Ludwig mit Elisabeth vermählt hatte, lebte er meist in Liegnitz, nach Brieg kam er nur, wenn er dort zu thun hatte.

Die Plage, welche seit 1426 alljährlich bis 1433 über Schlesien kam, sollte auch Brieg heimsuchen. Die Hussiten kamen 1428 nach Brieg und haben die Stadt geplündert, die Kirchen ausgebrannt und viele Einwohner getötet; am Leben blieben nur die Bürger, welche sich in die Wälder jenseit der Oder geflüchtet hatten. Als Ludwig 1436 starb, schien sich die gesellschaftliche Ordnung in ihre Elemente aufzulösen. Es war eine unruhige, herrenlose Zeit. Die Herzogin-Witwe Elisabeth hatte das Fürstentum mit vielen Schulden bekommen, war den schwierigen Umständen nicht gewachsen und fand nirgends Rat und Unterstützung. Die schlesischen Herzöge lebten in Streit miteinander, und auf Anstiften des Herzogs von Öls wurde Brieg 1444 wieder angegriffen und geplündert. Außerdem war es bald Georg Podiebrad von Böhmen, bald Kasimir von Polen, bald Matthias von Ungarn, die Schlesien nicht zur Ruhe, nicht zum Frieden kommen ließen; sie alle hätten gern Schlesien gehabt und kamen mit ihren Truppen, um ihre vermeintlichen Rechte hier und dort geltend zu machen und sich an verschiedenen Orten festzusetzen. Wenn nun schon die beständige Unruhe schwer auf Brieg lastete und auch die der verwitweten Elisabeth folgenden Herzöge nicht viel für die Stadt thaten, so wurde Brieg auch noch zu Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts von andern Unglücksfällen heimgesucht, so daß es sich nicht erheben konnte. So ging in den Jahren 1495 und 1501 das Wasser über alle Dämme weg und drang in die Straßen, Kirchen und Scheunen, in welchen man damals Fische fing; im Jahre 1507 fiel der Hagel am Tage Sophie zwischen 18—19 Uhr — so berichtet der Stadtschreiber, denn damals wurden die Stunden des Tages noch bis 24 gezählt — wie Hühnereier und Nüsse groß, so daß er die Fenster fast aller Kirchen zerschlug, das Getreide dem Erdboden gleichmachte und das Vieh auf dem Felde tötete. In demselben Jahre brannte die halbe Stadt nieder. Im Jahre 1513 war der Winter 16—18 Wochen lang so

streng, daß viele Menschen auf der Straße erfroren. Als in dem wirren Durcheinander die kleinen schlesischen Herzöge sich nicht allein zu helfen wußten, stellten sie sich freiwillig unter österreichische Oberhoheit; und das that auch 1521 Friedrich II. von Liegnitz und Brieg, besonders da von Osten her ein entsetzlicher Feind das Deutsche Reich vielleicht bis zur Elbe hin zu beunruhigen drohte. Dieser Feind war der Türke. Der Kampf gegen die Türken hat mit kurzen Unterbrechungen über 200 Jahre gedauert, und Schlesien wurde während dieser Zeit fortwährend teils zu Geld- und Truppenleistungen herangezogen, teils mußte es auf seinen eignen Schutz im Falle eines Einfalles der Türken bedacht sein. Im Briegschen war schon 1526 ein Gebot ergangen, daß alle Kirchenglocken von den Dörfern außer je einer in die Städte geschafft werden sollten, damit aus ihnen Büchsen gegossen würden. In der Stadt Brieg wurden damals die Mauern ausgebessert, die Stadtgräben erweitert und die Befestigungswerke verstärkt. Im Jahre 1529 kamen die Türken bis Wien, im Jahre 1532 machte Soliman einen Zug bis vor Graz in Steiermark, und 1536 und 1537 bedrohte er von neuem Ungarn. In wie großer Besorgnis um diese Zeit die Schlesier waren, das berichtet uns das Brieger Stadtbuch in der Bemerkung, der Türke habe (1541) Ofen eingenommen und sei gesonnen, auch die andern Lande, als Österreich, Mähren, Schlesien, einzunehmen.

Im Innern des Landes verursachte natürlich die Reformation viel Aufregung der Gemüter. Brieg gehörte nicht zu den ersten Städten, welche sich der Lehre Luthers günstig zeigten; es folgte erst dem Beispiele der Städte Breslau und Liegnitz. Der Herzog Friedrich II. war in der römischen Kirche auferzogen und hatte durch eine Wallfahrt nach Jerusalem und zu den heiligen Orten seine Ergebenheit gegen diese bewährt. Als die Lehre Luthers auftauchte, nahm er sie nicht sofort an, sondern Jahre vergingen, bis er den reformatorischen Bestrebungen in Kirche und Schule Schutz angedeihen ließ; er sagt selbst im Jahre 1527, daß er anfänglich die Lehre Luthers für eine neue, fremde Lehre angesehen habe, ja mit schimpflichen Reden und Verboten dagegen verfahren sei aus Besorgnis, es möge durch Zulassung derselben etwas wider Gott und die heilige christliche Kirche gehandelt werden. In Brieg wurde durch Vermittelung des Dr. Heß aus Breslau vom Jahre 1525 in der Domkirche und in der Pfarrkirche das Evangelium nach Luthers Lehre verkündigt. Die Einführung der Reformation erfolgte nicht gewaltsam plötzlich, sondern allmählich dadurch, daß man einen katholischen Gebrauch nach dem andern fallen ließ. Daß der Herzog der Lehre Luthers geneigt war, verdroß den König Ferdinand, der ihm sagen ließ, die neue Lehre verfälsche das Wort Gottes und erzeuge vielerlei Glauben, was unleidlich sei; denn wie ein Gott und eine Taufe, so solle auch nur ein Glaube und eine Kirche sein. Obgleich diese Äußerung den Herzog schmerzte, so blieb er doch seinem Vorhaben treu; denn er hatte sich überzeugt, daß die römische Kirche damals aus einem Reiche Gottes ein weltliches Reich geworden war, daß sie, welche die Leidenschaften überwinden sollte, selbst von den weltlichsten Leidenschaften zerrissen wurde, daß ihre Oberen mit fürstlichem Glanze sich umgaben, mehr mit weltlichen als geistlichen Sorgen beschäftigt waren und ihre Priester Gottesdienst und Seelsorge wie einen weltlichen Erwerbszweig ausbeuteten. Er wollte also zunächst eine strengere Kirchenzucht und verordnete 1534 für Brieg, wer ein ärgerliches Leben führe und das

Abendmahl nicht an allen hohen Festtagen (Weihnachten, Ostern, Pfingsten) empfange und seinen Gottesdienst, als einem rechtschaffenen Christen gezieme, nicht verüben werde, solle als ein ruchloser Mensch und Teufelskind aus der Stadt vertrieben werden.

Als die religiöse Bewegung entstand, war es also keineswegs auf eine Trennung von der Kirche abgesehen, sondern auf Beseitigung der eingerissenen Mißbräuche, auf tiefere Befriedigung der religiösen Bedürfnisse des Herzens. Deshalb schenkte der Herzog auch dem Schulwesen besondere Aufmerksamkeit und beabsichtigte in Liegnitz eine Universität zu stiften. In Brieg mehrte sich die Zahl der Schüler, so daß an der Stadtschule um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Rektor und zwei Kollegen wirkten.

Friedrich II. ist es auch, der mit Joachim II. von Brandenburg im Jahre 1537 die bekannte Erbverbrüderung schloß, durch welche später Friedrich II. von Preußen seine Ansprüche auf Liegnitz, Brieg und Wohlau begründete. Nach seinem Tode (1547) beginnt durch seinen Sohn Georg für Brieg eine glücklichere Zeit, denn Georg II. ist unbestritten der bedeutendste Fürst unter den Brieger Piasten; er hat das Fürstentum in einen Stand gesetzt, daß man das alte Land nicht mehr erkannte und das neue nicht ohne Bewunderung ansehen konnte. Seine 39jährige Regierung war ein großer Segen für sein Land, und die Folgen seines segensreichen Wirkens dauern zum Teil heute noch fort. Auch den Anblick seiner Gestalt hat das Schicksal der Nachwelt erhalten; denn die unglücklichen Wechselfälle seines Hauses haben sein lebensgroßes Steinbild über dem Schloßthore verschont, und von dort blickt er noch heute mit seiner Gemahlin Barbara auf den ehemaligen Schauplatz seiner Thätigkeit hernieder.

Georg half mit seinen Mannen dem Kaiser im Kampfe gegen die Türken; durch Weisheit wußte er manche Streitigkeiten beizulegen und es so einzurichten, daß auch in kirchlichen Dingen die Katholiken und Protestanten mit seinen Entscheidungen meist zufrieden waren. Adel und Städte verhandelten mit dem Fürsten auf den Landtagen. Absichtlich hat Georg niemand Unrecht gethan, niemand ließ er abweisen oder warten, stets antwortete er gütig, oft vergaß er Speise und Schlaf über Beratungen und Rechtssachen. Untreue Beamte durften am wenigsten auf Schonung rechnen. Obgleich Brieg auch von 1547—1586 viel durch Brände und Seuchen zu leiden hatte, hob es sich dennoch bedeutend, weil Ordnung herrschte und der Fürst für seine Stadt besorgt war. Die Stadtordnung von 1550, die Georg entworfen hatte, geht bis in die kleinsten Punkte und bestimmt jedem sein Recht und seine Pflicht und dem Übertreter des Gesetzes seine Strafe.

Georg baute sich ein prächtiges, viereckiges Schloß, an drei Seiten mit fünf Wandelungen (Stockwerken) übereinander und dreifachen Galerien. Hinter dem Schlosse erbaute er eine Reitbahn, vor demselben legte er einen Lustgarten an. Auch die Schloßkirche wurde ausgebaut und geschmückt, von 1564—1569 wurde ein zweites schloßähnliches Gebäude, das Gymnasium, errichtet. Das Rathaus erhielt damals seine heutige Gestalt, der Ratsturm wurde höher als vorher erbaut.

Von Georg stammt die Errichtung der Schützengilde; die Bürger sollten sich, da stets die Gefahr eines Türkeneinfalles drohte, im Gebrauch des Schießgewehres üben. Um den Eifer der Bürger zu beleben, war der Fürst selbst oft bei den Übungen der Schützen gegenwärtig.

Im Privatleben war Georg gerade und aufrichtig, trug Freundschaft wie Unwillen auf der Stirn und hielt es für edler, offen zu zürnen als heimlich zu grollen. Wo er zu tadeln hatte, da tadelte er, selbst wenn er wußte, daß er beleidigte. Mit Barbara von Brandenburg hat er $41\frac{1}{4}$ Jahre in sehr glücklicher Ehe gelebt; sie begleitete ihn auf Reisen, pflegte ihn in Krankheiten und schenkte ihm zwei Söhne und fünf Töchter. Georg entschlief, nachdem er herzlich von sämtlichen Familiengliedern, welche in Brieg waren, und von seinen Räten Abschied genommen hatte, an einem bösen Katarrh sanft am 8. Mai 1586.



Portal des ehemaligen Piastenschlosses in Brieg.

Die lateinische Inschrift auf dem Sarge faßt die Züge seines Charakters zusammen und lautet deutsch: „Hier liegt der gottselige Fürst Georg II., entsprossen aus kaiserlichem und königlichem Stamme, des treuen Fürsten Friedrichs II. trefflichster Sohn, ein großmütiger Held, durch That und Namen berühmter Fürst, eifriger Nachfolger des Ruhmes seiner Vorfahren, die Zierde des ganzen Geschlechts, Erbe der väterlichen Tugenden, den Kaisern und Königen von Böhmen und mehreren Großen Deutschlands verwandt und verschwägert, vielen Königen, Baronen, Magnaten, Rittern lieb und wert, des

Landes Schlesien Augapfel, ein heilbringendes Gestirn des Vaterlandes, der rechtgläubigen Religion Beschützer, der Kirchen Erhalter, der Schulen Stifter, der Gemeinden Hersteller, der Bedrängten Zuflucht und der Bittenden Helfer; ein friedlicher Herrscher, um das allgemeine Beste und das Wohl einzelner vielfach höchst verdient, seines Landes Pfleger und Vermehrer, gegen die Nachbarn dienstfertig, überall ein fleißiger Erhalter guter Ordnung, ein wachsamer Aufseher guter Disziplin; der lateinischen Sprache wohl kundig, eines lebhaften Gedächtnisses, in Ratschlägen weise, in Urteilen behutsam, im Kriege tapfer, in der Regierung billig, in Unterhandlungen glücklich, im Verweisen freimütig, im Umgange mit seinesgleichen höflich und freundlich, in Strafen gnädig, zum Verzeihen geneigt, zur Hilfe bereit, zum Heilen sorgsam, zum Wohlthun gütig, zum Handeln rasch, kurz von allen Guten um vielfacher Ursache willen herzlich geliebt."

Barbara überlebte ihren Gemahl um fast neun Jahre und wohnte bis zu ihrem Tode auf dem Schlosse zu Brieg. Ihre beiden Söhne regierten gemeinschaftlich das Land als gute Fürsten. Als der jüngere der beiden Brüder 1592 starb, regierte Joachim Friedrich allein, an den 1596 Liegnitz fiel, so daß er unter sich die drei Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau hatte. Er hatte 1588 mit dem Einfall der Polen und von 1592 mit dem Kriege gegen die Türken zu thun, mußte die Truppen gegen die Feinde berufen, die Leute absenden, die Lasten verteilen, die Stellung der Pferde leiten und hatte so, um nach allen Seiten gerecht zu sein, viel Mühe und Arbeit. Leider mußte er sich auch in die kirchlichen Angelegenheiten mischen, um Frieden zu stiften; denn einerseits suchten die Katholiken das Gebiet, welches sie verloren hatten, wieder zu erwerben, anderseits machten ihnen die Protestanten ihre Bemühungen leicht, weil sie nicht friedlich nebeneinander lebten; es traten unter ihnen Schwärmer auf, die von Liegnitz her kamen, und neben den Lutheranern fanden Calvinisten Eingang und Aufnahme. Um jeden Zwist zu beseitigen, erließ Joachim Friedrich eine Kirchenordnung, in der genau festgesetzt wurde, wie die gottesdienstlichen Handlungen verrichtet werden sollten. — Joachim Friedrich war leutselig, jedermann zugänglich, von Prunk wie von Roheit weit entfernt, folgsam als Knabe, bescheiden als Jüngling, ernst als Mann, ohne Falsch und Heimlichkeit.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts wurden Briegs Bauten vielfach verbessert und verschönert; später, als die Kriegsheere auch Schlesien durchzogen, mußten alle Kräfte auf die Befestigung und Verteidigung der Stadt verwendet werden. Unzuträglichkeiten im Innern des Fürstentums kamen dadurch auf, daß der Hof, der früher streng lutherisch war, zur reformierten Kirche übertrat und nun an der Hofkirche reformierte Geistliche wirkten und am fürstlichen Gymnasium reformierte Lehrer bevorzugt wurden, während die Bürger der Stadt und des ganzen Fürstentums lutherisch gesinnt blieben. Zugleich begann durch die Vorgänge in Böhmen der Kampf gegen die Katholiken im Jahre 1618, durch welche auch die protestantischen Brieger in große Verlegenheit gerieten, da ihre Verpflichtungen gegen die Glaubensgenossen und die gegen den Lehnsherrn in Widerspruch standen. Als sie sich endlich für die Böhmen entschieden hatten und die Sache des Winterkönigs Friedrich schlecht ablief, mußten sie unter schweren Bedingungen mit Ferdinand Frieden machen.

Am 19. März 1625 wurde Brieg von einem schweren Schlage getroffen. Die Herzogin Dorothea Sibylla, die Tochter des brandenburgischen Kurfürsten

Johann Georg, die Gemahlin des Brieger Herzogs Johann Christian, starb in einem Alter von 35 Jahren. Sie war eine gute Landesmutter und starb mit großer Seelenruhe. Wie es Gott gefällt, sagte sie, denn unsre bleibende Wohnstätte ist nicht hier, sondern im Himmel. Die Trauerrede, welche der Rektor Laubanus im großen Saale des Gymnasiums der Verstorbenen hielt, atmet den tiefen Schmerz des Landes über die verlorene Fürstin, die in ganz Deutschland nicht ihresgleichen hatte. Martin Opitz nennt die Herzogin in seinem Trauergedicht „Des Landes Zier und Lust, die Königin der Frauen, den Spiegel aller Zucht, in dem man konnte schauen der höchsten Tugend Schar.“ Der Dahingeschiedenen wurden ein deutsches, ein griechisches und 37 lateinische Leichengedichte verfaßt; der vierzehnjährige Sohn Georg hielt der Mutter am dritten Tage nach der Bestattung eine lateinische Leichenrede, die auf die Hörer einen tiefen Eindruck machte.

Der Krieg, welcher in Böhmen so schnell beendet worden war, wurde im Reiche fortgesetzt. Die protestantischen Heere kamen auch nach Schlesien. Gegen diese zog Wallenstein, dessen Truppen Brieg im Jahre 1627 besetzten. Das Fürstentum Brieg mußte für den Unterhalt von zwei Regimentern Infanterie und einer Kompanie Kavallerie sorgen, sogar diesen Truppen, als sie schon abgezogen waren, Lebensmittel nach Neiße auf Wallensteins Befehl nachschicken. Im Jahre 1629 ist in der bedrängten Stadt wieder eine kaiserliche Garnison. Nach wenigen Jahren, 1633, erscheinen vor Briegs Thoren die Sachsen und Schweden mit 15000 Mann. Als die Sachsen Anstalten zum Angriff machten und schon das Geschütz herangefahren wurde, kapitulierte der Herzog und mußte eine sächsisch-schwedische Besatzung von 600 Mann aufnehmen. Was die Stadt von diesen Gästen gelitten hat, ist nicht zu beschreiben. „Diese Hochzeit hat lange gedauert und viel gekostet“, sagt das Stadtbuch. Mit den Lieferungen an Brot, Bier und Fleisch waren die Soldaten bald nicht mehr zufrieden; sie verwüsteten und verheerten in Stadt und Umgegend, hieben Bäume um, verwüsteten Gärten, brachen Kirchen ab, legten Bauernhöfe in Asche. Den um Brieg liegenden Städten Ohlau, Strehlen und andern ging es nicht besser. Wen die Soldaten verschonten, den raffte die Pest fort, die im Jahre 1633 in Brieg 3439 Opfer forderte. Krieg und Pest hatten diese früher so glücklichen und wohlhabenden Landschaften ins äußerste Elend gebracht und die Bevölkerung aufgerieben. In Nimptsch blieben nur 10, in Ohlau nur 20 Bürger, in Strehlen einige 20 Paar Eheleute übrig; Schutz war nirgends zu finden. Erst 1635, nach dem Frieden zu Prag, zogen die sächsischen Garnisonen aus Schlesien ab, die Schweden wurden nach Pommern zurückgedrängt. Aber schon 1639 kamen die Schweden in das so vielfach heimgesuchte Land zurück, der schwedische Generalissimus Torstensohn bemächtigte sich im Jahre 1642 des ganzen Schlesiens außer Liegnitz, Breslau und Brieg.

Doch Torstensohn glaubte, er müsse auch Brieg nehmen, und begann diese Stadt am 29. Juni 1642 zu belagern. Nur zwei kaiserliche Regimenter, 1200 Mann stark, unter dem Kommandanten Mörder, waren in Brieg; aber die tapferen Bürger halfen den Soldaten. Bis in die fünfte Woche hinein, nämlich bis zum 25. Juli, hielt Brieg die Belagerung des schwedischen Generals unter unsäglicher Not aus. Torstensohn ließ Gräben um die Stadt ziehen und Feuerkugeln und Granaten hineinschleudern, selbst das Schloß verschonte er anfangs nicht; er ließ dem Kommandanten sagen, er solle die Stadt ihm übergeben, da

er auf keinen Fall abziehen werde, ohne sie genommen zu haben, er solle nicht durch seine Hartnäckigkeit den Krieg mit seinen Beschwerden in die Länge ziehen. Aber Mörder blieb fest in seinem Entschluß, die Stadt zu halten. Um Blei und Zinn zu gewinnen, schonten die Bürger die Gräber nicht. In Brieg herrschte die größte Not, Pferde und Rindvieh starben vor Hunger; die Frauen konnten den Soldaten keine Speisen verabreichen, weil sie einerseits nichts hatten, woraus sie die Speisen hätten bereiten können, weil sie anderseits aber auch selbst auf den Wällen und Türmen sein und die Stadt verteidigen helfen mußten. Am 25. Juli gab endlich Torstensohn die Belagerung auf, weil Entsatz unter dem General Piccolomini im Anzuge war. Die Brieger hatten auf den Wällen 54 Tote und 50 Verwundete gehabt, und in der Stadt waren, trotzdem 113 Granaten und Feuerkugeln hineingeworfen waren, nur drei Menschen erschlagen worden; die Schweden sollen 800, nach andern Angaben 1400 Mann verloren haben. Auch in den folgenden Kriegsjahren fand Brieg keine Ruhe. Endlich wurde in der Stadt am 19. November 1648 durch Trommelschlag der Friede verkündet und durch vier Trompeter an den vier Ecken des Ringes ausgeblasen, am 20. Dezember durch ein Dankfest mit Dankpredigt, durch Lösung der Kanonen und Feuerwerk gefeiert. So große Verheerungen der Krieg auch zurückgelassen hatte, so konnten die Einwohner doch hoffen, durch Fleiß und Anstrengung im Laufe des Friedens die Verluste zu ersetzen, und die Zeit, die zwar immer noch nicht ganz ruhig war, heilte die Wunden. Die Stadt wurde neu befestigt, Schloß und Kirche ausgebaut. In die verwüsteten Dörfer zogen viele geflüchtete Polen, auch Böhmen und mährische Brüder, die der Gegend schnell neues Leben gaben.

Georg Wilhelm, der letzte Sproß des Hauses der Piasten im Briege (1675). Mit schwerer Wehmut verweilen wir bei dem jugendlichen Georg Wilhelm, dem letzten Herzoge von Brieg. Schon waren die tiefen Wunden, welche der Krieg geschlagen hatte, etwas vernarbt, als dieser Fürst die Herrschaft übernahm. Georg Wilhelm war im Jahre 1660 auf dem Schloß in Ohlau geboren; er entwickelte schnell ein starkes Gedächtnis und zeigte ein feuriges Temperament, spielend lernte er in zarter Jugend mehrere fremde Sprachen, las und liebte Poesien, beschäftigte sich gern mit den Geschichtschreibern und Rednern; Reiten, Tanzen, Fechten lernte er fertig; er war von schöner Gestalt und bezaubernder Freundlichkeit, ernst in Geschäften, heiter bei seinen Erholungen. Zu seinem vierzehnten Geburtstage überreichte ihm sein Lehrer Bohne eine Schrift über die Bestimmung eines christlichen Fürsten. Was in diesem Buche Bohne dem Prinzen empfiehlt — wir werden unwillkürlich beim Lesen desselben an Xenophons Kyropädie erinnert — das zu beobachten und zu halten, schien ihm eine heilige Pflicht. Die Tugenden, denen er nachstreben sollte, waren Gerechtigkeit, Tapferkeit, Großmut, Standhaftigkeit, Vorsicht, Klugheit, unverdrossener Fleiß in Kunst und Wissenschaft, Verschwiegenheit, Gesprächigkeit und Wahrhaftigkeit im gebührlichen Gebrauch der Zunge, Gehorsam gegen die Mutter, Eintracht mit den Verwandten, Milde und Gutthätigkeit gegen treue Diener, Sparsamkeit im Zusammenhalten des Seinigen und Vermeiden unnützer Ausgaben, Barmherzigkeit gegen die Armen, Unrechtleidenden und Hilflosen, Sanftmut zur Bezwingung des unzeitigen, ungerechten Zornes, Friedfertigkeit gegen jeden, Aufrichtigkeit, Keuschheit, Mäßigkeit und

gute Ordnung in Essen, Trinken, Schlafen, Wachen, Ruhe, Bewegung, Liebe und Furcht des Schöpfers im ganzen Leben. Unter den Augen und der Obhut eines Lehrers, der sich bemühte, alle diese Tugenden seinem Zögling zu eigen zu machen, hatte Georg Wilhelm das vierzehnte Jahr, mit welchem er für mündig erklärt wurde, erreicht.

Als der Prinz $14^1/_2$ Jahre alt war, ein Jüngling von blühender Gesichtsfarbe, blondgelocktem Haar, das bis auf die Schultern herabfiel, großer, kräftiger Gestalt, reiste er auf Wunsch der Landstände zur Huldigung nach Wien. Sobald er dort am 19. Februar 1675 angekommen war, meldete er bei Hofe seine Absicht, und der Kaiser bestimmte den Tag der Audienz und Huldigung. Georg Wilhelm legte vor dem Throne mit eignem Munde den Huldigungseid ab und hielt mit größter Geistesgegenwart einen von ihm selbst verfaßten Vortrag, über welchen der Kaiser und die anwesenden Staatsmänner sehr günstig urteilten. Der spanische Botschafter sagte damals von dem Brieger Fürsten, die Christenheit habe keinen Fürsten von so geringem Alter und so vieler Fähigkeit, und Lohenstein erzählt, die ganze Stadt Wien und der Hof habe von nichts als dem jungen Piasten gesprochen.

Nach beendigter Huldigung kehrte der Fürst nach Brieg zurück. Die Landstände, gegen 500 Mann zu Roß, kamen ihm entgegen und führten ihn ins Schloß unter Lösung der Kanonen, während Bürgerschaft und die Kompanien geworbener Soldaten mit fliegenden Fahnen im Gewehr standen. Dann leisteten die Stände den Eid der Treue. Die Freude in dem ganzen Fürstentum war groß. Auch die Stände von Wohlau und Liegnitz huldigten dem jugendlichen Fürsten mit großer Freude und erwarteten eine thaten- und segensreiche Regierung.

Im September hielt Georg Wilhelm in Liegnitz einen Landtag ab, ging von dort nach Breslau und kehrte nach Brieg zurück, um eine Hirschjagd zu beginnen. Hier hatte er am 15. November bei rauher Witterung in den Wäldern der rechten Oderseite sich erkältet und trat, um sich zu erwärmen, in ein Bauernhaus, in welchem zu seinem Unglück die Kinder an den Blattern krank lagen. Der Fürst wurde in Fieberschauern zu Wagen nach Brieg gebracht. Die Ärzte waren sehr sorgfältig, aber kein Mittel besiegte das heftige Fieber. Die Kinderpocken zeigten sich bald auf dem ganzen Körper, verschwanden jedoch wieder und warfen sich aufs Innere. Der Kranke litt mit größter Sanftmut die brennendsten Schmerzen und zeigte festes Vertrauen auf Gott und die Hoffnung auf ewiges Leben. Am 21. November war er eine Leiche. Mit ihm erlosch der piastische Stamm in Schlesien, wie ein Licht, das im Verlöschen noch einmal hell aufflackert.

Aus dem Briefe, den der Fürst eigenhändig während seiner Krankheit an den Kaiser geschrieben hat, mögen nur wenige Worte hier Platz finden, damit sie uns einen Beweis geben, wie berechtigt die Erwartungen der Schlesier von den Talenten des letzten Piasten waren; er schrieb: „Allergnädigster Kaiser, König und Herr! Ich bin zwar der Hoffnung und des Vorsatzes gewesen, Ew. Majestät und dero glorwürdigstem Erzhause noch durch langwierige treue Dienste mich wohlgefällig zu machen und dies, was ich bei meiner Jugend annoch nicht zu thun vermocht, mit zunehmendem Alter in desto vollkommener Devotion derselben darzustellen. Es scheint aber, daß bei jetziger meiner Unpäßlichkeit der Allerhöchste seinem unerforschlichen Gutbefinden nach dieses durch

einen frühzeitigen Tod zu unterbrechen und mich, ehe ich fast den rechten Anfang solches meines getreuesten Vorhabens habe machen können, hinwieder dieser Sterblichkeit zu entnehmen gemeint sei. Diesen himmlischen Ratschluß nehme ich mit unerschrockenem und willigem Gemüte an. Bevor ich aber solche Schuld der Natur bezahle, lege ich mit unsterblichem Danke für allen meinem Hause und mir erzeigten kaiserlichen Schutz, Huld und Gnade dasjenige zu dero Füßen allergehorsamst nieder, was Ew. Majestät die Rechte nach meinem Tode zueignen. Ew. Majestät mögen geruhen, nicht allein meine Frau Mutter und Schwester, sondern auch meinen Vetter und meine treuen Diener zu gerechtester Beachtung sich empfohlen sein zu lassen, vornehmlich aber meine lieben Unterthanen bei ihren Privilegien und bisherigen Glaubensübungen in kaiserlichen Hulden und Gnaden ferner allergnädigst zu erhalten. Der Allerhöchste setze Ew. Majestät diejenigen Jahre, welche sein göttlicher Wille mir verweigert, hierfür in Gnaden zu und verhänge an Deroselben höchst löblichem Erzhause den anjetzo an dem meinigen sich ereignendem fatalem periodum nimmermehr."

Die Bestattung war sehr feierlich. Die Leiche wurde einbalsamiert, in fürstlichen Schmuck gekleidet und auf einem Gerüst in der Silberkammer Tag und Nacht von zwei Adeligen und zweien vom Magistrat, Schöppen oder ansehnlichen Bürgern bewacht, zwei Bürger standen vor der Thür. Das Zimmer war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, vier Wachskerzen brannten Tag und Nacht. Erst am 30. Januar 1676 abends wurde der Sarg von zwölf Edelleuten aus der Silberkammer auf eine schwarz bekleidete Bühne mitten auf den Schloßplatz gesetzt. Auf dem Sarge lag ein vergoldetes Schwert und der rotsamtene, stark mit Diamanten besetzte Fürstenhut. Am Haupte waren die Buchstaben G. W. aus Diamanten gebildet. Um 7 Uhr abends wurde mit allen Glocken geläutet, 32 Edelleute stellten sich um die Leiche und hoben sie auf den Trauerwagen, 16 andre hielten einen schwarzsamtenen Traghimmel. Aus dem Schloß zog man in die Kirche. Vor der Leiche gingen etwa hundert Edelleute von drei Marschällen geführt; der sechsspännige Leichenwagen wurde von drei Marschällen geleitet, neben demselben gingen die 16 Edelleute, die den Traghimmel hielten, und die 32 Träger. Darauf folgten von drei Marschällen geführt die Leidtragenden, deren erste die Herzogin-Mutter war. An diese schlossen sich die Stände an, der Magistrat von Brieg, die Doktoren und Gelehrten. In der Kirche wurde der Sarg auf ein Castium doloris im Chor gesetzt. An beiden Seiten des Chores war der Stammbaum der Herzöge dargestellt. Piast lag in Lebensgröße unten auf einem Altare und von ihm stieg der Stammbaum auf bis zum Gipfel. Bei jedem Zweige stand auf einem viereckigen Blechschilde ein Name, den Gipfel bildete Georg Wilhelm. Aus dem Wolkenhimmel langte eine Hand hervor und brach den Gipfel ab. Der Geistliche predigte über Chron. 34, 24—25: „Und Josua starb und ward begraben unter den Gräbern seiner Väter."

Die Leiche blieb acht Tage lang in der Schloßkirche stehen. Während dieser Zeit wurden die zum Begräbnis berufenen Stände bei Hofe gespeist, und bei der letzten Trauermahlzeit wurde an alle Gäste eine Denkmünze mit des Herzogs Bild verteilt. Der Sarg ruhte auf Standbildern von vier Tugenden: Fortitudo und Spes (Tapferkeit und Hoffnung) standen am Haupt, Liberalitas und Justitia (Freigebigkeit und Gerechtigkeit) zu den Füßen. Über den vier

Tugenden waren vier Eitelkeiten als Kinder gebildet mit Fürstenhüten. Nach der Ausstellung in der Kirche wurde die Leiche in Begleitung von Edelleuten und Hofdienern nach Liegnitz geführt. Auch dort wurde am 5. Februar 1676 ein nächtlicher Trauerzug mit Fackeln vom Thore zur Johanniskirche veranstaltet und dann die Leiche von 16 Edelleuten in die Gruft getragen.

Brieg unter kaiserlicher Regierung bis zur Einnahme durch die Preußen. Die Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741. Nach dem Tode des letzten Piasten fielen die Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau an den Kaiser, weil Kurbrandenburg nicht die Kraft hatte, seine Erbansprüche zur Geltung zu bringen (vgl. S. 22 und 24).

Was Herzog Friedrich von Liegnitz gefürchtet hatte, als er 1537 die Erbverbrüderung mit Joachim II. von Brandenburg abschloß, ging in Erfüllung. Am 27. und 28. Februar 1676 huldigten die Stände dem Kaiser, der ihnen versprach, die Privilegien zu achten, und schon am 21. März desselben Jahres wurde die Schloßkirche in Brieg versiegelt, wie es schon am 30. Januar mit der Liegnitzer Schloßkirche geschehen war, „weil Schloßkapellen allezeit zur Religion des Fürsten gehörten." Die Schloßkirche in Brieg wurde erst am 5. Februar 1677 wieder eröffnet und dem katholischen Gottesdienste geweiht. Vergebens beriefen sich die Stände auf ihre dem Kaiser im Dreißigjährigen Kriege bewährte Treue, vergebens auf die Fürbitte ihres letzten Herzogs auf dem Sterbebette; vergebens verwendete sich für die Brieger der Kurfürst von Brandenburg. Es war mit der freien Religionsübung vorbei, wenn sie auch in allgemeinen Ausdrücken zugesichert wurde. Auf den Kammerdörfern wurden die erledigten Predigerstellen durch katholische Geistliche besetzt; auch den Privatpatronen machte man ihr Wahlrecht bei Besetzung einer Predigerstelle unter Vorwänden aller Art streitig. Der Stadtmagistrat zu Brieg, welcher mit Katholiken besetzt worden war, besetzte die erledigten Stellen auf den Stadtdörfern mit katholischen Geistlichen. Im Jahre 1706 waren im Fürstentum Brieg schon 56 evangelische Kirchen eingezogen. Die Jesuiten ließen sich 1681 in Brieg nieder, gründeten daselbst eine Schule, erbauten sich eine neue Residenz und von 1735—1739 eine Kirche. Die Kapuziner kamen 1682 und begannen alsbald den Bau ihres Klosters mit kaiserlicher Unterstützung; sie lebten von Almosen in einer fast ganz protestantischen Stadt und hielten deshalb stets gute Freundschaft mit den Bürgern. Einen plötzlichen Umschwung brachte die Alt-Ranstädter Konvention (S. 24), die im Jahre 1706 Karl XII. von Schweden veranlaßte. In Zukunft wurden den Protestanten nicht nur keine Kirchen genommen, sondern sie bekamen viele, die ihnen geraubt waren, wieder heraus und durften ihre Religion frei ausüben.

Am 20. Oktober 1740 war der letzte männliche Sproß des habsburgischen Hauses, Karl VI., gestorben, am 16. Dezember schon überschritt Friedrich II. von Preußen mit seinem Heere die Grenze von Schlesien, um seine Ansprüche auf Liegnitz, Brieg und Wohlau geltend zu machen. Da herrschte alsbald unter den Schlesiern viel Angst und großer Schrecken. In Breslau trafen fast täglich hochbepackte Wagen ein, in welchen besorgte Familien vom Lande ihre wertvollen Habseligkeiten hinter schützenden Mauern vor den Schrecknissen des Krieges zu bergen gedachten. Aber die treffliche Mannszucht der Preußen und

das leutselige Auftreten des Königs, die Versicherung, daß es nicht auf Unterdrückung der katholischen Religion abgesehen sei, wie von Wien aus verbreitet wurde, beseitigten bald jede Furcht.

Friedrich II. unterhandelte mit den Breslauern und fand in der schlesischen Hauptstadt Aufnahme, auch verlegte er in die Nähe von Breslau, bei Ohlau, seine Hauptmagazine und das schwere Geschütz. Schlesien war schnell besetzt bis auf die drei Festungen Glogau, Brieg und Neiße. Zwar wurde Glogau erobert, aber des Königs Lage wurde sehr bedenklich. In Mähren sammelte sich zu Anfang des Jahres 1741 das österreichische Heer, dessen Kommando einem mit dem Kriegshandwerke wohlvertrauten, überlegenden und keineswegs unbegabten Feldherrn, dem Grafen Neipperg, übertragen worden war. Als dieser General über 15000 Mann zusammen hatte, entschloß er sich, über das Gebirge direkt auf Neiße loszugehen. Der Gedanke war äußerst kühn, aber dennoch gelang seine Ausführung trotz der ungünstigsten Jahreszeit und der grundlosen Wege in dem hohen Gebirge. Am 5. April zog Neipperg unter dem Jubel der österreichisch gesinnten Einwohnerschaft in Neiße ein, wo noch Verstärkung an Truppen zu ihm stieß. Mit diesem einen Marsch Neippergs hatte Friedrich ganz Oberschlesien verloren, er hatte bereits ohne Kampf eine schwere Niederlage erlitten. Von Neiße konnte Neipperg in zwei Tagemärschen Brieg erreichen und von dort nach Ohlau gehen, wo der König seine schwere Artillerie, seine Munitionsvorräte und reiche Magazine hatte, und sich sogar Breslaus bemächtigen. Nur Entschlossenheit, rasches Handeln, ein siegreicher Kampf konnten vielleicht noch Rettung bringen. Der König und der Graf Schwerin sammelten in größter Eile, was sie an Truppen zur Hand hatten, um den Feind noch vor Ohlau zu treffen. Neipperg war über die Stellung seines Gegners schlecht unterrichtet und mußte auch seinen durch den Marsch über das Gebirge schwer mitgenommenen Truppen mehr Rast gönnen, als seinen Plänen förderlich war. Dazu kam, daß in jenen Tagen häufiges Schneetreiben den Österreicher hinderte, über die Stellung des Königs durch ausgeschickte Reiter Erkundigungen einzuziehen. In der Nähe von Brieg, in dem Dorfe Mollwitz, machte er Halt, um mit der Festung Fühlung zu behalten und von dort aus für einige Tage verpflegt zu werden, da seine Proviantkolonnen noch zurück waren. Hier war Friedrich entschlossen, dem Feinde eine Schlacht anzubieten. Den 9. April hatte er als Schlachttag angesetzt; aber er mußte diesen Tag seinen Soldaten als Rasttag gönnen, weil seine ganze Infanterie infolge des vielen Schnees und nassen Wetters unbrauchbar geworden wäre. Am 10. April rückte er auf Mollwitz los. Es ist fast unerklärlich, wenn man auch das Schneegestöber jener Tage in Anschlag bringt, daß Neipperg von der Stellung des Königs keine Kunde bekommen hatte bis zum Mittage des 10. April, trotzdem Friedrich sich seit dem 8. April mit seinem Heere in einem nur $1^1/_2$ Meile von Mollwitz entfernten Dorfe befand.

Nach dem Unwetter der letzten Tage glänzte jetzt heller Sonnenschein über das beschneite Gefilde. Die preußische Infanterie erhielt neue Feuersteine und der Mann 36 Patronen. Die Truppen gaben Brotbeutel und Tornister auf die Kompaniewagen ab, und in vier Kolonnen rückte das Heer vor.

Der König konnte von der Unfertigkeit der österreichischen Aufstellung keine Ahnung haben und ordnete deshalb ganz methodisch sein Heer zur Schlacht.

Dasselbe zählte 17760 Mann Infanterie und 4680 Reiter, im ganzen 22440 Mann mit ungefähr 22 Kanonen, während die Österreicher nur 12700 Mann Infanterie mit 18 Geschützen in die Schlacht geführt haben, aber 9460 Reiter hatten, so daß die Totalsumme einen nur geringen Unterschied ergab. Preußen und Österreicher standen sich in zwei Treffen gegenüber. Um 2 Uhr nachmittags gab der König das Zeichen zum Beginne der Schlacht. Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen rückten die Preußen vor, während der österreichische Oberbefehlshaber noch nicht ganz mit dem Aufstellen der Truppen fertig war und den Befehl erlassen hatte, daß nur ein allgemeiner Angriff in der ganzen Linie erfolgen solle. Diese Probe hielten die an ungestümes Vorbrechen gewöhnten österreichischen Reiter nicht aus; sie verlangten, gegen den Feind geführt zu werden, und ihr tapferer Führer, der General Römer, wagte den Angriff auf eigne Faust. Nicht im Trabe, sondern im vollen Galopp mit furchtbarem Geschrei ließ Römer die Geschwader seiner schweren Reiter daherbrausen. Unwiderstehlich war ihr Anprall. In wilde Flucht wurden die angegriffenen Schwadronen geworfen und in diese Flucht die Schwadronen des zweiten Treffens mit fortgerissen. Die Bemühungen des Königs, die Truppen zum Stehen zu bringen, waren vergeblich. Als sich aber die österreichische Kavallerie gegen die preußische Infanterie wandte, mußte sie bittere Erfahrungen machen. Die angegriffenen Grenadierbataillone bewahrten unerschrocken die musterhafteste Haltung; die Reiter gingen vor dem vernichtenden Feuer der tapferen Infanterie zurück. Aber allmählich wurde auch das Fußvolk unsicher und begann in Verwirrung zu geraten. Da bangte dem General Schwerin um Leben und Freiheit des Königs; er suchte denselben auf und drang in ihn, das Schlachtfeld zu verlassen, seine Person in Sicherheit zu bringen. Schwerin stellte ihm vor, wie er sich nach Oppeln begeben, dann auf dem rechten Oderufer nach Ohlau gehen, dort die 7500 Mann des Herzogs von Holstein an sich ziehen und so dem Feinde, selbst wenn dieser siegen sollte, weiteren Widerstand bereiten könne. Doch der König wies das Anerbieten unwillig zurück und folgte dem Vorschlage erst, als auch andre Freunde ihm denselben Rat gaben.

Nun übernahm Schwerin das Kommando, und mit dem Bewußtsein, jetzt alles in seiner Hand zu haben, kam ihm eine gewisse Zuversicht wieder; er war entschlossen, „die Bataille zu gewinnen oder den Verlust nicht zu überleben.“ Der Anfang des zweiten Aktes der Schlacht unter Schwerins Befehl war nicht viel versprechend. Die österreichische Kavallerie hielt die Schlacht für gewonnen, die preußische Kavallerie war geschlagen; deshalb hatte Schwerin alles Recht, die Partie nicht als verloren anzusehen, denn wenn nur Infanteriemassen beider Heere miteinander zu ringen hatten, waren die Preußen nach allen Richtungen hin im Vorteil. Er feuerte also seine Soldaten an und rückte mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen vorwärts. Die Preußen verstanden es besser, mit dem Gewehre umzugehen als die Österreicher, und der eiserne Ladestock gestattete dem Preußen fünf Schüsse gegen zwei seines Feindes mit dem hölzernen Ladestock, der in der Hitze des Gefechtes leicht brach. Neipperg sah seine Truppen immer mutloser werden, und da er sich vergebens bemühte, seine Reiterei zusammenzubringen und gegen die Infanterie zu jagen, mußte er sich um 7½ Uhr abends zurückziehen; den Preußen blieb der Sieg und das Schlachtfeld.

Das fünfstündige blutige Ringen hatte auf beiden Seiten schwere Opfer gekostet; bei beiden Heeren war fast ein Viertel der Mannschaft tot oder verwundet.

Der König war über Löwen nach Oppeln geritten, und als er dort ankam mit seiner geringen Begleitung in dem Dunkel der Nacht, wurde auf ihn geschossen, denn Oppeln war von Österreichern besetzt worden; er kehrte also schnell nach Löwen zurück, wo er die Nachricht vom Siege bei Mollwitz erhielt. Er war ziemlich 24 Stunden im Sattel gewesen und schreibt selbst, daß er in dieser Zeit zwei Tage lang weder geschlafen noch gegessen habe.

Die Schlacht von Mollwitz hat ihre große Bedeutung in dem, was sie verhütet und abgewendet hat. Neipperg war zurückgedrängt und stand in festem Lager hinter der Neiße. Der König beeilte sich nun, die einzige Frucht zu pflücken, die ihm der Sieg hatte reifen lassen, nämlich die Eroberung von Brieg. Hier standen unter dem Kommandanten, dem Grafen Piccolomini, ungefähr 2200 Mann; zur Schanzarbeit waren gegen 1000 Bauern vom Lande hereingezogen worden. Die Festung war schon vor der Schlacht bei Mollwitz von Preußen zerniert gewesen, aber der König hatte die Truppen, die dort stationiert waren, zur Teilnahme an der Schlacht gezogen. Die Zeit der Freiheit benutzten die Brieger, um Proviant in die Stadt zu schaffen; sie nahmen sogar elf Schiffe fort, welche den Preußen Proviant zuführen sollten. Am 11. April begann die Einschließung wieder. Der Kommandant von Brieg entschloß sich, die zahlreichen österreichischen Verwundeten, welche nach der Schlacht ohne alle ärztliche Pflege auf dem Schlachtfelde lagen, in die Stadt aufzunehmen; es waren ihrer an 500, von denen der größte Teil starb. Gegen Ende April wurde die Belagerung ernster in Angriff genommen, denn die Festung leistete kräftigeren Widerstand, als die Preußen vermutet hatten. Piccolomini hielt tapfer aus, obgleich das Bombardement der Feinde unter den Bürgern Schrecken und Angst verbreitete und manche Gebäude in Flammen gerieten.

Erst am 4. Mai kam die Kapitulation zustande. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit allen militärischen Ehren unter der Verpflichtung, innerhalb zweier Jahre nicht mehr gegen den König von Preußen zu dienen. Gegen 500 Mann traten zu den Preußen über. Am Sonntag, den 7. Mai, wurde ein Tedeum in den Kirchen der Stadt gesungen. Die Bürgerschaft huldigte dem Könige von Preußen, der über die Gewinnung der Festung sehr erfreut war, da sie ihm nur wenig Opfer (er beziffert seinen Verlust auf fünf Mann) gekostet hatte.

Seit dieser Zeit ist Brieg eine preußische Stadt, deren Festungswerke im Jahre 1807 durch Bayern und Franzosen zerstört wurden. Brieg zählt jetzt über 16000 Einwohner, von denen die Hälfte katholisch, die Hälfte evangelisch ist; es hat zwei katholische und zwei evangelische Kirchen. In der Stadt selbst wird nur deutsch, in der Umgegend auch noch polnisch gesprochen. In der dortigen bedeutenden Lederfabrik werden jährlich gegen 140000 Stück Häute verarbeitet und 21000 Zentner Leder im Werte von mehr als 1 Million Mark hergestellt. Briegs Posamentierwaren, die etwa 120 Arbeiter fertigen, werden durch ganz Deutschland und nach Rußland, Oberitalien und der Schweiz abgesetzt.

Friedrich von Logau, ausgezeichneter Epigrammatist, geb. 1604 auf dem väterlichen Landgute Brokutt in Schlesien, war einer der berühmtesten Schüler des von Herzog Georg II. in Brieg gestifteten Gymnasiums und starb am 5. Juni 1655 als Kanzleirat in Liegnitz.



Einzug Friedrichs in Breslau. Nach A. Menzel.

Die schlesische Hauptstadt und ihre Umgebungen.

Der Ring und das Rathaus. — Blücherplatz. Tauentzienplatz. — Die Promenaden. — Das heutige Breslau. — Breslaus älteste Zeit. — Breslau in Abhängigkeit. — Die Jahre 1740 und 1741. — Breslau während des Siebenjährigen Krieges. — Die Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember 1757. — Breslau im Frühjahr 1813. — Kaiser Wilhelm in Breslau im Jahre 1882. — Das Bistum Breslau. — Die Reformation in Breslau. Johann Heß. — Die Universität. — Berühmte Breslauer. — Die zweite schlesische Dichterschule. — Das Heldengrab zu Krieblowitz. — Breslauer Sagen.

Der Ring und das Rathaus. Breslau, die dritte Haupt= und Residenzstadt Preußens und das Zentrum Schlesiens, liegt fast in der Mitte der Provinz an der Mündung der Ohlau in die Oder, welche die Stadt in mehreren Armen durchströmt, in einer weiten, fruchtbaren und gut angebauten Ebene, und zerfällt in die Altstadt, Neustadt, die Sand= und Dom=Insel und fünf Vorstädte; die Einwohnerzahl ist auf ziemlich 270000 in den letzten Jahrzehnten schnell gestiegen.

Der stattlichste Platz in der Stadt ist der Ring. Es ist, als hätten die Bürger, welche ihn vor 600 Jahren anlegten, geahnt, daß hier der Handel gar sehr wachsen und aufblühen werde. Er liegt in der Mitte der Stadt und bildet ein regelmäßiges Viereck, welches von Ost nach West 300 Schritte lang und von Nord nach Süd 250 Schritte breit ist. Wenn man die Gebäude in seiner Mitte fortnehmen könnte, so würde er einen Flächenraum von fast 4 ha einnehmen. Sechzig hohe und ansehnliche Häuser, von denen die meisten noch

mit altertümlichen Giebeln geschmückt sind, umgeben den Ring, und von den vier Ecken gehen acht gerade Hauptstraßen aus, welche als Verlängerungen der Marktseiten zu betrachten sind.

Jetzt ist der Platz nur noch mit 98 „grundfesten“ Buden jahrmarktähnlich besetzt, nachdem schon mehr als 170 angekauft und abgebrochen worden sind, weil der von ihnen früher eingenommene Raum dem heutigen Personenverkehr zu sehr fehlte.

Von allen Häusern, welche die Mitte des Marktes einnehmen, begrüßen wir zuerst das alte, ehrwürdige Rathaus, das in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in gotischem Stil erbaut ist. Die Außenseite ist mit kunstvollen Steinmetzarbeiten an den Erkern, Gesimsen und Giebeln, mit Figuren und Schnörkeln, die zum Teil schon abgebrochen sind, reich ausgestattet. Viele kleine Türme zieren das Rathaus; der Hauptturm, der achteckig ist und einen Kranz mit zwei Durchsichten hat, in welchem die Glocken der Stadtuhr hängen, ist 1558 zum Teil umgebaut, zum Teil erhöht worden. Man setzte auf die Mauern das Holzwerk, beschlug es mit Kupfer, das grün angestrichen wurde, und fügte das goldene Gepränge hinzu. Zur Verzierung wurden noch zehn Knöpfe angebracht. Als die Spitze stand, stellte man auf die acht Ecken des Kranzes vier Löwen und vier Engel, von denen die letzten wieder abgenommen wurden. Am Turme sieht man das aus Stein gehauene und ausgemalte Stadtwappen.

Wann die Stadtuhr auf dem Turme eingerichtet ist, läßt sich nicht bestimmen, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie aus dem 14. Jahrhundert stammt. Sie hatte, wie man sich ausdrückte, den ganzen Zeiger, d. h. auf dem Zifferblatt standen die Zahlen von 1—24 und der Zeiger ging in 24 Stunden einmal herum.

Im Jahre 1580 wurden neue Zeigertafeln, deren eine $13^1/_2$ Zentner wiegt und $4^2/_3$ m im Durchmesser hat, aufgezogen, die zur halben Uhr eingerichtet waren, d. h. die Scheibe enthielt nur die Zahlen von 1—12 und der Zeiger ging in zwölf Stunden einmal herum. Am 24. Juli 1580 wurde zu Maria Magdalena von der Kanzel verkündigt, daß die halbe Uhr eingeführt sei, und daß die Stadtuhr an diesem Tage um Mittag 12 Uhr schlagen werde; man solle sich künftighin danach richten, daß der Tag seinen Anfang um Mitternacht nehme.

Von dem Glockenspiel, welches sich am 9. Oktober 1550 zuerst hören ließ und alle halbe Stunden das Lied „Verleih uns Frieden gnädiglich“, zur ganzen Stunde „Veni creator spiritus“ spielte, ist nichts mehr vorhanden; es ist vielleicht schon 1558 bei der Reparatur und Erhöhung des Turmes wieder abgenommen worden.

Am Haupteingange stehen zwei alte, aus Stein gehauene Figuren; die zur linken Hand stellt einen Mann mit einem Hammer dar, der um den Leib eine Tasche trägt; über ihm stehen die Worte:

„Ich bin der Voitknecht,
Wer nicht Recht thut, ford're ich vor Recht.“

Ein Vogtknecht nämlich hatte das Amt, die Parteien vor den Stadtvogt zu laden. Fand er sie nicht zu Hause, so schlug er als Zeichen der Vorladung

einen hölzernen Pflock in die Thür, und solche Pflöcke trug er in der Tasche stets bei sich. Zur rechten Seite steht ein Gewappneter mit der Überschrift:

„Ich bin des Rats geharnischter Mann,
Wer mich anfaßt, der muß ein Schwert han."

Diese Figur stellt einen Beamten, des Rates reisigen Knecht, dar, der die Pflicht hatte, in voller Rüstung, besonders zur Nachtzeit, die Nachbarschaft der Stadt zu durchlaufen und alles Verdächtige zu berichten.



Marktplatz in Breslau.

Im ersten Stock befindet sich der Fürstensaal, der nicht groß, aber schön gewölbt ist, dessen Gewölbe in der Mitte von einer Säule getragen wird. Auf der rechten Seite an der Wand führt ein Wappen die Inschrift:

Felix / Infelix } civitas quae tempore pacis bella { timet, / nutrit,

d. h.:

Glücklich / Unglücklich } ist die Stadt, welche zur Zeit des Friedens Kriege { fürchtet. / nährt.

Hier in diesem Saale wurden die schlesischen Fürstentage abgehalten, auf denen das Recht hatten zu erscheinen die Fürsten und Standesherren, die Deputierten des Adels der Erbfürstentümer und der Stadt Breslau, die Abgeordneten von acht Städten mit zusammen einer Stimme. Hier huldigten im Jahre 1741 die Schlesier feierlich Friedrich II. Auf einem drei Stufen hohen

Gerüste stand ein Thronsessel, dessen Rücken mit dem preußischen Adler und dem Namenszug des Königs geziert war. Auf dem Sessel nahm der König Platz; ihn umstanden die anwesenden Prinzen und Minister. Der geheime Justizrat Baron von Arnold las die Eidesformel vor. Zuerst schwuren die Deputierten des Fürstbischofes knieend, dann die Deputierten der Fürsten von Öls, Bernstadt, Münsterberg und Sagan knieend, die Deputierten der freien Standesherren stehend, das Domkapitel zu Breslau, die übrigen Kapitel, die fürstlichen Prälaten und Deputierten der geistlichen Stifter und Orden knieend, endlich die übrigen Stände und Deputierten der Städte stehend. Während der Huldigung der Fürsten und Geistlichen, welche knieten, saß der König und hatte den Hut auf dem Haupte; als die andern den Eid stehend ablegten, stand er und nahm den Hut ab. Die Versammlung belief sich auf 400 Menschen; die ganze Handlung dauerte zwei Stunden.

Unter dem Rathause befindet sich der Schweidnitzer Keller, eine spezielle Merkwürdigkeit der Stadt. In den frühesten Zeiten war er ein Weinkeller. Indes hörte der Weinschank allmählich auf, und an seine Stelle trat der Ausschank zuerst eines städtischen, auf Kosten der Kämmerei gebrauten, dann aber des berühmten und beliebten Schweidnitzer Bieres, von welchem er den Namen bekam. Außer diesem Biere wurde auch Goldberger, Striegauer, Frankfurter, Krossener, Zerbster, Warschauer, Merseburger, Prager und Mannheimer Bier geschenkt. Der Ertrag des Kellers war in den ältesten Zeiten sehr ansehnlich, weil es noch keine andern Erholungsörter in der Stadt gab. Im Jahre 1760 wurde er für 2600 Thaler verpachtet. Er ist den ganzen Tag über mit durstigen Menschen angefüllt.

Nach der Westseite des Ringes hin hat seine Hauptfront gerichtet das Stadthaus. Früher stand hier das Leinwandhaus, von dem noch ein Teil der Steinarbeiten herrührt. In diesem Gebäude befindet sich die Stadtbibliothek, die aus den Büchersammlungen der drei großen evangelischen Kirchen hervorgegangen ist und über 200000 Bände, gegen 1500 Manuskripte enthält. In dem unterirdischen Teile des Hauses, dem Stadthauskeller, herrscht der Bierkönig Gambrinus.

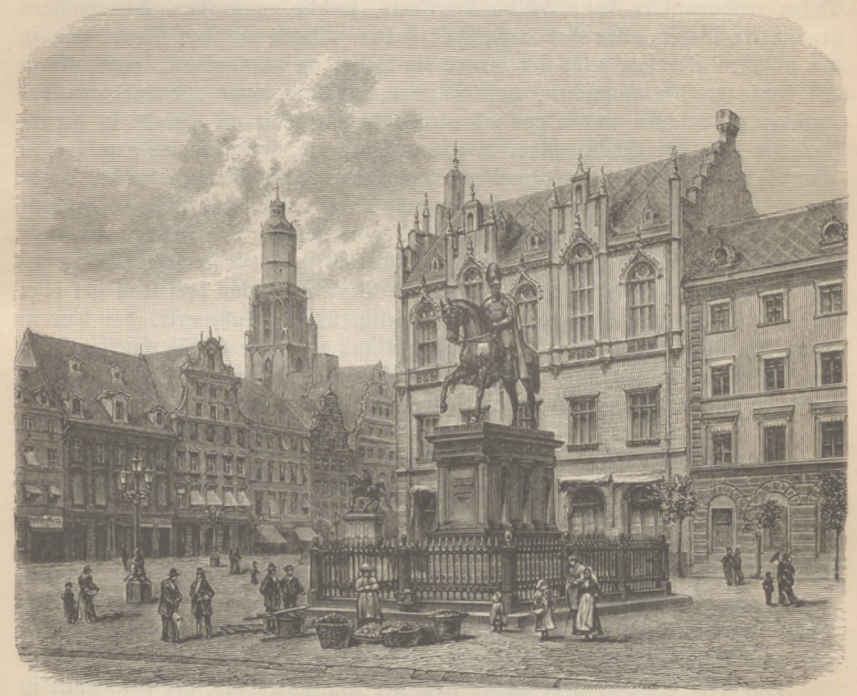
Vor dem Stadthause steht die von dem Schlesier Kiß hergestellte Reiterstatue Friedrichs II. Das Postament ist aus schlesischem Marmor; sie wurde aus freiwilligen Beiträgen von 1842—1847 errichtet.

An der Westseite des Rathauses steht die ebenfalls von Kiß modellierte, 1861 durch freiwillige Beiträge errichtete Reiterstatue Friedrich Wilhelms III.

Vor der Rathaustreppe (im Osten des Platzes) steht die Staupsäule, einst der Pranger, das Zeichen der ehemaligen Gerichtsbarkeit des Rates. Dort wurden in alter Zeit die Verbrecher enthauptet.

Der Ring wird durch die in seiner Mitte stehenden Gebäude in vier Teile geteilt. Die Seite nach Westen hin heißt der Paradeplatz (forum pompae praesidiariorum). In alten Zeiten wurden auf diesem Platze glänzende Turniere gefeiert, so z. B. zu Ehren des Königs Ladislaus im Jahre 1454 (S. 19). Hier ließ Sigismund im Jahre 1422 den Prager Bürger Johann Krasa grausam hinrichten (S. 17). Hier wurden auch die Verräter Friedrichs des Großen, Baron Warkotsch und Genossen (S. 192), nachdem sie selbst entflohen waren, in ihren Bildern gevierteilt und verbrannt. Friedrich II. hatte das Urteil

bestätigt mit den Worten: „Das mag immer geschehen, denn die Porträts werden vermutlich ebensowenig taugen als die Originale selbst.“ Hier wurde im Jahre 1571 in der Mitte des Platzes in Gestalt eines runden Turmes die Wage erbaut, auf der alle eingeführten und abgehenden Kaufmannsgüter, die über 10 Zentner betrugen, gewogen werden mußten. Die Häuser, welche diesen Teil des Ringes abschließen, sind alle hoch und zum Teil schön. Das merkwürdigste derselben heißt die sieben Kurfürsten; es ist ganz al fresco bemalt mit dem Kaiser und den sieben Kurfürsten und passenden Inschriften. Hier pflegten die Könige von Böhmen und die Kaiser bei ihrer Anwesenheit in Breslau zu wohnen.



Stadthaus, Denkmal Friedrich Wilhelms III. und Elisabethturm.

Nach Süden hin liegt der Ring beim alten Galgen oder die Galgenseite, so genannt, weil hier der alte Galgen aufgestellt war. Diese Seite heißt auch der Hühnermarkt (forum gallinarum), weil hier besonders Federvieh verkauft wird. Von den diese Seite abschließenden Häusern verdient der „Goldene Becher“ genannt zu werden, in welchem 1438 der Kaiser Albrecht II. die Treppe hinabfiel und ein Bein brach. Als ein Teil dieses Marktes ist der Fischmarkt (forum piscium) anzusehen, auf dem in Fischtrögen alle Arten von Fischen zum Verkauf ausgeboten werden.

Die Ostseite oder „Grüne Röhrseite“ enthält die Vorderseite und den Haupteingang des Rathauses. Unter den Häusern, die diesen Platz begrenzen, ist zu nennen das sogenannte alte Rathaus, ein Privatgebäude, über dessen Thür steinerne Bildwerke angebracht sind, die daran erinnern sollen, daß hier

die durchreisenden sächsischen Könige von Polen öfters Wohnung genommen haben. In dem Hausflur rechts sieht man den polnischen und schlesischen Adler und den böhmischen Löwen in Stein gehauen.

Nach Norden hin liegt der Naschmarkt, der so genannt wird, weil früher der Fruchtmarkt hier abgehalten wurde; er erhält seinen schönsten Schmuck durch die ihn abschließenden reichen Läden der Gold- und Silberarbeiter, welche die ganze Riemerzeile entlang eine kostbare Auswahl ihrer glänzenden Kunsterzeugnisse zur Schau stellen.

Auf dem Ringe ist seit den ältesten Zeiten täglich der lebhafteste Verkehr. Daher wohnen hier hauptsächlich Kaufleute, welche an großen Schaufenstern prachtvolle Waren aller Art ausgestellt haben. Rund um den Markt und in den nächsten Straßen reiht sich immer ein Laden an den andern. Deshalb ist das Drängen der Menschen, das Rasseln der Güterwagen, das Jagen der Kutschen, Droschken und Omnibus nirgends so lebhaft als gerade in diesem innersten Teil der Stadt. Aber nicht nur Kaufleute, sondern auch Hausfrauen aller Stände verkehren auf dem Ringe und machen ihre Einkäufe bei den Landleuten, die Obst und Gemüse, Beeren und Pilze, Eier und Butter, Hühner und Gänse in großen Massen feilbieten. Schöne Blumen und Früchte gewähren in dem bunten Gemisch eine angenehme Abwechselung. Besondere Marktzeiten erhöhen zuweilen noch die Lebhaftigkeit des Verkehrs; keine derselben hat aber ein so eigentümliches Gepräge, wie der weltberühmte Wollmarkt, der hier in jedem Frühjahr abgehalten wurde. Gutsbesitzer und ihre Schäfer stellen dann die Wolle der edelsten Merinoschafe in großen Ballen zum Verkauf aus. Fabrikanten und Kaufleute aller Nationen kommen herbei und machen ihre Einkäufe.

Blücherplatz. Tauentzienplatz. Von der südwestlichen Seite des Ringes gelangt man auf den Salzring, auf dem die Salzverkäufer einst ihre Buden hatten. Der Platz heißt heute der Blücherplatz, weil auf ihm das dankbare Schlesien im Jahre 1827 dem vom Volke geliebten Feldherrn Blücher durch Rauchs Meisterhand ein 130 Zentner schweres ehernes Standbild hat errichten lassen, damit der mannhafte Geist der Nation im Anschauen der hohen Heldengestalt lebendig erhalten bleibe. Das Standbild ist des Helden würdig, kräftig, ernst und kühn; es trägt die Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland."

Vor dem Schweidnitzer Thore liegt der Tauentzienplatz, der geschmückt ist durch das Denk- und Grabmal des Generals Friedrich Bogislaw von Tauentzien. Im Jahre 1760 hatte der tapfere Verteidiger der Stadt hier mutig einen Ausfall gegen die Österreicher, die unter Laudon standen, gemacht; hier wollte der Held auch begraben sein.

Am 31. Juli 1760 erschienen die Österreicher unter Laudon vor Breslau. Tauentzien, der Kommandant der Stadt, hatte nur 3000 Mann, mit denen er 9000 österreichische Kriegsgefangene, die fortwährend sich zu empören bemüht waren, in Ruhe halten mußte. Von seinen 3000 Mann waren 2000 Ausländer und Überläufer, die sich oft als unzuverlässig erwiesen; nur auf den Rest von 1000 preußischen Soldaten konnte er sich verlassen, und diese kleine Schar bewachte nicht nur jene 9000 Kriegsgefangenen, sondern deckte auch die Stadt gegen 50000 vor ihren Mauern liegende Österreicher. Laudon fürchtete, Friedrich möchte zum Entsatze herbeieilen, und entschloß sich daher nach

fruchtloser Belagerung zu Unterhandlungen. Er forderte Tauentzien auf, sich zu ergeben, und bemerkte, Breslau sei eine Handelsstadt und keine Festung. Es wäre daher gegen allen Kriegsgebrauch, sie gegen große Übermacht zu verteidigen. Die Russen würden in zwei Tagen mit 75000 Mann erscheinen, und da er glaube, die Einwohner würden lieber Österreicher als Russen aufnehmen, so wolle er der Besatzung die Übergabe freistellen; würde sie aber verweigert, so solle die Stadt aus 45 Mörsern in Brand gesteckt werden. Tauentzien antwortete kurz, Breslau sei eine Festung, und er würde den Feind auf den Wällen erwarten, wenn auch die Häuser in Flammen aufgehen sollten. Laudon machte nun den Versuch, die Bürger gegen ihren Kommandanten aufzuwiegeln, und fügte zugleich die Bemerkung hinzu, daß er sie für dessen Hartnäckigkeit verantwortlich mache. Die Drohung hatte keinen Erfolg, die Beschießung nahm ihren Anfang; aber Tauentzien wußte so vorzügliche Maßregeln zu treffen, daß die feindlichen Kugeln nur wenig Schaden anrichteten. Alle Angriffe, die Laudon unternahm, schlug er siegreich zurück, und das durch die Kugeln in der Stadt angestiftete Feuer wurde fortwährend schnell gelöscht. Nochmals sandte Laudon einen Offizier mit der Aufforderung zur Übergabe. Tauentzien antwortete: „Ich habe einen sehr untergeordneten Begriff von der Ehre eines Kommandanten, der eine Festung übergibt, ehe Bresche geschossen ist.“ „Wenn das ist“, erwiderte der Offizier, „so werden wir die Laufgräben eröffnen.“ „Das habe ich schon längst erwartet“, versetzte der Kommandant, und so schieden sie voneinander. Prinz Heinrich, welcher von der Gefahr unterrichtet war und sich in der Nähe von Glogau befand, eilte auf beiden Ufern der Oder zum Entsatze herbei. Am 5. August hob Laudon die Belagerung auf und zog sich zurück.

Weil Tauentzien in Breslau soviel ausgestanden hatte, deshalb wollte er hier begraben sein. Das Piedestal des ihm errichteten Denkmals ist von weißem Marmor, über welchem sich ein Sarkophag von grauem Marmor erhebt, auf dem wieder eine Minerva von weißem Sandstein liegt. Sie stützt sich auf ihr Schwert und blickt trauernd auf den Sarkophag; ausgezeichnet schon ist das Gewand. Das Werk ist eine Schöpfung Schadows. Auf einer Tafel, die von dem Sarkophag auf das Piedestal herabreicht, erblickt man das Brustbild des Generals, umgeben von einem Kranze vergoldeter Lorbeerblätter. Auf einer zweiten Tafel unterhalb liest man: „Verteidigung von Breslau 1760. Hinterlassene Werke Friedrichs II., Band IV, Kap. 12.“ An der Vorderseite stellt ein Basrelief den Ausfall des Generals aus Breslau vor. Ein zweites Basrelief stellt die Übergabe von Schweidnitz dar. Die eine Nebenseite enthält folgende Inschrift, welche auf der entgegengesetzten auch in lateinischer Sprache zu lesen ist: „Bogislaw Friedrich von Tauentzien, Ritter des Schwarzen Adlerordens, General der Infanterie, Inspekteur in Schlesien, Gouverneur der Hauptstadt Breslau, in allen Kriegen um Schlesien ein tapferer Mitstreiter; Böhmisch-Neustadt ward durch ihn dem Feinde unüberwindlich. Bei Kollin hielt er als Anführer der Leibgarde lange den wankenden Kampf auf und sank endlich, auf den Tod verwundet. Breslau, von Feinden umringt, innerhalb von Gefangenen bedroht, ward mit schwacher Besatzung von ihm beschützt, bewahrt, erhalten. Schweidnitz eroberte er wieder. Schon grau unter den Waffen, ward er Friedrichs, des Retters deutscher Freiheit, Begleiter. Von Friedrich

Wilhelm geschätzt, mit verdienten Belohnungen umgeben, hörte er auf zu leben und zu wirken den 20. März 1791. Geboren im Heldenvaterlande Pommern den 8. Apil 1710."

Die Promenaden. Der schönste Schmuck der Stadt Breslau sind die Promenaden, Baumgänge an Stelle der 1807 gesprengten Festungswerke, 4 km lang, welche die innere Stadt mit Ausnahme der Nordwestecke einschließen. Wie ein frischer Kranz von grünem Laub und duftigen Blumen ziehen sich ihre schattigen Baumreihen und geschmackvollen Gartenanlagen um die innere Stadt und gewähren täglich vielen Tausenden einen angenehmen Spaziergang. Durch den zahlreichen Besuch aller Stände werden sie fast zu einem Gesellschaftsgarten, in welchem man mit dem Freunde zusammenkommt, und Bekannte, die sich sonst nicht treffen, finden sich wohl hier zusammen. Die glückliche Lage dieses beliebten Erholungsortes zwischen den alten und neuen Stadtteilen bewirkt, daß er für alle Bewohner Breslaus gleich wertvoll ist, da er von jeder Straße aus binnen wenigen Minuten erreicht werden kann und sowohl einen kürzeren Besuch als auch einen längeren Aufenthalt gestattet. Die breite Wasserfläche, welche sich an der Seite der Promenade hinzieht, erfrischt die Luft an heißen Sommertagen; Schwäne und schöngefiederte Enten beleben das Bild, und Kinder und Erwachsene eilen ans Ufer, um sie zu füttern. Selbst der Winter mit seinen kalten Tagen ist nicht im stande, hier Stillstand zu gebieten. Die Bewegung wird sogar noch lebendiger und fröhlicher. Kaum sind die Knaben und Mädchen zu zählen, die sich hier auf spiegelglatter Eisfläche tummeln, und Herren und Damen eilen auf Schlittschuhen und Stuhlschlitten wie im Fluge dahin. Am Ufer stehen die Zuschauer zu Hunderten und rufen und winken ihren Angehörigen lachend zu; alles ist heiter und lustig.

Die Breslauer Promenade ist eigentlich eine doppelte, eine innere und eine äußere, welche durch einen breiten Kanal getrennt, aber durch viele Brücken verbunden sind. Der Kanal, jetzt Stadtgraben genannt, ist der ehemalige Wallgraben der Festung; und eine vierfache Baumreihe ist an die Stelle der hohen Erdwälle getreten, die früher mit Wachen besetzt und mit Kanonen und Kugeln reichlich versehen waren. Oft genug donnerten von oben herab die Geschütze gegen den anstürmenden Feind, und nicht gering waren die Leiden und die Verluste, welche die Einwohner in solchen Zeiten zu leiden hatten. Jetzt hat die Stadt ihre Ketten gesprengt, das alte Kleid ist ihr viel zu enge geworden, und wenn ein neuer Wallgraben künftig die Stadt einschließen sollte, so müßte er wohl fünf- bis sechsmal so lang sein als der vorhandene. Graben und Wälle umschlossen die Stadt auf drei Seiten, auf der West-, Süd- und Ostseite, während auf der Nordseite die Oder an ihre Stelle trat.

Die schönste Zierde der Promenade und zugleich (in gewisser Beziehung) der ganzen Stadt bildet die Liebichhöhe. Die Brüder Gustav und Adolf Liebich erfreuten sich gern der herrlichen Aussicht, die sich dem Besucher von der ehemaligen Taschenbastion nach den fernen Bergen hin darbietet. Als aber die Häuser der Vorstadt sich erhoben, welche den Blick in die Ferne immer mehr beschränkten, entstand in ihnen zuerst der Wunsch, hier ein Gebäude errichtet zu sehen, durch welches man die verlorene Aussicht wieder gewinnen könne. Der anfänglich bescheidene Plan wurde in großartiger Weise von den

Brüdern ausgeführt, so daß sie sich den Dank der Bürger und Besucher Breslaus für alle Zeiten gesichert haben. Sie ließen im Jahre 1866 einen achteckigen Aussichtsturm, in dem eine Wendeltreppe in die Höhe führt, der jedem Besucher unentgeltlich offen steht, erbauen und übergaben das fertige Werk am 12. September 1867 der Stadtgemeinde zum Eigentum, und das dankbare Publikum nennt die Höhe, auf welcher der Aussichtsturm errichtet wurde, die „Liebichhöhe“. Von hier aus gewinnen wir einen Blick auf die turmreiche Stadt und auf das Gebirge, wie er sich selten findet.



Liebichs Höhe.

„Die Stadt Breslau ehrt dankbar die Gründer dieses Baues“, sagt die Inschrift einer Marmorplatte über dem Eingange, welche die Porträts der beiden Brüder enthält.

Am Fuße der Liebichhöhe macht die Promenade eine Wendung nach links; wir befinden uns auf der Morgenseite der Stadt und erreichen, nachdem wir an mehreren öffentlichen Gärten vorübergekommen sind und noch einige Straßen überschritten haben, bei der Mündung der Ohlau den zweiten Höhenpunkt der Promenade, die Ziegelbastion. Die Aussicht wetteifert an Schönheit mit dem Blick von der Liebichhöhe, und manche geben ihr sogar den Vorzug. Die großartigen gotischen Kirchen des Domes und des Sandes stehen uns hier gegenüber, und vor denselben breitet sich der ausgedehnte Wasserspiegel des Oderstromes aus, der bis weit hinauf sichtbar wird.

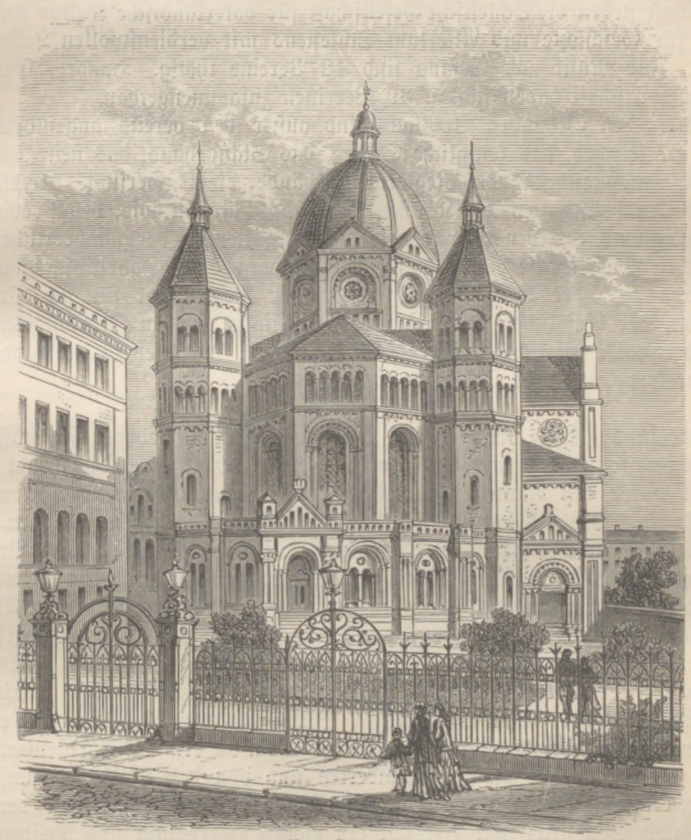
Das heutige Breslau. Breslau ist stets die volkreichste aller schlesischen Städte gewesen und hat den Rang als Hauptstadt des Herzogtums Schlesiens immer behauptet; es ist das Herz des Landes. Als solches ist es der Ausgangspunkt der Schienenwege nach Oberschlesien, Posen, der Mark, nach Niederschlesien und der Grafschaft Glatz, welche mit benachbarten Bahnnetzen in Verbindung stehen und sich namentlich an eine russische und sieben österreichische Bahnlinien anschließen. Breslau ist sowohl für die wissenschaftlichen Gebiete, als auch für Handel und Gewerbe von hervorragender Bedeutung.



St. Salvatorkirche.

An der Spitze der wissenschaftlichen Institute steht die Universität; dazu kommen 5 Gymnasien, 2 Realschulen, 3 höhere Bürgerschulen, 2 höhere Töchterschulen, ein Schullehrerseminar, ein jüdisch-theologisches Seminar, eine Taubstummen- und eine Blindenlehranstalt, eine Handels- und eine Bauschule, 100 Elementarschulen und Privatlehranstalten. Von den öffentlichen Sammlungen sind zu erwähnen das Provinzialmuseum der bildenden Künste, das Museum schlesischer Altertümer, die Bildergalerie, der zoologische und der mustergültig angelegte botanische Garten, die Universitätsbibliothek, die Stadtbibliothek, die Dombibliothek,

mehrere Volksbibliotheken. Breslau besitzt 12 Verlagsbuchhandlungen, 26 Sortimentsbuchhandlungen (zum Teil mit Verlag), 13 Antiquariats- und 10 Kolportagebuchhandlungen, 13 Kunsthandlungen und 15 Leihbibliotheken. Für den Breslauer Zwischen- und Ausfuhrhandel sind von Wichtigkeit der Woll-, Flachs-, Leder-, Maschinen- und Honigmarkt, 4 Jahrmärkte, 5 Roß- und Schlachtviehmärkte, tägliche Getreidemärkte. Im Jahre 1875 sind auf dem Wollmarkte 68000 Zentner Wolle verkauft, dem Honigmarkte 7100 Zentner Honig zugeführt worden.



Neue Synagoge.

Auf den Roß- und Viehmärkten sind 6400 Pferde, 1709 Stück Rindvieh, 32 Ziegen, 2452 Schweine und 2592 Ferkel zum Verkauf gestellt worden. Das auf dem Schlachtviehmarkt aufgetriebene Vieh bezifferte sich auf 9686 Ochsen, 8359 Kühe, 28336 Kälber, 84022 Hammel und 45529 Schweine. Das städtische Großgewerbe ist vertreten durch 13 Maschinenbau-Anstalten, 2 Eisenbahnwagenbau-Anstalten, 13 Bau- und Möbeltischlereien, 7 Parkettfabriken, 21 Zigarren- und 2 Zigarrettenfabriken, 10 Ölfabriken, 32 Bierbrauereien, 62 Spiritusbrennereien und Likörfabriken, 100 Rum- und

Spritfabriken, je 12 Leder- und Lederwarenfabriken, 31 Strohhutfabriken. Der Fonds- und Effektenverkehr wird durch die Reichsbankhauptstelle und 81 andre Bankgeschäfte vermittelt. Die gesamten Handelsinteressen werden durch eine Handelskammer wahrgenommen. Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten sind hervorzuheben die Volksküchen, Suppenanstalten, 29 Krankenheilanstalten (unter denen das „Allerheiligen-Hospital" seit 1526, das Kloster der „Barmherzigen Brüder" seit 1711 die größten sind), 17 Altersversorgungsanstalten, 9 Waisenanstalten. Von den 26 Vereinen für Kunst und Wissenschaft stehen die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur und der Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens mit verdienstvollen Leistungen obenan. Für Musik und Gesang sind 42 Vereine thätig. Handel, Gewerbe und Landwirtschaft haben sich zu 39 Vereinen zusammengethan.

Unter den Gebäuden Breslaus sind außer den bereits angeführten zu nennen 37 Kirchen, das königliche Schloß, das Ständehaus, das neue Theater, General-Landschaftsgebäude, Regierungsgebäude, die Universität. Breslau ist Sitz des Oberpräsidenten, des Konsistoriums, des Fürstbischofs, des Provinzial-Schulkollegiums, der Generalkommission zur Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse der Provinz, der Eichungs- und Fabrikinspektion, des Oberbergamtes, der königlichen Direktion der Rentenbank für die Provinz Schlesien, der königlichen Regierung. Hier befindet sich ein Oberlandesgericht, eine Oberstaatsanwaltschaft, Eisenbahndirektionen, das Generalkommando des 6. Armeekorps und eine Oberpostdirektion.

Breslaus älteste Zeit. Wann Breslau gegründet worden ist, läßt sich nicht nachweisen (S. 4 und 5). Um das Jahr 1000 wird die Stadt schon erwähnt unter den Namen Wracislawia, Wortizlawa, Wroclaw, Wraclaw, Wratislawia. Deshalb hat es auch den Buchstaben W in seinem Wappen. Der Name läßt sich schwer erklären. Diejenigen, welche der Meinung sind, Breslau sei schon von den Germanen vor dem Eindringen der Slawen gegründet worden, lassen den Stadtnamen aus Wurzelau entstehen, weil die Gegend viele Bäume hervorbrachte. Andre behaupten, die Stadt sei erst von Slawen gegründet, welche ihr auch den Namen von „wrot, Rückkehr" oder „brod, Furt" und „Slavianie, Slawen" gegeben hätten, so daß Wrotslawa oder Brodslawa Slawenrückkehr oder Slawenfurt hieße. Jedenfalls war Breslau, als es sich zu heben anfing, eine heidnisch-polnische Stadt, in die erst das Christentum eingeführt wurde, welche die eingewanderten und von den Fürsten begünstigten Deutschen allmählich zu einer deutschen Stadt machten. Zur Zeit der Unabhängigkeit Schlesiens war Breslau ein eignes Herzogtum und Residenz der Herzöge. Das durch den Einfall der Mongolen in Schlesien verhängnisvolle Jahr 1241 war auch für Breslau unheilvoll. Der Herzog sammelte seine Streitkräfte bei Liegnitz und überließ die Hauptstadt ihrem Schicksale. Alle Einwohner flüchteten sich aus ihren Häusern hinüber auf die befestigte Dominsel in die alte herzogliche Burg und waren entschlossen, sich bis aufs äußerste zu verteidigen. Alle Gebäude auf dem linken Oderufer setzten sie in Flammen, um den Feinden nichts zur Plünderung zu lassen. Die Mongolen hielten sich denn auch nicht lange mit der Belagerung der Breslauer auf, sondern wandten sich nach Liegnitz. Als sie sich nach Ungarn zogen, erhob sich Breslau verjüngt aus seiner Asche.

Breslau in Abhängigkeit. Im Jahre 1327 wurde Breslau böhmisches Lehen (s. S. 10). Der neue Landesherr, Johann von Böhmen, und sein Sohn Karl wollten sich die mächtige Stadt geneigt machen und bestätigten ihr nicht nur alle Vorrechte, welche die wohlwollenden Herzöge ihr früher zugewendet hatten, sondern sie fügten noch neue hinzu. Wie der König Johann mit dem Bischof von Breslau im Jahre 1339, die Breslauer mit den Domherren des Schweidnitzer Bieres wegen im Jahre 1380 in Streit gerieten und in beiden Fällen die Bürger zu leiden hatten, weil sie in den Bann gethan wurden, ist bereits (S. 10 und 14) erzählt. In den Hussitenkriegen stand Breslau mit dem ganzen Schlesien gegen die tschechischen Nachbarn im Kampfe und wollte den böhmischen Georg Podiebrad lange nicht als einen christlichen König anerkennen, trotzdem der Papst selbst begütigend zur Anerkennung riet (S. 20). Im Jahre 1526 kam Breslau, als zu Böhmen gehörig, an Österreich. Im Dreißigjährigen Kriege litt es weniger als das übrige Schlesien und hatte eine Art Neutralität gegen den Kaiser wie gegen die Schweden behauptet, indem es seine Wälle mit seinen eignen Truppen besetzte.

Die Jahre 1740 und 1741. Als im Dezember 1740 Friedrich II. in Schlesien einfiel, war die Provinz in keiner Weise gerüstet, einen feindlichen Einbruch abzuwehren. Der Kommandant von Glogau (Graf Wallis) hatte nach altem Herkommen die militärischen Maßregeln im Kriegsfalle in Schlesien zu treffen, die Streitkräfte möglichst in den festen Plätzen zu konzentrieren und die letzteren nach Kräften zu verproviantieren. Da derselbe aber fürchten mußte, bald selbst in Glogau eingeschlossen zu werden, so wurde das Oberkommando über die Truppen in Schlesien dem erfahrenen und tüchtigen General Brown übergeben, dessen Aufgabe es zunächst war, dafür zu sorgen, daß die Festungen des Landes wenigstens Widerstand leisteten, der dem Feinde möglichst Abbruch thun, jeder Entscheidung aber ausweichen sollte, bis zum Frühjahr ein zu sammelndes Heer den Kampf ernstlich aufzunehmen vermöge.

Breslaus Befestigungswerke, die zum größeren Teile noch aus dem 16. Jahrhundert herrührten, konnten namentlich mit Rücksicht auf die Größe der Stadt nicht für stark gelten. Weil man es aber im Dreißigjährigen Kriege vermocht hatte, mit eigner städtischer Miliz sich aller Feinde zu erwehren und eine Neutralität zu behaupten, welche sogar den Truppen des eignen Landesherrn die Thore verschlossen gehalten hatte, und weil man dadurch gerade vielen Drangsalen entgangen war, hielt man jetzt um so mehr daran fest, in dem Rechte des Selbstschutzes das vornehmste Privilegium, den eigentlichen Hort der städtischen Freiheit zu erblicken. Da man aber in Wien mit Recht auf den Besitz der Hauptstadt des Landes großen Wert legte und namentlich der Minister Graf Starhemberg im Kriegsrate darauf gedrungen hatte, daß man sich ja Breslaus versichern solle, und man der Meinung war, daß die Breslauer Stadtmiliz einem wirklich kriegstüchtigen Heere nicht viel Widerstand werde leisten können, so erging an Breslau die Weisung, die Stadt solle diesmal sich zur Einnahme einer kaiserlichen Besatzung bequemen, wobei ausdrücklich verbürgt wurde, daß dieser Ausnahmefall den Privilegien der Stadt unschädlich sein würde. Die Breslauer, selbst die bestgesinnten der städtischen Beamten, wie der von der Regierung mit Gunstbezeigungen überhäufte Syndikus von

Gutzmar, der faktische Leiter der städtischen Verwaltung, erschraken aufs höchste über dies Ansinnen und beriefen sich auf die großen Vorteile der im Dreißigjährigen Kriege so glücklich bewahrten Neutralität. Zwar vermochte eine stärkere Pression, Drohung mit der größten Ungnade, den Rat in seiner engeren Versammlung zum Nachgeben zu bringen; aber ehe noch die Zustimmung des Plenums eingeholt war, wurde dieser Beschluß infolge eines Auflaufes einer unbewaffneten Menge von Zunftgenossen, die auf das Rathaus drangen, wieder zurückgenommen und vom Rate die Erklärung abgegeben, bei dem Widerstande der Bevölkerung müsse die Einnahme der Besatzung abgelehnt werden.

Nach dieser Erklärung hatten die österreichischen Behörden nicht den Mut, die Besetzung Breslaus durch kaiserliche Truppen doch noch auszuführen, was unzweifelhaft thunlich gewesen wäre. Ja, in solche Angst geriet der alte Präsident Graf Schaffgotsch, daß er selbst zum Feldmarschall Brown eilte, und als dieser erklärte, man solle einige Ruhestörer beim Kopfe nehmen, in den „Goldenen Baum" am Ringe fuhr, ihn dringend bat, er möchte vorsichtiger in seinen Äußerungen sein, denn der Pöbel sei in seiner Wut im stande, sie alle umzubringen; am besten sei es, er verlasse die Stadt. Brown verließ wirklich die Stadt. In der Besatzungsfrage ließ er sich von dem Rate ein Attest über seinen bewiesenen, leider erfolglos gebliebenen Eifer ausstellen.

Jetzt war das Schicksal Breslaus besiegelt. Zwar machten sich die Bürger mit vielem Geräusch an die Selbstverteidigung; aber sie mußten bald einsehen, daß eine wirksame Verteidigung nicht möglich war, wenn sie nicht sämtliche Vorstädte niederbrennen wollten, eine Maßregel, zu der sie sich nicht entschließen konnten. Der Rat schrieb deshalb unter den ausgiebigsten Versicherungen der Ergebenheit nach Wien, insofern Breslau keine eigentliche Festung und seine Werke wohl geeignet, den Anprall eines wilden Schwarmes, etwa von Polen, abzuwehren, aber nicht stark genug sei, um der Belagerung einer regulären Armee zu widerstehen; und da auf Ersatz nicht zu hoffen sei, werde die Stadt, um dem äußersten Ruine zu entgehen, sich bemühen, eine Neutralität, wie bei früheren Gelegenheiten, zu bewirken.

Den Schildwachen wurde streng anbefohlen, ohne besondere Ordre nicht zu schießen, damit man nicht von seiten der Stadt den ersten Anlaß zu Feindseligkeiten gäbe; und um allem möglichen Unglück vorzubeugen, ließ der Rat am 29. Dezember das vorrätige Pulver nach Brieg schaffen. In so imponierender Haltung erwartete man den Feind, dem man das Zugeständnis der Neutralität abzugewinnen dachte.

Der König eilte nach Breslau. Die letzten Stunden des scheidenden Jahres (1740) fanden ihn schon im Angesicht der Breslauer Türme, in Pilsnitz, wo ihm der Besitzer, ein Breslauer Patrizier, splendide Aufnahme bereitete. Die Preußen wußten genug von der Lage der Dinge, um sich vor der kriegerischen Ausrüstung der Wälle nicht zu fürchten; sie riefen den Stadtsoldaten auf den Wällen scherzhafte Begrüßungen zu und besetzten die Vorstädte. In der von allen Seiten eng umschlossenen Stadt scheint nicht allzugroße Niedergeschlagenheit geherrscht zu haben; denn es ist bekannt, daß es an jenem denkwürdigen Silvesterabend in den Bierhäusern recht lustig und heiter zuging.

Ängstlicher mögen die Herren vom Rat das alte Jahr beschlossen haben. Die ersten Stunden des neuen Jahres brachten ihnen den ersten Gruß einer

anbrechenden neuen Zeit. Noch in der Nacht wurden sie sämtlich geweckt, um einen Brief aus dem preußischen Hauptquartier zu vernehmen, der ihnen für den beginnenden Tag die Ankunft zweier preußischer Offiziere mit den Vorschlägen des Königs ankündigte. Man empfing die Offiziere mit militärischen Ehren und geleitete sie nach dem „Goldenen Baum“ am Ringe, wo man ihnen die Räume, die vor 14 Tagen der österreichische Oberkommandant erzürnt verlassen hatte, als Wohnung anwies.

Die Breslauer gingen nicht auf die Vorschläge des Königs ein; es wurde ein Neutralitätsvertrag geschlossen mit dem Zusatze: „bei den jetzigen Konjunkturen und solange dieselben dauern werden“, ein Zusatz, der dem König jeden Augenblick freie Hand ließ. Friedrich durfte in einer Vorstadt ein Magazin anlegen und zu dessen Besatzung ein Bataillon zurücklassen, auch Lebensmittel aus Breslau beziehen. Der Vertrag wurde am 3. Januar 1741 unterzeichnet.

Der König hielt noch an demselben Tage als Gast zu Pferde mit vielen Prinzen und Generalen seinen Einzug in die Stadt durch die Schweidnitzer Straße und begab sich in die für ihn eingerichtete Wohnung im königlichen Bankgebäude, das damals dem Grafen Schlegenberg gehörte. Alles Volk drängte sich herbei, um ihn zu sehen. Es war nicht, als ob ein fremder Fürst seinen Einzug hielt, sondern als käme der Landesherr zu den Seinigen. Friedrich gewann sogleich alle Herzen durch die freundliche Begrüßung der Ehrenwachen, durch seine Herablassung und sein Wohlwollen gegen jedermann. Die Bürger ergötzten sich an den schönen, geübten und glänzenden Truppen, die man täglich durch die Stadt oder an derselben vorbeiziehen sah, und sie erstaunten über die gute Ordnung und Mannszucht, welche die Preußen beobachteten. Der König selbst zeigte sich oft dem Volke und gab den Breslauer Spitzen am 5. Januar einen Ball, auf dem er die Polonaise tanzte. Damals senkten sich die ersten Wurzeln patriotischer Gesinnung für das Haus Hohenzollern in die Gemüter der Bürger. Erst am 6. Januar verließ der König die Stadt, um die Eroberung Schlesiens zu vollenden.

Das niedere Volk, welches an den Sturz der österreichischen Herrschaft auch Hoffnungen auf Erleichterung des Druckes der allerdings hoch gestiegenen und übel verteilten Steuern knüpfte, pries Friedrich am meisten und nannte ihn schon damals in Breslau seinen König und Landesvater. Jubelnd sang man der verhaßten Accise ihr Grablied:

„Nun ruhen all' Acciser,
Weil Preußen, der Erlöser,
Befreit uns von der Last,
Die dieses Land gedrucket,
Es ganz und gar verschlucket
Und ausgesogen bis aufs Blut.

Da mußten wir stets laufen
Nach Zetteln und sie kaufen,
Wenn was kam in die Stadt.
Gott ändert jetzt die Sachen,
Wir sind aus ihrem Rachen,
Wie ist es nun so gut gemacht!“

Später, als die Leute mit dem preußischen Adler bekannt wurden, meinten sie, der Adler habe nur einen Kopf und Hals, der werde wohl nicht so viel fressen als der vorige, welcher zwei Köpfe hatte.

Anders freilich sah es in den höheren Kreisen aus. Von einer wirklichen Anhänglichkeit an Österreich war in denselben allerdings nicht die Rede, aber für preußische Sympathien war der Boden noch ungünstiger. Die großen Kaufleute wußten, daß sie durch den Anschluß an Preußen in die Lage kommen

würden, gleichsam von vorn anzufangen und sich neue Absatzwege eröffnen zu müssen, nachdem sie erst kürzlich für ihren Handel durch den erleichterten Verkehr mit den übrigen österreichischen Erblanden für schwere Einbußen Ersatz gefunden hatten. Den Bürgern, die thatsächlich eine fast republikanische Selbstständigkeit genossen, mußte die straffere Art preußischer Staatsform wenig zuträglich erscheinen. Nur wenige wünschten die preußische Herrschaft offen herbei, die meisten schwebten in großer Angst und Ungewißheit und äußerten sich, um nicht in Verlegenheit zu kommen, gar nicht. Wie konnten sie sich auch für Preußen äußern, da sich die Verhältnisse jeden Tag ändern konnten, und dann mußten sie sich die Rache Österreichs gefallen lassen! Der Breslauer Magistrat spielte deshalb ein zweideutiges Spiel nach Preußen und Österreich hin.

Da kam der Tag von Mollwitz. Die Freunde Friedrichs sprachen in der Stadt mit Aufregung und Begeisterung. [Als aber weitere Nachrichten über Friedrichs glücklichen Waffengang ausblieben, sprachen sich wieder die österreichisch Gesinnten freier aus und erhoben ihre Köpfe; und als zwei schwerverwundete preußische Soldaten im Kloster der barmherzigen Brüder nach einem protestantischen Geistlichen verlangten, meinte der Magistrat, das sei wider die Neutralität.

Allmählich begann das Treiben in Breslau auch den König in seinem Feldlager zu beunruhigen. Breslauer Damen aus der Aristokratie, meist aus Böhmen und Österreich gebürtig, zettelten eine Verschwörung gegen die Preußen an und suchten Breslau den Österreichern in die Hände zu spielen. Friedrich mußte seinen Feinden zuvorkommen, und um nicht unnütz Blut zu vergießen, brauchte er eine Kriegslist. Die Truppen der Preußen in der Nähe der Stadt Breslau wurden in aller Stille vermehrt und dann die Stadt überrumpelt.

Am 10. August 1741 morgens um 6 Uhr fuhren zum Ohlauer und zum Sandthore Fuhrmannswagen in die Stadt, welche auf den Zugbrücken hielten, als ob etwas am Wagen gebrochen sei, und so das Aufziehen der Brücken verhinderten. So konnte das preußische Kriegsvolk überall ungehindert eindringen; die Soldaten verteilten sich auf die Wälle und entwaffneten die Bürgerwache ganz freundlich und mit Lachen, jedenfalls ohne irgendwo Widerstand zu finden. Auf dem Ringe trafen die von allen Thoren herbeieilenden Truppen, Infanterie und Kavallerie, an 5000 Mann stark, zusammen. Die Hauptwache auf dem Ringe wurde ohne Mühe entwaffnet, an den Ecken aller auf den Ring mündenden Straßen wie auch an sonstigen Hauptknotenpunkten der Stadt wurden Kanonen aufgepflanzt, neben denen Soldaten mit brennenden Lunten standen, Reiterpatrouillen durchzogen die Stadt: nirgends hat sich eine Hand zum Widerstand erhoben, kein Tropfen Blutes ist geflossen, in wenig Stunden war alles beendigt.

Der Neutralitätsvertrag hatte so allerdings recht schnell sein Ende gefunden, die österreichische Partei stellte in ihrem Ingrimme die Besetzung Breslaus auf eine Stufe mit der schmachvollen Okkupation Straßburgs durch Ludwig XIV.; aber Friedrichs Verfahren erscheint vollständig gerechtfertigt, dieser Schritt als ein Akt politischer Notwehr, wenn man die so sehr zweideutige Haltung des Breslauer Magistrates in Erwägung zieht.

In Breslau beeilte man sich, den neuen Stand der Dinge sogleich rechtlich anerkennen zu lassen. Der Leiter der ganzen Unternehmung, Schwerin, hatte schon um 8 Uhr den Magistrat sowie die Ältesten der Kaufmannschaft und

der Zünfte aufs Rathaus beschieden, und als die Herren in voller Amtstracht sich dorthin begaben, trafen sie an den Ecken des Ringes aufgestellte Geschütze. Auch auf der großen Freitreppe des ehrwürdigen Rathauses schritten sie an den strammen Gestalten preußischer Grenadiere vorbei, die mit stummer Beredsamkeit den Ernst der Situation verkündeten. Unter diesem Eindrucke leisteten die Herren auch ohne jede Schwierigkeit die von ihnen verlangte sofortige Huldigung und den Eid der Treue. Als Schwerin, der den Akt der Eidesleistung mit einem Hoch auf den König beschlossen hatte, das Rathaus verließ und von der Freitreppe die wogende neugierige Menge erblickte, die sich unbekümmert um die drohenden militärischen Anstalten auf dem Ringe versammelt hatte, brachte er noch einmal ein Vivat Fridericus aus, das dann gleichfalls seinen Widerhall fand.

Um 1 Uhr ritt der Feldmarschall auf den Salzring, auf den die 750 Stadtsoldaten mit ihren Offizieren, alle nur mit dem Seitengewehre bewaffnet, beschieden waren. Denselben wurde in aller Kürze eröffnet, der König beabsichtige, sie nun in seinen unmittelbaren Dienst zu nehmen, und es wurden ihnen die Kriegsartikel und der Fahneneid vorgelesen. Als sie nun erfuhren, daß sie fortan dem König allezeit zu Wasser und zu Lande getreulich zu dienen hätten, so erregte zwar diese weite Ausdehnung ihrer Wehrpflicht bei den nicht übermäßig streitbaren Wächtern des Breslauer Gemeinwohles einigen Schrecken; als man sie jedoch beruhigte, es werde nicht beabsichtigt, sie zu scharfen Attacken auswärts zu verwenden, sondern sie bei der Stadt zu belassen, nahmen sie gefaßter jeder seine zwei Zehngröschler (50 Pfennige), um des neuen Kriegsherrn Gesundheit zu trinken. Aus ihnen wurde der Stamm eines Garnisonregiments gemacht, die Offiziere traten in die preußische Armee über, die Bürgermiliz hörte ganz auf.

Der bedeutungsvolle Tag verging ganz ruhig, obwohl die preußischen Soldaten, deren musterhafte Mannszucht sonst alle Berichte ohne Ausnahme rühmen, im Ratskeller, dem Bitterbierhause und den sonstigen altberühmten Lokalen recht fröhlich waren und muntere Lieder sangen.

Am folgenden Tage leistete die protestantische Geistlichkeit willig die Huldigung; die katholische dagegen (der Fürstbischof war außer Landes) antwortete mit einer verhüllten Weigerung, als Schwerin sie fragte, ob sie Friedrich als ihren König anerkennen wolle. Zwar gaben die Breslauer Klöster einen Tag später nach und leisteten die Huldigung, die Domherren jedoch blieben bei ihrer Weigerung, weil sie die österreichische Armee fürchteten; doch holten sie später bei der Landeshuldigung das Versäumte nach.

Am Sonntag nach der Besitzergreifung wurde in allen Kirchen Breslaus ein Dankgottesdienst abgehalten.

Freilich fühlten nun die Breslauer bald, daß sie nicht mehr den österreichischen Herrn hatten. Als am 10. August abends die Thorschlüssel zum erstenmal nicht auf dem Rathause, sondern auf der Kommandantur abgegeben werden mußten, erklärte der Rat, er hoffe, daß alles bald wieder in den alten Stand kommen werde. Als dies nun nicht geschah, sondern das Festungskommando mit allerlei Forderungen hervortrat, wurde dies mit Befremden und Widerstreben aufgenommen. Was hier so unangenehm überraschte, war nicht nur die ungewohnte Notwendigkeit, das Militär, das bisher in Breslau eine so untergeordnete Stellung eingenommen hatte, als herrschende Macht

anzuerkennen und seine Interessen selbst denen des gewerblichen Verkehrs vorangestellt zu sehen; es war schon der Zwang eines schnellen und pünktlichen Gehorsams, den man in der österreichischen Zeit nicht gelernt hatte. Man mußte durchaus den alten Gewohnheiten entsagen, man durfte sich nicht mit den Beamten der Regierung in Unterhandlung einlassen, sondern sollte pünktlich und schnell gehorchen. Diese Zerstörung der alten Sitten und Gewohnheiten erzeugte zunächst ein lebhaftes Gefühl der Unbehaglichkeit; man fing an, wie ein Berichterstatter aus damaliger Zeit schreibt, einzusehen, daß die brandenburgischen Hosen doch noch enger säßen als die böhmischen. Friedrich gab den Breslauern in der Person des Kriegsrates Blochmann einen neuen Ratsdirektor, der den Bürgern bald zeigte, daß das Ende des freistädtischen Breslau herangekommen war. Einrichtungen, die beinahe ein halbes Jahrtausend bestanden hatten, erloschen jetzt; die alte Form der Verfassung, die einst unter den piastischen Herzogen sich gebildet und allen Wechsel der Dynastien überdauert hatte, zerbrach fast geräuschlos in der Hand des großen Hohenzollern. Wie die Breslauer Stadtverfassung verschwand um dieselbe Zeit die schlesische Ständeverfassung, ein gleichfalls altes, ehrwürdiges Gebäude. Die ganze Besitzergreifung fand ihren Abschluß in der feierlichen Landeshuldigung, welche im Fürstensaale des ehrwürdigen Breslauer Rathauses stattfand. Am Abend der Huldigung (am 7. November) wurde in der Stadt illuminiert, was, da es ohne jede offizielle Anregung zustande kam, immerhin als ein Zeichen günstiger Gesinnung der Einwohnerschaft angesehen werden darf.

Auch eine Medaille zur Erinnerung an die Huldigung wurde geschlagen. Sie zeigte auf der einen Seite das Brustbild Friedrichs mit der Umschrift: „Fridericus Borussorum Supremus Silesiae Inferioris Dux“. Auf der andern Seite war Schlesien als eine mit dem schlesischen Adler geschmückte Frauensperson dargestellt, die dem König von Preußen eine Krone anbietet; diese Seite hat die Umschrift: „Justo Victori“. Von diesen Medaillen wurde eine größere Anzahl verschenkt; auch erhielten sie mehrere Offiziere, besonders diejenigen, welche bei Mollwitz mitgefochten hatten, und Friedrich der Große ließ ihnen sagen, er schicke ihnen diejenige Medaille, zu welcher sie den Stempel gemacht hätten.

Die Gesinnung des Königs trat in jenen Tagen deutlich und charakteristisch hervor. Er verbot die Kanonensalven, weil man Pulver sparen müsse; er verwarf die Ausschmückungen des Huldigungssaales als unnötig; er wies das ihm angebotene Geschenk von 100000 Thalern zurück, um zu zeigen, daß für dergleichen „Geschenke“, die entschieden in das Gebiet der Bestechlichkeit fielen, im preußischen Rechtsstaate kein Raum sei; er richtete am Tage nach der Huldigung an die höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger der neuen Provinz eine Ansprache, durch welche er seine neuen Unterthanen über seine Absichten belehrte. Mit fester Energie und ohne Schonung machte sich der König daran, Schlesien, und besonders Breslau, mit seinen alten Staaten aufs engste zu vereinigen. Die Breslauer wurden aus einer gewissen Gedankenlosigkeit in eine frische Bewegung auf allen Gebieten hineingetrieben. Friedrich der Große gab auf diese Weise den Breslauern ein Vaterland. Gleichgültig kehrten sie in der Stunde der Gefahr der alten Verbindung mit Österreich den Rücken; aber an Preußen haben sie stets treu festgehalten, wenn auch schwere Drangsale über die Monarchie hinzogen.

Breslau während des Siebenjährigen Krieges. Schon lange bevor man auswärts an einen dritten Krieg zwischen Friedrich und Maria Theresia dachte, zeigten sich in Breslau die Vorboten desselben. Im Monat Mai 1756 wurden die Schanzarbeiten wieder angefangen, vor den Thoren Häuser eingerissen, Rekruten eingestellt. Die ersten Siege der Preußen wurden der Stadt und dem Dome durch 15 blasende Postillione bekannt gemacht, abends wurde mit allen Glocken geläutet und am folgenden Sonntag fand in allen Kirchen unter Kanonendonner Dankgottesdienst statt.

Nach der unglücklichen Wendung der preußischen Angelegenheiten durch die Schlacht bei Kollin hatte der Herzog von Bevern Schlesien zu decken. Am 22. November 1757 standen bei Breslau den 30000 Preußen 80000 Österreicher gegenüber. Beide Armeen rangen miteinander in furchtbarem Feuer. Als die Kaiserlichen schon triumphierten, eilte ihnen Bevern mit der grimmigsten Erbitterung über die Leichen hin noch einmal entgegen; aber er mußte dem österreichischen Führer, dem Prinzen von Lothringen, nachdem er 6200 Tote und 3000 Gefangene verloren hatte, das Feld lassen und sich durch Breslau zurückziehen. Auf einer Rekognoszierung wurde er gefangen genommen, und nun übernahm der General von Kyau den Oberbefehl über das Bevernsche Korps, das sich zurückzog, um sich mit dem aus Sachsen kommenden Könige zu vereinigen.

In Breslau glaubte sich der Kommandant, General von Leßwitz, mit seiner 3000 Mann starken Besatzung nicht halten zu können und schloß höchst übereilt eine Kapitulation, infolge deren er mit seinen Truppen freien Abzug erhielt. Dies Verfahren des Generals, der ohne Not die Hauptstadt der Provinz, die mit ungeheuren Vorräten aller Art angefüllt war, überlieferte, erzürnte den König so sehr, daß er den Schuldigen zur Kassation und zu mehrjährigem Festungsarrest verurteilte.

Breslau war nun wieder österreichisch, und die Freunde der Kaiserin sahen ihre lange genährten Hoffnungen erfüllt. Indes dauerte die österreichische Herrschaft nicht lange. Die unmittelbare Folge des berühmten Sieges bei Leuthen war die Belagerung Breslaus von preußischer Seite, die schon am 7. Dezember begann. Der Prinz Karl von Lothringen, der voraussetzen konnte, der König werde das so wenig haltbare Breslau gewiß nicht in seiner Gewalt lassen, ließ 18000 Mann als Besatzung und 5000 Verwundete in der Stadt zurück und entzog diese Mannschaften, die er ohne Überlegung dem Sieger in die Hände spielte, seiner schon ansehnlich geschwächten Armee. Schon am 7. Dezember verjagte der König die Panduren aus den Vorstädten, am 10. dieses Monats wurden Schanzen errichtet am Kloster der barmherzigen Brüder und auf dem Mauritiuskirchhofe. Die Beschießung richtete viel Schaden in der Stadt an. Am 19. Dezember kapitulierte die Festung, und 18000 Soldaten mußten das Gewehr strecken. Es wurden 13 Generale und 700 Offiziere zu Kriegsgefangenen gemacht, und Friedrich nahm sein Hauptquartier in Breslau.

Als dann in den Jahren 1758 und 1759 Friedrich große Verluste erlitten hatte, geriet im Jahre 1760 Breslau in neue Gefahr. Wie mutig die Stadt damals Tauentzien gegen Laudon verteidigte, wissen wir bereits (S. 298). Im Jahre 1761 verschlimmerte sich die Lage des Königs noch mehr durch die Vereinigung der Russen und Österreicher, die er nicht hatte verhindern können.

Auch Schweidnitz ging verloren. Den Winter von 1761 zu 1762 brachte der König in seinem wieder aufgebauten Schlosse in Breslau zu, um seiner Armee nahe zu bleiben. Hier war es, wo er ohne Beistand und ohne Hoffnung seinem Untergange gelassen entgegensah und nur zuweilen dem innern Schmerze durch den Ton seiner Flöte Ausdruck gab. Sein Stern schien erlöschen zu wollen, denn von seinen Gegnern hatte er auf keine Großmut zu hoffen.

In dieser hoffnungslosen Zeit starb die russische Kaiserin Elisabeth. Ihr Nachfolger, Peter III., schloß mit Friedrich Frieden und bald darauf sogar ein Bündnis. Breslau war damals der Schauplatz wichtiger Ereignisse, der Aufenthalt merkwürdiger Personen. Die Österreicher wollten den Nachrichten über Friedrichs Allianz mit Peter keinen Glauben schenken; und als Tschernitscheff mit andern russischen Generalen in einem großen Aufzuge nach Breslau kam, behaupteten die gefangenen österreichischen Offiziere, das sei alles nur Blendwerk, und die mit russischen Ordensbändern gezierten Befehlshaber seien verkleidete preußische Offiziere.

Die Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember 1757. Was der General von Leßwitz hingab, als er so schnell am 24. November 1757 Breslau den Österreichern opferte, hat er wohl selbst nicht recht bedacht. Friedrich aber wußte, daß er den Krieg nicht mit Erfolg weiter führen konnte, wenn er nicht zuvor Breslau wieder in seinen Besitz brachte. Er beschleunigte seinen Marsch nach Schlesien, legte mit seinem Heere in 16 Tagen 41 Meilen zurück und kam am 28. November nachmittags in Parchwitz an, wo er bis zum Morgen des 4. Dezember verweilte zur Sammlung, Erfrischung und Ermutigung seines Heeres. Hier erwartete er den General Zieten, dem er das Kommando des Bevernschen Korps übertragen hatte. Schon am 3. Dezember vereinigten sich beide Heere, die nun zusammen nur 32000 Mann ausmachten. Dazu kam, daß es Friedrich an Geschütz fehlte, denn Breslau und Schweidnitz, Festungen, aus denen er seine Artillerie nehmen zu können gehofft hatte, waren in den Händen der Feinde. In seiner Not ließ er durch Zieten von den Wällen von Glogau zehn schwere zwölfpfündige Kanonen und sieben Mortiers herbeischaffen, die ihm dann in der Schlacht vortreffliche Dienste leisteten und unter dem Namen „Brummer“ bekannt wurden. Eine Freude war es für den König, daß seine Truppen guten Mutes waren und viele Überläufer vom Feinde zu ihm kamen, die lieber unter ihm, als im Glücke der Österreicher kämpfen wollten. Am Nachmittage des 3. Dezember versammelte er alle Generale in Parchwitz um sich und hielt an sie eine Anrede, welche noch nach Jahren diejenigen begeisterte und zu Thränen rührte, die sie gehört hatten. Es war die Sprache der Wahrheit und das Erzeugnis einer Gemütsstimmung, die jeden Ton unmittelbar zum Herzen des Hörers trug.

Die Österreicher hatten 85000 Mann, die durch die von ihnen errungenen Erfolge gehoben in einer fast unangreifbaren Stellung dicht bei Breslau standen. Der oberste Befehlshaber derselben war Prinz Karl von Lothringen, ein Mann von feurigem Mute und nicht ohne Feldherrntalent. Ihm zur Seite stand der Graf Daun, ein besonnener und tapferer General, ein Meister in der Wahl sicherer Stellungen, höchst berechnend und sorgsam für die Verpflegung seiner Truppen, aber nicht ein Freund von raschem und kühnem Vorgehen. Beide

Männer standen sich also schon ihrer Natur nach schroff gegenüber, und so waren sie auch oft in ihren Ansichten über die Führung des Krieges verschieden. Daun wollte jetzt in dem festen Lager bleiben und die Bewegungen des Königs abwarten; der Prinz Karl aber, dem unerfahrene Schmeichler zustimmten, meinte, man müsse dem Feinde entgegengehen, und seine Meinung drang im Kriegsrate durch. Die Österreicher verließen alsbald ihre feste Stellung und gingen in der Richtung nach Parchwitz; einige Abteilungen kamen bis Neumarkt. Als Friedrich dies erfuhr, war er voll Zuversicht und sagte mit großer Heiterkeit: „Der Fuchs ist aus seinem Loche gekrochen; nun will ich auch seinen Übermut bestrafen.“

Am 3. Dezember war alles zum Aufbruch bereit; am nächsten Morgen erfolgte der Abmarsch nach Neumarkt zu. An diesem Tage bemächtigte sich der König in der Stadt der österreichischen Feldbäckerei mit allem, was dazu gehörte, und 80000 Brotportionen. Am 5. Dezember brach Friedrich noch bei dunkler Nacht früh um 4 Uhr von Neumarkt auf und begab sich zur Vorhut, die sich so formierte, daß die Reiterei voranging und das Fußvolk folgte. Der Morgen war trübe und nebelig, die Stimmung des Heeres feierlich.

Es fing eben an zu dämmern, als die beiden Heere sich einander zu Gesicht bekamen. Die Österreicher standen in unübersehbaren, ungeheuren Linien und konnten kaum ihren Sinnen trauen, als sie die kleine Schar der Preußen zum Angriff heranrücken sahen.

Die feindliche Schlachtlinie war fast eine ganze Meile lang; Friedrich konnte nur siegen, wenn er es verstand, seine geringe Truppenzahl durch schnelle und kräftige Verwendung gleichsam zu verdoppeln. Zunächst wurden drei sächsische Kavallerieregimenter von der preußischen Reiterei angegriffen und völlig geschlagen; der sächsische Führer, Graf Nostitz, fiel mit Wunden bedeckt den Preußen in die Hände und starb am 7. Januar in Breslau.

Als Friedrich seine Feinde aufgestellt sah, sagte er sich sogleich, daß sie einen großen Fehler gemacht hatten, weil von ihnen ein Terrain gewählt war, das, wie sie wußten, ihm durch mehrere Manöver, die er dort abgehalten hatte, bekannt war. Er entwarf alsbald seinen großartigen Schlachtplan: Der linke Flügel der Feinde mußte mittels der sogenannten schiefen Schlachtordnung angegriffen, zuvor aber auf den rechten Flügel ein Scheinangriff gemacht werden. Graf Luchesi, der den rechten Flügel der Österreicher befehligte, glaubte ganz sicher, als er die ersten Unternehmungen der Preußen wahrnahm, daß es auf ihn abgesehen sei, trotzdem ihm von den Seinigen gesagt wurde, daß seine Stellung durch Gräben, Sümpfe und Seen geschützt sei. Er forderte Verstärkungen für seinen Flügel und erklärte, wenn ihm diese nicht zu teil würden, könne er wegen des unglücklichen Ausganges der Schlacht nicht verantwortlich sein. Da führte Daun selbst ihm die Reserve zu, und ein großer Teil der Reiterei des linken Flügels mußte über eine halbe deutsche Meile in vollem Trabe ebenfalls dahin abgehen. Mit dieser falschen Auffassung des Grafen Luchesi in betreff der Absichten des Königs war der erste wesentliche Grund zu dem glänzenden Siege, den Friedrich erfocht, gelegt worden.

Als Friedrich merkte, daß er die Österreicher in die Irre geführt hatte, rückte er mit den Truppen, welche wirklich angreifen sollten, nicht weiter vor, sondern ließ sie parallel mit der österreichischen Front hinter Hügeln nach dem

linken Flügel marschieren. Nun glaubten die Österreicher, der König habe ihre Stellung zu stark gefunden und wage keine Schlacht. „Die guten Leute paschen ab, lassen wir sie doch in Frieden ziehen“, sagte Daun. Nadasdy aber, der Oberbefehlshaber des linken Flügels, sah bald die preußischen Kolonnen hinter den Hügeln hervorkommen und wußte, daß sein Heer angegriffen werden sollte. Mehr als zehn hintereinander abgeschickte Boten mußten dem Prinzen Karl die augenscheinliche Gefahr melden. Dieser befand sich in der größten Verlegenheit, da die Berichte von zwei seiner vornehmsten Feldherren gerade entgegengesetzt waren. Als Nadasdy erhört wurde, war es zu spät.

Gegen 1 Uhr, als nur noch vier Stunden des kurzen Dezembertages übrig waren, gab der König den Befehl zum Angriff. In einem spitzen Winkel dringen die Preußen in einzelnen Abteilungen (en échelon) schnell einander folgend auf den linken Flügel ein und werfen in gewaltiger Kriegswut alles über den Haufen. So oft auch frische Regimenter heranrückten, sie wurden zurückgeschlagen, die Reihen gesprengt. Die kaiserlichen Kürassiere wurden durch die preußische Reiterei aus dem Felde geschlagen. Viele Tausende der Österreicher konnten zu keinem Schusse kommen; sie mußten mit der Masse fliehen. So gingen die Preußen vorwärts bis zum Dorfe Leuthen, das die Österreicher besetzt hielten. Hier entbrannte der Kampf am gewaltigsten; denn sobald sich die „Berliner Wachtparade“ dem Dorfe näherte, spieen die Schießscharten Tod und Verderben. Dichter Kugelregen drang von allen Seiten in die preußischen Reihen, die schon begannen mutlos zu werden und mit sich überlegten, ob sie nicht besser thäten, das Dorf aufzugeben, als der Hauptmann von Möllendorf sich an die Spitze der Garde stellte und rief: „Jetzt wollen wir zeigen, was wir können! In fünf Minuten muß das Dorf uns gehören! Ein schlechter Kerl ist, wer einen Schritt rückwärts thut!“ Durch den Kugelhagel hindurch drang Möllendorf mit den Seinigen gegen das Kirchhofsthor, das eingeschlagen wurde. Der Eingang ins Dorf und somit das Dorf selbst war gewonnen. Allein der Kampf um Leuthen ist noch nicht beendet. Hinter dem Dorfe setzen sich die Österreicher von neuem fest. Dort stehen die geworfenen Regimenter zu einem Knäuel zusammengeballt, zur äußersten Anstrengung entschlossen. Der Kampf wütet mörderisch. Erst nach 4 Uhr, als der Graf Luchesi, dessen Truppen noch kein preußisches Feuer an diesem Tage geschmeckt hatten, vom rechten Flügel herbeieilte und bald geschlagen war, hielt die österreichische Infanterie nicht mehr aus. Die Soldaten wichen aufgelöst nach der Gegend von Lissa. Die Preußen machten auf dem Schlachtfelde 21500 Gefangene und eroberten 134 Kanonen und 50 Fahnen. Die Österreicher hatten gegen 10000, die Preußen über 6000 Tote und Verwundete.

Am Abende brach Friedrich mit einem kleinen Trupp nach Lissa auf. Das ermüdete Heer blieb auf dem Schlachtfelde, und viele der tapfern Soldaten sanken vor Hunger, Frost und Mattigkeit auf den feuchten Boden hin. Gegen 7 Uhr abends war der König mit seiner kleinen Truppenabteilung in die Nähe des Fleckens Lissa gekommen und ritt selbst nach dem Schlosse, dessen Besitzer, Baron Mudrach, er als seinen treuen Anhänger kannte, während die Soldaten die Brücke des Ortes besetzen sollten. Er stieg unbesorgt vor dem Hause ab. Als er eintrat, fand er sich jedoch von einer großen Menge österreichischer Offiziere, die hier Zuflucht und Erholung gesucht hatten, umgeben.



Zu Breslau im Frühling 1813.

Mit der an ihm oft bewunderten Gegenwart des Geistes begrüßte er die Erstaunten mit den Worten: „Bon soir, Messieurs. Gewiß haben Sie mich hier nicht erwartet. Kann man hier noch unterkommen?“ Die Offiziere, durch diesen sicheren Ton irre gemacht, glaubten, er habe eine größere Truppenmasse bei sich, ergriffen dienstfertig die Lichter und leuchteten dem König hinauf in eins der Zimmer. Friedrich unterhielt sich mit ihnen, bis immer mehr von seinen Truppen nachgekommen waren und die Offiziere gefangen genommen werden konnten.

Breslau im Frühjahr 1813. Als Napoleon, der gemachte Kaiser der Franzosen, dessen Schöpfungen beim ersten Sturm zusammenbrachen, während Friedrichs des Großen Bau Jahrtausende überdauern wird, wie ein Lavastrom verheerend und sengend sich über Deutschland ergoß, wurde auch Breslau im Jahre 1806 in Verteidigungszustand gesetzt, die Garnison verstärkt und mit Lebensmitteln versehen. Am 6. Dezember kam der französische General Vandamme mit den Belagerungstruppen, welche hauptsächlich aus Bayern und Württembergern bestanden, vor der Stadt an, und sogleich begann das Feuer an den Wällen. Der Kommandant schien Breslau aufs äußerste verteidigen zu wollen und ließ die Häuser der Vorstädte abbrennen, damit sich der Feind nicht in ihnen festsetzen sollte. Vom 10. Dezember an wurde die Beschießung der Stadt mit schwerem Geschütz heftig und für die Stadt so verderblich, daß die Einwohner in Keller und Gewölbe flüchteten. Viele suchten ein Unterkommen im Schweidnitzer Keller und im Fürstensaale auf dem Rathause. Zwei Kirchen und mehrere Wohnhäuser brannten nieder; viele Bürger wurden getötet oder verwundet. Am 26. Dezember war Waffenstillstand, und es wurde Kriegsrat gehalten, weil der Feind die Übergabe gefordert hatte. Weil aber eine Deputation von Bürgern erklärt hatte, die Bürger seien bereit, alles für König und Vaterland aufzuopfern und die Besatzung nach Kräften mit allen Bedürfnissen zu unterstützen, sprachen sich die Offiziere gegen die Übergabe aus, und es wurde beschlossen, die Verteidigung fortzusetzen.

Unterdessen hatte der Fürst von Pleß in Oberschlesien ein kleines Heer von 8000 Mann gesammelt und suchte Breslau zu entsetzen. Er kam auch bis in die Nähe der Stadt, sein Plan wurde aber verraten; Vandamme ging ihm entgegen und schlug ihn bei Ataschin. Die Breslauer hatten sein Herannahen nicht gemerkt und keinen Ausfall gemacht. Jetzt wurde die Belagerung immer hitziger, die Leiden der Bürger immer größer. Am 5. Januar 1807 wurde die Kapitulation abgeschlossen. Die Festung mußte dem Feinde übergeben werden, und die Besatzung wurde zu Kriegsgefangenen gemacht. Am 7. Januar erfolgte die Übergabe, und am 8. Januar hielt Hieronymus, der Bruder Napoleons, in Breslau seinen Einzug. Alle Häuser wurden mit Einquartierung belegt und eine Kontribution von 5 Millionen Thalern vom Breslauer Regierungsbezirk gefordert. Die Festungswerke wurden zerstört und 2000 Landleute mußten an der Niederreißung und Abtragung derselben arbeiten.

Nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit begann die Thätigkeit des edlen Freiherrn von Stein und des geistvollen Generals von Scharnhorst ihre Früchte zu tragen; denn nachdem die „große Armee“ Frankreichs beinahe gänzlich auf den Schneefeldern Rußlands elend umgekommen war, verlegte, um freier handeln zu können, der König Friedrich Wilhelm III. im Januar 1813 seine

Regierung von Berlin nach Breslau, wohin er Scharnhorst berief, damit er die militärischen Angelegenheiten leite, und wo sich auch in aller Stille der Freiherr von Stein einfand. In Breslau trafen bald alle die Helden des Freiheitskrieges, Blücher, Gneisenau, Knesebeck und andre, zusammen; Breslau wurde die Stadt, von welcher die Erhebung und Rettung des Staates ausging. In Breslau zog am 15. März 1813 der russische Kaiser Alexander ein, nachdem er am 28. Februar mit dem Könige von Preußen einen Bund zur Befreiung Deutschlands und Europas von der Fremdherrschaft geschlossen hatte, und die Herzen aller Einwohner schlugen ihm voll entgegen. Von Breslau aus erging am 16. März Preußens Kriegserklärung an Frankreich und am 17. März des Königs ewig denkwürdiger „Aufruf an mein Volk", der überall mit der größten Begeisterung aufgenommen wurde. Zahlloses Volk war damals in Schlesiens Hauptstadt. Um das königliche Schloß sammelten sich die jungen, freudig bewegten Männer und zeigten durch Hurrarufe, daß sie ihren König liebten. In Breslau stiftete auch Friedrich Wilhelm III. den Orden des eisernen Kreuzes zur Belohnung der Tapferkeit in dem bevorstehenden harten Kampfe.

Leider war über die Verhandlungen in Breslau zu viel Zeit dahingegangen. Früher als die Verbündeten war Napoleon mit seinen Rüstungen fertig; er eilte mit einem neuen Heere herbei und drohte vermessen, der preußische Name solle gänzlich ausgelöscht werden aus der Reihe der Völker. Aber Gott hat es anders gewollt. Waren auch die vereinigten Preußen und Russen in den ersten Schlachten nicht entschieden Sieger, so merkte doch Napoleon bald an der Kühnheit und Todesverachtung der jungen preußischen Krieger, daß ihm diesmal sein Vorhaben nicht so leicht gelingen werde. Der General Schuler, der mit einer Heeresabteilung Breslau decken sollte, stand an der Weistritz. Da aber die Hauptmacht der Franzosen gegen ihn vordrang, so mußte er sich näher nach Breslau heranziehen. Am 31. Mai kam es bei Neukirch zu einem heftigen Gefecht, in welchem die Preußen 120, die Franzosen aber 800 Mann verloren. Wenn sich auch General Schuler am folgenden Tage bis Ohlau zurückziehen mußte, so war doch Breslau vor einem plötzlichen Überfalle bewahrt worden.

Am 1. Juni 1813 zogen die Franzosen unter dem Befehle des Marschalls Ney zum zweitenmal in Breslau ein, besetzten die Thore und lagerten sich auf dem Markte und in den Straßen. Gegen die Bewohner benahmen sie sich mit ängstlicher Höflichkeit, und in die Häuser kamen sie nur, wenn sie einen Trunk begehrten. Ihre Mannschaften waren auch nicht geeignet, Schrecken einzujagen; sie waren meist sehr junge Leute, schlecht bekleidet und so ermüdet, daß sie auf das Straßenpflaster hinsanken, sobald es ihnen gestattet war. Man staunte in Breslau über dieses ungewohnte Betragen der Feinde. Es hatte aber seinen Grund darin, daß sie einerseits die Erhebung des Landsturmes, d. h. einen Überfall fürchteten, anderseits den strengsten Befehl vom Kaiser hatten, nicht feindlich aufzutreten, damit sie den Waffenstillstand, den er wünschte, nicht hinderten.

Dieser Waffenstillstand, welcher auf sechs Wochen geschlossen wurde, befreite die Stadt Breslau von den feindlichen Gästen. Sie verließen am 11. Juni die Stadt und zogen sich nach Liegnitz zurück, weil die Bestimmung getroffen war, daß Breslau und das benachbarte Gebiet während dieser Zeit von keinem der beiden Heere betreten werden sollte. Seit dieser Zeit hat die Stadt keinen Feind mehr gesehen.



Breslau.

Kaiser Wilhelm in Breslau im Jahre 1882. Wie treu Schlesien, und besonders Breslau, zu den Hohenzollern hält, das kann der beurteilen, der in der letzten Hälfte des August und in der ersten des September 1882 in Breslau weilte. Im August besagte das Leben und Treiben in den Straßen der Hauptstadt Schlesiens, mit welcher freudigen Begeisterung die Bürger ihrem kaiserlichen und königlichen Herrn entgegenharrten. Nicht allein hingebende Treue und Verehrung für das angestammte Herrscherhaus, dankesvolle Anerkennung hohen Strebens, glorreicher Thaten und landesväterlicher Fürsorge brachte man dem Kaiser entgegen; sondern es zeigte sich auch das Gefühl, das mehr oder weniger in alle Kreise des Volkes gedrungen ist, daß der Name des Kaisers Wilhelm des Siegreichen zu den glänzendsten zählt, von denen die Geschichte berichtet, daß Sage und Dichtung ihn preisen werden, wie nur je einen Helden, daß seine typische Gestalt fortleben wird in unsres Volkes Überlieferungen gleich derjenigen Karls des Großen, des schwäbischen Rotbarts und Friedrichs des Einzigen. Eine pietätvolle Bewunderung konnte das scharfe Auge des greisen Monarchen aus jedem Antlitz herauslesen, das in Breslau zu ihm aufschaute. Der Kaiser gedachte damals gewiß lebhaft jener Tage, in denen er als sechzehnjähriger Jüngling an der Seite seines Vaters in Breslau weilte und von hier aus jener alle Herzen entflammende Aufruf „An mein Volk" erging.

Die Fenster seines Schlosses gehen nach dem bis heute noch unverändert gebliebenen Platze hinaus, auf welchem damals Friedrich Wilhelm III. die Blüte der schlesischen Jugend, die ihm in der Waffenkleidung vorgeführt wurde, militärisch begrüßte.

Am Abend des 5. September 1882 zog Kaiser Wilhelm, umgeben von den Prinzen seines Hauses, mit glänzendem Geleite in Schlesiens Hauptstadt ein. Was im September 1875 während der Kaisertage man kaum zu hoffen gewagt hatte, wurde zur schönen Wirklichkeit. Breslau sah den erhabenen Herrn noch einmal wieder in voller Lebensfrische und Rüstigkeit trotz hohen Alters, sah ihn im Königsschloß residieren, um seiner ernsten, hohen kriegsherrlichen Pflicht, dem Manöver beizuwohnen, zu genügen und die Huldigungen entgegenzunehmen, in welchen die Gefühle und Gesinnungen der hingebenden Verehrung, Liebe und Treue seiner Schlesier ihren beredten und würdigen Ausdruck finden sollten.

Das Bistum Breslau. Als das Christentum in Schlesien eingeführt wurde und die ersten Geistlichen in diesem Lande festen Fuß faßten, wählten sie sich nicht Breslau zu ihrem Wohnsitze, sondern den kleinen Ort Schmogra (S. 5) und später Riczin. Ob diese beiden Ortschaften wirklich je Bischofssitze in dem jetzigen Sinne des Wortes gewesen sind, läßt sich nicht sicher entscheiden; aber es ist wahrscheinlich, daß die Geistlichen, die sich daselbst niederließen, Missionsgeistliche waren, die erst Boden für das Christentum in Schlesien gewinnen wollten. Die Namen der Bischöfe, welche uns überliefert werden und deren Träger in Schmogra und Riczin residiert haben sollen, werden am besten ins Gebiet der Sage verwiesen.

Im Jahre 1000 wird Breslau als Bistumsitz genannt. Von gesicherten Stiftungen, von geordneten Verhältnissen, die durch die ewigen Kriege zwischen

Polen, Böhmen und Deutschen unmöglich waren, verlautet lange wenig. Noch im Jahre 1075 klagte der Papst Gregor VII. über die wirren kirchlichen Verhältnisse in Polen, zu welchem Schlesien thatsächlich noch bis in unser Jahrhundert hinein gerechnet wurde; denn obgleich sich die Zugehörigkeit Breslaus zu dem Erzbistum Gnesen im Laufe der Jahrhunderte immer mehr lockerte, war doch erst E. von Schimonsky (1824—1832) der erste rechtlich nicht mehr unter Gnesen stehende Bischof von Breslau.

Im 12. Jahrhundert befestigte sich das Christentum immer mehr, namentlich durch die von Fürsten und Laien ausgegangene Berufung von Mönchen.

Im Jahre 1108 wurde das erste Kloster des Landes in Gorkau am Zobten gegründet und mit flandrischen Mönchen besetzt. Bald darauf begann die bedeutende Thätigkeit des Grafen Peter Wlast für kirchliche Stiftungen (S. 6). Boleslaw der Lange berief die ersten deutschen Mönche im Jahre 1175 in das Land, und zwar nach Leubus. Das erste Nonnenkloster entstand im Jahre 1202 in Trebnitz. Zwanzig Jahre später wurde Heinrichau gegründet. So entfaltete sich das kirchliche Leben immer mehr nach allen Richtungen hin; die Schenkungen wurden so gehäuft, daß in Trebnitz 1000 Personen Unterhalt fanden, daß das Sandstift in Breslau im Jahre 1250 gegen 40 Ortschaften mit Markt- und Zehntrechten und 52 Kirchen mit ihren Zehnten besaß.

Bis zum 13. Jahrhundert hatten fast alle wichtigeren Mönchsorden und geistlichen Ritterschaften in Schlesien Fuß gefaßt, und die Klöster wußten es durchzusetzen, daß sie wie Staaten im Staate fast von jeglicher Unterordnung und Verpflichtung gegen das Land befreit wurden. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die immer herrlicher sich entfaltende Blüte des Landes zum großen Teil auf den Schultern der Mönche ruhte. So gewann das Bistum, welches das ganze kirchliche Leben umfaßte, schnell an Macht und wurde sehr einflußreich. Der Bischof Nanker trat kühn dem König Johann im Jahre 1339 entgegen (S. 11); vor seinem Nachfolger Pogarell mußten sich Breslaus Bürger demütigen, und der Bischof Wenzel belegte wiederum im Jahre 1381 die Breslauer mit dem Banne (S. 15). Das sind Thatsachen, die uns deutlich die Macht des Bischofs beweisen, wie auch die reichen Einkünfte dem Bistum den Namen des goldenen verliehen.

Die Reformation in Breslau. Johann Heß. Als Luther im Jahre 1517 seinen Kampf mit Tetzel begann, der die Spaltung der Christenheit in Deutschland hervorrief, saß in Schlesien Johann Thurso, ein Mann von ebenso vortrefflichem Charakter als großer Einsicht und Gelehrsamkeit, auf dem bischöflichen Stuhle. Ihm folgte, als der Streit größere Ausdehnung annahm, Jakob von Salza, der nicht duldete, daß die Ablaßprediger in seinem Bezirke herumzogen. Aber seit den ältesten Zeiten war der Magistrat zu Breslau der Gegner des Bischofs und Kapitels: bei Streitigkeiten griff dann der Bischof zum Bann, die Stadt zu den Waffen; oft hatte gemeinschaftliches Interesse auf Jahre Frieden und Bündnis gestiftet, aber nie war der Groll ganz erloschen. So kam es, daß die Lehre Luthers, die dem Bischofe nicht lieb war, bei den Bürgern Beifall fand.

Als Luther am 20. Dezember 1520 dem Papste den Gehorsam aufsagte, entschieden sich viele Bürger Breslaus offen für ihn. Damals war die Pfarre

zu Maria-Magdalena unbesetzt; denn als 1517 der Pfarrer gestorben war, entstanden Streitigkeiten über die Wiederbesetzung des Amtes, so daß nur ein Administrator vom Bischof eingesetzt wurde. Im Jahre 1523 berief der Magistrat in die offene Stelle den Dr. Heß, einen Freund Luthers. Johann Heß wurde am 23. September 1490 zu Nürnberg geboren, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war. Er studierte zu Zwickau, Leipzig und Wittenberg, wurde im Jahre 1511 Doktor der Philosophie und ging nach Schlesien. Im Jahre 1513 war er Sekretär des Bischofs Johann Thurso, bald darauf Erzieher des Prinzen Joachim von Münsterberg-Öls, dann machte er eine Reise nach Italien, wurde 1519 zu Bologna Subdiakon, zu Ferrara Doktor der Theologie, zu Rom 1520 Diakon. Während er noch auf dieser Reise war, machte ihn sein Gönner, der Bischof Thurso, zum Kanonikus und ließ ihn nach seiner Rückkehr zum Priester weihen. Auch der neue Bischof, Jakob von Salza, war ihm gewogen; er rief ihn nach Breslau und stellte ihn als Prediger an der Domkirche an.

Schon damals scheint er seine Neigung zu den Reformatoren, mit denen er Briefe wechselte, verraten zu haben. In Nürnberg, wohin er im Jahre 1522 eine Reise von Breslau aus unternahm, verhehlte er seine Liebe zur Reformation nicht mehr, sondern bekannte sich öffentlich auf der Kanzel als Anhänger Luthers. Dem Bischof war der Abfall eines so gelehrten Mannes und beliebten Predigers unangenehm, dem Magistrat von Breslau sehr erfreulich, denn einen solchen Mann wollte er zum Pfarrer zu Maria-Magdalena haben und wählte ihn. Der Magistrat zeigte seine Wahl dem Bischof an, wartete dessen Bestätigung aber nicht ab, sondern führte den Dr. Heß unter großer Versammlung des Volkes in den Pfarrhof am 21. Oktober 1523 ein und nahm dem damaligen Pfarrverwalter die Schlüssel ab. Am 25. Oktober hielt Heß seine erste Predigt, und die Kaplane wurden aufgefordert, ihn als ihr Oberhaupt anzuerkennen. Heß war ein eifriger Seelsorger, aber er änderte nicht gewaltsam, sondern behielt die überkommenen Gebräuche bei und begnügte sich zunächst damit, das Abendmahl unter beiden Gestalten zu erteilen und durch seine Vorträge seine Zuhörer allmählich auf eine größere Trennung vorzubereiten. Bald wurden bei dem Gottesdienste deutsche Lieder gesungen, und bei der Taufe und dem Abendmahl wurde die deutsche Sprache gebraucht; dann wurde das Fasten jedem freigestellt und die Priester durften in den Ehestand treten. Heß verheiratete sich am 8. September 1525, und mit diesem Schritte hatte er dem Bischof jede Hoffnung auf Wiederherstellung der Einigkeit schwinden lassen. Nach diesem Zeitpunkt wurden auch bald die Wallfahrten, Prozessionen, Weihungen u. dgl. abgeschafft.

Johann Heß blieb im ruhigen Besitze seines Amtes, welches er mit großem Segen verwaltete; besonders sorgte er für die Armenpflege. Gewöhnlich waren damals die Kirchthüren von armen Leuten umlagert. Schon wiederholt hatte Heß von der Kanzel herab die Gemeinde ermahnt, sich dieser Unglücklichen anzunehmen; aber seinen Worten schenkte man kein Gehör. Da weigerte er sich mehrere Sonntage nacheinander zu predigen. Um die Ursache befragt, antwortete er: „Der Herr Jesus Christus liegt vor der Kirchthür; über den mag ich nicht hinwegschreiten.“ Das half. Es wurden Almosenpfleger eingesetzt und Heß an deren Spitze gestellt, die fremden Bettler ausgewiesen und die

hilfsbedürftigen Gemeindeglieder in den Hospitälern versorgt. Seinen Bestrebungen hat Breslau das Allerheiligenhospital zu verdanken. Ein Jahr nach dem Tode Luthers — also im Jahre 1547 — rief ihn der Herr zu sich; er starb mit den Worten: „Ach komm', Herr Jesu!" Vor dem Altare der Maria-Magdalenenkirche liegt er begraben.

Inzwischen war in der Kirche zu St. Elisabeth Ambrosius Moibanus angestellt worden, der in Ingolstadt, Tübingen und Wittenberg studiert hatte, sich durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete, ein Freund Luthers und des Dr. Heß war. Nach dem Tode des Pfarrers zu Maria-Magdalena im Jahre 1547 übernahm er als Pfarrer zu St. Elisabeth die Aufsicht über die Breslauer Kirchen, und so wurde die Kirche zu St. Elisabeth die erste protestantische Haupt- und Pfarrkirche zu Breslau.

Immer mehr breitete sich die neue Lehre in Breslau aus; jetzt haben in der schlesischen Hauptstadt die Anhänger der evangelischen Lehre sechs stattliche Pfarrkirchen.

Die Universität. „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat." Mit diesen denkwürdigen Worten sprach König Friedrich Wilhelm III. bereits wenige Wochen nach dem Tilsiter Frieden den Grundgedanken aus, aus welchem die Wiedergeburt Preußens nach jähem und tiefem Fall hervorgehen sollte und glorreich hervorging. Eine der wichtigsten Schöpfungen, welche dieser Gedanke zu Tage förderte, war die Berliner Universität. Es lag in der Natur der Sache selbst, daß schon der Gedanke der Errichtung einer Universität zu Berlin sofort die Frage hervorrief, was denn neben der neuen aus der alten in dem so überaus nahen Frankfurt an der Oder werden solle. Nebeneinander konnten beide offenbar kaum bestehen, geschweige denn fröhlich gedeihen, und es war klar vorauszusehen, daß Frankfurt ein Aufblühen Berlins nicht hindern, sondern diesem vielmehr über kurz oder lang zum Opfer fallen werde.

Bei den Verhandlungen über die Errichtung einer Universität in Berlin und das Schicksal Breslaus war die Leopoldina in Breslau nicht in Betracht gekommen. Sie war vom Kaiser Leopold I. im Jahre 1702 gestiftet, den Jesuiten unterstellt worden und nie zu voller Entwickelung gelangt. Der Jesuitenorden hatte sich auf die Errichtung einer theologischen und philosophischen Fakultät beschränkt, die Gründung einer juristischen und medizinischen der Zukunft überlassen. Wie kärglich das Institut ausgestattet war, geht schon daraus hervor, daß der Etat auf das Jahr 1810—1811 für das gesamte Personal, den Notarius, Pedell, für die Universitätsfeierlichkeiten zusammen die Summe von 7625 Thalern anweist. Die Professoren unterrichteten meist auch an den Gymnasien, an der Universität allein nur dann, wenn sie für den andern Dienst zu alt und schwach waren. Diese enge Verbindung der Anstalten wirkte natürlich auch auf die Lehrweise der Professoren und auf die von ihnen den Studenten gegenüber geübte Disziplin. Die Studenten mußten die Kollegia in einer vorgeschriebenen Reihenfolge hören und halbjährige Examina bestehen. Durch diese Einrichtung wurden sie in einer geistigen Unmündigkeit erhalten, die gar leicht zur geistigen Bequemlichkeit und Trägheit führte. Kaum war die

Universität Berlin gegründet, als auch das Ministerium daran ging, Breslau zu reformieren. Schon im Winter 1810—1811 wurden Pläne entworfen, unter welchen diejenigen der Verlegung Frankfurts nach Breslau und der Vervollständigung der Leopoldina zur Universität mit zwei theologischen (katholischen und evangelischen) Fakultäten, einer juristischen, medizinischen und philosophischen Fakultät scharf hervortreten. Als die ersten Nachrichten von diesen Absichten des Staates sich verbreiteten, machten sie in Frankfurt und in Breslau einen sehr verschiedenen Eindruck. Dort herrschte Mißmut und Verstimmung, hier allgemeine Freude.

Bereits am 24. April 1811 unterzeichnete Friedrich Wilhelm III. folgende Kabinettsordre: „Da bei der Nähe der Universität in Berlin sich die in Frankfurt nicht länger erhalten kann, wie die Erfahrung jetzt schon hinreichend erweist, und kein Zweifel ist, daß sie sich bald von selbst auflösen würde; da dagegen die Einziehung der geistlichen Güter in Schlesien die dortigen litterarischen und Kunstschätze mehrt, ein zweckmäßigeres Lokal darbietet und die Lage der Provinzen dafür spricht, so setze ich hiermit fest: 1) Die Universität Frankfurt wird nach Breslau verlegt. 2) Zu Michaelis 1811 fangen daselbst die Vorlesungen an.“ Bald nach Veröffentlichung dieser Ordre wurde in Frankfurt gepackt. Die Bücher, naturhistorischen Sammlungen, Akten u. s. w. machten gegen 750 Zentner aus, die auf Kähnen nach Breslau geschafft wurden. Verhältnismäßig wenig Professoren siedelten nach Breslau über, für die zurückbleibenden wurde freigebig gesorgt. In Breslau wurde tüchtig gearbeitet, damit die Vorlesungen zur festgesetzten Zeit in würdiger Weise beginnen könnten. Das Universitätsgebäude wurde eingerichtet, Professoren berufen, die wissenschaftlichen Institute ins Leben gesetzt. Es ist müßig, zu streiten, ob die Universität in Breslau eine Fortsetzung der Frankfurter oder der Leopoldina ist; sie ist zum großen Teile eine neue Stiftung, und mit vollem Rechte steht um das Bildnis Friedrich Wilhelms III. auf dem Medaillon der Kette, welche den Rektor an festlichen Tagen ziert, die Umschrift: Fridericus Guilelmus III, Borussiae Rex, Univ. Litt. Stator.


Christian Garve.

Am 19. Oktober 1811 wurde die Universität feierlich eröffnet, am 21. desselben Monats begannen die Vorlesungen.

Berühmte Breslauer. Von den vielen um Wissenschaft und Kunst höchst verdienten Männern, die in Breslau das Licht der Welt erblickt haben, mögen nur wenige hier erwähnt werden. Der Philosoph Christian Wolf wurde in Breslau am 24. Januar 1679 als Sohn eines Gerbers geboren. Er besuchte in seiner Vaterstadt das Gymnasium zu Maria-Magdalena und studierte in Jena anfangs Theologie, dann Philosophie und Mathematik. In Leipzig wurde er Magister, im Jahre 1706 zu Halle Professor der Mathematik. Nachdem er schnell berühmt geworden war, suchte ihn Peter der Große wiederholentlich nach Rußland zu ziehen; aber Wolf blieb in Halle. Der außerordentliche Ruhm, den er im In- und Auslande erlangte, erregte den Neid seiner Kollegen, von denen mehrere seine erklärten Feinde wurden, da sie fast keine Zuhörer hatten, während sich Wolfs Vorlesungen eines zahlreichen Zuspruchs erfreuten. Die erbitterten Professoren wußten Wolf so zu verleumden, daß ihn der König Friedrich Wilhelm I. aller seiner Ämter entsetzte und ihm befahl, binnen 24 Stunden nach Empfang der Ordre die Stadt Halle und alle königlichen Lande bei Strafe des Stranges zu räumen. Wolf gehorchte am 10. November 1723 und ging nach Merseburg, von wo er sofort durch den Landgrafen von Hessen als Hofrat und Professor nach Marburg berufen wurde. Dort blieb er 17 Jahre, machte die Universität blühend und verfaßte viele philosophische Schriften. Vergebens bemühte sich der König von Preußen, der bald eingesehen hatte, daß Wolf bei ihm angeschwärzt war, diesen großen Gelehrten für seine Lande wieder zu gewinnen. Erst unter Friedrich II. kehrte Wolf am 6. Dezember 1740 nach Halle zurück. Die ganze Stadt jubelte über seine Ankunft, viele Einwohner gingen ihm entgegen, die Studierenden empfingen ihn zu Pferde und brachten ihn im Triumphe zur Stadt. Er verlebte noch glückliche Tage, wurde 1745 in den Reichsfreiherrnstand erhoben und starb am 9. April 1754 gekannt und geachtet von ganz Deutschland. Seine Philosophie ist die Leibnizsche und beruht auf dem Grundsatze: Diese Welt ist die vollkommenste und beste.


Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher.

Auch Christian Garve, der 1742 zu Breslau geboren wurde, der Sohn eines wohlhabenden Färbers, studierte anfangs Theologie, dann Philosophie und Mathematik in Frankfurt an der Oder. In Halle wurde er Magister, dann in Leipzig der Liebling Gellerts. Lange Zeit lebte er in Breslau im

Privatstande nur seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen und Forschungen, bis er nach Gellerts Tode in Leipzig außerordentlicher Professor der Philosophie wurde; doch zwang ihn anhaltende Kränklichkeit bald zur Rückkehr in den Privatstand; er verlebte den Rest seiner Jahre in Breslau und starb am 1. Dezember 1798. Viele seiner populär-philosophischen Aufsätze werden noch jetzt gern gelesen.

Noch ein Philosoph von großer Bedeutung wurde in Breslau geboren, nämlich Friedr. Dan. Ernst Schleiermacher (geb. 21. November 1768), der geniale Übersetzer des Plato. Vielleicht noch hervorragender als diese Leistung sind seine Arbeiten auf dem Gebiete der Theologie, namentlich nennenswert sind seine Reden; er starb am 12. Februar 1834 zu Berlin als Prediger und Professor der Theologie. Neben ihm steht der Breslauer Friedr. Aug. Gotttreu Tholuck, der am 30. März 1799 geboren wurde und am 10. Juni 1877 zu Halle als Professor der Theologie starb; er ist einer der namhaftesten Vertreter des Pietismus und von großem Einfluß als Erbauungsschriftsteller und akademischer Lehrer gewesen.

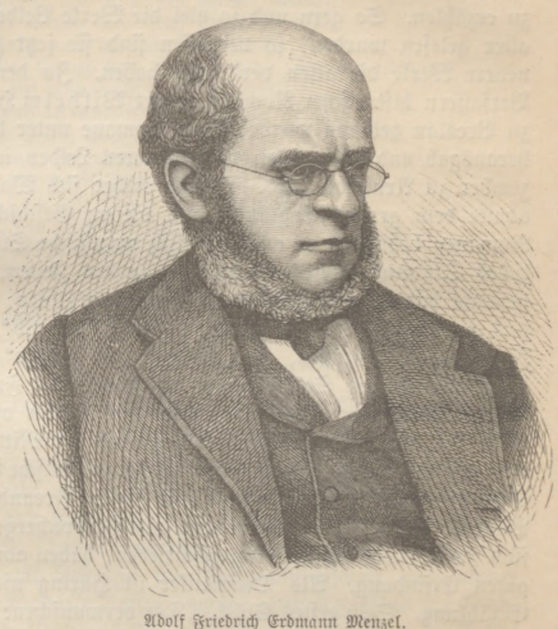
Breslau ist die Vaterstadt zweier bedeutender Maler. Dort wurde am 15. Februar 1808 Karl Friedr. Lessing, der Großneffe des Kritikers Gotthold Ephraim Lessing, geboren, der als Landschafts- und Historienmaler bedeutend ist und 1855 Galeriedirektor in Karlsruhe wurde; dort auch stand die Wiege des ausgezeichneten Historienmalers Adolf Friedr. Erdmann Menzel (geb. 8. Dezember 1815), der als Illustrator der Zeit und des Lebens Friedrichs des Großen Hervorragendes leistete und im Jahre 1853 Mitglied der Akademie und Professor in Berlin wurde.

Weniger als Maler, mehr als Dichter bekannt ist der Breslauer August Kopisch. Geboren im Jahre 1799 als Sohn wohlhabender Eltern, erhielt er eine sorgfältige Erziehung. Der Umgang mit ausgezeichneten Männern, Bewegung in der freien Natur weckten frühzeitig in dem Knaben den Sinn für Poesie. Da der junge Kopisch zugleich von einer unbegrenzten Neigung zum Zeichnen erfüllt war, bezog er 1815 die Kunstakademie zu Prag. Der neugewählte Beruf hatte ihn indessen der Poesie nicht abtrünnig gemacht; und als in patriotischer Begeisterung die Hälfte seiner Mitschüler gegen Napoleon mit zu Felde zog, dichtete er, noch zu jung, um selbst in die Reihen der Kämpfenden zu treten, vaterländische Oden in Klopstocks Art. Ein Übel an der rechten Hand, das er sich durch einen Sturz auf dem Eise zuzog, störte plötzlich seine Studien und hat, da es sich nie ganz wieder verlor, überhaupt seine künstlerische Ausbildung gehindert. Er studierte nun fleißig die Geschichtschreiber und Dichter der alten Griechen und Römer und die Volkslieder, besonders die der Serben.

Von 1819 an lebte er mehrere Jahre in Dresden und unternahm eine Reise nach Italien, wo er Heilung seines Übels erwartete. In Rom verschlimmerte sich seine Hand so, daß er der geliebten Malerei ganz entsagte und sich ausschließlich der Poesie widmete. Angezogen von Neapels Reizen und seinem buntbewegten Volksleben, verweilte er drei Jahre in der herrlichen Stadt. Wie noch kein Deutscher lebte Kopisch im Volke und in den Volkstheatern. Im Umgange mit Donizetti, im täglichen, freundschaftlichen Verkehr mit dem Lustspieldichter Camerano, dem Inbegriff des ganzen neapolitanischen Volkslebens,

wurde er von diesem als Don Augusto Prussiano auf die Bühne gebracht zum unendlichen Jubel seiner Freunde und des Publikums, das ihn kannte. Auf einer seiner Wanderungen auf der Insel Capri entdeckte er die weltberühmt gewordene blaue Grotte. Später bereiste er Sizilien. Im Jahre 1828 kehrte er mit reichen Schätzen in seinen Mappen und mit noch reicheren in seinem Kopfe nach Deutschland zurück. Von 1838 ab lebte er mit dem Prädikat Professor meist in Berlin bis zu seinem Tode am 3. Februar 1853. Von seinen Gedichten sind die schalkhaften, munteren und neckisch-märchenhaften die besten. „Des kleinen Volkes Überfahrt“ und „Die Heinzelmännchen“ sind allgemein bekannte Gedichte, die gern gelesen und gelernt werden. Die Historie von Noah: „Als Noah aus dem Kasten war“, wird in heiterer Gesellschaft oft gesungen mit ihrer nützlichen Lehre:

„Ein kluger Mann hieraus ersicht,
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht;
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt:
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.“



Adolf Friedrich Erdmann Menzel.

„Blücher am Rhein“ wird in keinem der Jugend gewidmeten Lesebuche fehlen dürfen:

Die Heere blieben am Rheine steh'n:
Soll man hinein nach Frankreich geh'n?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich geh'n ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?“ — „Der Feind? — Dahier!“
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?“ — „Paris? — Dahier!“
„Den Finger drauf, das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken über'n Rhein;
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!“

Im Fache der Erzählung und des historischen Romans gehörte zu den beliebtesten Schriftstellern seiner Zeit der am 27. September 1779 in Breslau geborne Karl Franz van der Velde; er studierte die Rechte und bekleidete dann mehrere juristische Ämter, war endlich Stadtgerichtsdirektor zu Winzig.

Vielfache Krankheiten trübten seine Tage; er starb, nachdem ein Schlagfluß seine ganze linke Seite gelähmt hatte, an Brustwassersucht am 6. April 1824 in Breslau. Veldes Romane führen uns Zeit- und Sittengemälde aus den verschiedensten Ländern der Erde vor Augen; bald weilen wir im deutschen Vaterlande, bald an den Grenzen Nordamerikas, bald in Mexiko, bald in Corsica, bald im höchsten Norden Europas, bald am Kap, bald in China: überall malt der Dichter Ort- und Zeitverhältnisse künstlerisch aus und weiß spannend zu erzählen. So gern und so viel die Werke Veldes noch vor einem Menschenalter gelesen wurden, so vergessen sind sie jetzt zum großen Teile, nachdem neuere Werke die alten verdrängt haben. Zu den jetzt am meisten gelesenen Verfassern historischer Romane gehört Wilhelm Häring, der im Jahre 1797 zu Breslau geboren wurde, seine Romane unter dem Namen Wilibald Alexis herausgab und nach vielen und schweren Leiden im Jahre 1871 am 16. Dezember zu Arnstadt starb. Häring nahm sich Walter Scott zum Muster und ahmte dem großen Engländer mit vielem Geschick nach. In seinen schönsten Romanen behandelt er ausschließlich preußische Stoffe, die er sich durch gründliches Studium, tiefes Eindringen in die Zeiten, die er schildert, zu eigen gemacht hat. So hinreißend weiß er zu erzählen, daß wir in der Zeit, die er uns vorführt, zu leben glauben. Im „Cabanis" behandelt er das Hofleben Friedrichs des Großen, im „Roland von Berlin" schildert er den Kampf der brandenburgischen Städte gegen den Kurfürsten Friedrich den Eisernen; „Der falsche Waldemar" und „Die Hosen des Herrn von Bredow" geben uns ein Bild des brandenburgischen Ritterwesens im Mittelalter; „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" und „Isegrim" enthalten patriotische Bilder aus der napoleonischen Schreckenszeit. In Verbindung mit seinem Freunde Hitzig gab er den „Neuen Pitaval" heraus, eine Sammlung von Verbrechergeschichten. Seine „Novellen" sind zwar etwas schwerfällig geschrieben, haben aber meistens den Vorzug einer guten Erfindung. Als Dramatiker ist Häring nicht so bedeutend als in der Erzählung. Sein erstes Stück, „Der verwunschene Schneidergesell", ist zugleich sein bestes; es ist ein Fastnachtsschwank, in welchem er die unbefangene Heiterkeit der österreichischen Dichter fast erreicht. In dem Lustspiel „Die Sonette" geißelt er das Treiben der Schauspielerinnen und Rezensenten.

Die zweite schlesische Dichterschule. Der erste Vertreter der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule, deren Dichter sich die süßlichen und schwülstigen Italiener zu Vorbildern nahmen und deren Werke sich deshalb auch durch Schwülstigkeit in der Darstellung auszeichnen, ist Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau. Dieser Dichter wurde am 25. Dezember 1618 zu Breslau geboren, besuchte zuerst die Schulen seiner Vaterstadt, dann das Gymnasium in Danzig, wo er in Opitz einen Teilnehmer in seinen dichterischen Versuchen fand. Später bezog er die Universität Leiden und führte lange Zeit ein unstätes Leben, da er die Niederlande, England, Frankreich und Italien bereiste und über Wien in die Heimat zurückkehrte. Im Jahre 1646 wurde er Ratsherr der Stadt Breslau, 1657 erhielt er den Titel eines kaiserlichen Rates und starb am 18. April 1679. Schon früh zeigte sich in Hoffmannswaldau Lust und Liebe zur Dichtkunst; er wollte durch die Poesie nur „belustigen" und räumte deshalb in der Dichtkunst der Phantasie größere Rechte ein, als ihr

zukommen; seine Dichtungen enthielten Mutwillen und Frivolität und sinnliche Glut; er dichtete außer vielen andern Gedichten auch Heldenbriefe, in denen er eine Reihe historisch berühmter Liebesbegebenheiten nach dem Vorbilde Ovids durch Briefe, die er die Liebenden aneinander richten läßt, schildert. Einen falschen Freund stellt er in folgenden Versen dar:

„Was ist doch insgemein ein Freund in dieser Welt?
Ein Spiegel, der vergrößt und fälschlich schöner machet,
Ein Pfennig, der nicht Strich und nicht Gewichte hält,
Ein Wesen, so aus Zorn und bitt'rer Galle lachet,
Ein Strauchstein, dessen Glanz uns Schand' und Schaden bringt,
Ein Glas, an Titeln gut und doch mit Gift erfüllet,
Ein Dolch, der schreckend ist und uns zu Herzen dringt,
Ein Heilbrunn, wie er heißt, aus dem Verderben quillet,
Ein goldgestickter Strang, der uns die Gurgel bricht,
Ein Freund, der ohngefähr das Herze hat verloren,
Ein Honigwurm, der stets mit süßem Stachel sticht,
Ein weißes Hennenei, das Drachen hat geboren,
Ein falsches Krokodil, das weinend uns zerreißt,
Ein recht Sirenenweib, das singend uns erträncket,
Ein Saft, der lieblich riecht und doch die Haut durchbeißt,
Ein Mann, der uns umhalst, wenn seine Hand uns henket,
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Ach, hätt' ich, was ich schrieb, nicht auch zugleich erfahren!"

Sowohl im grellen Auftragen der Farben als in der Schlüpfrigkeit der Darstellung wird Hoffmannswaldau noch überboten durch Daniel Kaspar von Lohenstein, der im Jahre 1635 zu Nimptsch im Fürstentum Brieg geboren wurde. Erst sieben Jahre alt, trat er in das Gymnasium zu Breslau ein, lenkte durch sein Talent und seinen Fleiß die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich, dichtete, 15 Jahre alt, das Trauerspiel „Ibrahim Bassa" und bezog im Jahre 1650 die Universität Leipzig, um Rechtswissenschaft und neuere Sprachen zu studieren; er machte viele Reisen, wurde dann Syndikus der Stadt Breslau, kaiserlicher Rat und starb als Protosyndikus in Breslau im Jahre 1683. Lohenstein war ohne Zweifel ein bedeutendes dichterisches Talent und hätte gewiß etwas Bedeutendes geleistet, wenn er nicht auf die Nachahmung Hoffmannswaldaus und der Italiener verfallen wäre. In seinem vier dicke Bände starken Roman „Arminius und Thusnelda" entfaltet er den ganzen Reichtum seiner wüsten Vielwisserei. Wie überschwenglich Lohensteins Poesie ist, mögen die Lobeserhebungen beweisen, welche der Dichter die Sonne über die Rose sagen läßt:

„Dies ist die Königin der Blumen und Gewächse,
Des Himmels Braut, ein Schatz der Welt, der Sternen Kind,
Nach der die Liebe seufzt, ich Sonne selber lechze,
Weil ihre Krone Gold, die Blätter Samet sind,
Ihr Stiel und Fuß Smaragd, ihr Glanz Rubin beschämet,
Dem Safte Zucker weicht, der Farbe Schneckenblut,
Weil ihr Geruch die Luft mit Balsame besämet,
Wenn der beliebte West ihr tausend Huld anthut.
Kurz, sie ist ein Begriff der schönen Welt, ein Spiegel
Der Anmut und der Lieb' ihr wahres Ebenbild:
Der Dorn ist ihr Geschoß, die Blätter sind die Flügel,
Zur Fackel dient ihr Glanz, das Laubwerk ist ihr Schild."

Das Heldengrab zu Krieblowitz. Von Breslau aus führt uns in südwestlicher Richtung die Freiburger Bahn nach dem Städtchen Kanth, das an der Weistritz liegt, dessen 2951 Einwohner sich hauptsächlich vom Ackerbau und von der Töpferei ernähren. Eine halbe Stunde oberhalb der Stadt liegt, ebenfalls an der Weistritz, das Dorf Krieblowitz, wo der Fürst Blücher, der Marschall Vorwärts, die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, indem er sich mit Landwirtschaft beschäftigte. Wie thatenreich war das Leben, das hier sein Ende fand! Gebhard Leberecht von Blücher wurde 1742 zu Rostock geboren. Ohne Wissen seines Vaters nahm er als schwedischer Husar während des Siebenjährigen Krieges Dienste, geriet in preußische Gefangenschaft, trat in preußische Dienste und wurde bald Stabsrittmeister. Als er sich 1772 durch Einschub gekränkt fühlte, nahm er seinen Abschied, kaufte sich in Pommern an und wurde Landrat. Nach Friedrichs II. Tode stellte ihn Friedrich Wilhelm II. wieder in die Armee ein, und zwar in dasselbe Regiment, aus dem er geschieden war, unmittelbar vor den Major, der ihm einst vorgezogen war. In den Rheinfeldzügen zeichnete er sich als Oberst aus, kehrte 1794 als Generalmajor zurück, that den siegreichen Franzosen im Anfange unsres Jahrhunderts erheblichen Schaden und wirkte im Freiheitskampfe in mehreren Schlachten entscheidend. Im Jahre 1813 übernahm er, 71 Jahre alt, den Befehl der preußischen Armee von 25000 Mann, zu denen 15000 Russen stießen; er focht bei Lützen, Bautzen und Hainau, siegte an der Katzbach, ging bei Wartenburg über die Elbe, trug durch das Gefecht bei Möckern am 16. und später am 18. Oktober viel zur Entscheidungsschlacht bei Leipzig bei, überschritt am 1. Januar 1814 bei Kaub den Rhein, drang rasch gegen Paris vor, stürmte den Montmartre, wodurch Paris fiel. Im Jahre 1815 befehligte er die 115000 Mann starke preußische Armee in Belgien, wurde von Napoleon bei Ligny geschlagen, erfocht mit Wellington den Sieg bei Belle-Alliance am 18. Juni und stand schon am 29. Juni wieder vor Paris. Friedrich Wilhelm III. schuf einen besondern Orden, das eiserne Kreuz in einem Stern mit goldenen Strahlen, nur für ihn. Nach dem Kriege zog sich Blücher auf sein Gut Krieblowitz zurück, wo er starb. Im Volke lebt der Held noch fort als Marschall Vorwärts. In Berlin steht des Helden Statue mit gezücktem Schwerte gegenüber der Königswache, in Breslau errichtete ihm die dankbare Stadt ein Monument; der König Friedrich Wilhelm IV. ließ über seiner Gruft in Krieblowitz ein kolossales Denkmal aus Granitquadern errichten, des Mannes würdig, der von der ganzen deutschen Nation dankbar verehrt wird. Wohl weilt der Wanderer gern bei dem Denkmal im Schatten dreier Linden und denkt der großen ehren- und ruhmreichen Zeit; wem es aber nicht vergönnt ist, in Krieblowitz des alten Blücher zu gedenken, der nimmt sich ein Denkmal zu Hand, das den Helden nicht weniger ehrt als der Marmor, ein Denkmal, das dem siegreichen Feldherrn Ernst Moritz Arndt setzte, indem er sang:

„Was blasen die Trompeten, Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schaut, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schaut, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.“

Breslauer Sagen. Die Armesünderglocke.

„War einst ein Glockengießer Ein ehrenwerter Meister,
Zu Breslau in der Stadt Gewandt in Rat und That.“

So beginnt ein schönes Gedicht von Wilhelm Müller, das uns erzählt von einem berühmten Glockengießer in Breslau, der eine große Glocke für einen der beiden Türme der Maria-Magdalenenkirche schon bis zum Guß vollendet hatte.



Blücherdenkmal zu Krieblowitz.

Die aus Lehm gebrannte Form war fest in den Boden eingerammt, die Inschriften und Bilder waren sorgsam geschnitten, das Metall kochte im Ofen, als der Meister zum Bürgermeister gerufen wurde. Er war zwar unwillig über die Störung, ging aber, nachdem er seinem Lehrling befohlen hatte, ja nicht vorwitzig dem Zapfen des Ofens zu nahe zu kommen. Der Knabe aber schlug den Zapfen ein und das fließende Metall ergoß sich in die Form. Der zurückkehrende Meister erschlug im Zorn seinen Lehrling, da er fürchtete, lange Zeit vergeblich gearbeitet zu haben. Aber die Glocke war wohl gelungen. Reuevoll kleidete sich der Meister sonntäglich, stellte sich dem Gericht und wurde bald zum Tode verurteilt. Er hörte sein Urteil ruhig an und bat nur, es möchte auf seinem letzten Lebensgange mit seiner Glocke geläutet werden. Dieser sein letzter Wunsch wurde ihm erfüllt, und seitdem wurde die Glocke „Maria“ nur noch angeschlagen, wenn ein armer Sünder zur Richtstätte geführt wurde.

Der steinerne Kopf an der Kathedrale. In Breslau lebte einst ein sehr geschickter und angesehener Goldschmied, Namens Frank, der ein liebliches

Töchterlein und einen hübschen, aber trotzigen und leichtsinnigen Burschen hatte. Aus diesem Lehrling und dem Töchterchen des Meisters wurde gar bald ein Liebespaar; aber Meister Frank dachte nicht daran, dem armen und unerfahrenen Burschen seine Tochter zu versprechen. Darüber ergrimmte der Bursche und zog hinaus in die Welt; er hoffte durch seine Geschicklichkeit in der Weite seine Nahrung zu finden, aber niemand nahm ihn in Arbeit, weil er sich nicht als Geselle ausweisen konnte. So kam er denn bald herunter, irrte planlos umher in zerrissenen Kleidern und halb verhungert. Als er eines Tages erwachte — er hatte unter freiem Himmel im Walde geschlafen — standen einige wild aussehende Männer um ihn, die ihn aufforderten, einer der Ihrigen zu werden; sie seien Straßenräuber, die ein lustiges Leben führen. Der Bursche nahm den Vorschlag an, blieb über zwei Jahre bei den Räubern und hatte das Glück, allein den Verfolgern zu entgehen, während alle seine Kameraden der Gerechtigkeit in die Hände fielen. Mit den geraubten Schätzen beladen, ritt er in seine Vaterstadt ein, ging zum Vater seiner Geliebten und bat um die Hand derselben; er erzählte, wie ihm in der Welt alles geglückt sei und er als reicher Mann zurückkehre; aber Meister Frank glaubte dem Burschen nicht und warf ihn zur Thür hinaus. Wütend und Rache schnaubend eilte der Räuber nach der Insel des Domes, wo der ihm verwandte Domturmwart ihm eine Herberge gab. In der Nacht schlich er fort, erbrach den Laden des Goldschmiedes, warf Stroh, Zunder und zuletzt eine brennende Lunte hinein und entfloh dann. Kaum hatte er den Dom erreicht, da weckte die Sturmglocke die Bürger; denn des Goldschmieds Haus brannte hell, und vom Sturme getrieben wälzte sich die Flamme von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Der boshafte Brandstifter steckte den Kopf durch eine Luke des Domturmes und sog gierig den Rauchdampf ein, der den Turm einhüllte. Da kam ihm plötzlich ein wunderliches Grausen an; es kam ihm vor, als werde ihm die Luke zu eng. Er wollte seinen Kopf zurückziehen, aber konnte es nicht. Immer enger zog sich das steinerne Band um seinen von der Anstrengung geschwollenen Hals. Er zerschlug sich die Hände an der Mauer, die ihn gefangen hielt; er schrie um Hilfe, die Augen traten starr aus ihren Höhlen, und sehr bald endete der Verräter sein Leben durch Erstickungstod. Das Gesicht an der Mauer des Turmes, noch heute sichtbar, ist das Konterfei des Bösewichts.

Hofer mit dem langen Barte. Zur Zeit Karls V. lebte in Breslau ein Weißgerber, der Hofer hieß und einen so langen Bart hatte, daß er ihm bis auf die Sohlen seiner Füße reichte. Damals ließ sich in Wien ein fremder Mann mit einem langen Barte für Geld sehen; und als zwei Ratsherren aus Breslau erklärten, daß in ihrer Vaterstadt ein Mann lebe, der einen längeren Bart habe, wollte das der Kaiser nicht glauben, befahl dann aber, daß Hofer auf seine Kosten nach Wien kommen und, wenn er den Sieg über den Fremden davontragen würde, sich eine Gnade von ihm ausbitten solle. Hofer reiste nach Wien, stellte sich dem Kaiser vor, und es zeigte sich alsbald, daß sein Bart länger war als der des Fremden. Als nun der Kaiser den Sieger aufforderte, sich eine Gnade auszubitten, sagte Hofer, der ein reicher und bereits bejahrter Mann war, er bedürfe nichts; allein wenn ihm der Kaiser eine Gnade bewilligen wolle, so möge er befehlen, daß, wenn er gestorben sein würde, der gesamte Breslauer Rat seine Leiche begleiten solle. Diese Ehre ist ihm bewilligt worden, und das Grabmal Hofers ist noch heute in der Kirche zu St. Barbara zu sehen.



Die Piastenburg zu Liegnitz.

Der schlesische Schlachtenfluß, die Katzbach.

Liegnitz. — Die Mongolenschlacht im Jahre 1241. — Die Klöster Leubus, Trebnitz, Heinrichau. — Die Schlacht auf den Pfaffendorfer Höhen bei Liegnitz am 15. August 1760. — Die Landwehrschlacht an der Katzbach am 26. August 1813. — Die Ritterakademie zu Liegnitz. — Sehenswertes in und um Liegnitz.

Liegnitz, die Hauptstadt des Regierungsbezirkes, Fürstentums und Kreises Liegnitz in Niederschlesien, liegt in lieblicher Gegend von reizender Umgebung, mit mäßigen Höhenzügen umkränzt; es hat 37157 Einwohner, von denen drei Viertel evangelisch, die übrigen meistens katholisch sind. Neben und durch die Stadt fließt von Süden nach Norden die Katzbach, ein reißender Fluß, der nach einem Laufe von 90 km und einem Gefälle von 350 m unterhalb Parchwitz in die Oder mündet. Einst umgaben Sümpfe und Waldungen die Stadt. Jetzt sind die Sümpfe ausgetrocknet und die Wälder gelichtet, und üppige Saatfelder, fruchtbare Kräutereien, blumenreiche Anlagen wechseln mit Baumgruppen, Villen und stattlichen Gebäuden in wohlthuender Mannigfaltigkeit ab, so daß mit Recht Liegnitz jetzt das zweite Auge Schlesiens genannt wird.

Der Ort ist sehr alt, wie die in der Umgegend aufgefundenen Urnen und Geräte beweisen. Auch der Name scheint für ein hohes Alter der Stadt zu sprechen, wenn anders wirklich Liegnitz aus Lygiorum vicus oder Lygii vicus

entstanden ist. Dann hätte der Ort schon vor der slawischen Einwanderung bestanden und wäre von deutschen Lygiern bewohnt gewesen. Später gehörte er zum großen Polenreiche und wurde, als sich Schlesien von Polen trennte, im Jahre 1163 Hauptstadt eines piastischen Fürstentums.

Die Mongolenschlacht im Jahre 1241. Heinrich der Bärtige starb im Jahre 1238. Ihm folgte sein Sohn Heinrich II., der Fromme, der mit Anna, der Tochter des Königs Ottokar von Böhmen, vermählt war. Er hatte noch nicht lange regiert, als seinem Reiche der Untergang vom fernen Osten her drohte.

Die Tata, welche als Ausgeburten des Tartarus, der Hölle, von den Abendländern Tataren genannt wurden (?), waren eine zahlreiche Völkerschaft, welche jahrhundertelang im nordöstlichen Asien herumziehend ihre Herden weidete. Es waren kleine, gedrungene Gestalten; ihre Gesichter hatten tiefliegende Augen, stark hervorspringende Backenknochen und kleine Nasen. Von Jugend auf an Reiten und Bogenschießen auf Jagden und Raubzügen gewöhnt, fochten sie auch nur zu Pferde, indem sie ihre Pfeile abschossen, doch in der Nähe das längere Schwert gebrauchten. Erbarmen gegen die Feinde kannten sie nicht. Aus einem ihrer vorzüglichsten Stämme, den Mongolen, entsprang der gewaltige Temudschin, der seit 1209 als der Dschengischan, d. h. Chan der Chane oder König der Könige, die Herrschaft über alle Tata errang, welche nach dem nun vorherrschenden Stamme häufig insgesamt Mughals (Mongolen) genannt wurden. Der Dschengischan hatte bis zum Indus und Dnjepr alle Staaten erobert und großenteils verheert, die blühenden Städte verbrannt und zerstört, die zahlreichen Einwohner erbarmungslos niedergehauen oder in die Sklaverei mit sich fortgeschleppt und überall Schrecken, ja Entsetzen verbreitet. Unter seinem Sohne und Nachfolger, dem Großchane Oktai, überschwemmten die Mongolen, befehligt von dessen Neffen Batu, mit unzählbaren Reiterscharen vom Aralsee her Rußland, verwüsteten, verbrannten, mordeten ohne Schonung und zogen über die rauchenden Trümmer von Moskau und Kiew gegen Polen und Ungarn. Während Batu mit der Hauptmacht in Ungarn eindrang, fiel ein Teil der Mongolen unter Peta in Polen ein, kämpfte glücklich, verbrannte Krakau und zog im März 1241 nach Oberschlesien. Der Herzog von Oppeln versuchte vergeblich, ihnen den Übergang über die Oder zu wehren; sie schwammen bei Ratibor durch den Fluß und zogen gegen Breslau, wo die Bewohner in ihrer Burg mutig die anrückenden Feinde erwarteten. Ohne die Burg erobert zu haben, zogen sie weiter. Als Heinrich II. von dem Anzuge der Feinde hörte, verließ er Liegnitz und ritt zu seinem in der Gegend des heutigen Wahlstadt aufgestellten Heere. Am 9. April (1241) gab er den Befehl zum Angriff. Die Mongolen hatten ihr Heer in fünf Haufen geteilt, ebenso teilte Heinrich das seinige. Den ersten Haufen bildeten die Kreuzträger oder Kreuzfahrer mit den 600 Bergknappen der Goldberger, den zweiten die polnischen, den dritten die oberschlesischen Truppen, den vierten die deutschen Ritter, den fünften der Herzog selbst mit dem Kerne seiner schlesischen und in Deutschland geworbenen Truppen. Der erste Haufe machte den Angriff, und die Mongolen zogen sich zurück, um nachher über die unbesonnen vordringenden Kreuzfahrer herzufallen und sie niederzuhauen. Nicht glücklicher focht der zweite und dritte Haufe; es erhob sich im entscheidenden Augenblicke unter den Polen ein Geschrei: „Schlagt tot, schlagt

tot", was falsch verstanden wie „Fliehet, fliehet" klang. Unordnung riß ein, und die Mongolen jagten ihre Gegner in die Flucht. Nun standen die beiden letzten Haufen allein noch auf dem Schlachtfelde, und wenngleich ihre Feinde ihnen weit überlegen waren, so hatten sie doch eine geordnete Stellung und eine regelmäßige Art des Angriffes voraus, und außerdem waren sie durch ihre Panzer und Rüstungen ziemlich gesichert vor den Pfeilen der Mongolen, die dagegen vor ihren Streichen nicht durch Panzer geschützt waren. Schon glaubten die Christen den Sieg erfochten zu haben, als sich plötzlich das Glück wendete und eine allgemeine Flucht den Mongolen den Sieg in die Hände gab.

Als Ursache dieses schnellen Wechsels gibt man an, die Mongolen hätten eine lange Stange in Gestalt eines Kreuzes erhoben; auf deren Spitze hätten sie einen Menschenkopf von fürchterlichem Aussehen gesteckt, welcher einen starken und stinkenden Rauch von sich geblasen habe. Man vermutet, daß diese Stange ein Werkzeug gewesen sei, Steine und brennende Stoffe fortzuschleudern, wie es die Mongolen in ihren Kriegen in China kennen gelernt hatten; andre glauben, sie sei nur ein Feldzeichen gewesen, um die Streiter zusammenzuhalten. Was es auch für ein Ding war, die Christen hielten es für eine teuflische Zauberei, der sie nicht widerstehen könnten, und flohen. Nur Herzog Heinrich wehrte sich noch, und vier Ritter hielten bei ihm aus. Er wollte sich endlich durch die Feinde durchschlagen, aber er verlor sein Pferd; einer seiner Begleiter brachte ihm ein frisches; drei seiner Treuen fielen neben ihm. Schon an der linken Hand verwundet, wollte der Herzog noch einen kräftigen Hieb thun, als ein Mongole ihn mit seiner Lanze unter der Schulter traf und niederstieß. Der treue Jwanowitz entkam mit zwölf Wunden bedeckt; aber über Heinrichs Leichnam fielen die Mongolen her, entkleideten ihn und hieben ihm den Kopf ab, den sie auf einer Stange als Siegeszeichen forttrugen. Mit diesem Kopfe ritten sie vor das Schloß von Liegnitz, in welchem vier Söhne Heinrichs in Sicherheit waren. Indem die Mongolen den Liegnitzern Heinrichs Haupt zeigten, hofften sie, das Schloß werde sich ihnen ergeben. Da sie aber ernste Gegenwehr fanden, zogen sie ab und nahmen bald darauf ihren Rückzug an der Seite des Gebirges nach Mähren zu. Ihr Aufenthalt in Schlesien hatte kaum sechs Wochen gedauert, und dennoch war das ganze Land von Ratibor bis Liegnitz verheert und verwüstet, und alle Orte, durch welche sie zogen, waren von ihnen niedergebrannt worden. Wie groß ihre Anzahl in der Schlacht bei Liegnitz gewesen, ist nicht genau anzugeben, wahrscheinlich aber betrug sie nicht über 50000 streitbare Männer. Heinrichs Heer soll sich auf 30000 Mann belaufen haben. Vieles hat eine spätere Zeit zu dieser Begebenheit hinzugedichtet. So sollen die Mongolen jedem in der Schlacht gefallenen Christen ein Ohr abgeschnitten und mit diesen Ohren neun Säcke gefüllt haben. Noch jetzt feiern die Liegnitzer alljährlich am Sonntage nach dem 9. April das Ohrenfest. Zahlreiche Scharen von Bewohnern der Stadt und Umgegend ziehen an diesem Tage nach Wahlstadt, und in den Kirchen wird von den Geistlichen des furchtbaren Kampfes gedacht; auch Gemälde am Altar und an der Decke der katholischen, am Altar der evangelischen Kirche stellen Szenen der Schlacht dar.

Die Klöster Leubus, Trebnitz, Heinrichau. Nicht weit von der Stelle, wo die Katzbach in die Oder fließt, liegt auf der rechten Seite des Stromes Leubus, das bis 1810 Cistercienserabtei und Schlesiens schönstes und größtes Kloster war. Es ist wohl in das Gebiet der Sage die Nachricht zu verweisen, daß Kasimir I. von Polen (gest. 1058) das Kloster Leubus an der Oder gestiftet und in dasselbe die Benediktiner gesetzt habe. Verbürgt ist die Angabe, daß Boleslaus der Lange, der Großvater des bei Wahlstadt gefallenen Heinrich, die Cistercienser nach Leubus berief. Im Jahre 1175 stiftete er das Kloster, wie es in der Urkunde heißt, aus Liebe zu dem Heilande Jesus Christus und zur Ehre der allerseligsten Jungfrau, um für das Heil seiner Seele sowie der Seelen seiner Eltern und Anverwandten zu sorgen, und widmet es den Cisterciensern, die durch strenge Klosterzucht, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sich vor andern auszeichnen. Deshalb nimmt er alles, was dem Stifte Leubus gehört, in seinen besondern Schutz und empfiehlt dasselbe auch dem Schutze seiner Nachfolger im Hinblick auf den himmlischen Lohn. Das ganze Besitztum des Stiftes soll einzig und allein dem Abte und den Brüdern gehören, die der Herzog nicht als Landwirte oder Anbauer, sondern als Gelehrte, als Pfleger des Gottesdienstes und als Männer aufgenommen habe, die ihr Leben der Betrachtung himmlischer Dinge weihen. Deshalb schenkt der Herzog dem Stifte mehrere Dörfer und erteilt ihm eine Menge von Privilegien. Herzog Heinrich I. bestätigte nicht nur die Stiftung seines Vaters, sondern fügte viele neue Schenkungen hinzu, so daß sich Leubus zu bedeutender Höhe emporschwang. Auch seine Nachfolger bedachten das Stift mit fürstlichen Spenden. In den Anfang des 14. Jahrhunderts fällt die Stiftung der Fürstenkapelle an der Stiftskirche zu Leubus, eins der schönsten Denkmäler mittelalterlicher Baukunst, das noch heute die Blicke aller auf sich lenkt, welche diese majestätische Kirche besuchen und den reichen Schatz von Monumenten mit Aufmerksamkeit betrachten, die das Innere der Kirche in sich bewahrt. In dieser Kapelle fand seine Ruhestätte Boleslaus III., Herzog von Brieg, ein Fürst, der seine Regententugenden durch grenzenlose Verschwendungssucht befleckte. Die von ihm gestiftete Fürstenkapelle steht mit der Stiftskirche zu Leubus in Verbindung und ist eins der schönsten in Kreuzesform und im reinsten gotischen Stil aufgeführten Gebäude. Die Kapelle ist im Rohbau aufgeführt und mit einem Türmchen, das ein Glöckchen trägt, geschmückt; das Innere ist mit weißen und blauen Marmorquadern gepflastert; das aus rotem Stein gefertigte, aber angestrichene Grabmal des Herzogs erhebt sich mitten im Kreuze der Kapelle über dem Fußboden. Der Herzog ruht auf diesem Grabmale, dessen obere Platte an den vier Ecken von vier schlesischen Adlern getragen wird, in voller Rüstung, in der Rechten ein Kirchengebäude haltend, mit der Linken das Schwert fassend und mit den Füßen auf einen Löwen tretend; die Fürstenkrone hat er auf dem Haupte und mit dem Fürstenmantel ist er bekleidet.

In Frieden lebten die Mönche in Leubus und erfreuten sich ihres reichen Besitzes, bis im Juni 1432 die Hussiten unter Prokop das Kloster ausplünderten, die Stiftsgebäude in Brand steckten und die friedlichen Bewohner des Stiftes auf die unmenschlichste Weise mißhandelten. Der damalige Abt Martin mußte mit seinen grausam gepeinigten Ordensbrüdern die Flucht ergreifen, auf welcher mehrere das Leben einbüßten. Das Stift wurde in die traurige Lage

versetzt, mehrere Güter an benachbarte Gutsbesitzer veräußern zu müssen, damit die Mönche dem augenblicklich eingetretenen Geldmangel einigermaßen abhalfen. Allmählich wurde die Lage des Klosters wieder eine bessere; es wurde im Jahre 1810 aufgelöst. Die Abtei ist jetzt eine Irrenheilanstalt; in den ehemaligen Ökonomiegebäuden befindet sich ein königliches Landgestüt.

Die bedeutendste Stiftung Herzog Heinrichs I. und seiner Gemahlin, der heiligen Hedwig, ist unstreitig die des Klosters Trebnitz. In einem fruchtbaren Thale im östlichen Schlesien liegt das freundliche Städtchen (4783 Einw.) lang hingestreckt am Quellbache der Schätzka mit dem imposanten Stiftsgebäude und der majestätischen Kirche. Sanft aufsteigende Hügel, größtenteils mit Buchen, Birken und Lärchenbäumen bewachsen, umgürten fast in einem Halbkreise auf der Morgenseite das Kloster, so daß es den Reisenden, die von Militsch kommen, erst sichtbar wird, wenn sie die Nähe der Stadt erreicht haben. Mit großem Eifer betrieb das Fürstenpaar den Bau des Klosters, so daß schon ein Jahr, nachdem Heinrich I. die Regierung angetreten hatte, das Gebäude unter Dach gebracht war. In demselben Jahre (1203) zogen geistliche Jungfrauen in das Kloster ein, obgleich die feierliche Einweihung erst 1219 erfolgte. Hundert Nonnen bewohnten das Kloster, denen als erste Äbtissin Petrussa, die Erzieherin der heiligen Hedwig im Kloster Kitzingen, vorgesetzt wurde. Das Kloster war gegründet worden, damit die Nonnen an heiliger Stätte Tag und Nacht das Lob Gottes mit Gebet und Chorgesang verkündeten und zu ewigen Zeiten für das Seelenheil des fürstlichen Stifters und seiner Verwandten beteten, damit die Nonnen durch Werke der Barmherzigkeit und der christlichen Liebe den Bedrängten hilfreich beistehen und den Druck schweren Kummers den Belasteten erleichtern möchten; damit das schwache Geschlecht daselbst eine Zufluchtsstätte des Trostes zur Sühnung seiner Sünden durch die Erbarmungen und Gnade Gottes finden möge.

Die Sage erzählt über die Veranlassung zur Stiftung des Klosters Trebnitz Folgendes: Herzog Heinrich war ein Freund der Jagd. In den dichten Waldungen um Trebnitz ging er dieser seiner Lieblingsbeschäftigung gern nach. Als er eines Tages ein Wild eifrig verfolgte, merkte er nicht, wie er sich immer hastiger von seinem Gefolge entfernte und in die Tiefe eines Sumpfes und dadurch in die größte Lebensgefahr geriet. Er vermochte es nicht, sich mit seinem Pferde herauszuarbeiten. Da that er das Gelübde, ein Kloster dort zu gründen, wo er sich in der großen Lebensgefahr befand, wenn er gerettet würde. Gott rettete den Herzog und nahm sein Gelübde mit Wohlgefallen an. Diese Sage ist weit verbreitet, aber nicht geschichtlich wahrscheinlich, weil in der Stiftungsurkunde des Klosters der wunderbaren Rettung des Herzogs nicht gedacht wird. Ebenso unhaltbar ist die Sage, welche sich an den Namen Trebnitz knüpft. Als die Äbtissin mit ihren Nonnen in das Kloster eingezogen war, habe man sie gefragt, ob noch etwas fehle; darauf habe sie „Trzeba nic“, d. h. „Es ist weiter nichts nötig“, geantwortet; aus diesem Trzeba nic sei Trebnitz entstanden. Aber wir wissen, daß der Ort Trebnitz, der höher liegt als das Kloster, schon bestand, als das Kloster gegründet wurde. Ferner ist nicht anzunehmen, daß die erste Äbtissin Petrussa aus Kitzingen der polnischen Sprache mächtig war.

In Trebnitz war die Herzogin Hedwig gestorben, und hier wurde auch ihre Heiligsprechung im Jahre 1268 gefeiert. Statt der alten Kapelle St. Peter

und Paul wölbte sich bald über dem neuen Grabe der Heiligen die majestätische Hedwigskapelle, zu welcher der Erzbischof Wladislaus von Salzburg, ein Enkel der Herzogin, mit eigner Hand im Jahre 1268 den Grund legte. Diese prachtvolle Kapelle wird mit Recht ein schätzbares Mausoleum des piastischen Fürstenhauses genannt, denn außer einem Teile der Gebeine der heiligen Hedwig ruhen in derselben die sterblichen Überreste von 13 fürstlichen Personen.

Bis die Hussiten in Trebnitz einfielen, entwickelte sich dasselbe immer mehr ohne Störung; aber als diese wilden Horden im Jahre 1432 heranzogen, brannten sie das Städtchen Trebnitz völlig aus; die wehrlose Äbtissin flüchtete sich mit ihrem Konvente vor der Grausamkeit und Wut der Unmenschlichen, um nicht ein Opfer ihres Blutdurstes zu werden. Als die Chorfrauen in ihr Stift zurückkehrten, war das Stiftsgebäude, diese Wohnstätte des Friedens und diese Zufluchtsstätte aus dem Weltgetümmel, ausgeplündert, aus der Kirche waren die silbernen Bildnisse der Stifter mit den Feinden verschwunden, die Glocken zerschmolzen, das Blei von den Dächern genommen. An ein Wiederherstellen der Gebäude konnte unter den damaligen trostlosen Umständen sobald nicht gedacht werden. Doch die Zeit heilte auch diese so schwere Wunde. Das Kloster, dem freilich die Prüfungen nicht ganz erspart blieben, bestand fort bis zum Jahre 1810.

Heinrich I., der Bärtige, stiftete auch das Kloster Heinrichau im jetzigen Kreise Münsterberg; er berief in dasselbe Cisterciensermönche, die sich besonders mit der Unterweisung der Jugend befaßten und viel Gutes stifteten.

Die Schlacht auf den Pfaffendorfer Höhen bei Liegnitz am 15. August 1760. Mit der Tatarenschlacht und dem Falle Heinrichs II. tritt ein natürlicher Abschnitt in der Geschichte Schlesiens überhaupt, noch mehr aber in der historischen Entwickelung der Stadt Liegnitz ein. Von dem schweren Unglück, das über sie hereingebrochen ist, erholt sie sich allmählich besonders durch den Fleiß der Deutschen, welche durch die Piasten in Stadt und Land gezogen werden. Es ist nicht nötig, daß wir die Geschichte des Herzogtums genauer verfolgen, nachdem wir die wichtigsten Momente derselben schon bei der Betrachtung des Herzogtums Brieg, mit dem Liegnitz eng zusammengehört, kennen gelernt haben. Wir eilen deshalb über Jahrhunderte hinweg und erfahren, daß am 27. Dezember 1740 die ersten Preußen nach Liegnitz kamen, denen die kleine österreichische Besatzung wich. Als die Preußen einzogen, hatte die Stadt noch nicht 5000 Einwohner. Während der drei Schlesischen Kriege hatte auch Liegnitz viel zu leiden; ein schwerer und harter Kampf fand im Jahre 1760 in der Nähe des Ortes statt.

Mit Siegeshoffnungen hatten Friedrichs Feinde den Feldzug des Jahres 1760 eröffnet; sie hatten bedeutende Heere aufgebracht, während Friedrich nur verhältnismäßig wenig Truppen ihnen entgegenstellen konnte, denn er hatte mit Ausnahme der Bataillone, die in den schlesischen Festungen standen, kaum 90 000 Mann; die Heere Österreichs und Rußlands zusammen beliefen sich beim Beginn des Feldzuges auf 280 000 Mann. Die Russen befehligte Soltykow, die Österreicher Laudon, der durch seine einsichts- und nachdrucksvolle Entschlossenheit bei Kunersdorf die Entscheidung herbeigeführt hatte.

Im Juli des Jahres 1760 stand der König Friedrich noch in Sachsen, als ihn Laudons Fortschritte in Schlesien, die Niederlage Fouqués bei Landeshut, die Übergabe von Glatz, die Bedrohung von Breslau nötigten, der bedrängten Provinz zu Hilfe zu eilen. Er legte vom 3. August, wo er unterhalb Meißen unfern der Elbe stand, mit 30000 Mann bis zum 7. August, wo er bis Bunzlau vorrückte, also in fünf Tagen, ohne Ruhetag zwanzig Meilen zurück, während der österreichische Feldherr Daun mit 65000 Mann ihn im Rücken oder zur Seite oder vorn teils begleitete, teils bedrohte, teils belästigte. Nach zweitägiger Ruhe führte der König seine Armee weiter in der Richtung zwischen Goldberg und Liegnitz gegen die Katzbach. Vom 10. bis 13. August sehen wir Friedrich immer in Bewegung, bald bei Tage, bald in der Nacht, bald diesseit, bald jenseit der Katzbach. Er hatte nur noch Brot für drei Tage; seine Armee war mit 2000 Wagen belastet, welche bei den Märschen ungemein beschwerlich fielen. Daun hatte sich mit Laudon vereinigt, und so standen dem Könige mehr als 80000 Österreicher gegenüber, die ihn sicher im Sacke zu haben glaubten und meinten, sie hätten nur noch den Sack zuzuschnüren; Friedrich aber war immer auf der Lauer, einen Vorteil zu erringen, und suchte durchzuschlüpfen, sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen und nach Breslau zu gelangen, während er alles entbehrliche Fuhrwerk, also alle leeren Brot- und Mehlwagen, nach Glogau schickte. Inzwischen glaubte auch der vorsichtige Daun, der Cunctator der Österreicher, handeln zu müssen; er untersuchte genau die Stellung, in welcher sich der König befand, und baute nun seinen Plan auf. Aus den Bewegungen der Österreicher merkte Friedrich, daß ihm ein Angriff drohe; da er aber die Vorsicht Dauns kannte, so meinte er seine Stellung verändern und auf diese Weise die Pläne des Generals vernichten zu müssen. Deshalb ritt er am Nachmittage des 14. August aus und faßte den Entschluß, in der folgenden Nacht seine Truppen aufbrechen und auf die nordöstlich von Liegnitz liegenden Pfaffendorfer Höhen marschieren zu lassen. Er entwarf seinen Plan außerordentlich sorgfältig, bestimmte genau die Stellen, an denen die Truppen das Wasser zu überschreiten hätten, wann und wie sie sich aufstellen und marschieren sollten. Mitteilungen eines aufgefangenen berauschten österreichischen Offiziers riefen keine Änderungen in seinen bereits getroffenen Maßregeln hervor.

Abends am 14. August erfolgte der Aufbruch der preußischen Armee nach Pfaffendorf in aller Stille in vier Abteilungen. Die Truppen zogen durch Liegnitz, wo mehrere Straßen, damit das Geräusch des fahrenden Geschützes vermieden würde, mit Stroh bedeckt waren. Nach Mitternacht bezogen die Preußen ihre neue, hinter dem Dorfe gelegene, auf Höhen befindliche Stellung. Die Brücken, die der König hatte schlagen lassen, waren bereits abgebrochen. Die Truppen waren während ihres Marsches von den Österreichern nicht beunruhigt, ja vielleicht nicht einmal wahrgenommen worden, da eine Zahl der preußischen Feldwachen auf ihren alten Posten geblieben, die Wachtfeuer unterhalten und alle Viertelstunde das gewöhnliche „Wer da?“ gerufen hatte. Diese Soldaten blieben im Lager bis gegen halb 2 Uhr und folgten dann erst der Armee.

Auf den Höhen waren die Truppen formiert und lagerten in feierlicher Stille, die so oft der Vorbote großer Ereignisse auf den kriegerischen Schauplätzen ist. Die Infanterie lag bei dem Gewehr, und auch die Kavallerie war abgesessen; die einen erwarteten schweigend oder in leisen Gesprächen das Ende

der Nacht, die andern verfielen bald in festen Schlaf. Auch der müde König hatte sich bei einem Feuer hingestreckt und schien, in seinen Mantel gehüllt, eingeschlummert zu sein, wie einst Alexander vor der Entscheidungsschlacht von Arbela. Nicht lange darauf, als eben das erste Dämmern des sehr nebeligen Morgens sichtbar wurde, kam der Major von Hundt vom Rekognoszieren zurückgesprengt und rief laut und hastig: „Wo ist der König? wo ist der König?" „Hier ist er", rief ihm der General von Schenkendorff zu. Der König aber, wie aus dem Schlafe auffahrend, fragte: „Was ist? was ist?" „Ihro Majestät, der Feind ist da!" erwiderte der Major. Friedrich schien der Aussage nicht vollen Glauben schenken zu wollen. Da versicherte von Hundt nachdrücklich: „Ihro Majestät, hole mich der Teufel, der Feind ist da; ich bin selbst auf seine Infanterie gestoßen und nicht 24 Schritt von ihr gewesen; er hat alle meine Vedetten schon zurückgeworfen und ist kaum 400 Schritt mehr entfernt." „Halt' Er ihn so lange als möglich auf", war des Königs Antwort, und nun rief er: „Pferd her!" Sogleich bestieg er dasselbe und bemerkte, daß Hundt sich nicht getäuscht hatte. „Wie wird es gehen, mein lieber Schenkendorff?" fragte er den bei ihm stehenden General. „Ich will einmal die Bursche fragen", antwortete dieser. „Nun, Grenadiere, was meint ihr? Werdet ihr als ehrliche Kerls fechten?" „O ja", riefen sie, „wenn Sie uns anführen, soll sie der Teufel holen!"

So erstaunt der König war, den Feind vor sich zu sehen, so erstaunt war auch Laudon, daß er den König auf den Pfaffendorfer Höhen fand, denn der Oberstkommandierende Daun hatte seinen Plan entworfen unter der Annahme, daß der König noch in seinem alten Lager sei. So begann denn im Morgengrauen die Schlacht. Die Artillerie auf dem Rehberge mit zehn schweren Zwölfpfündern fügte den Österreichern empfindlichen Schaden zu. Laudon, der mit Daun vereint den König überfallen sollte, sah sich dem gewandten Gegner allein gegenüber und wußte seine Kräfte zusammenzunehmen. Die preußische Kavallerie auf dem linken Flügel eröffnete den Kampf nicht mit Glück, die Dragoner wurden geworfen, bis der General von Bülow dem weiteren Vordringen der Österreicher ein Ende machte und sie in die Sümpfe trieb. Der König begann auf dem rechten Flügel den Angriff; die Österreicher kamen ins Weichen, und dies erhöhte den Mut des linken preußischen Flügels. Der Major von Möllendorf drang mutig vor, warf die Feinde aus dem Dorfe Panten, machte viele Gefangene und eroberte mehrere Geschütze. Immer neue Truppen führte Laudon ins Feuer; doch hielten die Preußen unerschrocken und heldenmütig stand. Insbesondere erwarb sich das Regiment Bernburg den höchsten Grad militärischer Auszeichnung. Dieses Regiment hatte am 21. Juli 1760 bei der Belagerung von Dresden die Aufgabe, die Laufgräben zu decken. Wie tapfer es auch focht, es mußte der Übermacht der Österreicher weichen, weil es nicht zu rechter Zeit unterstützt wurde. Der König, über den ganzen Gang der Belagerung ohnehin verstimmt, geriet über diesen Vorfall in solchen Zorn, daß er, um die beiden ersten Bataillone des Regiments, die zuerst gewichen waren, zu bestrafen, ihnen die Säbel abnehmen und die Hutschnüre abschneiden ließ. Eingedenk der unverdienten Schmach, die das Regiment vor Liegnitz tilgen wollte, rückte es in geschlossener Linie und mit gefälltem Gewehr gegen die feindliche Kavallerie vor, schlug alle Angriffe derselben ab, stach eine Menge

Reiter vom Pferde und trieb mehrere Regimenter in wilder Flucht vor sich her. An einigen Stellen, wo das wackere Regiment vorzugsweise bedrängt wurde, brachte ihm die herbeieilende Kavallerie im Augenblicke der Not rettende Hilfe und befreite bei dieser Gelegenheit einen Teil der durch die österreichische Reiterei kurz zuvor gemachten Gefangenen.

Die Flucht der feindlichen Kavallerie brachte bald auch die Infanterie des rechten österreichischen Flügels vollends um ihre Haltung; sie wich überall und floh in Zerstreuung hinab in das Katzbachthal, wo sie sich zum Rückzug sammelte, der früh gegen 6 Uhr mit Ordnung erfolgte.



Friedrich der Große und das Regiment Bernburg.

In weiser Mäßigung widerstand der König der Versuchung, den Feind zu verfolgen und weitere Früchte des Sieges zu erzielen, denn er wußte noch nicht, wie Zieten mit dem Feldmarschall Daun fertig geworden war.

Als sich Daun überzeugt hatte, daß der König sein altes Lager aufgegeben habe, beschloß er, über die Katzbach zu gehen und die Preußen zu verfolgen. Um 4 Uhr morgens schon war Liegnitz mit Kroaten und Husaren besetzt. Kurze Zeit darauf wollte Daun einen Angriff auf Zietens Abteilung machen; aber der Übergang über das Schwarzwasser machte den Österreichern Schwierigkeiten, und die übergegangene Kavallerie empfing Zieten mit einem kräftigen Kartätschenfeuer und einigen Schwadronen von Husaren und Dragonern so, daß sie sich eiligst zurückzog. Neue Versuche mißlangen, selbst Daun vermochte nichts auszurichten; es kam zwischen Zieten und Daun zu keinem ernsten und andauernden Kampfe.

So war Preußens Friedrich der überall drohenden Gefahr wieder entgangen. War auch der glückliche Ausgang der Schlacht kein solcher, daß er

eine Entscheidung für den Krieg herbeiführte, so darf man doch nicht übersehen, daß ein unglückliches Ende derselben den König unfehlbar in die äußerste Not gebracht hätte. Der Gewinn dieser Morgenschlacht war nicht unbedeutend, denn die Österreicher hatten 2000 Mann Tote, an 4000 Verwundete, und 4000 Mann waren gefangen genommen worden; außerdem verloren sie 82 Kanonen und 23 Fahnen und Standarten.

Die Preußen hatten 96 Offiziere und 3420 Mann eingebüßt, nämlich 12 Offiziere und 763 Mann waren tot, 74 Offiziere und 2415 Mann verwundet, 10 Offiziere und 242 Mann gefangen und vermißt.

Friedrich, der selbst während des Kampfes ein Pferd unter dem Leibe verloren und einen Prellschuß erhalten hatte, belohnte noch auf dem Schlachtfelde das Verdienst. Dem Regiment Bernburg sprach er laut und öffentlich seinen Dank aus und versprach ihm baldigste Rückgabe der bei Dresden entzogenen Ehrenzeichen. Da trat der Flügelmann der Leibkompanie vor und sagte: „Ich danke Ew. Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen. Ew. Majestät sind doch nun wieder unser gnädiger König?“ „Ja, Kinder“, antwortete Friedrich, „und alles soll vergessen sein.“ Zieten wurde zum General der Kavallerie ernannt, zwei andre Generale erhielten den Schwarzen Adlerorden. Nachdem noch Viktoria geschossen worden war, brachen die Sieger noch vormittags nach Parchwitz auf; Zieten, welcher die Beerdigung der Gefallenen und den Transport der Verwundeten und der Beutestücke anzuordnen hatte, folgte am Abend des bedeutungsvollen Tages seinem Könige.

Am Säkulartage der Schlacht, am 15. August 1860, ist auf dem weithin sichtbaren Rehberge ein Denkmal enthüllt worden: Auf drei Granitfelsen erhebt sich eine Säule mit dem die Flügel weit ausdehnenden preußischen Adler; das Postament trägt eine kurze Inschrift; das Ganze ist eine Nachbildung des bekannten Brunzlowschen Denkmals im Parke des Berliner Invalidenhauses. Ein älteres, kleines Monument auf einer von drei Bäumen eingefaßten Anhöhe, im Volksmunde das „Trommeldenkmal“ genannt, enthält auf einer abgestumpften Säule als Inschrift die Strophe aus dem Gleimschen Siegesliede nach der Schlacht bei Lowositz, welche mit den Worten „Auf einer Trommel saß der Held“ anfängt. Zu diesen beiden Erinnerungszeichen an den Tag von Liegnitz ist noch ein drittes gekommen, die nach der Schadowschen Statue Friedrichs des Großen in Stettin modellierte, auf dem Friedrichsplatze (früher Schulplatz) am 15. August 1869 enthüllte Statue des Siegers von Liegnitz.

Die Landwehrschlacht an der Katzbach am 26. August 1813. Noch einmal wurde in der Nähe von Liegnitz an der Katzbach eine Schlacht geliefert, die von solcher Bedeutung ist, daß sie ein nicht zu unterschätzendes Glied einer Schlachtenkette genannt werden muß, die entscheidend auf die Geschicke Europas wirkte. Diese Schlacht wurde in dem denkwürdigen Jahre 1813 geschlagen. Den verbündeten Preußen und Russen hatten sich die Österreicher gegen das Vordringen der „großen Nation“ angeschlossen. Im August hatte Blücher, der Marschall Vorwärts, die französischen Marschälle Ney und Macdonald über die Katzbach, den Bober und den Queis zurückgedrängt. Da eilte Napoleon mit starker Macht nach Schlesien, um die „versoffenen Husaren“ zu züchtigen. Blücher wußte, daß er der großen Truppenmacht nicht gewachsen war und wich

deshalb der entscheidenden Schlacht aus, zog sich Schritt für Schritt, von Stadt zu Stadt, von Fluß zu Fluß unter hartnäckigem Widerstande zurück. Der wackere York und der kühne Gneisenau kannten ihren Führer nicht wieder, denn sie hielten denselben für zu vorsichtig.

Als aber der Verfolgungseifer der Franzosen nachließ und Blücher vermutete, Napoleon habe seinen Plan geändert, mußten die Preußen wieder vorrücken.



Die Landwehrschlacht an der Katzbach am 26. August 1813.

In der That hatte Napoleon der Schlesischen Armee nur den Marschall Macdonald mit 80000 Mann gegenüber gelassen und hatte über die übrigen Truppen anders verfügt. Blüchers Heer, die Schlesische Armee, bestand aus zwei russischen Korps unter Sacken und Langeron und einem preußischen, das York führte; Gneisenau bildete die Seele des Blücherschen Generalstabes. Es waren im ganzen 95000 Mann; alle waren beseelt von unbegrenzter Tapferkeit und echter Vaterlandsliebe, alle waren unmutig und verdrießlich, wenn es nicht vorwärts ging; aber der gute Wille allein erzielt in dem Kriege keine Erfolge; denn die zahlreiche Landwehr im Heere war zu zwei Dritteilen nur mit Piken bewaffnet, da man bei den gelieferten österreichischen Gewehren in der Eile vergessen hatte, die Zündlöcher einzubohren. Als Schutz gegen Wind und Wetter besaßen die Wehrmänner nur eine Tuchmütze, einen kurzen Tuchrock, der beim Regen — und es regnete im August fast unaufhörlich — stark einlief, leinene Beinkleider und kurze Schuhe, und diese waren oft im erbärmlichsten Zustande. Mäntel und Tornister fehlten. In dieser Kleidung mußten

diese wenig geübten Truppen täglich mit dem gut bewaffneten Feinde kämpfen, tagelang im Regen marschieren und unter freiem Himmel im Schmutz liegen; dazu fehlte es oft an Brot, weil die Proviantwagen im Schmutze stecken blieben. So waren denn die Beschwerden, mit denen Blücher zu kämpfen hatte, in der That recht erheblich. Dennoch durchdrang ihn und seine Scharen neuer Mut, als es wieder vorwärts ging.

Zwar waren die Wege so aufgeweicht, daß vielen Landwehrmännern die Schuhe im Kote stecken blieben; zwar steigerte ein heftiger Nordwind, der den Leuten ins Gesicht wehte, die Mühe des Vorwärtskommens; zwar schleppten nur mühsam die Pferde Kanonen und Wagen hügelauf und hügelab; zwar arbeitete sich mit Beschwerden die Reiterei durch den aufgeweichten Lehmboden: aber es ging doch vorwärts, und Vaterlandsliebe und Begeisterung für Blücher ließen die Soldaten alle Mühen vergessen, alle Schwierigkeiten gering erscheinen.

Blüchers Entschluß war, sich mit den Feinden zu schlagen; er ging ihnen also entgegen. York marschierte im strömenden Regen an der wütenden Neiße entlang von Jauer aus bis dahin, wo sie sich mit der Katzbach vereint; er blieb auf der Hochebene am rechten Ufer des Flusses stehen, neben ihm bei Eichholz standen Russen unter Sacken, während Langeron mit der andern Abteilung der Russen auf dem linken Ufer der Neiße bei Hennersdorf stand. Blücher wollte noch über die Katzbach gehen und dann mit dem Feinde kämpfen; aber Macdonald, der ihn noch in Jauer vermutete, kam ihm entgegen und bewegte sich in drei großen Heeressäulen vorwärts. Als Blücher den Feind vor sich wußte, besichtigte er mit Gneisenau das Feld und überzeugte sich, daß die Stellung seiner Truppen nicht ungünstig war. Sacken freute sich auf die Schlacht und sagte dem Adjutanten, der ihm den Befehl überbrachte: „Antworten Sie dem General: Hurra!“ York erhielt den Befehl, so viel Feinde auf die Hochebene hinaufzulassen, als er schlagen könne; dann solle er angreifen und sie die steilen Uferränder hinunterstürzen. Unwillig entgegnete York: „Reiten Sie hin und zählen Sie; ich kann bei dem Regen meine eignen Finger nicht mehr zählen.“ Dennoch gehorchte York, der Blüchers Plan mißbilligte. Als die Franzosen auf Langeron stießen, drängten sie ihn schnell zurück; denn dieser Russe dachte nur an den Rückzug und hatte sein schweres Geschütz bis auf 30 Sechspfünder bereits nach Jauer zurückgesandt. Die eigentliche Schlacht begann erst um 2 Uhr. Die Preußen rückten im Sturmschritt vor, während unter Kartätschenhagel viele Kämpfer fielen; was leben blieb, ließ sich nicht beirren. Als sie in den Bereich der Flintenkugeln kamen, verdoppelten sie ihre Schritte, fällten das Gewehr und griffen die Franzosen unter fürchterlichem Hurrageschrei an. „Hurra, drauf!“ riefen die Offiziere, und nun nahmen die Soldaten die Gewehre verkehrt und schlugen mit den Kolben auf die verdutzten Franzosen los; es wurde nicht Pardon gegeben, die Blutarbeit schlug alles zu Boden. Die Schlacht löste sich in eine Anzahl einzelner Gefechte auf, in denen die Kriegsfurie mit ungebundener Wildheit wütete. „Hurra, hurra!“ scholl es von allen Seiten, Landwehr und Linie drangen unaufhaltsam vorwärts. Wo Gefahr war, da war auch Blücher; und wo er sich an die Spitze stellte, den Degen zog und „Vorwärts“ kommandierte, da wurde auch wacker eingehauen, und in wenigen Minuten war der Feind geworfen. Blücher war damals wieder so recht in seinem Element, der kühne Husar, der alte Haudegen.

In zwei Stunden war ein vollständiger Sieg errungen, der den Preußen und Russen nur 2500 Mann gekostet hatte. Die Niederlage des Feindes, eine der fürchterlichsten, welche jemals durch eine Schlacht von so kurzer Dauer herbeigeführt wurde, war entschieden. Mit Zurücklassung sämtlicher Kanonen, Munitions- und Gepäckwagen drängten und stürzten Mann und Roß in die angeschwollenen Wildwasser hinab, und die, welchen es geglückt war, das jenseitige Ufer zu erreichen, entgingen nicht dem mörderischen Kugelregen, den die am diesseitigen höhern Ufer aufgepflanzten Geschütze nachsendeten. Den Franzosen kostete die Niederlage 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, 18000 Gefangene, 12000 Tote und Verwundete.

Der 26. August 1813 gehört zu den unvergeßlichen Ehrentagen aus der Zeit der Befreiungskämpfe: die Schlacht an der Katzbach war nächst jener bei Großbeeren der erste große Sieg, welchen die Heere der Verbündeten davontrugen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der preußische Soldat damals nach der Weise des alten Dessauer Marsches sang:

„So leben wir, so leben wir an der Neiße.“

An der wütenden Neiße wurde die Schlacht durch die Preußen entschieden, die Russen brachten sie an der Katzbach zu einem glücklichen Abschluß; es geschah aus Aufmerksamkeit gegen den russischen General Sacken, daß Blücher den Siegesplatz die „Schlacht an der Katzbach“ nannte. Durch sein wirksames Kanonenfeuer von Eichholz her, durch die Mitwirkung seiner tapferen Reiterscharen, welche den Feind in die Katzbach hinabjagten, und vor allem durch den freudigen Hurragruß, mit welchem er Blüchers Aufforderung beantwortete, hatte Sacken bei der Feuer-, Blut- und Wassertaufe seine Patenstelle gewissenhaft vertreten. „Wir verdanken dem General Sacken sehr viel“, äußerte Blücher am Tage nach der Schlacht vor der Front. „Seine Zwölfpfünder auf den Höhen von Eichholz erleichterten uns die Arbeit, seine Kavallerie vollendete den Sieg. Den Mann laßt uns in Ehren halten.“ Als darauf Sacken sich bei Blücher einfand, wo man sich gegenseitig beglückwünschte, wurde er von den Preußen als guter Kamerad mit vielfach wiederholtem Hurra begrüßt.

Die Ritterakademie zu Liegnitz. Es war am 28. April 1646, als der Herzog Georg Rudolf das St. Johannisstift in Liegnitz fundierte; dieses sollte gleichsam der Universalerbe des hochherzigen Fürsten werden, dem Kindersegen in zwei Ehen versagt war. Der Zweck dieser Stiftung war „die Erhaltung der christlichen, evangelischen Kirchen und Schulen, insonderheit Besoldung und Unterhaltung der bei der fürstlichen Stiftskirche zu St. Johannis in Liegnitz jetzt und künftig bedienten Kirchen- und Schuldiener.“ Zur Erreichung dieses Zweckes wies der Herzog außer zwei Vorwerken, die er 1640 der Johanniskirche zugewandt hatte, zehn Güter, drei Gärten, sechs Häuser und verschiedene Zinsen an; der Wert des Gesamtkapitals kann bei der Gründung des Stiftes auf mindestens 300000 Mark veranschlagt werden. Durch zwei Urkunden aus den Jahren 1649 und 1653 hat der Herzog sein edles Werk „repetiert und bestätigt“. Zu dieser reichen Schenkung ist noch die namentlich im juristischen Fache vorzügliche Bibliothek des Herzogs gekommen. Schon im Jahre 1693 sprach der Landeshauptmann von Liegnitz es in einer Denkschrift aus, man könne die Überschüsse des St. Johannisstifts am allerbesten zur Aufrichtung

einer Akademie und zur Salarierung eines Sprachmeisters, Bereiters, Fechtmeisters und musikalischer Instrumente Kundiger anwenden und dadurch das Geld, welches die adlige Jugend außer Landes nach Frankreich und an andre Orte schleppe, im Lande erhalten, die Jugend aber zur Erlernung von dergleichen Exerzitien nach Liegnitz verweisen.

Was 1693 angeregt wurde, ging 1708, freilich in andrer Weise, als es der Stifter beabsichtigt hatte, in Erfüllung. In diesem Jahre wurde in Liegnitz die Josephinische Ritterakademie gegründet. Im Eingange der Privilegien und Ordnungen vom 19. April 1708 heißt es: „Demnach Wir bei Uns landesväterlich erwogen, welchergestalt die junge Ritterschaft und Noblesse Unsres Erbherzogtums Schlesien, teils aus Mangel näherer Gelegenheit und zwar öfters mit Widerwillen und großen Unkosten ihrer Eltern außer Landes in fremde Schulen und Akademien, vielmal mit schlechten Progressen verschickt worden, teils auch aus Mangel der hierzu nötigen Mittel, ob sie schon gute und fähige Ingenia und Qualitäten von sich spüren lassen, gar zurückbleiben müssen und sich Uns und Unserm allerdurchlauchtigsten Erzhause von Österreich wie auch dem Vaterlande mit der Zeit ersprießliche Dienste zu leisten nicht habilitieren können: als haben Wir allergnädigst beschlossen von den weiland fürstlichen Gestiftsgütern, Kapitalien und Intraden bei St. Johannis in Liegnitz eine adlige Ritterschule oder Akademie unter dem Namen St. Josephi an- und aufzurichten, woselbst nicht allein diejenigen, welchen Gott einiges Vermögen beschert hat, mit weit geringeren Unkosten, andre aber und von Mitteln ganz entblößte Junge von Adel auch gar ohne Entgelt, insgesamt aber gleichsam vor den Augen ihrer Eltern, Vormünder und Befreundeten ritterliche Qualitäten und Wissenschaften erlangen und also dermaleinst Gott und Unserm allerdurchlauchtigsten Erzhause und ihrem Vaterlande, auch ihnen selbst mit Ruhm und Ehren dienen können.“

Die Verordnungen bestimmen weiter, daß die Akademie nur für die adlige Jugend errichtet sein soll; Aufnahme sollen finden zunächst Söhne von Eingebornen und Angesessenen des Fürstentums Liegnitz, dann von Brieg und Wohlau, dann vom übrigen Schlesien; der Aufzunehmende muß das sechzehnte Lebensjahr erreicht haben. Anfangs wurden nur zwölf Personen unterhalten, von denen fünf katholischer Religion, sieben aber der unveränderten Augsburgischen Konfession zugethan sein können; später wurde die Zahl nach Proportion erhöht. Niemand soll länger als drei Jahre die Anstalt besuchen. Katholische und Evangelische sollen ihren Gottesdienst nach Belieben zu suchen haben, alles Disputieren in Glaubenssachen soll scharf verboten sein. Der Rat der Stadt soll mit der Akademie, welcher der Kaiser den Burgfrieden erteilte, nichts zu thun haben. Ein Direktor oder Oberhofmeister, bei welchem die Konfession alternieren soll, leitet die Anstalt.

Am 7. April 1708 wurde der Platz für das Gebäude der neuen Lehranstalt abgesteckt. Der erste Direktor war der kaiserliche Rat Friedrich Siegfried von Pomikau auf Nesselwitz und Karmin. Unter den ersten wissenschaftlichen Lehrern der Akademie war Professor primarius Dr. August Bohse, der bei der Einweihung der Anstalt eine in vieler Hinsicht interessante Rede hielt; er sagte nämlich, „daß viele behaupten, es sei die Gelehrsamkeit eine Sache, welche mehr dem bürgerlichen als dem adligen Stande zukäme, ja es laufe das Studium

fast wider die Reputation eines Kavaliers, indem selbigem weit anständiger sei, ein Pferd geschickt herumzutummeln und Degen und Pistolen wohl zu führen zu wissen."

Die Lektionen begannen erst im folgenden Jahre; das Unterrichtswesen der Anstalt trug längere Zeit den Charakter einer Universität; es fanden Vorlesungen über Institutionen, angewandte Mathematik, Heraldik u. s. w. statt. Erst allmählich wurde die Akademie mehr und mehr Schule, die juristischen Studien abgeschafft, das Latein (1792) eingeführt, nachdem schon 1743 die Übertragung des Vizedirektorates von dem Stallmeister auf den Professor primarius erfolgt war.

Am 19. März 1709 feierte die Ritterakademie zum erstenmal das Namensfest ihres kaiserlichen Gründers, wobei einige Reden im neuen Auditorium gehalten und abends das Gebäude illuminiert wurde; damals waren 24 Akademisten in Liegnitz. Daß diese Herren Akademiker nicht durchweg solide lebten, beweist der Umstand, daß schon 1718 den Liegnitzer Weinschenken und „Italienern", auch Kaffee- und Theeschenken und Handelsleuten durch ein Regierungsreskript publiziert worden ist, daß sie den Akademisten nichts verleihen oder borgen, weder Wein noch Thee und Kaffee, auch um ihr Geld einschenken sollten bei Strafe von 50 Thalern. Die Strafe wurde im Wiederholungsfalle noch erheblich verschärft, das Edikt auch 1723 und 1724 erneuert. Auch wurde im Jahre 1726 den Professoren geboten, „mit den Akademisten sich keineswegs familiär zu machen."

Die Gebäude der Akademie waren meist hölzern, mit Schindeln gedeckt, ungleich, boten wenig Bequemlichkeit und entsprachen nicht der Würde der Anstalt. Deshalb wurde der Neubau der Gebäude beschlossen. Am 5. Juli 1728 wurde derselbe mit der Eröffnung des ersten Grundgrabens begonnen. Der Bau hat im ganzen zehn Jahre in Anspruch genommen.

Interessant ist ein Streit, den die Professoren und Exerzitienmeister der Akademie im Jahre 1732 mit dem Rate der Stadt Liegnitz hatten. Dieser hatte nämlich 1726 bestimmt, daß weder fremdes Bier noch Fleisch eingeführt, noch Pfuscher geduldet werden sollten; die Lehrer aber ließen sich die nötigen Viktualien und das Bier aus der Ferne kommen und beriefen sich auf die Stiftungsurkunde, laut welcher der Rat mit der Akademie nichts zu thun habe. Der Rat wollte sich dies Vorgehen nicht gefallen lassen und schritt gegen die Übertreter seiner Verordnung im Jahre 1732 ein. Die Lehrer wurden mit ihrer Beschwerde abgewiesen. Da verschafften sie sich ärztliche Atteste, welche das Liegnitzer Bier für nicht zuträglich erklärten, und so umgingen sie das Gesetz.

Die Vorarbeiten und Ausgrabungen zum Neubau waren 1735 so weit fertig, daß die Grundsteinlegung erfolgen konnte. Die Stadt schenkte bei der Feierlichkeit sechs große Kannen Wein, die Bürger hatten sich in den Gassen, durch welche der Festzug ging, in Reihen gestellt und präsentierten unter fliegenden Fahnen und klingendem Spiel das Gewehr. Die Anstalt stand damals im vollsten Glanz; sie wurde von mehreren Prinzen besucht und hatte Pensionäre aus der Lombardei, Ungarn, Litauen und Polen.

Am 22. Februar 1741 traf Friedrich II. zum erstenmal in Liegnitz ein und speiste mit dem Herzog von Holstein in der Ritterakademie. Im Jahre 1763, dem Jahre des Hubertsburger Friedens, wurde am 19. März, wie gewöhnlich, das Josephsfest gefeiert. Von diesem Jahre ab verlegte man die Feier der Gründung auf den Friedrichstag, den 5. März, wobei es bis 1774 geblieben ist. Aber die ersten Jahrzehnte preußischer Regierung waren für die

Ritterakademie nicht günstig; denn die Zahl der Schüler sank im Jahre 1778 bis auf zwei, so daß die Anstalt mehr Lehrer als Schüler hatte. Mit geringer Schülerzahl schleppte sie sich bis in den Anfang unsres Jahrhunderts hin, 1805 dachte man daran, sie in ein landwirtschaftliches Institut umzuwandeln; sie kam aber 1809 unter die Oberaufsicht der königlichen Regierung und wurde eine allgemeine Vorbereitungsanstalt für die höhern Stände. Neben dem 1792 eingeführten Lateinischen wurde auch im Griechischen unterrichtet. Jetzt hat die Ritterakademie den Lehrplan eines Gymnasiums und wird von 180—200 Schülern besucht.

Sehenswertes in und um Liegnitz. Außer der Ritterakademie hat Liegnitz ein städtisches Gymnasium, das 1309 aus den beiden Pfarrschulen entstanden ist und jetzt in 11 Gymnasial- und 3 Vorschulklassen von 500 Schülern besucht wird. Der schöne Neubau der Anstalt ist ebenso sehenswert wie die Unter- oder Niederkirche, die eigentlich „Zu unsrer lieben Frauen" heißt und nach dem Brande im Jahre 1822 im Rohbau mit zwei Türmen aufgeführt ist; ferner die alte Oberkirche zu St. Peter und Paul; das alte Rathaus, in dessen Hausfluren wir alte Waffen, wie Schwerter, Lanzen, Büchsen, Helme und Panzerhemden, finden; und das Regierungsgebäude, das im Rohbau auf der Stelle des früheren, im Jahre 1835 abgebrannten Schlosses prächtig dasteht, während den Eingang noch das Schloßportal vom Jahre 1533 bildet. Neu gebaut ist auch nach dem Brande vom Jahre 1845 das Schießhaus, das Eigentum der Schützen, die in Liegnitz keine unbedeutende Rolle spielen. Die Schützengilden sind Gesellschaften zum Schutze ihrer Vaterstadt und bilden ein letztes Überbleibsel der früher allen deutschen Bürgern als Recht zukommenden Waffenfähigkeit. Der Liegnitzer Schützen Geschicklichkeit im Gebrauche der Feuerwaffen erregte nach dem Berichte eines alten Chronisten die Bewunderung aller derjenigen Fremden, die ihren Schießübungen beizuwohnen Gelegenheit fanden. Daß aber die Liegnitzer selbst den Übungen hohen Wert beilegten, beweisen die für die besten Schüsse ausgesetzten Gewinne, z. B. ein Pokal im Werte von 20 Thalern und zwei Ochsen (1548) oder eine goldene Kette im Werte von 20 Dukaten (1549). Noch jetzt wird alljährlich am Pfingstdienstage ein Hauptschießen begonnen, das bis zum darauf folgenden Donnerstage dauert. Das Mannschießen, das in älteren Zeiten alljährlich gefeiert wurde, wird jetzt alle drei Jahre abgehalten und ist ein großartiges, fast eine Woche währendes, allgemeines Bürger- und Volksfest. Der Aus- und Einzug der Innungen, bei welchem die Schützengilde dem Gebrauche gemäß den Zug beschließt, dürfen als Glanzpunkte dieses von den Liegnitzern außerordentlich hochgehaltenen Festes bezeichnet werden.

Rings um die Stadt ziehen sich auf dem guten Boden die sehenswerten, sogenannten Kräutereien, d. h. Landwirtschaften, die fast nur vom Gemüsebau leben und ihre Produkte weithin, auch nach Breslau und Berlin, namentlich aber nach dem Gebirge verkaufen. Wie umfangreich diese Anlagen sind, dürfte die eine Thatsache beweisen, daß in fruchtbaren Jahren nahezu eine Million Schock Gurken mittels der Eisenbahn verschickt wird.

Auf den schönen Promenaden, die der Stadt ein freundliches Aussehen geben, bewundern wir ein Denkmal: einen in Bronze gegossenen, sterbenden Löwen auf Marmorsockel mit der Inschrift: „Den aus Kreis und Stadt Liegnitz 1866, 1870—71 gefallenen Helden."



Glogau (Oderbrücke und Schloß).

Der polnische Landrücken und die Nordseite Schlesiens.

Namslau. — Das Heldengrab zu Minkowski. — Öls. — Das Katzengebirge. — Der Totengräber in Guhrau. — Glogau. — Die Wahl des Platzes zur neuen Domkirche. — Herzog Hans der Grausame. — Die verhungerten Ratsherren. — Singen oder Springen. — Der Statthalter Johann Polak von Karnikow (1493). — Glogau im Dreißigjährigen Kriege. — Andreas Gryphius. — Grünberg. — Karl XII. von Schweden in Freystadt (1707). — Sagan. Der Turm von Sagan. — Der Hungerturm in Priebus. — Sprottau. — Bunzlau. — Martin Opitz.

Namslau. Der Landrücken, welcher Schlesien nach Polen hin abgrenzt, wird nicht selten mit gemeinsamem Namen der polnische Landrücken genannt; die Geographen nennen ihn die uralisch-karpathische Landhöhe. Den südlichen Teil dieses Rückens haben wir bereits als die Höhen von Tarnowitz kennen gelernt, auf denen kleine rechte Nebenflüsse der Oder entspringen. Diese Höhen flachen sich, je weiter wir nach Nordwesten gehen, um so mehr ab. Wir kommen nach Kreuzburg am Stober, wo am 13. Juli 1816 Gustav Freytag, der Schöpfer der „Ahnen“, geboren wurde.

Nordwestlich von Kreuzburg liegt in ebener, an Nadelholzwaldungen reicher Gegend Namslau, eine Stadt von 5868 meist deutsch redenden Einwohnern. In der Umgebung wird viel polnisch gesprochen. Die Städter bauen wenig Getreide, da der Boden meist sandig ist; doch wird viel Flachs und Kartoffeln

gebaut. Für den Schwarzviehhandel ist Namslau der bedeutendste Marktplatz der Provinz; es gelangen jährlich 22000 Stück meist aus der Provinz Posen aufgetriebene Schweine und Ferkel im Werte von 450000 Mark zum Verkauf.

Das Heldengrab zu Minkowski. Unweit der Stadt Namslau liegt das Dorf Minkowski, bekannt durch Seydlitz' Grab. Der tapfere und ausgezeichnete Reitergeneral Friedrich Wilhelm von Seydlitz wurde am 3. Februar 1721 zu Kalkar bei Kleve geboren, trat mit 17 Jahren in ein Kürassierregiment ein, wurde im ersten Schlesischen Kriege gefangen, aber bald ausgewechselt und Rittmeister bei einem neuen Husarenregiment; er zeichnete sich aus bei Hohenfriedberg, wo er einen sächsischen General gefangen nahm, wurde bei Sorr verwundet, und unternahm bei Zittau einen kühnen Reiterangriff. Als Major organisierte er ein Dragonerregiment und in Schlesien ein Kürassierregiment, dessen Oberst er 1755 wurde. Im Siebenjährigen Kriege zeichnete er sich in verschiedenen Schlachten aus. Friedrich II. übertrug ihm, der die Reiterei wie keiner zu leiten verstand, das Kommando über die ganze Kavallerie seines Heeres, und Seydlitz brachte es dahin, daß die vor 1740 kaum gekannte preußische Kavallerie einen welthistorischen Ruf bekam. Mit seiner Reiterei entschied Seydlitz die Schlacht bei Roßbach, mit ihr stellte er bei Zorndorf die verlorene Ordnung wieder her, befreite die Infanterie von den sie umzingelnden Russen, eroberte die verlorenen Kanonen wieder und noch 120 feindliche dazu und nahm 20 Fahnen. Seine Wunden hinderten ihn, am Feldzuge 1760 teilzunehmen; 1762 that er sich in der Schlacht bei Freiberg hervor. Nach dem Frieden wurde er Inspektor der schlesischen Kavallerie, und sein Regiment zu Ohlau war bald der Mittelpunkt des Unterrichts für die Kavallerie von ganz Europa. Er starb nach zehnjähriger Friedensrast am 7. November 1773, erst 52 Jahre alt, ein vollkommener Meister der Kriegskunst, und wurde zu Minkowski bestattet. Sein Heldenname ist nicht befleckt durch Züge der Grausamkeit oder Habsucht. Seydlitz trat mit seinem unerschrockenen Worte ein, wo es galt, für andre zu sprechen; ohne Rücksicht auf Personen und mit Hintansetzung des eignen Interesses zeigte er stets Pflichttreue und Gerechtigkeitsliebe. Soldatische Derbheit und Freimütigkeit, gewaltthätiger Sinn und edle Menschenfreundlichkeit, großmütige Gesinnungen und eigenmächtige Handlungsweise, also kriegerische Tugenden und menschliche Schwächen, vereinigten sich in ihm. Mit einer tollkühnen Tapferkeit verband sich ein seltener, genialer Feldherrnblick, der den rechten Augenblick zu erfassen wußte. Zu früh, noch ehe er die Ruhe am Abende seines Lebens einernten konnte, schloß er zu Minkowski seine thatenreichen Tage.

Öls. Bei Namslau fließt die Weida vorbei, die von den Trebnitzer Höhen kommt und unterhalb Breslau in die Oder geht, nachdem sie auf der rechten Seite die Ölse aufgenommen hat, an der die alte Stadt Öls liegt in sandiger Gegend mit lehmigem Untergrund, einem Boden, der für den Gemüsebau besonders geeignet und reich an trefflichen Wiesen ist. Öls hat 10157 Einwohner und ist eine der ältesten Städte Schlesiens. Es wurde 937 gegründet und verdankt seinen Namen den in der nächsten Umgebung vielfach vorkommenden Erlenwaldungen (olsza = Erle). Die Stadt erhielt 1255 deutsches Recht, gehörte ursprünglich zum Fürstentum Breslau, kam 1294 an das Fürstentum

Glogau, wurde 1312 Sitz eigner Fürsten aus dem Hause der Piasten. Als das Fürstenhaus 1492 ausstarb, fiel Öls an Böhmen, kam aber schon nach drei Jahren durch Tausch wieder an die Piasten, und zwar an die von Münsterberg. Nach dem Erlöschen des Mannesstammes dieser Linie (1647) kam es an den Schwiegersohn des letzten Herzogs der Münsterberger Linie, an Silvius Nimrod von Württemberg, der auf diese Weise der Stifter der Linie Württemberg-Öls wurde. Als diese 1792 erlosch, fiel Öls an den Gemahl der einzigen Tochter und Erbin des letzten Herzogs von Württemberg-Öls, an den Herzog Friedrich August von Braunschweig. Öls gehört noch jetzt als Mediatfürstentum dem Herzoge von Braunschweig.

Die Geschichte der Stadt Öls enthält eine lange Reihe von Kriegsdrangsalen und Unglücksfällen. Im Jahre 1432 zündeten die Einwohner selbst aus Furcht vor den herannahenden Hussiten ihre Stadt an; 1535 wurde Öls durch Gewitter und Orkan verheert, 1627 während 30 Wochen von den Wallensteinern heimgesucht, 1634 abwechselnd von Schweden, Sachsen und Kaiserlichen erstürmt und geplündert; es wurde auch von 1631—1634, dann wieder 1709 von der Pest stark mitgenommen.

Öls besitzt ein im Jahre 1594 angelegtes evangelisches Gymnasium mit reicher, gräflich von Kospothischer Stiftung. Von den Kirchen ist die Schloßkirche die älteste, die 979 erbaut worden ist und das Grabmal des 1565 verschiedenen Herzogs Johann, des Erbauers des noch vorhandenen, weitläufigen Schlosses enthält. In der Schloßbibliothek finden sich mehrere Handschriften, auch Briefe von Luther und Melanchthon. Den Schloßplatz ziert ein Obelisk mit Fürstenhut, welche die Stände des Fürstentums 1781 zur Feier der goldenen Hochzeit ihres Herzogs haben aufrichten lassen.

Das Katzengebirge. Nördlich von Öls erheben sich die Trebnitzer Höhen oder das Katzengebirge bis zu einer Höhe von 300 m. Diese Höhen ziehen sich zwischen der Weida und Ölse einerseits und der Bartsch anderseits hin, in der Richtung von Osten nach Westen, und schließen ein fruchtreiches und anmutiges Stück Erde ein. Hier liegt Trebnitz, in dessen Umgebung wir auf ausgedehnte Eichen-, Buchen- und Birkenwaldungen stoßen, hier Obernigk, der Lieblingsaufenthalt Holteis. Im Norden der Höhen fließt die Bartsch, die in der Provinz Posen entspringt, die, sobald sie in Schlesien eintritt, von vielen Sümpfen und Seen umgeben ist. An diesem Flusse liegt Militsch, das wir schon als Eigentum des Breslauer Domstiftes kennen gelernt haben (S. 11). Weiter abwärts liegt Trachenberg in ebener, wasser- und waldreicher Gegend mit ausgedehnten Wiesen und gutem Ackerboden, der Hauptort des Mediatfürstentums Trachenberg, das sich seit 1641 (1742 wurde es in ein Fürstentum umgewandelt) im Besitze der Grafen von Hatzfeld befindet.

Der Totengräber in Guhrau. Wandern wir an dem rechten Ufer der Bartsch flußabwärts entlang, so kommen wir bald nach dem Acker- und Gartenbau treibenden, von über 4200 Menschen bewohnten Guhrau. Hier wütete im Jahre 1656, wie der damalige Stadtvogt Felbiger berichtet, die Pest so fürchterlich, daß im ganzen nur zwei Häuser von der Krankheit verschont blieben. Es war nämlich in jenem Jahre (1656) Lissa von den Polen verbrannt worden,

und deshalb kamen von dort her damals nach Guhrau viele Flüchtlinge. Vierzehn Tage vor Johanni kamen in zwei Häusern die ersten Pestfälle vor. Die schreckliche Krankheit griff schnell entsetzlich um sich. Bald waren drei Totengräber nacheinander gestorben. Da wurde für dieses Amt Adolf Hennig aus Fraustadt gewonnen, der von seinem Weibe Anna, die, um sich gegen die Pest zu schützen, stets betrunken war, unterstützt wurde. Die Pest ließ nicht nach, sie forderte immer neue Opfer. Nun verbreitete sich das Gerücht, der Totengräber habe die Leiche eines Kindes zu Pulver verbrannt, das Pulver auf die Gassen und in die Brunnen gestreut und so der Krankheit Verbreitungsstoff gegeben. Für das Gerücht fand sich aber kein Beweis. Der Verdacht lenkte sich dann auf das Weib des Totengräbers. Die Frau wurde in scharfes Verhör genommen, gestand aber nichts; dann wurde sie für eine Hexe erklärt, mußte die Probe im Wasser aushalten und wurde, weil sie auf dem Wasser schwamm, eingesperrt, gestand aber nichts. „Da hat ihr der Teufel im Gefängnis den Hals gebrochen und sie ist verbrannt worden."

Der Totengräber, „der alte Bösewicht", wurde auch eingezogen und sollte bekennen, wohin er das Kind gethan habe. An der von ihm bezeichneten Stelle fand man aber die Leiche nicht, und nun verlangte das Volk seinen Tod. Der Mann suchte sich in seiner Verzweiflung zu erhängen, wurde aber verhindert, es zu thun. Er wurde gefoltert. Der Berichterstatter sagt selbst, er habe aufs schärffste anziehen lassen. Da gestand der Totengräber, er habe drei Kinder gepulvert, das Pulver in die Gassen und Brunnen gestreut, um die Pest allenthalben zu erregen. Mit diesem Geständnis war die hohe Obrigkeit noch nicht zufrieden. Der Unglückliche wurde wieder auf die Folter gespannt und gestand, als er die Schmerzen nicht mehr ertragen konnte, daß er in Fraustadt die Hexerei erlernt habe, zu verschiedenen Malen mit dem Teufel ausgefahren sei und viel Böses gestiftet habe. Der Stadtvogt erzählt, daß wegen dieser Greuelthaten folgendes Gericht mit dem Bösewicht vorgenommen worden ist: 1) Ich habe ihn auf allen vier Ecken mit glühenden Zangen an Brüsten und Armen reißen lassen. 2) Vor dem Glogauer Thore ist ihm, weil er dort zum erstenmal das Pulver gestreut hat, die rechte Wade am Bein ausgerissen worden. 3) Auf der Guhrgasse wurde die linke Wade ausgerissen. 4) Beim Gerichte wurden aus ihm (er lebte noch) vom Haupte bis auf die Füße zwei lange Riemen geschnitten. 5) und 6) Er ist gevierteilt und als Hexer verbrannt worden. So geschehen am 30. August 1656.

Welch eine Reihe entsetzlicher Grausamkeiten! Die Pest verheert die Stadt. Man hat keinen Totengräber mehr, die Leichen zu begraben; ein Fremder übernimmt das schlimme Amt, die Pest verschont ihn: da geben ihm die Bewohner der Stadt im blinden Wahn und Aberglauben den martervollsten Tod für seine Aufopferung.

Glogau. Unterhalb der Bartschmündung liegt an dem linken Ufer von Schlesiens Hauptstrom die Stadt und Festung ersten Ranges Glogau mit 18630 Einwohnern. Das Gewerbe hat sich daselbst, weil der Ort Festung ist, nicht bedeutend entwickeln können. An größeren gewerblichen Anlagen hat die Stadt aufzuweisen die weltbekannte karthographische Anstalt von C. Flemming, verbunden mit Stein-, Kupfer- und Buchdruckerei, mit Absatz nach allen Gegenden

der Erde. Glogau treibt seit längerer Zeit einen lebhaften Handel mit Landeserzeugnissen und Kolonialwaren nach der Umgegend und der Provinz Posen; es hat ein evangelisches und ein katholisches Gymnasium und zwei Töchterschulen. Sage und Geschichte der Stadt und Umgegend sind an vielen Stellen zu interessant, als daß sie unberücksichtigt bleiben dürften.

Glogau war am Ende des ersten Jahrtausend ein aus ärmlichen Hütten bestehender und, wie die Sage erzählt, wehrloser Slawenort am rechten Oderufer, der seinen Namen von dem die Gegend bedeckenden Gesträuch und Dorngestrüpp, das im Polnischen glog heißt, erhalten hat. Das Gesträuch wurde erst 1630 ausgerottet und bei der Befestigung der Stadt benutzt. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts verlegte man die Stadt Glogau auf das linke Oderufer und legte neue Gärten um dieselbe an. Der Herzog Boleslaw berief nach Glogau Prälaten und Kanoniker und hielt durch diese Stiftung, ohne es zu wollen, das Aufblühen der Stadt zurück. Die polnischen Domherren, ihren heimischen Sitten und Rechten zugethan, hielten Glogau auf, während Breslau und Liegnitz durch Annahme deutscher Rechte und Sitten vorauseilten. Der Geschichtschreiber Curäus bemerkt, daß zu dieser Zeit die Christenpriester noch beweibt, der Mönchsorden in Schlesien wenige gewesen, das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten gespendet und mit ihm keine feierlichen Umzüge gehalten seien.

Die Wahl des Platzes zur neuen Domkirche. Konrad II. ging aus dem Kampfe mit seinen Brüdern im Jahre 1252 als Besitzer von Glogau hervor. Sein Leben war vielbewegt und thatenreich; er bemühte sich, deutsche Sitte in seinem Lande zu verbreiten. Vielen Zwist hatte er mit der Domgeistlichkeit, die seinen Bestrebungen feindlich gegenüberstand; und obgleich er kein Feind der Kirche war, suchte er doch die Macht der Geistlichen einzuschränken und auf nur geistliche Dinge zurückzuführen. Wenn er oft mit großer Strenge verfuhr, so gab er auch nicht selten nach, besonders wenn ihn seine Gemahlin Salome, eine fromme und kluge Fürstin, bat.

Konrad wollte den Dom außerhalb der Stadt verlegen und gab für sein Vorhaben den Domherren manche Gründe an, er wolle das Stift erweitern und um dasselbe eine schöne Vorstadt anlegen; hauptsächlich aber war es ihm darum zu thun, die Domherren aus der Stadt zu bringen. Daß es zu keinem Streite zwischen dem Herzoge und der Geistlichkeit kam, hat wohl zumeist die Herzogin Salome durch begütigende Worte und Versprechungen veranlaßt.

Die Sage berichtet, der Herzogin habe es sehr am Herzen gelegen, für den neuen Dom die rechte Stelle zu finden, und sie habe ihren Gemahl gebeten, er möchte damit einverstanden sein, daß sie sich durch Gott ein Zeichen geben lasse, auf welcher Stelle der Dom erbaut werden solle. Der Herzog versagte seiner Gemahlin den frommen Wunsch nicht. Die Herzogin nahm sich nun vor, eine Taube einmal unter Beten fliegen zu lassen, und wo diese sich niederlasse, solle, wenn es irgend möglich wäre, der Dom erbaut werden.

Nach einigen Tagen ging die Herzogin im Schloßgarten spazieren. Da ging ein Landmädchen an der Gartenpforte vorüber; es trug einen Handkorb, in welchem eine Taube lag, die weiß wie Schnee war und keinen Flecken hatte. Auf die Frage, was die Jungfrau mit der Taube vorhabe, erklärte sie, sie habe die Taube, die herrenlos zu sein scheine, im Freien gefangen; wenn es der Herzogin genehm sei, möge sie das Tierchen behalten. Salome nahm die Taube

gegen ein reiches Geschenk, gab ihr Futter und behandelte sie zärtlich. Nach nicht langer Zeit erschien die Herzogin auf der Galerie des Schloßturmes mit der Taube, deren weißer Hals mit einem rosaseidenen Bändchen geschmückt war. Der Fürstin Antlitz strahlte in freudiger, fast andächtiger Verklärung; mit den Worten „Vollziehe deine fromme Sendung" setzte sie die Taube auf ihre Hand. Das Täubchen rührte sich nicht, sondern niedergekauert schien es sich ganz behaglich in der weichen Hand der Herzogin zu befinden. Die hohe Dame unternahm nun einen Rundgang auf der Galerie; als sie nach Norden kam, wurde die Taube munter, rauschte plötzlich davon, schwang sich hoch empor, schwebte in der Luft, gleichsam um sich über dem Gewühl der Stadt zurecht zu finden, flog dann davon über den einen Oderarm und ließ sich auf der Insel nieder, welche die Oder bei Glogau dadurch bildet, daß sie sich in zwei Arme spaltet, und auf welcher sich die Trümmer des alten Schlosses befanden.

Schnell meldete die Herzogin ihrem Gemahl, wo sich die Taube niedergelassen hatte; der Herzog freute sich über das Zeichen, da er selbst sich diesen Platz schon für den Dom gewählt hatte; er sagte: „Die Taube hat den Herren des Domes ein schönes Stück Land zu wählen verstanden."

Der Herzog erbaute den neuen Dom, und die Herzogin schmückte ihn durch reiche Gaben glänzend aus. Der Dom in der Stadt wurde zu einem Dominikanerkloster umgeschaffen, das Salome mit vielen Geschenken bedachte und in dem sie bestattet wurde.

Herzog Hans der Grausame. Einer der unruhigsten, wildesten und grausamsten Fürsten, welche im Herzogtume Glogau regiert haben, war Johann II., gewöhnlich Hans II. genannt; seine ganze Regierungszeit war eine ununterbrochene Kette der abenteuerlichsten und zügellosesten Handlungen, durch die er namenloses Elend über das Land brachte.

Johann II. war Herzog von Sagan. Im Jahre 1472 hatte er sein Herzogtum verkauft und lebte als Freibeuter. Da starb im Jahre 1476 Herzog Heinrich XI. von Glogau, Johanns Oheim. Sofort trat er mit Ansprüchen auf dieses Fürstentum in Schlesien auf, während die Könige von Polen und Ungarn Glogau als offenes Lehen ansahen und für sich beanspruchten und der Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg das Herzogtum als sein Eigentum erklärte, da seine Tochter Barbara, die Witwe Heinrichs, von ihrem verstorbenen Gemahl die allein eingesetzte Erbin sei. So entbrannte der Kampf um das Land von allen Seiten. König Matthias von Ungarn unterstützte den Herzog Hans, um ihm das Herzogtum gewinnen zu helfen und es dann für sich einzuziehen. Es währte nicht lange, so hatte Hans sich ganz Glogau mit unmenschlicher Grausamkeit erobert. Bald seufzte das Fürstentum unter der fürchterlichsten Bedrückung; denn Summen auf Summen preßte Hans aus dem Lande, um verschwenderisch leben zu können und stets kriegsgerüstet und zu Raufereien kampfbereit zu sein; er konnte sich rühmen, in wenigen Jahren 600 Dörfer in Brand gesteckt zu haben. Zwei Gutsbesitzer seines Landes, die er um ihren Reichtum beneidete, ließ er fälschlich beschuldigen, dann gefangen nehmen und hinrichten; ihr Vermögen machte er zu seinem Eigentume. Die Leiden Glogaus waren ohne Beispiel; aus der geringfügigsten Veranlassung nahm er den Bürgern ihre Vorrechte, bemächtigte sich der Stadtgüter und verkaufte sie; wer Widerspruch erhob, wurde gefangen genommen, gemartert und hingerichtet.

Die verhungerten Ratsherren (1488). Im Jahre 1488 beschuldigte Hans sieben Ratsherren, sie hätten die Absicht gehabt, ihn an Matthias von Ungarn zu verraten, um sich seiner Herrschaft zu entledigen. Hans verlangte nämlich von den Glogauern, sie sollten bei seinen Lebzeiten dem Herzog von Münsterberg die Thronfolge versprechen; die Glogauer aber hatten schon vor dem Regierungsantritt des Herzogs Hans dem König Matthias versprochen, einer seiner Söhne solle Glogau bekommen, und sie wollten ihr Versprechen nicht brechen.



Domkirche zu Glogau.

Die sieben Ratsherren, welche dies dem Herzog erklärten, wurden gefangen genommen und in den scheußlichen runden Schloßturm gesperrt. Dort ließ sie der Herzog langsam verhungern und verdursten. Unter den fürchterlichsten Qualen verschied einer nach dem andern.

Singen oder Springen. Herzog Hans verschonte auch das Domkapitel nicht, wenn er Geld brauchte. Die geistlichen Herren aber wollten die ihnen auferlegte Steuer nicht bezahlen. Hans ließ die Domherren vor sich kommen und sagte ihnen: „Ihr Domherren sollt, was ich begehre, auszahlen; wo nicht, so müßt ihr fort, und ich will eure Präbenden einziehen und von euren Einkünften meine Soldaten bezahlen. Sofort besetzte er den Dom mit Polen, die er in seinen Dienst genommen hatte. Darauf wurde der Herzog mit der ganzen Stadt Glogau in Bann gethan, und die Geistlichen stellten allen Gesang und Gottesdienst in den Kirchen ein. Dem Fürsten lag daran, daß der Bann aufgehoben wurde; weil er aber wußte, daß er seinen Willen den Domherren

gegenüber nicht würde durchsetzen können, griff er zur List. Er ließ den Geistlichen sagen, er habe ihnen wichtige Mitteilungen zu machen; da sie aber nicht zu ihm, dem Gebannten, kommen würden, noch er zu ihnen gehen wolle, möchten sie nur ihm entgegengehen, er wolle bis zur Schloßbrücke zu ihnen kommen. Die Priester gingen auf den Vorschlag des Herzogs ein, ohne eine List zu ahnen. In Prozession kamen sie heran, von der andern Seite erschien der Herzog, der den Befehl erteilt hatte, seine Leute sollten hinter den Geistlichen während der Unterredung schnell die Brücke abbrechen. Als dies geschehen war, sagte der Herzog: „Liebe Väter, seht euch um und überlegt, ob ihr singen oder springen wollt.“ Die Domherren sahen vor sich das Schloß des Herzogs, in dessen Gewalt sie sich nicht begeben mochten, hinter sich das offene Wasser; sie mußten also entweder in das Wasser springen oder singen, d. h. den Bann lösen. Sie erklärten sich zum Singen bereit. Nun wurde die Brücke wieder belegt und der Gottesdienst abgehalten.

Der Statthalter Johann Polak von Karnikow (1493). Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte Glogau viel unter dem Drucke eines gewaltthätigen Statthalters zu leiden. Der Herzog Johann Albert von Glogau war ein Freund der Polen und hielt sich beständig in Polen auf. Zu seinem Statthalter hatte er Johann Polak von Karnikow ernannt, der von polnischer Abstammung und ein Feind des deutschen Wesens und freien Bürgertums war; er entzog der Stadt ihre Vorrechte und legte ihr eine Steuer nach der andern auf. Einer neuen Steuer auf das Bier hatten sich die Ratsherren entschieden widersetzt, und besonders thätig bei dem Widerstande waren der Bürgermeister Arnold und der Ratsschöffe Link gewesen. Da ergrimmte Polak und entzog der Bürgerschaft das Recht, ihre Ratsherren frei zu wählen. Gegen diese Verfügung sprachen sich entschieden Arnold und Link in der Ratsversammlung aus und beantragten die Absendung einer Bittschrift an den Herzog; aber sie fanden im Rate nicht die gewünschte Unterstützung, weil viele Ratsherren durch Polak eingeschüchtert waren. Die Aufregung unter den Bürgern war groß; mit Blitzesschnelle war das neue Unglück in der Stadt bekannt geworden, unter den Fenstern des Bürgermeisters versammelte sich viel Volk, und es fielen drohende Worte. Arnold ermahnte die Leute, auseinander zu gehen und nicht noch das Unglück der Stadt zu vergrößern. Die Bürger befolgten gehorsam seinen Rat, und es fand keine Ruhestörung statt, obgleich am Abend die Schanklokale überfüllt waren und es in denselben bis zur Nacht gar lebhaft zuging.

Polak war über alles, was vorgefallen war, genau unterrichtet. Am andern Tage gingen Arnold und Link zu ihm nach gemeinsamer Verabredung, um womöglich durch Bitten etwas zu erreichen.

„Was wollen die Herren?“ herrschte Polak die Männer an, als sie vorgelassen waren. „Wollt ihr um Verzeihung bitten wegen eures Ungehorsams und eures ungebührlichen Verhaltens gegen euren Herrn? Nun, eure Worte sind immer schön, doch in euren Thaten seid ihr Verräter!“

Der Statthalter hatte offenbar die Absicht, den Bürgermeister zu reizen; dieser aber unterdrückte seine Aufregung und antwortete mit Ruhe und Würde, er bitte nur ehrfurchtsvoll um die Erhaltung der verbrieften Gerechtsame des Herzogtums und der Hauptstadt. Polak lachte und antwortete höhnend. Als ihm Arnold die Entgegnung nicht schuldig blieb, griff er wütend zur Klingel

und befahl dem eintretenden Diener: „Der Hauptmann der Schloßwache!" mit fürchterlicher Betonung. Dann sagte er mit Kälte: „Ich will doch sehen, ob ich diesen Freiheitsschwindel der Deutschen nicht bändigen werde; erst nur die Häupter der Empörung, das übrige Volk wird dann schon zu Kreuze kriechen."

„Die Macht eines Statthalters, ja eines Fürsten ist vergänglich, der deutsche Freiheitssinn währt ewig, er kann gebeugt, doch nicht gebrochen werden", entgegnete Arnold ebenfalls mit eisiger Kälte.

Wenige Minuten später waren beide Männer Gefangene des Schloßturmes, in welchem vor einigen Jahren sieben Glogauer Ratsherren verhungert waren. Die Bürger wußten, daß Arnold und Link zum Schlosse gegangen waren, vergebens warteten sie auf ihre Rückkehr, bald erfuhren sie die Gefangennahme. Nun wurde die Aufregung zu vollständigem Aufruhr: die Bürger traten zusammen, die Sturmglocke wurde geläutet, die empörte Menge zog vor das Rathaus. Die Lärmenden forderten die Gefangenen heraus, die Ratsherren verwiesen sie nach dem Schlosse an den Statthalter. Dorthin zog nun die ganze Schar, aber Polak hatte sich zu einem kräftigen Empfange vorbereitet, falls die Bürger Gewalt gebrauchen wollten. Die Unzufriedenen lärmten und schrieen, aber handelten nicht; es fehlte ihnen ein entschiedener Führer. „Laßt uns eine Deputation an den Herzog senden!" tönte es in die Menge hinein. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Daß mit der Ausführung desselben nichts erreicht werden würde, wußte der Rat, aber er war zufrieden, daß sich das drohende Gewitter vor dem Schlosse zerteilte.

Eine Deputation von zehn Bürgern wurde an den Herzog nach Posen gesandt; sie mußte dort lange warten und richtete nichts aus. Der Herzog billigte die Schritte Polaks, der nun seine Grausamkeit noch verschärfte; er verlangte von dem Magistrate die Auslieferung von zehn Bürgern, die den Aufstand veranlaßt und geleitet hatten. Der Magistrat folgte. Angst und Schrecken verbreitete sich nun in der Stadt, keiner war seiner Freiheit und seines Lebens sicher, nachdem Verrat und Bosheit auch in jene Kreise gedrungen waren. Nicht deutsche Richter, sondern eine polnische Kommission sollte auf Polaks Veranlassung die Schuld der Verhafteten prüfen; eine ärgere Verhöhnung des Rechts und der Gerechtigkeit war nicht möglich, denn es war von vornherein ausgemacht, daß die Gefangenen schuldig sein mußten. Als erstes Opfer fiel der Bürger, der bei dem Aufruhr die Sturmglocke geläutet hatte, am 3. Oktober 1493. Nachdem Polak den Ratsschöffen Link aus dem Gefängnis entlassen hatte, gab er Befehl, der Rat solle die andern Gefangenen hinrichten lassen; er werde verreisen, und wenn er in einigen Tagen zurückkehre, dürfe keiner der Eingekerkerten mehr leben. Entsetzen verbreitete die furchtbare Nachricht in der Stadt, der Jammer der Frauen und Kinder war groß; man bestürmte den Magistrat mit Bitten, der nicht den Mut hatte, gegen den Wüterich ungehorsam zu sein. Dennoch gelang eine Vermittelung durch einen Edelmann in Glogau, den einzigen Freund Polaks. Als der Tyrann auf sein Schloß zurückgekehrt war, verwandelten sich auf sein Verlangen die Glogauer Bürger in eine große Büßergemeinde. Sie erschienen in dürftigster Kleidung, unbedeckten Hauptes, mit bloßen Füßen vor dem Schloß, ließen sich auf die Kniee nieder und riefen Gnade. Nachdem sie sich zu blindem Gehorsam bereit erklärt, auch versprochen hatten, nur willenlose Knechte des Statthalters sein zu wollen, wurden die Gefangenen

mit Ausnahme eines Bürgers, für welchen die schreckliche Demütigung nach einigen Wochen wiederholt wurde, begnadigt. Der Bürgermeister Arnold wurde enthauptet.

Fünf Jahre hat das Scheusal Polak in Glogau gehaust und der Bürger Recht und Eigentum gekürzt. Als 1496 Glogau unter böhmische Oberhoheit kam, wurde Polak seines Amtes entsetzt. Unter Sigismunds Regierung erholte sich die Stadt von den Bedrängnissen, die sie mehrere Jahre hindurch betroffen hatte. Der König begünstigte die Stadt, und die Einwohner kamen durch neu aufblühenden Handel wieder zu Ruhe und Wohlstand.

Glogau im Dreißigjährigen Kriege. Was Glogau durch die Lichtensteiner Dragoner, die sogenannten Seligmacher, zu leiden hatte, ist bekannt (S. 23). Doch begannen mit den schrecklichen Qualen, die den Bürgern durch die Peiniger auferlegt wurden, erst die Widerwärtigkeiten des Krieges. Da Glogau eine Festung von strategischer Bedeutung ist, so wüteten die Kämpfer beider im Streite liegenden Hauptparteien um den Besitz dieses Ortes. Im Jahre 1632 rückten die Schweden unter Arnheim und Duval gegen Glogau, griffen die Stadt in der Nacht vom 10. zum 11. August an drei Orten zugleich an und eroberten sie im ersten Anlaufe; die Kaiserlichen zogen sich zurück. Im folgenden Jahre erschien Wallenstein mit 40000 Mann in Schlesien, eroberte das schwach besetzte Glogau wieder und erhielt das ganze Fürstentum vom Kaiser zum Geschenk, gelangte jedoch nicht in den eigentlichen Besitz wegen seines bald nachher erfolgten Sturzes. Das nächste Jahr (1634) führte die Schweden unter Arnheim wieder in die Nähe von Glogau. Zwar schlug die österreichische Garnison den ersten Sturm ab, sie war aber zu langem Widerstande zu schwach und ergab sich. Schon am 16. März 1635 ging es infolge eines Separatfriedens zwischen Sachsen, Schweden und dem Kaiser wieder in österreichische Hände über. Aber bereits 1642 erstürmten die Schweden unter Torstenson wieder die Stadt. Bei einem von der Besatzung gewagten, aber zurückgeschlagenen Ausfalle drangen die Schweden mit den fliehenden Österreichern in die Stadt, und andre Abteilungen erstiegen die Ringmauern an mehreren Stellen; der Kommandant mußte kapitulieren. Alle Vorräte fielen in die Hände der Sieger, die Stadt wurde, um zu ihrer Leidenshöhe emporzusteigen, der Plünderung preisgegeben und ging zum Teil in Flammen auf. Die Versuche der Österreicher, die Festung wieder zu gewinnen, waren ohne Erfolg; Glogau blieb in den Händen der Schweden bis zum Westfälischen Frieden. Die Glogauer Protestanten durften sich außerhalb der Stadtmauern eine Kirche aus Lehm erbauen (S. 24); das war alles, was ihnen statt der gehofften Religions- und Gewissensfreiheit gewährt wurde. Während des Krieges und bei dem Drucke der Zeit war die Blüte der Stadt, ihr Ansehen, ihre Macht, der Sinn für Bürgerrecht und Bürgerwürde verschwunden.

1741. Als Friedrich II. in Schlesien einrückte, ließ er, um schnell vorwärts zu kommen, bei Glogau ein Blockadekorps zurück, das gegen Ende des Jahres 1740 durch Truppen unter dem Oberbefehl des Prinzen Leopold von Dessau verstärkt wurde. Mit jedem Tage wurde die Festung enger umgarnt, ohne daß die Preußen Widerstand gefunden hätten, weil der Festungskommandant Graf Wallis vom Wiener Hofe den ausdrücklichen Befehl hatte, die Feindseligkeiten nicht anzufangen. Die Preußen begannen in der Nacht vom 8. zum 9. März 1741 gerade um Mitternacht den allgemeinen Angriff: ein Posten von

40 Österreichern wurde in der Nähe der Schloßbastion aufgehoben, der Hauptwall erstiegen, ehe das Festungsgeschütz abgefeuert werden konnte, die Thorwache besetzt; alles dies war das Werk einer halben Stunde. Die österreichische Besatzung warf sich ins Schloß, mußte sich aber am nächsten Morgen ergeben. Graf Wallis mit 2 Generalen, 36 Ober- und Stabsoffizieren und 855 Unteroffizieren und Gemeinen wurde kriegsgefangen; erobert wurden 64 Kanonen, 5 Mörser, 1300 Zentner Pulver. Die Preußen hatten 4 Tote und 29 Verwundete, die Österreicher ungefähr ebensoviel. Zum Denkmal dieser preußischen Waffenthat wurde in eine Futtermauer der Kreuzbastei eine Sandsteintafel mit der Inschrift „F. R. 1741“ eingelegt; die Bastei erhielt den Namen Friedrich. Das Plündern war den siegenden Truppen untersagt. Am dritten Tage nach der Einnahme huldigten Magistrat, Geistliche und alle Beamten namens der Bürgerschaft in Gegenwart des Fürsten Leopold und der Markgrafen Karl und Wilhelm dem Könige von Preußen.

Seit 1742 begannen die zur Verstärkung der Festung nötigen Bauten. Glogau blieb während der Schlesischen Kriege in preußischem Besitz.

1806—1814. Als im Jahre 1806 der Krieg des Frankenkaisers Napoleon eine für Preußen unglückliche Wendung genommen hatte und dem Prinzen Hieronymus Napoleon die Aufgabe zugefallen war, mit Franzosen, Bayern und Württembergern unter Vandamme Schlesien zu erobern, war es die Festung Glogau, auf die es die Feinde zunächst abgesehen hatten. Festungskommandant war damals der Generalmajor von Marwitz, stellvertretender Gouverneur der Generalleutnant von Reinhard. Am 21. Oktober 1806 ging der Befehl ein, Glogau solle gegen einen Handstreich gesichert werden. Sofort wurden die Arbeiten begonnen; aber als sich schon am 7. November der Feind von allen Seiten zeigte, war die Befestigung noch lange nicht vollendet. Noch am 7. November abends erschien ein Unterhändler bei dem Gouverneur und forderte zur Übergabe der Festung auf. Er wurde abgewiesen, ebenso wie ein zweiter am 15. November. Damals hätten vielleicht die Feinde von Glogau zurückgedrängt werden können, denn Napoleon hatte die Bayern abberufen, und das Heer der Belagerer bestand aus nur 5000 Württembergern; aber es geschah nichts, es fehlte an der nötigen Thatkraft. Als das Belagerungsgeschütz der Feinde von Küstrin herangekommen war und man anfing, die Stadt zu beschießen, wurde sie am 3. Dezember übergeben. Daß die Übergabe damals noch nicht notwendig war, das steht jetzt wohl so ziemlich fest. In die Hände der Feinde fielen 208 Stück schweres Geschütz und ein großer Vorrat von Gewehren, Kugeln und Pulver; das Gewehr streckten 3374 Mann, unter diesen 72 Offiziere. Durch den Besitz von Glogau wurden die Feinde Meister eines großen Teiles von Schlesien und erhielten Geschütz, mit dem sie die andern Festungen angreifen konnten.

Glogau mußte, um der Plünderung zu entgehen, an Vandamme 25000 Thaler bezahlen; es erhielt einen französischen Gouverneur. Auch nach dem Frieden zu Tilsit blieb die Festung (mit Stettin und Küstrin) mit 10000 Mann französischer Besatzung in den Händen der Feinde. Im Schlosse zu Glogau redete der brutale Imperator im Jahre 1807 die preußischen Stände also an: „Ihr habt den Frieden gewünscht; ich habe ihn euch soeben gegeben; der Krieg war eine Thorheit (sottise), zu welcher die Hofleute den König verleitet haben; sie hätte ihm beinahe den Verlust des Thrones zugezogen. Ihr werdet Preußen

bleiben, aber nicht mehr das sein, was ihr waret. Ich hoffe, dies wird die letzte Thorheit eures Königs gewesen sein."

Am 15. August 1808 wurde mit vielem Gepränge, mit Erleuchtung, Feuerwerk und Gastmählern, während die Bürger seufzten, der Geburtstag des Kaisers gefeiert. Dann wurden die Befestigungswerke auf Kosten Preußens wieder ausgebessert und vervollständigt. Wie sehr Glogau während der französischen Herrschaft litt, läßt sich in Kürze nicht beschreiben; aber daß die Not keine kleine gewesen ist, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß für die Bürger zu den vielen Abgaben, welche der Krieg und unglückliche Friede von den andern Städten forderte, noch die Erhaltung der französischen Truppen hinzukam. Wie jedoch allenthalben nach den Unfällen der französischen Armee im Jahre 1812 ein frischer Geist und Sinn die Bürger beseelte, so wurden auch die Glogauer immer mehr von Abscheu gegen die Franzosen erfüllt. Sie hatten die Reste der großen Armee zurückkehren sehen in den abenteuerlichsten Aufzügen, wie sie in Felle von Katzen und Hunden, in zerlumpte Mäntel gehüllt mit erfrornen Händen, Füßen und Nasen durch die Stadt zogen.

Der Krieg gegen Frankreich war erklärt. Am 10. März war das noch immer von Franzosen besetzte Glogau völlig gesperrt, und nun erfuhren die Glogauer nichts mehr von dem, was außerhalb ihrer Stadt vorging. Russische Truppen begannen am 19. März die Beschießung Glogaus. Unter den Belagerern waren auch Preußen, was man erst im Mai erfuhr, als bei einem Ausfalle einige Preußen gefangen eingebracht wurden. Was mußten die Einwohner jetzt empfinden, da sie sich noch immer der Gewalt französischer, also ihnen jetzt feindlicher Truppen bloßgestellt sahen! Erst am 10. April 1814 ergaben sich die französischen Truppen unter der Bedingung freien Abzuges. Glogau hatte während der Belagerung unbeschreiblich gelitten nicht durch die Preußen und Russen, die es mehr eingeschlossen hielten als eigentlich angriffen, sondern durch die in der Stadt entstandene Not, welche durch Mangel an Lebensmitteln, durch Krankheit und durch den Druck, besonders durch die ungeheuren Forderungen der französischen Behörden, herbeigeführt wurde. Der Kehricht aus den Pferdeställen konnte nicht fortgeschafft werden, sondern wurde auf die Straßen gebracht und verpestete die Luft. Weil es an Brennholz fehlte, riß man Häuser ein und brauchte die Balken als Brennholz. Viele Hunderte von Einwohnern wurden aus der Stadt gelassen, weil es an Lebensmitteln fehlte, so z. B. am ersten Adventsonntage 1900 Menschen. Von der Besatzung liefen viele davon, denn sie wurde schlecht verpflegt, und man sah Soldaten bei den Einwohnern Brot erbetteln. Als die Besatzung durch Raketen von der Lage Deutschlands erfuhr, forderten über 2000 Mann Deutsche, Spanier und Holländer ihre Entlassung und erhielten sie am 23. Januar 1814. Der französische Gouverneur Laplane stellte seine ungeheuren Geldforderungen öfter unter angedrohter Plünderung, am 25. Januar sogar unter Androhung, das Rathaus in die Luft sprengen zu lassen, wozu er schon zwölf Fässer Pulver in die Keller desselben hatte bringen lassen. Der auf den Straßen aufgehäufte Mist mußte endlich am 3. Februar verbrannt werden, wodurch aber die Krankheiten noch vermehrt wurden. Erst nachdem die Nachrichten von der Thronveränderung in Frankreich angekommen waren, erfolgte der Abschluß der Kapitulation am 10. April 1814. Die am 17. April ausmarschierende Besatzung bestand noch aus 2429

Mann; 740 Kranke blieben zurück. Als die Feinde zum Thore hinauszogen, ließen die von den Franzosen lange Zeit gedrückten Einwohner von dem Rathausturme die Melodie des Liedes „Nun danket alle Gott“ blasen.

Andreas Gryphius. Der talentvollste Dichter der ersten schlesischen Schule, der durch sein oft übertriebenes Pathos den Übergang zur zweiten bildet, ist Andreas Gryphius. Der Name des Dichters ist latinisiert aus dem deutschen Namen Greif hervorgegangen. Gryphius wurde in Glogau als Sohn des Archidiakonus bei der evangelischen Kirche am 11. Oktober 1611 geboren; er befand sich noch im vierten Lebensjahre, als er seinen Vater plötzlich verlor.



Andreas Gryphius.

Des armen Waisenkindes Jugend war eine vielfach getrübte. Andreas besuchte die Schulen zu Görlitz, Glogau und Fraustadt und beschäftigte sich gern mit fremden Sprachen; er lernte nicht nur das Lateinische, Griechische, Hebräische und Chaldäische, sondern erlangte auch einige Fertigkeit im Sprechen des Schwedischen und Holländischen. Zwanzig Jahre alt, ließ er sein Gedicht „Der Kindesmörder Herodes“ drucken. Als in Fraustadt wegen der schwer um sich greifenden Pest die Schule geschlossen wurde, ging er auf das Gymnasium nach Danzig, übernahm 1636 eine Stelle als Erzieher im Hause des kaiserlichen Pfalzgrafen in Schlesien, Georg von Schönborn, wurde am 26. November 1637 zum kaiserlichen Poeten gekrönt, zur Würde eines Magisters der Philosophie und mit seinen Nachkommen in den Adelstand erhoben.

Durch sein Gedicht „Der Brand von Freystadt“, in welchem er die Leiden seines Vaterlandes durch die Wallensteiner schildert, kam er in den Verdacht,

als wolle er das Volk aufwiegeln, und floh deshalb nach Schlesien; er ging nach Leiden in Holland, studierte Anatomie und hielt von 1639—1644 daselbst Vorlesungen in den verschiedensten Wissenschaften; denn er war nicht nur in elf Sprachen bewandert, er lehrte auch Philosophie, Geschichte, Geographie, Mathematik und Physik. Drei Jahre brachte er auf Reisen in England, Frankreich und Italien zu; 1647 kehrte er in seine Heimat zurück und schlug die ehrenvollsten Anerbietungen nach Upsala und Frankfurt an der Oder aus. Im Jahre 1650 wurde er von den Landständen des Fürstentums Glogau zum Syndikus gewählt. Dieses Amt verwaltete er bis zu seinem Tode mit treuer Pflichterfüllung, seine freie Zeit widmete er dichterischen Arbeiten. Er versuchte sich in den verschiedensten Zweigen der Dichtkunst. „Man zeige mir einen", sagt Gervinus, „der alle ernsten und großen Gattungen Kirchenlied, Ode, Satire, Trauerspiel und Lustspiel so selbständig, mit so passend geändertem Tone, mit solcher Bemeisterung der poetischen Vorstellungen und Sprache behandelt hat."

Harte Schläge trafen den Dichter. Als Waisenkind war er in frühester Jugend dem Wohlthätigkeitssinn von Freunden und Verwandten überlassen; als Jüngling zog er von Stadt zu Stadt, um seine Studien zu vollenden; nach langem Wanderleben fand er Ruhe in seiner Vaterstadt, aber seine Leiden hören nicht auf. Durch den Tod verliert er seinen Bruder und seine Schwester, dann erliegt er selbst, noch nicht 48 Jahre alt, am 16. Juli 1664 seinen Leiden, plötzlich vom Schlage getroffen mitten in einer Versammlung der Landesältesten zu Glogau. Unter seinen Trauerspielen ist das bekannteste „Karl Stuart"; gelungener sind seine Lustspiele „Peter Squenz" und „Horribilikribrifax"; in diesem Stücke gibt er vorzügliche Charakterbilder der Soldaten des Dreißigjährigen Krieges, in jenem behandelt er einen der Episode in Shakespeares Sommernachtstraum verwandten Stoff. Die Liebe zu seinem unglücklichen Vaterlande spricht er im Jahre 1636 in einem Sonett aus, das beginnt:

„Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!
Der frechen Völker Schar, die rasende Posaun',
Das vom Blut fette Schwert, die donnernde Karthaun'
Hat allen Schweiß und Fleiß und Vorrat aufgezehret."

Über die Hinfälligkeit des Irdischen singt er:

„Die Herrlichkeit der Erden
Muß Rauch und Asche werden,
Kein Fels, kein Erz kann steh'n.
Dies, was uns kann ergötzen,
Was wir für ewig schätzen,
Wird als ein leichter Traum vergeh'n.

Der Ruhm, nach dem wir trachten,
Den wir unsterblich achten,
Ist nur ein falscher Wahn.
Sobald der Geist gewichen
Und dieser Mund erblichen,
Fragt keiner, was man hier gethan."

Grünberg. Nördlich von Glogau treten wir in eine Gegend, die uns an den Süden und den Rhein erinnert. Die dortigen flachen Sandhügel in einer verhältnismäßig milden Niederung haben nämlich Weinbau veranlaßt, der in einem weiten Umkreise von Sagan bis Züllichau, von Beuthen bis Frankfurt an der Oder mit Grünberg als Mittelpunkt getrieben wird und bereits in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters in dieser wie in andern Gegenden Schlesiens betrieben wurde. Der Ruf des Gewächses ist schlechter als es, wie die Weinhändler am besten wissen, verdient. Von den großen Quantitäten (S. 33), die man hier produziert, werden seit Jahrzehnten die besseren Sorten

meist unter fremdem Namen getrunken oder versendet, während der Ruf sich auf die teilweise viel schlechtere Bereitung in früherer Zeit und besonders auf die minder genießbaren Sorten gründet, die unter dem Namen des Grünebergers getrunken werden. Dieser hat nun freilich längst Spott eingeerntet, und der Breslauer Dichter Kopisch macht ihm in seinem Gedichte „Satan und der schlesische Zecher“ ein eben nicht schmeichelhaftes Kompliment in den Worten:

„Da lallte der Teufel: He Kamerad,
Beim Fegfeuer, jetzt hab' ich's satt.
Ich trank vor hundert Jahren zu Prag
Mit den Studenten Nacht und Tag;
Doch länger zu trinken solch einen Wein,
Müßt' ich ein geborener Schlesier sein.“

Außer dem bedeutenden Traubenversand erfolgt noch die Kelterung, und es werden jährlich in Grünberg 21800 hl Wein gekeltert. Der weiße Wein dient zur Champagnerfabrikation, welche durch eine im Orte befindliche, weit bekannte Fabrik betrieben wird*). Außerdem ist in der von 13039 Einwohnern bewohnten Stadt die Gewerbthätigkeit rege, die sich besonders auf die Herstellung von Tuch richtet. — In der Nähe der Stadt befindet sich ein mächtiges Braunkohlenlager, das seit 1847 bergmännisch abgebaut wird.

Als die Preußen am 18. Dezember 1740 vor Grünberg rückten, fanden sie die Stadt gesperrt. Der Offizier, der hineingeschickt wurde, traf den Magistrat feierlich auf dem Rathause versammelt; er verlangte von dem Bürgermeister die Thorschlüssel und drohte, als dieser sie ihm verweigerte, die Thore zu sprengen und nachher mit der Stadt übel zu verfahren. Da brach der Bürgermeister in die Worte aus: „Hier auf dem Ratstische liegen die Thorschlüssel. Ich werde sie nicht übergeben, aber wollen Sie selbst sie nehmen, so kann ich es nicht hindern.“ Der Offizier nahm die Schlüssel, ließ die Thore öffnen und dann dem Bürgermeister melden, er könne die Stadtschlüssel wieder abholen lassen. Dieser aber weigerte sich, dies zu thun und sagte: „Ich habe die Schlüssel nicht gegeben, ich werde sie auch nicht holen und annehmen, es sei denn, daß man sie wieder auf die Stelle hinlegt, von der man sie weggenommen.“ Dies geschah. Man legte die Schlüssel wieder auf den Ratstisch, und der Bürgermeister stattete dafür seinen Dank ab.

Karl XII. von Schweden in Freystadt (1707). Südlich von Grünberg liegt an einem Ausläufer des Katzengebirges das von noch nicht 4000 Menschen bewohnte Freystadt, eine Ackerbau, Viehzucht und Kleingewerbe, vornehmlich Schuhmacherei treibende Stadt. Die Pferdemärkte dieses Ortes gehören zu den größten Schlesiens.

Als Karl XII. von Schweden im Anfange des 18. Jahrhunderts in wenigen Jahren mit einem unbedeutenden Heere die Dänen, Russen und Polen besiegt hatte, kam er an die Grenzen Schlesiens im Jahre 1707. Hier eilten ihm aus den zunächst liegenden Kreisen Scharen von Klage führenden Protestanten entgegen. Er war zu Pferde an der Spitze seiner Truppen, als ihn mitten im Walde jenseits Grünberg eine große Menge Menschen mit Jubelgeschrei empfing. Hier hielt der König und sprach mit allen. Mit einem Bürger aus Freystadt, einem ganz einfachen Manne, unterhielt er sich lange. Als nun der König mehrere Tage darauf nach Freystadt kam und in einem Hause am Markte

*) Über den sich an den schlesischen anschließenden Weinbau um Krossen vergl. „Unser deutsches Land und Volk“ Bd. IX, S. 481.

wohnte, hörte er, bevor er ausritt, jeden täglich freundlich an, und stets waren viele Personen vor seinem Hause versammelt, um ihn zu beglückwünschen. Eines Tages standen, als er ausreiten wollte, viel vornehme Leute am Hause; er redete wieder leutselig, setzte sich zu Pferde und sprach dann, indem er feierlich ernst in die Versammlung blickte: „Welches sind die vornehmsten Geistlichen unter euch?“ Ein Baron und der Erzpriester traten näher an den Monarchen und nannten ihre Namen. Karl fuhr fort: „Man hat einem ehrlichen Bürger (er nannte Vor- und Familiennamen) seine Kinder genommen, um sie katholisch zu erziehen, seinem sterbenden Weibe hat man den evangelischen Geistlichen versagt und den von ihr hinterlassenen Acker für die Kirche verkauft; aber ich verlange, daß diesen und allen andern ähnlichen Beschwerden binnen 24 Stunden abgeholfen sei, oder, meine Herren, ich statuiere ein Beispiel des Schreckens für andre, und ihr betretet den Weg, auf dem sieben meiner Reiter heute zum Richtplatz geführt wurden.“ Man hatte nämlich an demselben Morgen sieben Deserteurs am Galgen bei Freystadt gehängt. Der König ritt fort. Ein Mann aus seiner Begleitung trat auf seine Veranlassung an die von der Drohung noch ganz betäubten Geistlichen und lud sie zum Mittagessen ein. Ehe der König zurückkam, war den Beschwerden des Bürgers abgeholfen.

Sagan. Am Bober liegt südlich von Freystadt die von noch nicht 11400 fleißigen Menschen bewohnte Stadt Sagan (polnisch Zegan, d. i. Brandfleck). Die Einwohner beschäftigen sich namentlich mit der Anfertigung von Tuchen und wollenen Waren. Die Stadt hat ein katholisches Gymnasium, evangelisches Schullehrerseminar und ein Strafgefängnis für 400 weibliche Zuchthausgefangene.

Nach einer Sage wurde die Stadt Sagan im Jahre 700 von Saganna, einer Tochter der Polenkönigin Wanda, auf der Stelle, wo jetzt das Dorf Brennstadt liegt, gegründet. Ihr soll Premizlaw und diesem Pribislaw gefolgt sein, dem man die Erbauung des Schlosses und der Stadt Priebus an der Lausitzer Neiße zuschreibt. Um das Jahr 1140 wurde die Stadt Sagan dort aufgebaut, wo sie jetzt liegt; sie gehörte bis zum Jahre 1163 zu Polen, stand dann bis 1395 unter den Herzogen von Glogau und war bis 1472 selbständiges Fürstentum. Von den Glogauer Herzögen trennte sich nämlich der eine, mit Namen Johann, nahm sich Sagan und nannte sich Johann von Sagan. Er kaufte die Herrschaft Priebus, die verkauft worden war, im Jahre 1413 zurück und vereinigte sie wieder mit Schlesien.

Der Turm von Sagan. Johann war ein unverträglicher Fürst und Verschwender. Weil er mehr ausgab als er einnahm, war er oft in Geldverlegenheit. Deshalb beneidete er das reiche Kloster seiner Stadt und hatte Abneigung gegen die Mönche. Der Abt aber war stolz und that den Herzog, um ihn seine geistliche Übermacht fühlen zu lassen, aus kleinen Veranlassungen in den Bann. Weil nun Johann den Bann nicht achtete, sondern nur um so aufgebrachter wurde, entfloh der Abt vor seinem Zorne, wurde aber eingeholt und 1429 in den Schloßturm gesetzt.

Drei Monate später ließ der Herzog den Abt gefesselt auf einem Wagen durch die Stadt und durch das Wasser fahren und forderte persönlich die Einwohner auf, sich dies Schauspiel anzusehen. Als das für den Abt geforderte

Lösegeld verweigert wurde, ließ er ihm, der nur noch ein Auge hatte, dieses Auge ausstechen und gab ihm die Erlaubnis, in sein Kloster zurückzukehren.

Als der Herzog einst sein edles Leibroß bis aufs Blut gepeitscht und gespornt hatte, bat ihn seine sanfte Gemahlin, er möchte von solcher Grausamkeit abstehen und bedenken, daß auch dieses Tier ein Geschöpf Gottes sei, an welchem sich zu vergreifen große Sünde sei. Johann erzürnte über diese Mahnworte und rief: „Fühle selber, wie das thut!“ Er zwang nun seine Gemahlin, niederzuknien, ritt auf ihr mit Sporen wie auf einem Pferde und riß ihr tiefe Wunden ins Fleisch. Als dies geschehen war, trieb er sie aus dem Hause und verstieß sie, da sie ihm längst ein Dorn im Auge gewesen.

Jetzt aber trat der fromme Abt vor ihn, verwies ihm seine Grausamkeit und forderte ihn auf, in sich zu gehen, damit er nicht einmal plötzlich in seinen Sünden dahinfahre. Johann aber lachte, zeigte auf den hohen, festen und neuen Kirchturm und sprach: „Pfaff, wenn der Kirchturm einfällt, will ich dir glauben!“

Am 12. Februar 1439 stürzte der Kirchturm ohne Veranlassung ein und verletzte nur den Turmwächter, so daß er einen lahmen Fuß bekam. Als der Herzog erfuhr, was geschehen war, wurde er krank und starb nach wenigen Wochen. Er wurde auf seinen Wunsch in der Mitte der Klosterkirche zu Sagan begraben, „damit die Geistlichen, die er im Leben so sehr beleidigt hatte, nach seinem Tode ihn täglich mit Füßen treten möchten“, wie in den Vitae Abbatum Sagan. steht.

Der Hungerturm in Priebus. Johann hinterließ vier Söhne: Balthasar erhielt Sagan, Johann bekam Priebus; jeder dieser beiden Herzöge hatte einen Bruder zu erhalten. Die Einkünfte der Fürsten waren aber so gering, daß sie ihren Brüdern nur so viel abgeben konnten, daß diese in Sagan bei einer Bürgersfrau zu Tische gingen. Sie nahmen deshalb Kriegsdienste. Auch Balthasar verließ sein Land als unversöhnlicher Gegner Podiebrads und ging zu den Breslauern, wo er von den Gaben einiger Freunde lebte. Sein Land gab Podiebrad an Johann von Priebus, der sich nun Johann II. von Sagan nannte.

Balthasar ging nach Rom und verschaffte sich dort eine Bannbulle gegen seinen Bruder; zugleich ermahnte der Papst die Breslauer, dem Herzog Balthasar beizustehen und gegen Hans, wenn er das Land seinem Bruder nicht herausgeben sollte, von der Bannbulle Gebrauch zu machen. Aber die Breslauer wollten Johann von Sagan nicht reizen und zögerten mit der Meldung der päpstlichen Befehle. Endlich im Jahre 1463 wurde Sagan mit dem Banne bedroht und der Gottesdienst untersagt; aber weder der Herzog noch das Land achteten auf diese Verkündigung. Im Gegenteil begann Johann schon im Jahre 1464 mit Feindseligkeiten gegen die Breslauer vorzugehen und nahm ihren Freunden, Kaufleuten aus Nürnberg, vier Wagen von großem Werte auf offener Landstraße fort, während Balthasar von seiner Anhänglichkeit an den Papst keinen Vorteil hatte. Erst im Jahre 1467 gelang es Balthasar mit Breslauer Truppen und den Lausitzer Feinden seines Bruders, sich in den Besitz von Sagan zu setzen. Johann aber sammelte um Priebus ein Heer und zog gegen Sagan im Jahre 1472. Die Belagerer warfen glühende Kugeln und brennendes Geschoß in die Stadt, die in Brand geriet und mit allen Kirchen und einem großen Teil des Klosters, in das sich die Bürger mit ihrem Hab und Gut geflüchtet hatten, ein Raub der Flammen wurde. Balthasar hielt sich nach dem Brande noch neun Tage in dem Schlosse, mußte sich dann ergeben, wurde nach

Priebus geführt und in den dortigen Schloßturm gebracht. Dort starb er nach zwei Monaten entweder vor Gram und Hunger oder an einer durch den schlechten Aufenthalt entstandenen Krankheit. Der Turm zu Priebus heißt noch heute der Hungerturm. Johann hielt sich zu Sagan auf. Bei Tische überfiel ihn einmal eine unerklärliche Bangigkeit, das Messer fiel ihm aus der Hand, und er erinnerte sich mit Angst seines gefangenen Bruders. Sogleich eilte er nach Priebus aufs Schloß, ließ das Gefängnis öffnen und fand seinen Bruder tot auf dem Boden liegen, und das Fleisch war von den Armen gerissen. Auf dem Tische stand geschrieben: „Der Durst quälte mich mehr als der Hunger.“ Ob Johann absichtlich seinen Bruder hat verhungern lassen oder ob die Schuld einen Vertrauten des Herzogs trifft, der den Gefangenen unter seiner Aufsicht hatte und ihm die Speisen entzog, ist nicht entschieden.

Die Besitzer Sagans nach Johann II. Johann II. verkaufte 1472 Sagan an die Herzöge von Sachsen. Er lebte als Freibeuter, bis er um 1476 in der Geschichte Glogaus wieder auftritt, wo wir ihn kennen gelernt haben.

Als Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen bei Mühlberg (1547) gefangen worden war und Herzog Moritz die Kurwürde erlangt und das Land seines geächteten Vetters bekommen hatte, gab er dem König Ferdinand für die Herrschaft Eulenburg das Fürstentum Sagan, das auf diese Weise an Böhmen kam. Im Jahre 1627 wurde Wallenstein mit dem Fürstentum belehnt; nach seinem Tode fiel es an den Kaiser zurück, der es 1646 an den Fürsten Lobkowitz verkaufte. Noch heute wird das Haus Nr. 28 in der Hospitalstraße als das gezeigt, in welchem Keppler (1628—1630) im Dienste Wallensteins sein Observatorium eingerichtet hatte.

Fürst Wenzel Eusebius von Lobkowitz kaufte das Fürstentum (1646) für den niedrigen Preis von 80000 Gulden; es war aber auch nicht mehr wert, da nur wenige Dörfer zur Kammer gehörten und das Land durch den Krieg arg verwüstet war. Fürst Lobkowitz nahm sich der Regierung des Landes mit Sorgfalt an, ordnete viele Angelegenheiten, sorgte für den Landmann und beförderte die Kunst; er war am Hofe gern gesehen, weil er sehr thätig und witzig war. Die Bevorzugung, deren ihn der Kaiser würdigte, erregte den Neid der Hofleute. Ohne sich einer Schuld bewußt zu sein, wurde er auf sein Gut Raudnitz verbannt. Dort ließ er sich ein Zimmer einrichten, von dem die eine Hälfte mit prächtigen Tapeten und Geräten geziert, die andre wie eine schlechte Bauernhütte eingerichtet war. Denjenigen, die ihn besuchten, zeigte er in diesem Zimmer das Sonst und Jetzt. Hier verfertigte er seine Grabschrift in lateinischer Sprache, die in der Übersetzung also schließt: „Ich war Graf, Fürst, Herzog, bin Staub, Schatten, Nichts: Erwägt es, ihr Großen, denn klein ist der Raum, der Tod und Leben trennt. Erwäg' es auch du, o Wanderer! Wünsche mir Ruhe und gehe von dannen!“

Von einem Nachkommen des Fürsten Wenzel von Lobkowitz kaufte Sagan im Jahre 1786 Peter Biron, Herzog von Kurland und Semgallen; 1862 kam es durch Erbgang in den Besitz des Herzogs von Sagan und Valençay.

Sprottau. Gehen wir von Sagan aus dem Laufe des Bober entgegen, so gelangen wir bald an die Stelle, wo die Sprotte sich in den Bober ergießt. Dort liegt in ebener, sandiger und lehmiger Gegend, von bedeutenden Forsten

umgeben, die von 7231 Menschen bewohnte Stadt Sprottau. Diese Stadt ist wahrscheinlich im 11. Jahrhundert angelegt worden; in der Mitte des 13. Jahrhunderts erhielt sie deutsches Recht durch die Herzöge von Sagan; durch den Dreißigjährigen Krieg hat sie viel gelitten. Seitdem sie die Eisenbahn bekommen hat, hebt sie sich immer mehr. In kurzer Zeit sind daselbst mehrere Fabriken entstanden. Die Stadtgemeinde besitzt eine Ziegelei, eine Gasanstalt und Wasserleitung, ferner 7149 ha Forst und mehrere Güter. Dieses Vermögen wirft einen so reichlichen Ertrag ab, daß Kommunalsteuern nicht erhoben werden. Eine Zierde der Stadt ist das 1862—65 erbaute Rathaus.*)

Bunzlau. Der Quelle des Bober bedeutend näher liegt Bunzlau am rechten Ufer des Flusses mit 10790 Einwohnern. Bis gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts gab es in Bunzlau viel Bergleute, welche Bergbau auf Gold und Silber betrieben. In der Schlacht bei Wahlstadt gegen die Tataren im Jahre 1241 fiel ein großer Teil derselben, so daß der ohnehin nur wenig

---

*) Über Muskau, die Schöpfung des Fürsten Pückler, hat im IX. Bande dieses Werkes (S. 430 ff.) O. Schwebel geschrieben; Görlitz und die Landskrone hat im VII. Bande (S. 348 ff.) H. Gebauer in den Kreis seiner Schilderungen gezogen.

Zu dem, was auf S. 43 und 44 über Robert Rößler gesagt ist, brachte am 20. Mai 1883 das Sprottauer Wochenblatt in einem Extrablatt folgende betrübende Ergänzung: „Heute morgen 4 Uhr starb plötzlich am Gehirnschlage der Direktor unsres Realgymnasiums, der bedeutendste schlesische Dialektdichter nach dem Heimgange Karl von Holteis, Herr Dr. Rößler, nachdem er am Tage vorher noch Schule gehalten und den Abend vor seinem Tode in heiterem Freundeskreise verbracht hatte, in einem Alter von 45 Jahren. Sein liebenswürdiger, offener und biederer Charakter, sein hoher Sinn für alles Gute und Edle, sein reiches Wissen werden ihm neben seinen zahlreichen Schriften, die Eigentum des Volkes geworden, überall und namentlich in den Herzen der Schlesier ein dauerndes Andenken stiften. Mit uns und seinen Schülern, denen er ein treuer Freund und Berater war, trauern um ihn seine Gattin und drei noch unerzogene Kinder. — Über den Lebensgang des Dahingeschiedenen liegen folgende Mitteilungen vor: Robert Rößler, geboren 1838 zu Großburg bei Strehlen, war von 1851—1860 Schüler des Maria-Magdalena-Gymnasiums in Breslau und von da an bis 1864 Studiosus philol. in Breslau; er wurde 1865 auf Grund seiner Abhandlung: „De rebus internis ducatus Bregensis regnante Ludovico I“ zum Dr. phil. promoviert, legte im August das Examen pro facultate docendi ab und erhielt Michaelis desselben Jahres eine Stelle als Hilfslehrer an der Realschule I. Ordnung zu Landeshut in Schlesien. Von Michaelis 1866 war er Hilfslehrer am königlichen Gymnasium zu Ratibor, von Michaelis 1868 an ordentlicher Gymnasiallehrer daselbst, und im Sommer 1870 wurde er zum Rektor der neu zu gründenden höheren Bürgerschule in Striegau gewählt. Ostern 1880 folgte er einem Rufe als Direktor der hiesigen Realschule I. Ordnung. — Er nahm an dem dänischen Feldzuge 1864 in Jütland teil als Unteroffizier im 3. niederschles. Infanterieregiment Nr. 50, stand 1866 als Offizier beim 2. westpreuß. Landwehrregiment Nr. 7 (Bat. Hirschberg) in der Festung Glogau, diente 1870 beim 1. oberschles. Landwehrregiment Nr. 22 (Bat. Ratibor) in Glatz, Hannover, Wilhelmshaven a. N. und in Frankreich, zuletzt längere Zeit als Platzmajor der Citadelle Amiens. Er war im Besitz der Kriegsdenkmünzen von 1864 und 1870—71, sowie des Eisernen Kreuzes II. Klasse und der Landwehrdienstauszeichnung. Aus seiner reichen litterarischen Thätigkeit sind unter andern folgende Schriften zu verzeichnen: „De Martinsgons“, „De Sammelwuche“, „Schnoken“, „Gemittliche Geschichten“, „Durf- und Stadtleute“, „Närrische Kerle“, „Aus Krieg und Frieden“, „Mein erster Patient“. — Von seinen Urkundenauszügen nennen wir: „Wie erwarb Sprottau seinen Grundbesitz? (1260—1810)“; „Regesta Ludovici I Bregensis“, „Herzog Heinrich IX. von Brieg und Lüben (1344—1399)“, „Striegau im 14. Jahrhundert“.

lohnende Bergbau von da ab aufhörte; dagegen kam die Töpferei in Aufnahme, die jetzt einen Haupterwerbszweig der Einwohnerschaft bildet. Die sehr ansehnliche Anzahl von Thonwarenfabriken erhält ihr Material aus den umfangreichen Thonschichten der Umgegend der Stadt und liefert das weithin bekannte Bunzlauer Töpfergeschirr.

Das Waisenhaus zu Bunzlau entstand ohne landesherrliche Beihilfe. Ein Maurermeister der Stadt, Gottfried Zahn, der erst in seinem 24. Lebensjahre das Schreiben und Lesen erlernt hatte, wurde durch die Bekanntschaft mit den Franckeschen Stiftungen in Halle bewogen und durch das Mitleid mit armen, verwaisten Kindern getrieben, auf die Gründung eines Waisenhauses für seine Gegend zu denken. Er hatte kein Vermögen, aber ein festes Vertrauen auf Gott. Zuerst nahm er 1744 einen Lehrer in sein Haus und ließ durch denselben Kinder, meistens unentgeltlich, unterrichten; sein Haus richtete er zu einer Schule ein und hatte einmal 24 arme Kinder in demselben beisammen. Allein diese Schule wurde als ein Eingriff in die Stadtschulenrechte untersagt. Zahn gab jedoch seinen Gedanken nicht auf; nach eingezogener königlicher Bewilligung erhielt er von dem Magistrate die Erlaubnis, eine Schulanstalt zu gründen, wenn er sich verpflichten wolle, einen Lehrer und zwei Waisenkinder in derselben unentgeltlich zu versorgen. Diese Bedingung ging er 1753 ein und fing am 14. März 1754 seine Schule in seinem Hause wieder an. Sehr bald fanden sich nun auch Wohlthäter, welche durch Geldbeiträge Zahns Unternehmen unterstützten oder Kleidungsstücke und Bücher für die armen Kinder schenkten. Zahn vergrößerte durch Ankauf eines benachbarten Hauses seine Anstalt und legte 1755 den Grundstein zu einem größeren Waisenhause. Die Anstalt wurde einem Gymnasium ähnlich ausgebildet, auch wurden Kinder für Geld als Pensionäre in derselben aufgenommen; städtische Kinder durften die Schulstunden besuchen. Zahn starb am 22. September 1758 und hatte die gegründete Hoffnung zum ferneren Gedeihen seines Waisenhauses noch erlebt. Nach seinem Tode übernahm der zweite Pastor zu Bunzlau, Woltersdorf, die Direktion, und unter ihm gedieh die Anstalt immer mehr. Im Jahre 1764 gingen zum erstenmal Zöglinge des Hauses auf die Universität ab. Eine mit der Anstalt verbundene Buchdruckerei vermehrte die Einkünfte.

In Bunzlau ist dem Fürsten Kutusow ein Denkmal errichtet worden. Die Stadt hatte durch die Gewaltherrschaft der Franzosen zu Anfang unsres Jahrhunderts erheblich gelitten; sie nahm lebhaft teil an der allgemeinen Erhebung gegen die Unterdrücker. Am 18. April 1813 zog der russische Kaiser Alexander in Bunzlau ein. In seiner Begleitung befand sich Kutosow, der, im Jahre 1745 geboren, im Jahre 1805 das erste russische Armeekorps gegen die Franzosen und unter Kaiser Alexander das verbündete Heer am 2. Dezember in der Schlacht bei Austerlitz befehligte. Für seinen Sieg bei Smolensk erhielt er den Beinamen Smolenskij. Er erkrankte in Bunzlau am Nervenfieber. Als der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., am 22. April 1813 auf kurze Zeit in die Stadt kam, ging er sofort, ohne die Gefahr der Ansteckung zu scheuen, zu dem kranken Fürsten, der am 28. desselben Monats starb. Am 9. Mai wurde die Leiche in feierlicher Prozession nach Petersburg geführt. Den Zug eröffneten die Schulkinder der beiden christlichen Konfessionen, ihnen folgte die evangelische und katholische Geistlichkeit, in deren Mitte sich der Pope befand,

der bei dem verstorbenen Fürsten gewesen war. Der große zinnerne Sarg stand auf einem mit sechs Pferden bespannten Wagen, dem der fürstliche Wagen und die Dienerschaft des Fürsten folgte.

Martin Opitz. Im 16. Jahrhundert blühte in Schlesien, das die Brücke für den Übergang der Litteratur aus dem deutschen Süden in den Norden bildet, die Dichtkunst. Die Dichter jener Zeit werden als die erste schlesische Schule gewöhnlich zusammengefaßt. Der Führer dieser Männer ist Martin Opitz, der am 23. Dezember 1597 zu Bunzlau als Sohn eines wohlhabenden Bürgers geboren wurde. Nachdem er einige Zeit die Stadtschule seines Geburtsortes besucht hatte, ging er nach Breslau auf das Gymnasium zu Maria-Magdalena und entschied sich, nachdem er die Schule verlassen hatte, für das Studium der Rechte; aber er dachte im Jahre 1618 in Frankfurt an der Oder nicht viel an die Jurisprudenz, sondern beschäftigte sich meistens mit dem Studium der Poesie.



Martin Opitz.

Im Jahre 1619 ist er in Heidelberg, wo in einem Kreise von gelehrten und geistvollen Männern seine Bildung mächtig vorschritt; er schrieb hier viel in lateinischer und deutscher Sprache, in Prosa und Versen, ernsthaften und lustigen Inhaltes. Er wendete sich nach Tübingen und Straßburg und nach Leiden in Holland, wo er ein „Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges" schrieb. Gegen Ende des Jahres 1621 ist Opitz wieder in Schlesien am Hofe des Herzogs von Liegnitz, 1622 geht er als Professor der Philosophie an die hohe Schule zu Weißenburg in Siebenbürgen und genießt die Gunst des Fürsten Bethlen Gabor in hohem Grade; aber der äußere Glanz seiner Stellung befriedigt ihn nicht, das Klima des halbbarbarischen Landes drückt ihn nieder, sein Herz ist erfüllt von Sehnsucht nach dem Vaterlande und nach seinen Freunden. In diesem Zustande schreibt er in etwas schäferlicher Sentimentalität „Zlatna oder von der Ruhe des Gemütes". Die Sehnsucht nach der Heimat wird in ihm so stark, daß er um seine Entlassung bittet. Er kehrt nach Bunzlau zurück,

ist 1623 wieder in Liegnitz, macht 1624 eine Reise nach Sachsen und den umliegenden Ländern und wird unter dem Namen „der Gekrönte" vom Fürsten Ludwig von Anhalt in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. Im Jahre 1625 erhält er in Wien aus der Hand des Kaisers den Lorbeerkranz, dann lebt er wieder in Schlesien, zumeist in Breslau, und wird 1628 vom Kaiser Ferdinand II. unter dem Namen Opitz von Boberfeld in den Adelstand erhoben. In Paris lernte er den berühmten Hugo Grotius kennen. Im Jahre 1633 läßt er sich als Historiograph mit einem Ehrensolde des Königs von Polen in Danzig nieder und stirbt dort an der Pest, die damals verheerend durch Deutschland zog, am 20. August 1639.

Opitz verdient den Namen des Vaters und Wiederherstellers der deutschen Dichtkunst. In das Jahr 1624 fällt sein „Buch von der deutschen Poeterei", durch welches er der Schöpfer einer regelmäßigen deutschen Prosodie wurde; als Hauptzweck der Dichtkunst stellt er neben der Ergötzung die Absicht zu lehren und zu unterrichten hin. — Opitz kämpfte gegen den Gebrauch der Fremdwörter, verfiel aber, während er die Form der Darstellung reinigte, in den Fehler der Breite. Dennoch war er damals der berühmteste, von ganz Deutschland gefeierte Dichter. Die große Zahl lateinischer und deutscher Totenklagen, die bei seinem Ableben erschien, beweist, welch hohe Stellung der Dichter unter seinen Zeitgenossen eingenommen hat. Viele Dichter ahmten ihm nach, folgten blindlings ihrem Vorbilde, dem „Boberschwan".

Das kleine Gedicht „Lebenslust" mag von der Art, wie Opitz scherzend zu dichten pflegte, eine Probe geben:

„Ich empfinde fast ein Grawen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir;
Es ist Zeit hinauß zu schawen,
Vnd sich bey den frischen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn
Vnd die Fischer Netze stellen.

Worzu dienet das studieren
Alß zu lauter Vngemach?
Vnterdessen laufft die Bach
Vnsers Lebens, daß wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auff jhr letztes Ende hin,
Dann kömpt ohne Geist und Sinn
Dieses alles in die Erden.

Holla, Junger, geh' vnd frage,
Wo der beste Trunck mag seyn,
Nimb den Krug vnd fülle Wein.
Alles Trawern, Leid vnd Klage,
Wie wir Menschen täglich haben,
Eh' vns Clotho fortgerafft,
Wil ich in den süssen Safft,
Den die Traube gibt, vergraben.

Kauffe gleichfals auch Melonen
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schawe nur, daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller schonen,
Der bey seinem Gold vnd Schätzen
Tolle sich zu krencken pflegt
Vnd nicht satt zu Bette legt;
Ich wil, weil ich kann, mich letzen.

Bitte meine gute Brüder
Auff die Music vnd ein Glaß;
Nichts schickt sich, dünkt mich, so baß
Alß gut Tranck vnd gute Lieder.
Laß' ich gleich nicht viel zu erben,
Ey so hab' ich edlen Wein;
Will mit andern lustig seyn,
Muß ich gleich alleine sterben."



Volkstrachten in Posen.

Land und Leute im Großherzogtum Posen.

Allgemeines. — Die älteste Zeit Posens. — Deutsche Kultur und deutsches Leben im Posenschen. — Die Teilungen Polens. — Posen, ein Teil des Herzogtums Warschau. — Die Bemühungen der Polen im 19. Jahrhundert. — Lage, Grenzen, Flüsse, Bodenbeschaffenheit, Viehstand, Pflanzen, Mineralien, Eisenbahnen. — Verwaltung und Bevölkerung der Provinz Posen. — Die Polen. — Polnische Küche. — Familien- und Ortsnamen.

Allgemeines. Viele von denen, die im westlichen, mittleren oder südlichen Deutschland wohnen, erschrecken schier, wenn sie von der Provinz Posen hören, weil sie eine ganz falsche Vorstellung von diesem Lande haben. Sie meinen, wer hier lebe, der lebe wie in der Verbannung, wie in Sibirien; er werde seines Lebens nicht froh, weil er womöglich mit Bären und Wölfen zu kämpfen habe, die in ungeheuren Wäldern hausen und in die Ställe und sogar in die Wohnungen eindringen und Kinder und Vieh rauben. Wo der Mensch wohne, da habe er sich eine niedrige Hütte hingebaut, die nie ein Haus im bescheidensten Sinne genannt werden könne; Unsauberkeit in des Wortes verwegenster Bedeutung herrsche in diesen Behausungen und auf den Höfen, von Ungeziefer könne kaum ein Mensch verschont bleiben, fahrbare Straßen gebe es im Lande nur wenige, und der Deutsche könne, wenn er nicht polnisch verstehe, im Lande

nicht durchkommen. Diese und ähnliche Vorstellungen sind vollkommen irrig, denn man lebt in der Provinz Posen wie in jedem andern deutschen Lande und hat hier dieselben geordneten Zustände wie anderswo. Wer geselliges Leben liebt, findet Gesinnungsgenossen, er mag einem Stande angehören, welchem er will; wer für Naturschönheiten schwärmt, findet im Posener Lande deren in Hülle und Fülle. Partien an den Ufern der Obra halten den Vergleich mit den schöneren Gegenden Thüringens aus; wer sich nach des Tages Last und Hitze bei einem Glase guten Weines oder Bieres erholen will, dem fehlt es nicht an Gelegenheit zu einem gemütlichen Kneipabend; wer gern Theater und Konzerte besucht oder wissenschaftliche Vorträge und Vorlesungen hört, kann auch diesem Vergnügen nachgehen. Der Besitzer hat sich seine Häuser ebenso bequem eingerichtet, wie sie sich der Deutsche in andern Ländern in ähnlichen Verhältnissen einrichtet, und der Beamte findet selbst in kleineren Städten Mietswohnungen, die geräumig und hoch sind, in denen die Zimmer durch große Flügelthüren miteinander verbunden sind. Freilich darf man nicht allenthalben hohe Ansprüche machen, aber das darf man auch in andern Gauen unsres Vaterlandes nicht. Auch im Posenschen gibt es große Sandflächen, wie z. B. auch in Brandenburg; auch hier finden sich Dörfer, in denen der Wirt kein gutes Bier hat, aber wo fänden sich solche Dörfer nicht? Dagegen gibt es hier kaum ein Dorf, in dessen wenn auch noch so kleinem und bescheidenem Wirtshause man nicht ein Glas guten Ungarweines und eine Tasse guten Kaffees, wenn auch aus einfachem Geschirr, zu trinken bekäme. Die herumziehenden Söhne und Töchter der Kunst, die eine Scheune oder eine Wirtsstube zu ihrem Musenstall herrichten und „Preziosa“ ohne Musik geben, beschränken ihre Kunstreisen nicht auf unsre Provinz allein, sondern auch in andern Provinzen finden sich Städte ohne ständiges Theater. Wie oft ist es deshalb vorgekommen, daß Beamte aus Westfalen oder den Rheinlanden unglücklich über ihre Versetzung in die Provinz Posen waren, sich aber hier bald wohler und glücklicher befanden als in ihrer Heimat! Wie wäre das aber auch anders möglich? Würden wir Deutsche, wollten und müßten wir jene Vorwürfe als berechtigt anerkennen, uns nicht das entsetzlichste, jammervollste Armutszeugnis ausstellen? Arbeiten Deutsche hier doch schon seit fast einem Jahrtausend mit unermüdlichem Fleiß; und sie sollten das Land nicht weiter gebracht haben? Schon seit dem 10. Jahrhundert wird die Provinz Posen von Deutschen bewohnt; sie wurden von den polnischen Großen in das Land gezogen und später besonders unter Friedrich dem Großen in großen Massen dort angesiedelt, um Wüsteneien zu bevölkern, Wälder auszurotten, Städte zu gründen, Manufakturen und Fabriken anzulegen, Handel und Gewerbe in Aufnahme zu bringen, so daß historisch nachzuweisen ist, daß die Provinz nicht dem polnischen Adel, sondern vorzugsweise den Deutschen alles zu danken hat, was zur Kultur und Bildung des Landes beigetragen hat, und daß die deutsche Bevölkerung nicht nur das größere Verdienst um die gebesserten Verhältnisse der Provinz, sondern unbedingt auch völlig gleiches Anrecht mit den Polen auf dieselbe hat.

Die älteste Zeit Posens. Ob die ersten Bewohner des Landes, welches wir hier einer Besprechung unterziehen, Deutsche oder Slawen gewesen sind, ob die Grenze und Scheide beider Völker die Oder oder die Weichsel gewesen ist, das läßt sich nicht sicher entscheiden. Was wir aus den ältesten Zeiten wissen, ist nicht so bedeutend und sicher, daß es diese Frage entscheiden könnte. Wir wissen nämlich, daß schon die römischen Kaufleute und vor ihnen wahrscheinlich schon handeltreibende Griechen eine Straße nach der Ostsee hin zu ziehen pflegten, die mitten durch das Posener Land ging. Die Lage der von den alten Geographen erwähnten Ortschaften läßt sich nicht genau feststellen; die Straße selbst, die durch dichte Wälder und weite Sümpfe führte, nicht sicher verfolgen. Auch geben die Namen der Orte, durch welche sich die Handelsstraße hinzog, keinen zuverlässigen Anhaltspunkt für die Entscheidung der Frage, ob sie slawischen oder deutschen Ursprungs sind.

Die Slawen, und zwar die Lechen, welche sich an der Weichsel niederließen und das westlich von diesem Strome gelegene Land bevölkerten, hatten keine Neigung zu festen Wohnsitzen. Die Bauart der Lechen war ärmlich, die Gebäude nicht dauerhaft; gab es Kämpfe und Kriege, so wurden die Hütten niedergebrannt und Weiber, Kinder und Habe in Sicherheit gebracht und in die dichten Wälder oder auf trockene, ringsum von weiten Sümpfen umschlossene Stellen geschleppt.

Deutsche Kultur und deutsches Leben im Posenschen. Als unter den Lechen sich ein Teil, nämlich die Polen, mächtig hob und vielleicht im Anfange des 10. Jahrhunderts sich eine Fürstenherrschaft entwickelte, da bestanden bereits Städte, wie Kruschwitz und Gnesen, die zu ihrem Schutze gegen andringende Feinde mit Schanzen umgeben waren. Auch Posen wird damals ein nicht unbedeutender Ort gewesen sein, da es im Jahre 968 zum Bischofssitze erhoben wurde. Mit der Annahme und Ausbreitung des Christentums unter den Polen beginnt der Einfluß der Deutschen auf dieses Volk. Denn die Polen wurden hauptsächlich durch Deutsche zum Christentum bekehrt, und polnische Herrscher verschwägerten sich häufig mit deutschen Fürstenhäusern; der erste Bischof von Posen war ein Deutscher und der erste Erzbischof von Gnesen ums Jahr 1000 war auch ein Deutscher. Das Bistum Posen wurde dem Erzbischof von Magdeburg unterstellt. In welchem Ansehen damals das dichtbevölkerte, für damalige Zeit sehr hoch kultivierte Deutschland in dem mit dichten, wertlosen, von zahlreichen Wölfen, Bären und Bibern bewohnten Wäldern bedeckten Polen, das nur eine sehr dünne Bevölkerung ohne alle Kultur hatte, stand, ergibt sich daraus, daß sich die schlesischen Piasten schon um 1200 gänzlich an Deutschland anschlossen.

Dem deutschen Kaiser unterwarf sich 986 Miecyslaus. Nach Ottos III. Tode schüttelte Boleslaus die Abhängigkeit vom Deutschen Reiche ab, so daß nun eine Zeit der Kriege begann, in der bald die Deutschen, bald die Polen Sieger waren. Im Jahre 1013 mußte sich Boleslaus dem Kaiser unterwerfen, und er erhielt eroberte Gebiete als Vasall des Deutschen Reiches. Aber einen neuen Krieg erregte der Polenherzog, aus dem er als Sieger hervorging und durch den er 1018 einen günstigen Frieden errang. Mit diesem Feldzuge war das Übergewicht Deutschlands über Polen aufgehoben.

Es ist merkwürdig, daß die ältesten polnischen Städte, die einst in großer Blüte gestanden haben, im Laufe der Zeit sehr heruntergekommen sind. Das alte Kruschwitz, welches im Jahre 1816 nur 135 Einwohner hatte, war kaum noch eine Stadt zu nennen. Dennoch läßt sich diese Thatsache geschichtlich erklären. Die ältesten Städte wurden natürlich in Gegenden angelegt, die von Natur schon einen bedeutenden Schutz gegen nahende Feinde gewährten, in Sumpfland, an abgelegenen, schwer erreichbaren Orten. Als aber später die Kriegführung eine andre wurde, als die Stadtbewohner auch Handel und Ackerbau treiben wollten, wurden neue Städte an gesünder gelegenen Orten gegründet, die schnell aufblühten, die alten aber erhielten nicht nur keinen Zuzug, sondern mancher Bürger suchte sich auch eine bessere, neue Heimat. Die Behauptung, welche von polnischer Seite zuweilen aufgestellt wird, daß durch die Einwirkung, Einwanderung und Thätigkeit der Deutschen die polnischen Städte zurückgegangen seien, ist geradezu aus der Luft gegriffen.

Als die Polen in die Geschichte eintraten, herrschte bei ihnen schon eine starke Unterdrückung des Volkes. In Polen gab es keine feste, öffentliche Ordnung; wer Freiheit genießen wollte, mußte Gewalt haben; die Fürsten und Großen schalteten nach Willkür und drückten die Masse zu Boden; das wachsende Herrschertum überbürdete die Landleute noch mehr.

Nicht herausgerissen wurde das Volk aus seiner üblen Lage, aber eine günstige Veränderung wurde doch herbeigeführt, und eine zum Bessern treibende Kraft kam in das Polenreich durch die Einwanderung der Deutschen.

Vorläufer waren die Geistlichen. Die christlich gewordenen polnischen Herrscher schenkten, um ihre Frömmigkeit zu beweisen, zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder große Wüsteneien an geistliche Stiftungen. Diese Geschenke hatten indes, solange sie wüst blieben, für die Empfänger nur einen sehr geringen Wert; diese mußten daher daran denken, die Ländereien urbar zu machen. Hierzu waren aber die Polen als Leibeigne überhaupt nicht zu haben. Man mußte sich daher nach andern Ländern umsehen, und deshalb fiel der Blick vor allen Dingen auf das dicht bevölkerte Deutschland, aus welchem zahlreiche, fleißige, zuverlässige und bemittelte Ansiedler leicht zu beschaffen waren, nur mußte man ihnen Bedingungen stellen, durch welche sie sich bewogen fühlten, Deutschland zu verlassen und nach Polen auszuwandern.

Die geistlichen Orden also waren es zuerst, welche deutsche Ansiedler nach Polen zogen. Die Mönche waren ja anfangs selbst meist Deutsche und kannten deutschen Fleiß. Im Kloster Lubin (Kreis Kosten) wurde zum erstenmal im Jahre 1190 ein Pole zum Abt gewählt. In die von Gnesen 1234 gestiftete Cistercienserabtei Obra wurden sogar nur Deutsche aufgenommen. Nach und nach wurden Kirchen und Klöster in allen wichtigeren Orten gegründet; Cistercienser hatten Klöster in Paradis, Priment, Blesen, Lekno, Dominikaner in Posen, Wronke, Benediktiner in Lubin, Johanniter in Bromberg: Die Kirchen und Klöster wurden Ausgangsstätten höherer Bildung.

Zu ihrem eignen Vorteil sorgten die Mönche unausgesetzt für einträgliche Ackerwirtschaft, brachten Obst- und andre Nutzbäume nach Polen, und so gewann das Land. Geistliche suchten die Bauern von den drückenden Lasten zu befreien, sie der weltlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen und unter das Gericht des Klosters und der Kirche zu bringen.

Den Geistlichen folgten in der Herbeiziehung der Deutschen ins Land die Landesherren und der Adel später, als sie aus Erfahrung die großen Vorteile kennen gelernt hatten, welche die Deutschen als Landwirte den Polen brachten. Um die Deutschen zu bewegen, nach Polen überzusiedeln, gewährte man ihnen freie Besitzverhältnisse nach eigner Wahl. Bevor ein neues Dorf angelegt wurde, holte man die landesherrliche Genehmigung ein, und diese enthielt stets die ausdrückliche Bestimmung, das Dorf dürfe „zu deutschen Rechten“ angelegt werden und solle frei sein vom polnischen Rechte.

Inzwischen vollzog sich in Polen eine Veränderung der Bevölkerung nicht plötzlich, sondern langsam — durch den Zuzug der Juden. Einzelne Juden gab es in Polen schon 1085, in Massen zogen sie erst im 12. Jahrhundert in polnisches Land, als mit dem Beginn der Kreuzzüge die Wallfahrer ihr Werk mit dem grausamen Hinschlachten der Juden begannen. Die Juden wurden in Deutschland gedrückt, und sie nahmen deshalb ihre Zuflucht zum polnischen Lande, wo sie Raum fanden und lange Zeit keinen Verfolgungen ausgesetzt waren. In Polen suchten sie ihren Erwerb als Kaufleute, Kleinhändler, Wirte und Geldleiher der großen Herren, denen sie aus ihren Verlegenheiten halfen. Was der unterdrückte, stumpfsinnige Bauer nicht that, was der vornehme, sorglose Herr nicht besorgte, das unternahm der betriebsame, fleißige und gewitzigte Jude.

Die Juden bildeten geschlossene Gemeinden, ihre Vorstände besorgten die Verwaltung ihrer Angelegenheiten, ihre Sprache war die deutsche, ihr Bildungsstand dem polnischen weit überlegen.

Aber die Deutschen hörten nicht auf, in Posen einzuwandern. Die Anlegung deutscher Dörfer ging der Gründung deutscher Städte voran. Es kamen Holsteiner, Westfalen, Friesen, Lübecker, selbst Holländer und Flandrer und machten sich unter polnischer Herrschaft ansässig. Wo deutsches Recht erteilt wurde, waren anfänglich auch Deutsche vorhanden; erst später nahmen auch slawische Bewohner in Gegenden des Posener Landes deutsches Recht an. Aber die Deutschen verdrängten keineswegs die alten Insassen des Landes; sie besetzten leeren Boden, denn das Land zwischen Oder und Weichsel war nur schwach und dünn bevölkert, und weit und breit lag es öde und unangebaut. Die Deutschen verdrängten also keine Polen, sondern sie schoben sich zwischen die Polen ein und besetzten Land, das erst durch ihren Fleiß und ihre Arbeit Wert bekam. So blühten zahlreiche deutsche Dörfer in Polen auf und wurden wohlhabend und glichen in äußerem Ansehen, Landbau, Sprache, Sitten und Charakter ganz den gewöhnlichen deutschen Dörfern in den benachbarten deutschen Provinzen. Leider hielt sich diese Blüte und dieses Aussehen im Laufe der Jahrhunderte fast nur bei jenen deutschen Dörfern, welche geistlichen Stiftungen angehörten, weil diese die Lasten nicht steigerten; der Adel aber verfuhr, je mehr seine Macht wuchs, auch desto willkürlicher gegen die deutschen Ansiedler und gewährte ihnen häufig nicht einmal das versprochene deutsche Recht und bedrückte sie durch Auferlegung von schweren Abgaben, Diensten und Lasten, so daß sich aus manchen Dörfern die Deutschen wieder zurückzogen, weil sie nicht in die polnische Dienstbarkeit eintreten wollten. Da kam es denn öfter zu Reibereien zwischen Polen und Deutschen, während noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts der den Deutschen nicht gerade holde Bischof Bogufal von Posen erklärte, daß sich keine andern Völker in der Welt einander so nahe stehen

und so befreundet seien als Slawen und Deutsche (Nec aliqua gens in mundo est sibi tam communis et familiaris veluti Slavi et Theutonici). Aber schon damals sahen die Herren in Polen mit Ingrimm auf die Deutschen, weil das deutsche Recht sie in ihrem Treiben und in ihren Bedrückungen störte; ein Teil des Adels zerfiel mit den Fürsten, welche die Deutschen in ihren Rechten in Schutz nahmen; denn die Herrscher förderten noch immer die deutsche Einwanderung, weil sie einsahen, daß sie ihrem Lande zum Segen gereichte.

Das Land, welches im Jahre 1815 als Provinz Posen umgrenzt wurde, ist bis dahin nicht ein großes Ganze gewesen; die Grenzen des Posener Landes waren in den verschiedenen Zeiten des Mittelalters und der Neuzeit bis in unser Jahrhundert hinein mannigfaltig. Die südlichen Teile der jetzigen Provinz Posen gehörten längere Zeit den schlesischen Herzögen, besonders denen von Glogau; von Norden her machten die Pommern Eroberungen bis südlich von Nakel; Bromberg und Polnisch-Krone gehörte um 1370 den Stettiner Herzögen; auch der Deutsche Ritterorden unternahm erobernde Feldzüge ins Posener Land. Von Westen her suchten die Markgrafen von Brandenburg Teile des Polenreiches zur Neumark zu schlagen; sie hatten z. B. 1320 Schwerin und Blesen in ihrem Besitz. Anderseits dehnte sich Posen im 15. Jahrhundert bis in das jetzige Westpreußen hinein aus.

Die Städte im Posenschen waren meist eigentlich nur große Dörfer, da ihre Bewohner Ackerbau trieben, also von der Beschäftigung der Bauern lebten; die bürgerlichen Gewerbe standen meist hinter der Bebauung des Landes zurück. Erst im Laufe der Zeit trat der Handwerkerstand, welcher die eigentliche Stärke der Städte ausmachte, hervor, und dann begann auch bald der Handel. Deutsche Zunftordnungen fanden Eingang.

Gesetzgebung, Gerichtspflege, Polizeiverwaltung war die eigne Sache der Bürger. An der Spitze der Ratsherren (consules providi) stand ein Bürgermeister (proconsul, protoconsul, preconsul), in Rechtshändeln urteilten die Schöffen.

Der Starost oder Landeshauptmann (capitaneus) hatte den Bürgern nicht zu gebieten. Die Stadt stand weder unter seiner Macht noch unter der des Woiwoden (palatinus, dux). Der Starost war nur der Vorgesetzte der um die Städte herumwohnenden polnischen Dorfinsassen. Da aber die Städter mit den Dorfbewohnern zu thun hatten, so kamen sie auch öfters mit dem Starost zusammen und hatten mit ihm Händel, besonders da nicht selten der mächtige Pole seine Befugnisse überschritt.

Bis ins 14. Jahrhundert hinein hatten sich die Posener Städte in schwer zu richtenden Streitigkeiten ein Erkenntnis aus Magdeburg geholt. Diese Verbindung mit Deutschland in Rechtssachen zerriß Kasimir, da er es den Städten verbot, sich aus Magdeburg Entscheidungen zu holen, und einen eignen Gerichtshof für die Bürger einsetzte. Durch diese Verordnung beginnt eine verhängnisvolle Wendung im Leben der Städte, denn nun kam bald die Macht der Verwaltung in die Hände von Edelleuten. Zu dem Widerwillen der vornehmen Polen gegen das Deutsche gesellte sich der Adelshaß gegen das Bürgerwesen, gegen Fleiß, Ordnung und wahre Freiheit. Noch andre Umstände hemmten die freie Entwickelung der deutschen Städte im Posenschen. Es entstanden zu viel Städte, und so stand dem Aufkommen der einen Stadt das der andern entgegen. Zur rechten Entwickelung des städtischen Lebens sind große Menschenansammlungen

erforderlich; wo viele Städte nebeneinander sind, kann sich keine in hervorragender Weise erheben. Nur das in der Mitte der Landes gelegene Posen gedieh wenigstens zur Höhe einer Mittelstadt. Dem Gedeihen der Städte wirkte auch der Umstand entgegen, daß die Juden, die doch den größten Teil des Handels in ihren Händen hatten, ihre für sich bestehenden Gemeinden bilden mußten. Wäre die damalige Unduldsamkeit nicht so kurzsichtig gewesen, daß sie die Juden nicht Bürger werden ließ, wären die Juden als gleichberechtigte Mitglieder in die städtischen Verbindungen hineingezogen worden, dann hätten sie sich der Stadt gegenüber nicht gleichgültig verhalten, sondern wären Förderer derselben geworden. Städte ohne Handel werden nie emporkommen, denn im Handel liegt eine Hauptquelle städtischer Wohlhabenheit.

Da auch die Handelsleute, welche zwischen Preußen und Schlesien verkehrten, Zölle an die polnischen Fürsten bezahlen mußten, so vermieden sie, wenn sie nur konnten, das Posener Land, und so ging den Städten auch die Einnahme, welche sie von dem Aufenthalt der Kaufleute hätten haben können, verloren.

Dem Wohlstande des Landes arbeitete die Gewohnheit, die Häuser aus Holz zu bauen, entgegen; denn Steinbrüche gab es nicht und Ziegeleien nur wenig, Holz aber lieferten die dichten Waldungen in vorzüglicher Güte um geringe Kosten. Zu rohen Balken behauene Baumstämme wurden wagerecht übereinander gelegt und die Fugen mit Lehm ausgefüllt. Auf diese Weise gebaute Häuser finden sich noch heute in der Provinz Posen. Diese Bauart veranlaßte, daß Feuersbrünste schnell um sich griffen, entsetzlich wüteten, oft große Teile der Städte einäscherten und so den Wohlstand der Bürgerschaft auf mehrere Jahre herunterbrachten.

Zu all diesem Elend kam hinzu, daß die Städte schwere Pflichten hatten; denn sie mußten hohe Abgaben zahlen und im Falle eines Krieges bewaffnete Fußgänger stellen, sie hatten aber keine Rechte. Man behauptete, es gebe in Polen überhaupt nur zwei Stände, die Geistlichkeit und den Adel. Im Jahre 1538 stritt man sich darüber, ob Bürger auf dem Reichstage erscheinen dürften, und 1544 wurden die Städteboten geradezu aus der Versammlung des Reichstages hinausgejagt. Im 17. Jahrhundert durften nur sieben polnische Städte auf dem Reichstage sich an der Königswahl beteiligen, und von diesen sieben Städten gehörte nur eine, nämlich Posen, unsrer Provinz an. Mehr als hundert Städte des Reiches waren ohne Stimme. Fast ohne Widerstand ließen die Bürger diese Nichtachtung über sich ergehen, denn sie hatten nicht die Macht, sich der Gewalt zu widersetzen.

Zu den Ursachen, welche die Städte schwächten, gehören auch die im 16. Jahrhundert um sich greifenden Zerwürfnisse um den Glauben.

Anfangs schien es, als ob die Reformation in Deutschland auf die polnischen Städte einen günstigen Einfluß haben würde; es schien, als würden sich die Städte durch den Zuzug der protestantischen Deutschen heben. Die Reformation fand nämlich auch in Polen schnellen Eingang. Die deutschen hier angesiedelten Edelleute und viele polnische Adlige nahmen das protestantische Glaubensbekenntnis an und erwirkten 1574 völlige Religionsfreiheit in den polnischen Landen. Diese Duldsamkeit, die in ganz Polen gegen Protestanten und Juden damals noch geübt wurde, bewog die in Deutschland hart bedrückten Protestanten aus der Lausitz, aus Böhmen und Schlesien, aus der Mark und

aus Pommern nach Polen zu wandern. Hier nahmen auch die katholischen Adligen diese fleißigen, rechtschaffenen und im Gewerbe geschickten Deutschen gern auf; und Polen war vielleicht nie in einer blühenderen Lage als damals, wo Deutsche und Polen friedlich neben- und durcheinander wohnten und von Nationalhaß keine Rede war. Die Woiwoden Lukas und Stanislaus von Gorka waren es besonders, welche die Protestanten begünstigten und sie in ihren Herrschaften ansiedelten. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges nahmen die Einwanderungen der deutschen Protestanten gegen die früheren Jahre noch zu. Freilich waren die Rechte, welche in der Reformationszeit den eingewanderten Deutschen gewährt wurden, geringer als die der früheren Zeit, und die ihnen auferlegten Lasten waren bedeutender.

Der Friede aber sollte in Polen nicht lange bestehen. Die Väter der Gesellschaft Jesu, die sich die Aufgabe gestellt hatten, dem Protestantismus in jeder nur möglichen Weise entgegenzuwirken, hetzten zunächst das Volk gegen die Juden, dann gegen die Protestanten. Seitdem die Jesuiten festen Fuß gefaßt hatten, gab es öfter Reibereien zwischen Polen und Deutschen in den Städten; bei diesen gegenseitigen Bekämpfungen war die katholische (d. h. die polnische) Partei im entschiedenen Vorteile. Die protestantischen Gemeinden waren vielen Bedrückungen und Beraubungen ausgesetzt; ja die der Bürgerfreiheit und dem Deutschtum feindseligen Bestrebungen gelangten bald zur vollständigen Herrschaft. Der Adel gebot, er machte die Gesetze. Überall war ein starkes Drängen, das deutsche Recht nach und nach abzuschaffen. Durch die vielen Unruhen in Deutschland war das Volk gedrückt im eignen Vaterland; konnte man da deutschen Bürgersinn erwarten von den Deutschen, die mitten im Polenlande wohnten und bedrückt wurden? Die den Deutschen zugesicherten Rechte wurden gebrochen, es gab keinen Schützer des Rechts.

Von Jahr zu Jahr wurde der Starost mächtiger, ein Recht nach dem andern maßte er sich an; er bemühte sich, wenn er keine Mittel mehr fand, die Städte zu drücken, dieselben dadurch herunterzubringen, daß er in ihrer Nähe Gegenstädte gründete, die mit der alten Stadt zu wetteifern hatten und ihr die Erwerbsquellen entziehen sollten.

Die unter einem Grundherrn stehenden Städte hatten noch viel mehr Not, schwere Abhängigkeit von sich abzuwenden. Nur Geschichtsmacher, nicht Männer, denen die Wahrheit über alles geht, können behaupten, die den deutschen Einwanderern zugesicherten Rechte seien getreulich gehalten worden. Die Zeit ging hinweg über die alten Freibriefe, der Adel wollte nur dienstbare Bürger sehen, nur Bürger, die nahezu fronpflichtigen Hörigen glichen.

Je mehr das Recht der Städte herabgedrückt wurde, um so mehr versiegten auch die Quellen des Erwerbes. Für Landstraßen, Regulierung der Ströme, Erleichterungen im Verkehr sorgte niemand. In der Verwaltung herrschte kein einmütiges Wesen, in jedem Bezirke hatte Willkür freien Spielraum. Die Gerichte verfielen, Frevel blieben ungestraft oder wurden nicht gehörig gezüchtigt.

Zu allem Unglück kam der Krieg hinzu. Der erste Schwedenkrieg Gustav Adolfs ließ die Provinz Posen unberührt; aber im zweiten Kriege Karls X. Gustav und im dritten Karls XII. (1701—1719) wurde das Posener Land hart mitgenommen. Zu dem Kriege gesellte sich die Pest. Die Städte konnten

also nicht in der Blüte bestehen, sie mußten verkommen. Gnesen, einst die Hauptstadt Polens, hatte 1744 nur noch 60 Bewohner.

Die Deutschen nahmen, um sich vor Bedrückungen sicher zu stellen, vielfach polnische Namen, Sitte und Sprache an. So weit ging die Polonisierung, daß z. B. Lukaszewicz für das Jahr 1634 nur noch 31 deutsche Namen in der Stadt Posen zählt.

Die Teilungen Polens. Das war der Zustand des Landes, als Friedrich II. im Jahre 1772 einen Teil desselben in Besitz nahm. Der offizielle Bericht aus dem Jahre 1773 über den Zustand Polens zu jener Zeit, welcher sich in den Akten der Regierung zu Bromberg befindet, sagt Folgendes: „Die Viehrassen waren schlecht und entartet, die Ackergeräte im hohen Grade unvollkommen und außer der Pflugschar ohne alles Eisen; die Äcker waren ausgesogen, voller Unkraut und Steine, die Wiesen versumpft, die Wälder unordentlich ausgehauen und gelichtet, das Land wüst und leer! Die alten festen Städte, sogenannte Schlösser, lagen in Schutt und Trümmern, ebenso die meisten kleinen Städte und Dörfer. Die meisten der vorhandenen Wohnungen schienen größtenteils kaum geeignet, menschlichen Wesen zum Aufenthalte zu dienen. Die roheste Kunst, der ungebildetste Geschmack, die ärmlichsten Mittel hatten aus Lehm und Stroh elende Hütten zusammengestellt. Durch unaufhörliche Kriege und Fehden der vergangenen Jahrhunderte, durch Feuersbrünste und Seuchen, durch mangelhafteste Verwaltung war das Land entvölkert und entsittlicht. Die Justizpflege lag ebenso im Argen wie die Verwaltung. Der Bauernstand war ganz verkommen. Ein Bürgerstand existierte gar nicht. Der Netzedistrikt war fast ganz entvölkert, so daß z. B. die Stadt Bromberg im Jahre 1772 kaum 800 Einwohner besaß. Wald und Sumpf nahmen die Stätten ein, wo vordem — nach den noch jetzt vorhandenen altgermanischen Begräbnisplätzen zu urteilen — eine zahlreiche Bevölkerung Platz gefunden hatte."

Ein Staat, in welchem solche Zustände herrschten, konnte nicht fortbestehen; das Staatsband zerfaserte sich zusehends, Polen mußte den Nachbarn zur Beute fallen. So kam denn durch die erste Teilung Polens von der jetzigen Provinz Posen der Netzedistrikt an Preußen. Da viele Polen mit den Verhältnissen in ihrem Lande unzufrieden waren, den Untergang ihres Reiches als unvermeidlich voraussahen, so verbanden sie sich und suchten Schutz und Hilfe bei den Nachbarstaaten; die Teilung geschah also nicht nur mit Zustimmung, sondern auf Wunsch vieler polnischen Großen, die in dieser Teilung eine große Wohlthat, Rettung aus heillosen Zuständen und wilder Gesetzlosigkeit erblickten. Die Teilung wurde notwendig, aber sie brachte Preußen weder Gewinn noch Freude, sondern nur Sorge, Not, Ärger und Verdruß. Am 1. September 1773 genehmigte der polnische Reichstag die Schmälerung des Reiches und verstand sich zur Abtretung des Netzedistriktes an Preußen, nachdem Friedrich II. sich schon vorher durch seinen Bevollmächtigten von Brenkenhoff dort hatte huldigen lassen.

Das Posener Land wurde durch die erste Teilung durchschnitten. Der fortan zu Preußen gehörige Teil blühte schnell unter des großen Friedrich landesväterlicher Sorge auf. Der König reiste selbst in dieses verödete Land und begann alsbald mit großen Unternehmungen, welche zum großen Teil Brenkenhoff leitete. Große Striche Landes längs der Netze wurden entwässert,

das Bett der Netze wurde tiefer gelegt, weite Morastſtrecken wurden trocken gelegt. Kolonisten aus Thüringen, Sachsen, Böhmen wurden in das Land gezogen, deutsche Handwerker ließen sich in den Städten nieder. Wie auf dem Lande Lein- und Hopfenbau gepflegt wurden, so arbeiteten in den Städten Tuchmacher, Färber, Gerber, Strumpfweber, Zuckersieder. Der Handel wurde gehoben durch den Bromberger Kanal, der, nachdem eben erst der Netzedistrikt preußisch geworden war, angelegt wurde, zwischen den Städten Bromberg und Nakel geht, die Brahe mit der Netze, das Weichselgebiet mit dem der Oder verbindet. An dem Kanale arbeiteten zu gleicher Zeit 500 Arbeiter; 14 Monate nachdem das Werk in Angriff genommen worden, war es vollendet, so daß 1775 bereits 225 Schiffe und 1151 Holzflöße die neue Wasserstraße passierten. Der Kanal hatte 740000 Thaler gekostet.

Auch für die Rechtspflege und den Unterricht sorgte der König in seinem neu erworbenen Lande. Die geistliche Gerichtsbarkeit wurde beschränkt, das polnische Recht blieb in Kraft, doch diente das allgemeine Landrecht Preußens zur Aushilfe. In einem Menschenalter verzehnfachte sich die Einwohnerzahl des Distriktes.

Der polnische Teil blieb hinter diesem Aufschwung weit zurück. Es wurden zwar auch hier durch die eingerichteten Kommissionen für die gute Ordnung Versuche zur Besserung der verrotteten Zustände gemacht, aber diese Kommissionen richteten nicht sonderlich viel aus. Das Jahr 1789 mit seinen von Frankreich kommenden Freiheitsideen wirkte auch auf die polnischen Städte und den polnischen Adel. Aber der nach einer besseren Gestaltung ringenden Partei gelang es nicht, rasch und vollständig mit ihren Plänen durchzudringen, und so war denn das polnische Reich unrettbar verloren: die Nachbarn teilten sich in Polen zum zweiten- und drittenmal.

Friedrich Wilhelm II. von Preußen besetzte das ganze Posener Land und ließ sich im Jahre 1793 in Posen die Treue schwören in einem Eide, den in seinem Auftrage von Möllendorf und von Danckelmann abnahmen. Jedoch ging die Besitzergreifung Südpreußens (so nannte man die Gegenden südlich vom Netzedistrikte) nicht ohne Blutvergießen von statten. Die Teilung, die der feige Reichstag bereits anerkannt hatte, suchten mehrere Polen mit heldenmütiger Tapferkeit rückgängig zu machen. Die Polen wurden von Dombrowski und Madalinski geführt; sie fochten aufs tapferste, aber Friedrich Wilhelm II. behauptete seine Beute, und Posen war für Polen verloren.

Durch den Übergang in preußische Verwaltung veränderte und verbesserte sich der bis 1793 polnische Teil der Provinz Posen wesentlich, wenn auch kein Friedrich II. damals König von Preußen war. Freilich folgte der alten Ungebundenheit und Zügellosigkeit mit einem Male die peinlichste Strenge, und man fühlte deshalb den Druck aufs empfindlichste. Dazu kam, daß damals nicht gerade die besten Beamten in das neu erworbene Südpreußen gingen, die das harte Regiment tyrannisch handhabten, sich der Völlerei hingaben, aus Eigennutz manches thaten, was dem redlichen Manne unverantwortlich erscheinen muß. Dennoch kam in die Provinz mehr Ordnung und mehr Sicherheit, auch mehr Verkehr. Der Bürger fand Recht dem Edelmanne gegenüber, das preußische Landrecht wurde eingeführt, die Zahl der Handwerker wuchs, Brücken, Wege, Straßenpflaster, Brunnen, Armenanstalten wurden eingerichtet, man dachte an eine

Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens, der Zinsfuß wurde herabgebracht, der Wert des Bodens und der Häuser stieg in kurzer Zeit an einzelnen Orten auf das Siebenfache.

Posen, ein Teil des Herzogtums Warschau. Selbstverständlich war der Preuße den Polen verhaßt, da er mit Anschauungen in die Provinz kam, die von den hergebrachten Ansichten abwichen. Als daher Preußen im Kampfe mit Frankreich unterlag, erhoben sich die Polen und die preußische Herrschaft brach zusammen. Napoleon erschien mit seinem Marschall Davoust in Posen, die preußischen Beamten wurden verjagt, die preußischen Einrichtungen abgeschafft; nur im Netzedistrikt wünschten die Bewohner preußisch zu bleiben.

Der große Corse verfügte über Polen; das Posener Land wurde durch den Tilsiter Frieden vom Jahre 1807 ein Teil des Herzogtums Warschau und blieb es, bis Frankreichs glanzvolles Gestirn 1812 unterging. Die Verhältnisse bekamen französischen Zuschnitt; Ausländer, zu denen auch die Deutschen gehörten, wurden zu Ämtern nicht zugelassen. Die Städte bekamen eine neue Verfassung, aber diese kam meist nicht zur Durchführung, es sank vielmehr alles in das alte Gleis zurück; das Land wurde ein Sammelplatz von Gaunern; Napoleon brachte nur Kampf und Elend. Die Steuern wuchsen, schwere Kriegslasten fielen auf die Bürger, die Durchmärsche der Soldaten durch die Städte und die Einquartierungen hörten nicht auf; das Land wurde gründlich ausgesogen und kam wieder zurück.

Die Bemühungen der Polen im 19. Jahrhundert. Erst als 1815 Posen wieder an Preußen kam, wurde es heller und besser. Damals wurde das Land Posen in seinem gegenwärtigen Umfange bestimmt und dem preußischen Staate unter dem Titel eines Großherzogtums Posen einverleibt. Leider ging es mit dem Lande nicht so schnell vorwärts, als es hätte gehen können, wenn die Regierung damals andre Grundsätze befolgt hätte. Das preußische Regiment hätschelte damals das Polentum und begünstigte besonders den polnischen Adel. „Man ließ", schreibt General von Grolman im Jahre 1831, „alles schlechte Polnische bestehen und setzte alles Deutsche, wenn es sich nicht unwürdig polonisiert hatte, zurück sowohl im Amt als im gesellschaftlichen Leben." Dennoch empfand man die preußischen Einrichtungen mit Unlust, besonders drückend erschien das Soldatenwesen mit seinen Aushebungen und seiner Herrschaft. Die unzufriedenen Polen klagten, waren mit der Regierung nicht zufrieden und schwärmten für ein selbständiges polnisches Reich, für Polens Wiedergeburt.

Mag man über die Teilungen Polens 1773, 1793 und 1795 denken, wie man will: das muß jeder zugestehen, daß sich Preußen die ihm jetzt gehörenden Teile Polens in den Jahren 1813 und 1814 rechtlich erkämpft, das Land den Polen als seinen offen erklärten Feinden im Kriege mit den Waffen in der Hand — polnische Regimenter kämpften noch 1814 vor den Thoren von Paris in den Reihen der Franzosen, der Unterdrücker Europas, gegen die Verbündeten — abgenommen und auf dem Wiener Kongreß 1815 durch den Beschluß aller europäischen Mächte als Kriegsentschädigung zuerteilt erhalten hat. Preußen besitzt demnach gegenwärtig die Provinz Posen als ein

mit dem Blute seines Volkes durch die Waffen rechtmäßig erobertes Land mit demselben Rechte, mit dem es die Provinzen Sachsen, Westfalen und die Rheinlande besitzt, deren Bewohner weder je daran gedacht haben, noch je daran denken werden, diesen rechtmäßigen Besitz der preußischen Regierung als eine Ungerechtigkeit vorzuwerfen. Daß aber die Einverleibung der Provinz Posen in den preußischen Staat nicht als ein Unglück, vielmehr nur als ein großes Glück für diese selbst zu betrachten ist, wird jeder zugeben, der die wohlwollenden, väterlich weisen Grundsätze kennt, nach denen Posen regiert wird, der aber auch den mehr als traurigen Zustand, in welchem sich diese Provinz 1815 befand, mit dem gesegneten Zustande vergleicht, in welchem sich die Provinz jetzt befindet, einem Zustande, der am besten alle Klagen und Beschwerden der unzufriedenen Polen Lügen straft.

Da hört man die Polen klagen, und sentimentale Deutsche und Ausländer beten es ihnen nach, ohne daß sie zuvor geprüft hätten, es sei ihnen 1815 zugesichert worden, daß den polnischen Einwohnern der Provinz Posen ihre Nationalität, daß ihre Sprache erhalten werden solle, daß ihnen der Zutritt zu den Staatsämtern offen gestellt sei, daß ein besonderer Statthalter polnischer Nationalität sie regieren, daß ihre Religion und ihre Kirche geschützt werden solle; statt dessen werde das nationale Leben der Polen erstickt, die polnische Sprache erdrückt, der Zutritt zu den Staatsämtern ihnen nicht gewährt, ein polnischer Statthalter ihnen nicht gegeben, alles, was zu gunsten der Polen spreche, werde mißachtet und nur das ihnen Nachteilige hervorgesucht, ihre Gesetze würden mit Füßen getreten. Das sind Äußerungen, welche unsre gerechten Könige unumwunden des Wortbruches beschuldigen, Verleumdungen gegen den König, also Majestätsbeleidigungen. Wer Posen nicht als innig zur preußischen Monarchie gehörig anerkennen, sondern an diesem Verhältnis rütteln und schütteln will, für den hat das Strafgesetzbuch den Namen des Landesverräters und die Strafe des Zuchthauses.

Im Jahre 1816 wurde das Gerichtswesen geordnet, dann wurden die Provinzialstände 1824 eingeführt, deren 48 Stimmen so verteilt waren, daß die Städte nur 16, der Adel 24, der Bauernstand 8 hatte, so daß der Landtagsbeschluß in die Hände der polnischen Edelleute gelegt, die städtische Meinung gewichtlos gemacht und dem Landtage ein polnisches Gepräge verschafft wurde. Die Kreisordnung vom 20. Dezember 1828 wies den Städten eine Vertretung auf den Kreistagen zu; die Städteordnung vom Jahre 1831 wurde schon 1832 in Posen, Rawitsch, Fraustadt und Lissa und nach und nach in allen übrigen Städten der Provinz eingeführt. Die Judenreviere in den Städten hatten ein Ende; die Juden, welche ein namhaftes stehendes Gewerbe, eine Kunst oder Wissenschaft, die sie nährte, betrieben, die ein Grundstück von 2000 Thalern Wert besaßen oder ein Vermögen von 5000 Thalern aufwiesen, wurden Stadtbürger und standen den Christen in der Stadt gleich. Viele strebten nun vorwärts und bildeten sich auf den höheren Lehranstalten aus, so daß aus der Provinz Posen eine staunenswerte Anzahl von jüdischen Gelehrten hervorging. So ist das kleine Scherkowo der Geburtsort von zwei Gelehrten ersten Ranges, der Professoren Fürst in Leipzig und Grätz in Breslau.

Es wurde bald anders im Posenschen. Nicht der Abhub des Beamtenstandes kam in die Provinz, sondern ehrliche, tüchtige Männer, die sich mit

treuem Fleiße anstrengten, die in den andern preußischen Landen bestehenden Einrichtungen ins Posensche zu verpflanzen und dieses dem Kernlande gleichzustellen. Klosterräumlichkeiten wurden zu Lehranstalten, Besserungsanstalten, Irrenhäusern (Owinsk) nützlich verwendet, höhere und niedere Schulen gegründet, Gaunernester (Betsche) aufgehoben, Kunststraßen angelegt.

Trotz der Fürsorge, die dem Lande zu teil wurde, waren die Polen nicht zufrieden. In den ersten Jahren nach der Besitznahme der Provinz verhielten sie sich im ganzen ruhig. Die ersten Anzeichen unruhiger Bestrebungen zeigten sich jedoch schon im Jahre 1825. Die ersten Beweise rebellischer Gesinnungen und Bewegungen gaben sich im Jahre 1830 nicht nur durch einen Geist der Unruhe und Widerspenstigkeit kund, sondern am schlagendsten durch massenhafte Übertritte von reicheren und ärmeren Edelleuten, Geistlichen, Lehrern und Schülern in das gegen Rußland sich empörende sogenannte Königreich Polen. Die Aufforderung der Regierung zur Rückkehr in das Vaterland blieb unberücksichtigt, die Übergetretenen wurden verurteilt, aber von der nur zu milden Regierung fast sämtlich begnadigt. Seit 1832 wirkten die ins Ausland, nach Frankreich, Belgien und England geflüchteten Polen mächtig auf die unzufriedene Stimmung der Polen im Posenschen ein, Priester und Lehrer säeten Zwietracht, lehrten Ungehorsam und Auflehnung. Im nächsten Jahrzehnt erhitzte sich die Stimmung. Im Herbst 1845 suchten polnische Gewerbtreibende die Festung Posen zu überrumpeln. Die im Februar 1846 beabsichtigte Empörung wurde entdeckt und niedergeworfen, ehe sie sich entwickeln konnte. Das Jahr 1848 brachte natürlich viel Unruhen über die Provinz Posen, die meistens von der Stadt Posen ausgingen und in ihr die Stützpunkte hatten und deshalb am besten der Geschichte dieser Stadt einverleibt werden. Der ganzen polnischen Bevölkerung hatte sich damals der einmütige Gedanke bemächtigt, es habe die Stunde der Wiedergeburt Polens geschlagen. Der Aufstand war so mächtig, daß ihm gegenüber anfänglich die königlich preußischen Behörden machtlos waren; der Sturm raste, die Deutschen waren niedergeschlagen, die Polen gingen im raschen Handeln vorwärts; mit wehender polnischer Fahne zogen sie auf den Marktplatz und riefen die freigewordene Polenrepublik aus und rissen die preußischen Adlerschilder herunter oder verdeckten sie durch die polnische Adlerfahne, Jubel herrschte allenthalben. Das geschah, während bestimmt wurde, daß die Deutschen in der Folge als Polen deutscher Abkunft angesehen werden sollten. Die Auswanderung der Deutschen begann. Die Landstraßen nach Deutschland waren mit Flüchtigen bedeckt, die in Glogau, Berlin und Stettin Sicherheit suchten.

In Bromberg blieb die Regierung fest, die Deutschen hielten zusammen. In der von den Polen ausgeschriebenen Versammlung erhob sich der tausendstimmige Ruf: „Wir wollen Deutsche sein und Deutsche bleiben!“

Während der König einer polnischen Deputation eine nationale Reorganisation versprach, begannen auch im Regierungsbezirk Posen die Deutschen sich zu regen und gründeten Vereine zur Wahrung der deutschen Interessen; aber diese Gegenbewegung der Deutschen hatte keinen Mittelpunkt, keinen Zusammenhang und somit auch keine nennenswerten Erfolge. Die Zustände verwirrten und verschlimmerten sich von Tag zu Tag. Erst als die Deutschen gegen den Übermut der Polen für die Erhaltung des Deutschtums in die

Schranken traten und sich zum Kampfe gegen die Polen anschickten, lenkten diese ein und forderten die Seele der deutschen Bewegung, Herrn von Schreeb, auf, an den polnischen Versammlungen teilzunehmen, aber sie verlangten von ihm, er solle die Deutschen beschwichtigen, die Deutschen möchten sich mit ihnen gegen die Regierung vereinigen. Schreeb mußte bald die Unterhandlungen abbrechen und schied mit den Worten: „Bisher haben wir freundschaftlich verhandelt, fortan werden wir mit dem Schwert als Männer gegeneinander stehen und wollen uns ritterlich schlagen.“ Die Deutschen organisierten sich, die Juden schlossen sich ihnen an; durch Bekanntmachungen und Denkschriften suchten thätige Männer den Bewohnern der Provinz die richtige Darstellung der Begebenheiten nicht ohne Erfolg zu verschaffen. So begann die Entwickelung der deutschen Kraft, in vielen Städten kam ein kräftiges deutsches Bewußtsein zum Ausbruch. „Wir haben nie auf das Recht verzichtet“, sprach das deutsche Nationalkomitee in Posen, „als deutsche Männer bei Deutschland zu bleiben; wir konnten darauf nicht verzichten, denn wir gehören für immer untrennbar zu unserm Vaterlande, zu Deutschland.“ In der Versammlung in Schneidemühl hörte man die Worte: „Die deutsche Bevölkerung des Großherzogtums Posen ist bei der gesamten deutschen Nation klagbar geworden, daß Deutschland ihrer zu vergessen scheine. Das ganze Vaterland ist einstimmig für Schleswig, so sei es auch einstimmig für Posen; denn hier ist mehr als Schleswig. Deutschland hat ein altes Recht auf seinen Boden, die Karte des alten Germaniens zeigte hier die Stammsitze und heiligen Haine der Burgundionen. Ein Jahrtausend lang ringt Deutschland um den Wiederbesitz seines Ostens, den das Slawenvolk überschwemmt und zertreten hat. Für Posen gilt dasselbe Recht, welches Schlesien und Sachsen, die Marken, Pommern und Mecklenburg an Deutschland bindet. Gleichgesinnt mit den deutschen Bewohnern wollen auch Hunderttausende unsrer slawischen Brüder mit nichten unter das polnische Regiment zurück.“

Von diesen Tagen an konnte Posen nicht mehr ein polnisches Land genannt werden. Die Zurückführung zum alten Polentum scheiterte an dem sich aufraffenden Deutschtume. Im Kampfe war der Deutsche der Sieger. Zwar sonderten sich vielfach die Polen von den Deutschen, aber frisches Leben entwickelte sich im Posenschen. Reger Fleiß, schaffende Arbeit und zunehmende Bildung halfen vorwärts.

Die unzufriedenen Polen blieben nicht lange ruhig. Im Jahre 1859 wurde wieder gegen die Deutschen gehetzt. Deutsches Wesen, hieß es, habe keine Berechtigung im Posener Lande, es müsse ausgerottet werden; die Zeitungsschreiber suchten die Deutschen anzufeinden, man kokettierte mit polnischer Kokarde und polnischer Tracht. Doch schwächten die Polen ihre Stärke, da sie sich an der Erhebung des sogenannten Kongreßpolens im Jahre 1863 beteiligten.

Wünschen wir, daß es bald keinen Polen in der Provinz Posen mehr gibt, der den Deutschen das Recht, hier zu leben, streitig macht; mögen sie vielmehr alle einsehen, daß Posen ein Land gemischter Bevölkerung ist, in dem der Deutsche gleichberechtigt mit dem Polen unter deutschem Zepter wohnt.

Lage, Grenzen, Flüsse, Bodenbeschaffenheit, Viehstand, Pflanzen, Mineralien, Eisenbahnen, Verwaltung und Bevölkerung der Provinz Posen. Die Provinz Posen ist ein Teil des norddeutschen Tieflandes; sie liegt an der Nordabdachung der Karpathen und Sudeten, ist durch einen Höhenzug im Norden vom eigentlichen Küstentieflande der Ostsee und im Süden durch Hügelreihen vom Oderthale getrennt, sie gehört zu den östlichen Provinzen des preußischen Staates und liegt zwischen 33° und 36° östlicher Länge und 51° 10′ bis 53° 27′ nördlicher Breite.

Die Nordgrenze gegen Westpreußen (Regierungsbezirk Marienwerder) von der Weichsel bis zur Drage, einem Zufluß zur Netze, beträgt 260 km.



Im Westen grenzt Posen an Brandenburg (Regierungsbezirk Frankfurt) und Schlesien (Regierungsbezirk Liegnitz), von der Drage bis Schlichtingsheim in einer Länge von 320 km, im Süden an Schlesien (Regierungsbezirk Liegnitz, Breslau, Oppeln) von Schlichtingsheim bis zur Prosna in einer Länge von 240 km; die Ostgrenze gegen das russische Polen und Westpreußen ist 875 km lang, von denen 150 km durch den Grenzfluß Prosna gebildet werden. Im Nordosten ist die Weichsel eine kurze Strecke Grenzfluß.

Der Flächeninhalt der Provinz beträgt $28954{,}_{36}$ qkm (5258 □Meilen), also ungefähr $^1/_{12}$ vom gegenwärtigen Gesamtgebiet des Königreichs Preußen.

Posen ist ursprünglich Meeresboden gewesen und nach und nach aufgeschwemmt und angespült worden. Das beweisen die allenthalben in Feld und Wald umherliegenden Felsblöcke und Felstrümmer, welche einstmals durch die Gewalt der Wogen oder des Eises vom hohen Norden her zu uns gebracht worden sind. Im ganzen ist Posen ein Flachland mit wellenförmigen Erhebungen, das sich im Durchschnitt um 66 m über den Spiegel der Ostsee erhebt. Die

Provinz ist unter allen preußischen Provinzen die am meisten ebene. Nur einzelne Hügel und Hügelketten treten aus der wellenförmigen Oberfläche hervor und gestatten meist einen weiten Blick auf die Umgegend. Solche Erhebungen finden sich besonders in der Nähe der Flüsse, der Warthe und Obra. An dem Nordrande ziehen sich die Ausläufer des preußisch-pommerschen Landrückens hin. Der Annaberg bei Owinsk ist 309 m hoch, der nördlich von Bromberg gelegene Bahnhof Klarheim (Kotomierz) liegt 100 m über der Ostsee.

Vier größere Flußthäler, das der Warthe, Netze, Obra und Bartsch, durchziehen die Provinz; ihre Wasserscheiden treten oft kaum merklich hervor. Selbst die Wasserscheide zwischen Warthe und Weichsel, welche in den Nordosten der Provinz eintritt, macht sich wenig bemerkbar; sie wird von dem Bromberger Kanale durchschnitten und hat die Anlage von Schleusen nötig gemacht, durch welche die Flußkähne auf dem Kanale in die Höhe gehoben und gesenkt werden.

Alles fließende Wasser in der Provinz wird durch die Weichsel und die Oder der Ostsee zugeführt. Die Weichsel entspringt auf den Karpathen, durchströmt in einem weiten Bogen das ehemalige Königreich Polen, berührt Krakau und Warschau und tritt als ein breiter, schiffbarer Strom oberhalb der Festung Thorn in Westpreußen ein, unterhalb Thorn an die Grenze der Provinz Posen. Zu ihrem Stromgebiete gehört die Brahe, die aus einem See auf dem preußisch-pommerschen Landrücken entspringt, in schnellem Laufe Westpreußen durchströmt, oberhalb Krone in die Provinz eintritt, Bromberg berührt und bei dem Dorfe Deutsch-Fordon in die Weichsel mündet.

Die Oder hat ihre Quelle im mährischen Gesenke, sie durchströmt die Provinzen Schlesien und Brandenburg, bildet in Pommern das Pommersche Haff und mündet in die Ostsee. Posen berührt sie selbst nicht, aber zu ihrem Stromgebiete gehören aus der Provinz die Flüsse Warthe, die Bartsch und die faule Obra.

Die Warthe entspringt in Rußland, 50 km nordwestlich von Krakau auf dem schlesisch-polnischen Landrücken; sie tritt unterhalb der russischen Stadt Peisern als schiffbarer Fluß in die Provinz Posen (Kreis Wreschen) ein, fließt bei Schrimm, Posen, Obornik, Obersitzko, Wronke, Zirke, Birnbaum und Schwerin vorbei, verläßt dann die Provinz und fällt als 120 m breiter Fluß bei Küstrin in die Oder, deren größter Nebenfluß sie ist. Die Warthe ist 787,5 km lang, von denen 277,5 km auf Posen fallen; sie hat ein starkes Gefälle, meist niedrige, nur an wenigen Stellen eingedeichte Ufer und richtet deshalb in manchen Jahren, wenn der Schnee plötzlich schmilzt, große Überschwemmungen und viel Schaden an. In trockenen Sommern ist sie für beladene Fahrzeuge mittlerer Größe nicht schiffbar, sie friert mit Grundeis meist im Dezember zu und wird im Februar oder zu Anfang des März wieder frei. Von der linken Seite nimmt sie die Prosna auf, die in Schlesien entspringt und 150 km lang die Grenze zwischen Rußland und Polen bildet; ferner die Obra, die bei Koschmin entspringt, mehrere Seen durchfließt, die Städte Bentschen, Tirschtigel, Meseritz und Blesen berührt und bei Schwerin mündet; sie ist 187,5 km lang, ihre niedrigen Ufer bilden das Obrabruch und bedeutende Wiesen. Von den rechten Nebenflüssen ist als der größte zu nennen die Netze, die aus den in den Kreisen Inowrazlaw, Mogilno, Gnesen und dem angrenzenden Rußland gelegenen Seen entspringt, bei Nakel schiffbar wird, dann die Provinz in westlicher Richtung durch nasses

Bruchland durchströmt, von rechts her die Drage aufnimmt und in der Provinz Brandenburg sich mit der Warthe vereinigt; der Fluß ist 247,5 km lang und bei der Mündung 80 m breit.

Die Bartsch entspringt südlich von Ostrowo im Kreise Adelnau, tritt nach Schlesien über und mündet, nachdem sie die aus dem Krotoschiner Kreise kommende Orla aufgenommen hat, oberhalb Glogau in die Oder.

Die faule Obra kommt aus dem Meseritzer Kreise und fließt nach kurzem Laufe in Schlesien der Oder zu.

Die Provinz Posen ist reich an stehenden Gewässern; sie enthält mehrere Hunderte von Seen und Teichen, die eine Gesamtfläche von 252 qkm haben. Die Ufer der meisten sind flach, sandig oder sumpfiges Wiesenland; nur wenige sind von Wäldern bekränzt und gewähren einen lieblichen Anblick. Der größte dieser Seen ist der Goplosee bei Kruschwitz, der 28 km lang, an einzelnen Stellen 3 km breit und 7—14 m tief ist. Die Städte Gnesen, Tremessen, Wongrowitz, Rogasen, Wollstein liegen an größeren Seen.

Der Boden Posens ist sehr mannigfaltig. Regellos wechseln oft die Erdschichten miteinander. Neben lockerem Sande finden wir tiefen Moorgrund oder Thonboden. Anderseits haben weite Strecken eine gleichförmige, fruchtbare Bodenmischung und bieten dem Auge, so weit es reicht, den Anblick einer nur selten von Wald und Busch unterbrochenen, mit Wiesen oder üppig grünenden Getreidefeldern gesegneten Ebene dar. Weite Wiesen dehnen sich an den Ufern der Warthe, Netze und Obra aus. Fruchtbarer Weizenboden findet sich in den Kreisen Schroda, Wreschen, Fraustadt, Gnesen und Inowrazlaw; Sandboden ist am stärksten vertreten in den Gegenden, welche der Neumark zunächst liegen und welche an Westpreußen anstoßen.

Posen hat ein gemäßigtes, den Ackerbau begünstigendes Klima; das Thermometer steigt im Sommer selten über + 25° R., fällt im Winter nur ausnahmsweise unter — 18° R. Südwest- und Nordostwind sind vorherrschend; jener bringt im Sommer Regen, im Winter Tauwetter, dieser ist im Sommer trocken, im Winter scharf und schneidend. Die ersten Spuren des Pflanzenlebens zeigen sich im letzten Drittel des Monats März; um diese Zeit ist der Frost und Schnee gewöhnlich so weit aus der Erde, daß der Landmann mit der Bestellung des Ackers beginnen kann. Im April wechseln noch häufig warme und kalte Tage, auch der Mai, der die Obstblüten bringt, ist meist noch sehr unbeständig. Juni, Juli und August sind die heißen Monate, die viel Gewitter bringen. Die Getreideernte beginnt im zweiten Drittel des Juli, die Kartoffeln werden nach Michaelis geerntet. Die Wintersaat wird im September und Oktober bestellt. Anfangs November verlieren die Bäume ihr Laub, das Vieh bleibt oft bis nach Martini auf der Weide. Die größte Kälte ist gewöhnlich in der Mitte des Januar.

In Posen steht die Schafzucht auf einer ziemlich hohen Stufe, denn die Wolle folgt in betreff ihrer Güte gleich nach der schlesischen. Die Kreise Schrimm, Schroda, Wreschen und Pleschen weisen treffliche Schafherden auf; es finden sich in der Provinz nahe an $2\frac{7}{10}$ Millionen Schafe. Gutes Rindvieh (man hat gegen 580 000 Rinder gezählt) ist im Netze- und Obrabruche. Das kleine polnische Pferd verschwindet immer mehr, an seine Stelle ist das kräftige deutsche Pferd getreten. Schweine werden gegen 320 000 gezogen und bilden einen

einträglichen Handelsartikel. Ziegen und Esel findet man selten, in einigen Gegenden blüht die Bienenzucht. In den wasserreichen Gegenden zieht man viel Gänse, die einen bedeutenden Ausfuhrartikel nach Berlin bilden. Die Wälder enthalten Wildbret aller Art, wenn auch in geringer Menge. Wölfe sind selten; die größten sonstigen Raubtiere, die aber auch nur noch hier und da vorkommen, sind der Fuchs und der Dachs. Für die Hebung der Fischzucht wird in der neueren Zeit mit gutem Erfolge gearbeitet. In den Sümpfen findet man Blutegel.

Eigentümliche Pflanzen besitzt die Provinz nicht. Größere Waldungen (meist Nadelholz oder gemischt mit Laubholz) haben die Kreise Birnbaum und Czarnikau. Die Privatwaldungen sind in den letzten Jahrzehnten stark gelichtet worden, da man die Waldflächen abholzte und den Boden für den Ackerbau benutzte. Angebaut werden Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Raps, Lupinen, an einzelnen Orten auch Tabak, Flachs und Runkelrüben. Der Hopfenbau blüht um Neutomischel, Opaleniza und Bentschen. Zur Zeit des Hopfenmarktes ist besonders in Neutomischel reges Leben. Wein wird in größerem Maßstabe gewonnen in der Gegend von Bomst, Unruhstadt und Wollstein; aber dieser Wein erfreut sich keines besondern Rufes, er übertrifft an Säure den Grüneberger, und „Bomster Schattenseite" ist für einen Mann, der ein Glas guten Weines gern trinkt, ein entsetzliches Wort. Der Obstbau macht in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte, ebenso der Gemüsebau. Viel Heu liefert die Netze- und Obragegend.

An mineralischen Produkten ist die Provinz arm; im Vergleich mit andern Provinzen unsres Vaterlandes liefert sie wenig Erzeugnisse. Ein Steinsalzlager befindet sich bei Inowrazlaw, das bergmännisch ausgebeutet wird. Braunkohlen werden längs der Warthe von Obornik bis Zirke, besonders in der Gegend von Wronke, ferner im Bromberger Kreise gefunden. Große Torflager hat die Netzegegend und das Cybinathal. Bernstein kommt an einigen Orten, aber nur in geringer Menge und in kleinen Stücken vor.

Die auf unsern Feldern umherliegenden und von uns zum Bauen oder Pflastern benutzten Steine sind Quarz, Feuerstein, Feldspat, Glimmer. An Gebirgs- und Felsarten lagern in oft großen Geschieben Granit, Syenit, Gneis, Glimmerschiefer, Porphyr, Thonschiefer, auch Basalt. Guten Töpferthon findet man in mächtigen Lagern im Warthethale bei Posen; ein bedeutendes Gipslager, welches abgebaut wird, ist bei Wapno, südlich von Exin.

Die Gewerbthätigkeit ist im ganzen in der Provinz noch gering. Nur in den größeren Städten werden Dinge angefertigt, welche über die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse hinausgehen. Der Handel ist nicht bedeutend. Das Fabrikwesen ist nur durch einige Eisenfabriken und Maschinenbauanstalten in Posen, Bromberg, Inowrazlaw, Schönlanke und Gnesen, dann durch Dampfmühlen, Glashütten und Brennereien vertreten. Verkehr und Handel erleichtern die vielen Chausseen, welche die Provinz in allen Richtungen durchschneiden, ferner die beiden Wasserstraßen, d. i. die Warthe und die Netze, auf denen Hunderte von Kähnen die verschiedenen Waren bringen und holen. Wichtiger für den Verkehr sind die Eisenbahnen, deren Netz immer dichter wird. Die Provinz durchschneiden folgende Bahnen: 1) die Ostbahn den nördlichen Teil des Regierungsbezirks Bromberg von Kreuz über Bromberg bis an die westpreußische

Grenze; 2) die oberschlesische Bahn von Posen nach Breslau mit der Abzweigung Lissa-Glogau; 3) die Posen-Stargardter Bahn; 4) die Märkisch-Posener Bahn von Posen nach Guben mit der Abzweigung Bentschen-Frankfurt; 5) die Posen-Thorner Bahn mit der Zweigbahn Inowrazlaw-Bromberg; 6) die Öls-Gnesener Bahn; 7) die Posen-Kreuzburger Bahn; 8) die Posen-Belgarder Bahn von Posen über Schneidemühl nach Pommern.

An der Spitze der Verwaltung der Provinz steht der Oberpräsident, welcher seinen Sitz in Posen hat. Unter seiner Leitung stehen das Provinzial-Schulkollegium, die beiden Regierungen zu Posen und Bromberg und die Provinzial-Steuerdirektion.

Zur Zeit hat die Provinz 14 Gymnasien, nämlich zwei in Posen, je eins in Ostrowo, Lissa, Krotoschin, Meseritz, Schrimm, Rogasen, Bromberg, Inowrazlaw, Gnesen, Schneidemühl, Wongrowitz und Nakel; die vier Realgymnasien sind in Posen, Bromberg, Rawitsch und Fraustadt. In Tremessen und Kempen sind Progymnasien; auch die höhere Knabenschule in Schwerin bereitet seit mehreren Jahren ihre Schüler für die Gymnasialprima vor und hofft auf ihre Anerkennung als Progymnasium. Die fünf Lehrerseminare befinden sich in Bromberg (evangelisch), Koschmin (evangelisch), Paradies (katholisch), Exin (katholisch) und Rawitsch (simultan). Präparandenanstalten sind in Czarnikau, Rogasen, Lissa und Meseritz. Ein Lehrerinnenseminar ist in Posen. Mittelschulen befinden sich in Posen und Bromberg, Taubstummenanstalten in Posen und Schneidemühl, Irrenanstalten in Owinsk und Kowanowko, eine Blindenanstalt ist in Bromberg, eine landwirtschaftliche Schule in Samter, eine Gärtnerlehranstalt in Koschmin. Volksschulen sind in Städten und Dörfern ausreichend vorhanden, und die Eltern werden gezwungen, ihre Kinder vom sechsten bis zum 14. Lebensjahre regelmäßig in die Schule zu schicken, so daß der Bildungsgrad des Volkes von Jahr zu Jahr steigt, obgleich noch immer Posen in seiner Volksbildung im ganzen den übrigen Teilen des Staates nachsteht.

Posen besteht aus zwei Regierungsbezirken, nämlich aus Posen mit 17 506,$_4$ qkm und Bromberg mit 11 447,$_9$ qkm. Die Regierung zu Posen umfaßt die Abteilung für das Innere (I), die für die Kirchenverwaltung und das Schulwesen (II) und die für die Domänen, Forsten und direkten Steuern (III). Bei der Regierung zu Bromberg sind die erste und zweite Abteilung vereinigt.

Der Regierungsbezirk Bromberg hat außer dem Stadtkreise Bromberg noch neun Kreise, nämlich den Landkreis Bromberg, Wirsitz, Kolmar, Czarnikau im Norden, Wongrowitz, Gnesen, Mogilno, Inowrazlaw im Süden; Schubin ist ein Binnenkreis. Der südlich von diesem Bezirke gelegene Regierungsbezirk Posen ist außer dem Stadtkreise Posen in folgende 17 Kreise geteilt: Wreschen, Pleschen im Osten, Schildberg, Adelnau, Krotoschin, Kröben, Fraustadt im Süden, Bomst, Meseritz im Westen, Birnbaum, Samter, Obornik, Schroda im Norden; Posen, Schrimm, Kosten und Buk sind Binnenkreise.

Jeden Kreis verwaltet ein Landrat. Die Kreise sind in Distrikte (so die 17 Kreise des Regierungsbezirks Posen in 80) geteilt, die den Distriktskommissarien unterstellt sind. — Die militärpflichtigen Mannschaften des Regierungsbezirks Posen gehören zum fünften, die des Regierungsbezirks Bromberg zum zweiten Armeekorps (Pommern). Der kommandierende General des erstgenannten hat seinen Sitz in Posen, der des letzten in Stettin.

Die kaiserlichen Oberpostdirektionen, unter denen das ganze Postwesen der Provinz steht, haben ihren Sitz in Posen und in Bromberg.

Das Oberlandesgericht hat seinen Sitz in Posen; unter demselben stehen die sieben Landgerichte in Posen, Lissa, Meseritz, Ostrowo, Bromberg, Gnesen und Schneidemühl. Außerdem sind in jedem Kreise mehrere Amtsgerichte.

Die katholische Kirche steht unter der Leitung des Erzbischofs von Posen und Gnesen; an jedem dieser Orte steht dem Erzbischof ein Domkapitel und ein Konsistorium zur Seite. Der erzbischöfliche Stuhl ist zur Zeit unbesetzt. An der Spitze der evangelischen Kirche der Provinz steht das evangelische Konsistorium zu Posen, dem ein Generalsuperintendent vorsteht.

Die meisten Polen sind katholisch, nur um Adelnau und bei Bomst gibt es mehrere polnisch-protestantische Gemeinden mit etwa 11000 Mitgliedern. Die meisten Deutschen sind Protestanten, doch wohnen längs der schlesischen Grenze gegen 100000 deutsche Katholiken. Der gemeine Mann hält in der Provinz Posen polnisch und katholisch, deutsch und protestantisch für gleichbedeutend. Die Zahl der Altlutheraner und Reformierten ist nur gering. Ein Drittel der Bewohner sind Protestanten, zwei Drittel Katholiken.

Posen zählt 1703400 Einwohner; auf der Quadratmeile leben durchschnittlich 3238 Menschen. Die Einwohner sind Deutsche, Polen und Juden. In der Provinz wohnen ungefähr 56600 Juden, die alle deutsch sprechen; sie leben vorzugsweise in den Städten und treiben Handel, leichtes Handwerk und Schankwirtschaft, sind thätig und nüchtern; ihre Verhältnisse sind gesetzlich geordnet, ihre Lage ist gegen früher wesentlich gebessert, denn sie haben dieselben Rechte und Pflichten wie die übrigen Staatsangehörigen. In der neueren Zeit ist ihre Zahl im Abnehmen. Amerika und Australien locken viele junge Leute hinüber; reich gewordene Handelsleute ziehen nach Berlin, um hier dem Weltmarkte näher zu stehen. Auch die Deutschen leben meist in den Städten; alle deutschen Stämme sind hier vertreten; manche, wie die Bamberger um Posen, haben bis jetzt die eigentümliche Tracht und die Mundart ihrer Vorfahren beibehalten. Die deutschen Kolonien auf dem Lande kennzeichnen sich meist leicht durch deutsche Ortsnamen oder durch ein an den polnischen Dorfnamen angehängtes „Hauland“.

Die Zahl der Deutschen in der Provinz Posen ist nicht viel geringer als die der Polen. Im Norden und Westen der Provinz, also in den Kreisen Bromberg, Wirsitz, Schubin, Kolmar, Czarnikau, Birnbaum, Meseritz, Bomst und Fraustadt sind die Deutschen in der Mehrzahl. Im östlichen Teile, also in den Kreisen Mogilno, Gnesen, Wongrowitz, Wreschen, Pleschen, Adelnau, Schildberg, Schroda und Kosten sind die Polen überwiegend.

Die Polen. Will man die Polen mit wenigen Worten charakterisieren, so muß man sie als einen kräftigen Menschenschlag bezeichnen, der leicht erregt, heitern Sinnes und gastfrei ist und große Anhänglichkeit an Religion, Sprache und Sitte der Vorfahren hat. Kirchliche Feste und Jahrmärkte bieten oft Gelegenheit zu geselligem Trunke, bei dem nicht immer Maß gehalten wird.

Die polnische Sprache soll für den Fremden unter allen slawischen Sprachen die schwierigste sein, teils wegen der großen Mannigfaltigkeit in der Aussprache der Vokale und einer solchen Zusammenfügung der Mitlaute, daß nur eine slawische Zunge sie besiegen kann — welcher nichtslawische Mund möchte den

Ortsnamen Szczebrzeszyn richtig aussprechen können? — teils wegen ihres verfeinerten und künstlichen grammatikalischen Baues. In letzterer Hinsicht unterscheidet sie sich wesentlich von der russischen Sprache, welche, obschon sehr reich, doch merkwürdig einfach und leicht zugänglich ist. Talvj sagt in seinem Handbuche einer Geschichte der slawischen Sprachen und Litteratur: „Die polnische und böhmische Sprache sind nach dem Ausspruche der kompetentesten Richter vor allen andern tauglich, die Schönheiten der klassischen Sprachen wortgetreu wiederzugeben, und die polnische Prosa ist der lateinischen mit einer Vollkommenheit nachgebildet, welche in dem goldenen Zeitalter der polnischen Litteratur einer ihrer charakteristischsten Züge war. Es ist daher wirklich befremdend, daß die polnische Sprache, wenigstens die jetzt lebende, in ihren sonst so hoch stehenden poetischen Arbeiten die Einführung der klassischen Prosodie unterlassen hat. Übrigens ist es sehr wahrscheinlich, daß sie ursprünglich wie alle andern slawischen Sprachen kurze und lange Silben besessen hat. Solange jedoch polnische Dichter schreiben, haben sie die Silben nie gemessen, sondern nach Art der Franzosen gezählt. Mit Ausnahme weniger neuerer Dichter, welche in ungereimten Versen schrieben, und einiger weniger Versuche, die griechischen Regeln über den Accent auf die polnische Sprache anzuwenden, ist alle polnische Poesie wie die französische gereimt, und der französische Alexandriner ist eine bei den polnischen Dichtern sehr beliebte Form."

Es ist bekannt, daß, wie jetzt der vornehme Pole neben dem Polnischen sich gern des Französischen bedient, er in früheren Zeiten vielfach lateinisch sprach, aber bei Anwendung dieser Sprache den Accent meist unberücksichtigt ließ. Da soll einst ein Pole, als ihm gesagt wurde, er möge mehr auf die Quantität der Silben Rücksicht nehmen, geantwortet haben: Nos Pólŏní non cúrămús quantítātém syllábărúm. Grammatisch richtig wird das übliche Latein auch nicht immer gewesen sein. Sagt man doch einem Geistlichen nach, der von dem Konsistorium gefragt wurde, weshalb er einem Verstorbenen seines Sprengels nicht das kirchliche Geleit gegeben habe, er habe über den Toten berichtet: Moruit, nec confituit, nec accipuit corpum Christi. Er sollte also schreiben: Mortuus est nec confessus est nec accepit corpus Christi. Er starb, ohne gebeichtet und den Leib des Herrn empfangen zu haben.

Wenn wir uns nun die Frage vorlegen, wie sich die Polen zur deutschen Regierung, zu den Deutschen verhalten, so müssen wir zugeben, daß diejenigen, welche mit den jetzigen Einrichtungen unzufrieden sind, sich in der großen Minderzahl befinden; aber es läßt sich nicht leugnen, daß die wenigen Polen, welche noch für die Herstellung ihres Vaterlandes schwärmen, eine erstaunenswerte Thätigkeit entwickeln. Die polnischen Tagelöhner und Dienstboten wünschen sich gewiß die alten polnischen Verhältnisse nicht wieder zurück, sie sind jetzt gegen die Willkür ihrer Herrschaft durch die Gesetze und den Schutz der Polizeibehörden sicher gestellt; eine Beschwerde gegen die preußischen Behörden ist wohl von ihnen noch nie erhoben worden. Der polnische Bauer erkennt die glückliche Lage an, in der er sich jetzt befindet, die er dem Wohlwollen der preußischen Regierung verdankt, denn er ist befreit aus den drückenden Verhältnissen, in denen er sich ehedem befand. Zwar ist der erste Eindruck, den der mit unsrer Provinz unbekannte Deutsche vom polnischen Bauer empfängt, keineswegs günstig. Schon in seiner äußeren Erscheinung, in dem langen Rock von grobwollenem,

selbstgewirktem Zeuge, in dem schmutzigen Schafpelze, den er im Winter trägt, in dem ungeordneten, langen Haupthaare und schlecht gepflegten Barte empfiehlt er sich nicht. Im allgemeinen steht er auf sehr niedriger Bildungsstufe. In der Jugend hat er sich nur die notdürftigsten Kenntnisse angeeignet. Je älter er wird, desto mehr entschlägt er sich der Kunst des Lesens und Schreibens, die er sich einst hat widerwillig aufdrängen lassen und von der er keinen Gebrauch zu machen weiß. Aber die polnischen Bauern sind ein kräftiger, leiblich und geistig gesunder Menschenschlag von unzweifelhafter Kulturfähigkeit und, wie es scheint, dazu bestimmt, von sich aus ihre Nation zu verjüngen, abgestorbene Glieder zu ersetzen, krankende mit frischen Säften zu versorgen. Der Bauer ist freier Eigentümer seiner Hufe; die ehemaligen Lasten und Dienste sind beseitigt. Was sich jetzt noch dem Aufblühen des Bauernstandes entgegenstellt, ist hauptsächlich der aus seiner Vergangenheit überkommene Mangel an Trieb zur Thätigkeit, ferner seine Bedürfnislosigkeit, die ihn lehrt, mit einem geringen Erwerbe zufrieden zu sein, endlich die Zähigkeit, mit welcher der Bauer überall an veralteten, unzureichenden Grundsätzen des Wirtschaftsbetriebes festhält. Nicht mit einem Schlage konnte aus dem Leibeignen ein thätiger Landwirt werden; aber die Macht der Trägheit wird immer mehr weichen, der Ertrag und der Wert der Grundstücke Posens stetig zunehmen. Wenig Ansprüche macht der Bauer in bezug auf seine Wohnung. Ein Besitzer von 70 und mehr Morgen Land bewohnt oft einen unter niedrigem Strohdache aus Lehm kunstlos errichteten Bau, in dem wir nicht immer den Luxus eines gedielten Fußbodens finden; einige roh gearbeitete Stühle, ein Tisch, eine große Lade, zuweilen eine Kommode sind außer den Betten das einzige Gerät; die Wände sind mit wenigen grob gemalten Heiligenbildern geschmückt. Die Wirtschaftsgebäude sind meist baufällig, gegen Wind und Regen schlecht verwahrt, mit Stroh gedeckt und aus Lehm errichtet. Der meist enge Hof, in dem die Geräte durcheinander liegen, gewährt kein Bild von Ordnung. Oft muß man erstaunen über die Dürftigkeit der Saat auf fruchtbarem Boden, eine Folge schlechter Düngung und Bestellung. Der Viehstand beschränkt sich auf die notwendigsten Tiere, die nur geringen Ertrag liefern. Die Pferde sehen zwar klein und schwächlich aus, werden aber meist nicht schlecht gefüttert und sind den Anstrengungen, die ihnen zugemutet werden, vollkommen gewachsen; denn der polnische Bauer schont seine Pferde nicht, er liebt schnelles Fahren selbst auf holperigen oder von Regen und Schnee aufgeweichten Wegen.

Das Gemütsleben des polnischen Bauern steht im Einklange mit seiner traurigen Vergangenheit, mit den Ebenen des Landes, mit dem unfreundlichen Aussehen der schattenlosen Dörfer, mit der dumpfen Luft der engen Wohnungen, in denen er nach harter Feldarbeit im Sommer den langen Winter hindurch träge hinbrütet. Da ertönt selten ein munteres Volkslied, ein kräftiges Soldatenlied. Nur im Rausche legt der Bauer seine friedliche Gesinnung ab: da läßt er sich zu Händeln und Gewaltthätigkeiten herbei, die nicht in seiner Natur liegen. Er ist meist bedächtig und vorsichtig, oft aber auch im Gegensatz hierzu leichtblütig und sorglos. Bei der Verheiratung werden die künftigen Existenzmittel in Erwägung gezogen, und da gibt es oft ein Handeln und Bieten, das freilich dem ehelichen Glücke später keinen Abbruch thut. An eine Verbesserung seiner Lage denkt der Bauer wenig. Er ist zufrieden, wenn sein Grundstück ihn

und die Seinigen dürftig ernährt. Sparen ist nicht seine Sache. Oft noch viele Jahre, bevor er arbeitsunfähig wird, entäußert er sich seiner Besitzung zu gunsten eines Sohnes oder Schwiegersohnes.



Polnische Bauernhochzeit.

Dieser verpflichtet sich alsdann mit der Übernahme der Wirtschaft zur Lieferung des Altenteils an den früheren Besitzer, eines bestimmt festgesetzten Anteils von den Früchten des Gutes, eine Lieferung, durch die der Alte in den Stand gesetzt ist, bis an seinen Tod ein mäßiges, wenn auch kärgliches

Dasein zu fristen. Diese Einrichtung ist die natürliche Altersversorgung des altgewordenen Wirtes; aber sie wird zu einem wahren Verderb, wenn, wie es häufig geschieht, der Wirt im kräftigen Mannesalter die Wirtschaft abgibt, wodurch nicht nur der Arbeit tüchtige Kräfte entzogen werden, sondern dem Grundbesitz auch auf eine unberechenbare Reihe von Jahren eine Last aufgebürdet wird, die je länger desto drückender wird und zwischen den Gliedern der Familie oft zu Streit und kostspieligen Prozessen führt, ja sogar nicht selten die Quelle von Verbrechen wird.

Während der deutsche Bauer oft mißtrauisch und hartnäckig ist, finden wir den polnischen gutmütig, nachgiebig und mit seinen Nachbarn verträglich. Nur wenn er erregt und berauscht ist, bricht er leicht in die kräftigsten Flüche und Schimpfworte aus. Gegen diejenigen, die über ihm stehen, ist er unterwürfig und in der Art demütig, wie es einem freien Manne nicht gut ansteht. Den Behörden gegenüber ist er auch unterwürfig und vertrauensvoll, denn er weiß die Wohlthat eines geordneten Rechtszustandes zu schätzen; er vergilt die Pflichttreue und Unbestechlichkeit des preußischen Beamten durch ein Vertrauen, wie man es in gleichem Grade bei seinen deutschen Standesgenossen nicht findet; er mißtraut seiner eignen Einsicht, ordnet sich der bessern Einsicht unter und verlangt, daß man ihn bevormunde.

In den wichtigsten Rechtsangelegenheiten überläßt er sich gern gänzlich dem Richter und traut demselben, der natürlich viel lieber mit dem polnischen als mit dem deutschen Bauer zu thun hat. Von den nationalen Bewegungen hält sich der Bauer fern; die Fragen nach der Gleichberechtigung der polnischen Sprache mit der deutschen oder nach der Errichtung polnischer Lehranstalten berühren ihn nicht.

Der polnische Bauer ist ein vortrefflicher Katholik; treue kirchliche Gesinnung geht bei den Polen bis in die höheren Stände hinauf, in denen besonders die Frauen den größten Eifer an den Tag legen, indem sie die kirchlichen Satzungen gewissenhaft beobachten und der Geistlichkeit äußerst ergeben sind. Deutsche Katholiken behaupten, es fehle der polnischen Frömmigkeit die wahre Andacht und Innerlichkeit; dadurch aber geschieht der Macht der Kirche kein Abbruch.

Der Bauer ist anhänglich an seinen ererbten Glauben, der ihn in seinem Elend Trost und Erhebung brachte. In den weiten Hallen des Gotteshauses, die in so schroffem Gegensatze zu den engen Räumen seiner Wohnung stehen, in dem Gepränge des Gottesdienstes, im Glanze der Prozessionen, im Anschauen der Statuen und Bilder der Heiligen findet der Bauer die einzige Anregung seiner Phantasie.

So kommt es, daß der Bauer nicht das geringste Interesse für die Wiederherstellung seines Vaterlandes hat; es fällt ihm nicht ein, für die Losreißung der Provinz Posen von Preußen irgend welche Opfer an Gut und Blut zu bringen; der Hinweis auf die glanzvolle Vergangenheit erinnert ihn höchstens an die Willkürherrschaft seines ehemaligen Grundherrn, und von der Verheißung einer bessern Zukunft hält er nicht viel; er ist Pole und will Pole bleiben, aber der polnische Nationalstaat scheint ihm nur ein hoffnungsloses Elend zu bieten. Als Polen unterging, verlor der Bauer nichts; die späteren Veränderungen seiner Lage waren ebenso viele Verbesserungen, die er der Fremdherrschaft

verdankte. Der Bauer weiß, daß der Adel das Land zu Grunde richtete, und deshalb sang er auch schon bald nach 1772 vom Adel:

„Panowie! Panowie! Coście mieli wgłowie Zeście nas zdradzili I kraj swój zgubili?“	„Ihr Herren! Ihr Herren! Was hattet ihr im Kopfe, Daß ihr uns verrietet Und unser Land verspieltet?“

Jeder Versuch zur Aufreizung findet im polnischen Bauer einen sehr unempfänglichen Boden. Die Masse der Polen gehört also keineswegs zu den unruhigen, stets zu Revolutionen geneigten Unterthanen Preußens. Zu den beklagenswerten Unruhestiftern gehört in der Provinz Posen nur ein äußerst geringer Teil der polnischen Bevölkerung, der es sich aber — leider — zur Lebensaufgabe gemacht zu haben scheint, die an Zahl vielleicht das Zweihundertfache überwiegende Masse seiner Landsleute durch beständige Aufstachelungen zum Treubruch gegen den Herrscher, ja bis zur Revolution zu treiben; der gleichzeitig an das wenig unterrichtete Ausland seinen Schmerzensschrei richtet, der sich unglücklich und grausam unterdrückt nennt, um Mitleid, womöglich thätige Teilnahme zu erregen. Diese Unruhestifter gehören meistens dem Adel an, einige sind Litteraten und einige Bürger kleiner Städte. Wollte man die Unzufriedenen zählen, so würde man vielleicht 2000 Seelen finden, die in Preußen noch für die Wiederherstellung des Polentums schwärmen — und diese wenigen Menschen wagen es unausgesetzt, mit den maßlosesten, durchaus unberechtigten, ja völlig ungesetzlichen Ansprüchen der Regierung und dem Träger der Krone entgegenzutreten.

Der polnische Edelmann (es gibt natürlich auch ehrenvolle Ausnahmen) sehnt sich zurück nach den polskie czasy, nach den polnischen Zeiten, in denen der Grundbesitz seines Vaters viel größer war als jetzt der seinige, in denen es noch keine freien Bauern gab; er haßt die neue Regierung, die allein sein Herunterkommen verschuldet hat, weil sie allen Wohlstand von Gesetz und Ordnung, von Fleiß und Mäßigkeit abhängig macht. Als 1848 ein adliger Freiheitsapostel in einen Krug kam und einen alten Mann für die dawna Polska, für das alte Polen zu begeistern suchte, da öffnete dieser das Hemd und mit den Worten „dzękuję, pan, za waszą wolność, ich danke, Herr, für Eure Freiheit“ zeigte er ihm die vielen Narben der Wunden, die ihm einst der Kurbatsch des Woiwoden geschlagen hatte. — Damals behauptete auch der polnische Bauer Pruszak und rief seinen Landsleuten zu: „Nicht eher wird in Polen Ruhe werden, bevor nicht alle Edelleute hängen!“ — Im Jahre 1859 schrieb ein polnisches Blatt: „Der Adel ist der Feind des Volkes, der die Thränen und das Blut des Volkes trinkt, der zuerst aus dem Wege geräumt werden muß!“

In den ersten Jahren nach der preußischen Besitzergreifung von 1815 folgte eine gewisse Abspannung auf die Anstrengungen und Enttäuschungen der napoleonischen Zeit. Man hatte genug des politischen Haders und freute sich des friedlichen Gedeihens und Aufblühens der Provinz unter dem neuen Regiment. In Posen entwickelte sich eine wahrhaft glänzende Geselligkeit, zu welcher der Statthalter Fürst Anton Radziwill das Beispiel gab, an welcher der polnische Adel und das preußische Beamtentum und Militär gleichmäßig teilnahmen. Die liebenswürdigen Eigenschaften der Polen, der Luxus des Adels verliehen dieser Geselligkeit einen hohen Reiz; Deutsche und Polen drehten sich gemeinsam

im deutschen Walzer und in der polnischen Mazurka. Der russisch-polnische Aufstand trübte nur wenig diese gegenseitig freundlichen Beziehungen. Aber allmählich zog sich der polnische Adel von dem deutschen zurück. Eine gewisse Gewitterschwüle lagerte sich über der Provinz und entlud sich 1846 in einem Versuche zum Aufstande, der sofort Deutsche und Polen in die schroffste Stellung zu einander brachte, und schon 1848 standen beide Nationalitäten sich in erbittertem Hasse einander gegenüber. Der Pole braucht jetzt das Wort Niemiec (Deutscher), mit einem gehässigen Zischlaut ausgesprochen, als ein verächtliches Schimpfwort, und das Wort Prusak (preußischer Beamter) kaum besser, nur mit einer Beimischung von Furcht. Den Niemiec und Prusak haßt er mehr als den Moskowiter, weil des Deutschen höhere Bildung ihn zeitiger und sicherer unterjocht als die bloße Körperkraft des Russen. So hat denn der Verkehr der Deutschen mit den Polen fast ganz aufgehört.

Der polnische Edelmann ist in allen Hauptstädten Europas ein viel und gern gesehener Gast. Schon der Typus seines Gesichtes und der fremdländische Accent in seiner Aussprache macht ihn zu einer interessanten Persönlichkeit. Er ist freundlich und entgegenkommend, verbindlich und von leichten Formen und hat dadurch etwas Bestechendes, sein Auftreten ist ritterlich; durch die Freundschaft, die er sich gewinnt, erwirbt er sich zugleich die Teilnahme für das Unglück seiner Nation.

Man kann nicht sagen, daß der Pole für die Erhaltung seines Edelhofes unermüdlich thätig ist, wie meistenteils der Deutsche. Ein polnischer Landsitz befriedigt selten nach allen Seiten hin das Auge. Bald erinnert der morsche Gartenzaun, bald das wuchernde Unkraut des Gartens, bald der vernachlässigte Zustand der Wirtschaftsgebäude, bald Unordnung andrer Art an die sprichwörtlich gewordene polnische Wirtschaft. Das Herrenhaus ist vielleicht aus irgend einem Grunde vor Jahren nicht fertig gebaut worden, der Haupteingang kann nicht benutzt werden, weil die Rampe noch fehlt, er ist mit Brettern verschlagen; dem Übelstande wird nicht abgeholfen, denn man hat sich gewöhnt, den Seiteneingang über den schmutzigen Hof zu benutzen. Ebensowenig stören einige herunterhängende Tapetenfetzen in den schönsten Zimmern, auch schadet es nichts, wenn sich derjenige, der sich auf ein Plüschsofa niederläßt, einstweilen von einer sich erhebenden Staubwolke umgeben sieht.

Der Edelmann rechnet ungern; er lebt mit Vorliebe einen Teil des Jahres in Paris, hält sich schöne Pferde, herrlichen Ungarwein, übt Gastfreundschaft, bis alles, was in Küche und Keller war, verzehrt und ausgetrunken ist; spielt leidenschaftlich, kümmert sich aber wenig um die Wirtschaft und um die Einnahmen aus seinen Besitzungen. Die Vögte sind meist schlecht gestellt und werden reich durch Unterschleif. Ein Pächter erzählte einst, er habe an einen polnischen Edelmann seine Kaution und sein ganzes kleines Vermögen verloren. Er hatte natürlich seine wenigen Groschen nicht hypothekarisch eintragen lassen von dem Besitzer einer Herrschaft, die mehr als eine Million im Wert hatte. „Einmal“, so erzählt jener Mann (Grenzboten 1863, Nr. 5), „brachte ich meine Pacht auf das Schloß. Der Herr war daheim. Natürlich hatte er das Haus voll Gäste, Professoren (Gymnasiallehrer) aus Breslau, Posen u. s. w. Wir gingen zur Tafel. Es waren vielleicht fünfzehn Personen, die aufs ausgesuchteste bewirtet wurden. In dem anstoßenden Saale war ein zweiter Tisch gedeckt. An diesem

speisten die Kinder sowie deren Lehrer und Bonnen, auch einige Emigranten, während die Vornehmen derselben mit uns schmausten und zechten. Es folgte ein drittes Speisezimmer für die vornehmeren Hausoffizianten. Dazu kommt die niedere Dienerschaft, die für eine solche Gesellschaft in Küche, Keller und Stall nötig wird. Hajduk (Diener), pisarz (Schreiber), kucharz (Koch), łowiec (Jäger), ogrodnik (Gärtner), stangret (Kutscher), parobek (Knecht), chłopiec (Junge), stróż (Nachtwächter), pastuch (Hirte), der ganze Hofstaat (czeladź) ist natürlich nicht in je einem Manne vertreten; vielmehr haben die meisten von diesen ihr eignes Hauswesen und manche von ihnen sogar noch ihr besonderes Gesinde. Dies alles zehrte an dem einen Manne. Ich fing an zu begreifen, daß auch eine tägliche Einnahme von 200 Thalern für gewisse Ansprüche zu gering sein könne. Sinnend blickte ich nach der in verschiedenen Farben glänzenden Kristalldecke des Saales, durch welche das Licht hineinfiel. „Was hast du?“ fragte mich der Graf. — „Ich überlege mir, gnädiger Herr, ob ich Ihre Herrschaft annehmen würde, wenn ich alle Lasten derselben tragen sollte.“ — „Schwachkopf, Murrkopf, man muß leben und genießen.“ — Ich war über Nacht geblieben und früh auf, um den Hof, den schönen Garten zu besehen, in dem etwa eines der Kinder verdrossen mit dem noch verdrosseneren Lehrer spazieren ging. Der Park ist eine Provinzialberühmtheit und wurde früher meilenweit aufgesucht. Der Graf und seine Gäste hatten keine Freude an ihm. Sie hatten bis tief in die Nacht Karten gespielt und den Morgen verschlafen. Es sah noch um 10 Uhr überall wüst aus. Gegen Mittag spielten und tranken sie wieder. Mir war wohl, als ich das prächtige Schloß im Rücken hatte.“

Das eheliche Verhältnis der Polen ist meist ein glückliches; der Pole hat sein Weib lieb und hält es gut, und es verdient in der Regel beides. Weiber und Männer sind sich gleich. Sie ruhen beide gern; müssen sie sich aber rühren oder haben sie den Segen des Fleißes gekostet, so sind sie arbeitsam und geschickt, dabei willig und genügsam. Heine behauptet und mit ihm gewiß viele Männer, die Polinnen seien meistens von wunderbarer Schönheit; wenn er aber sagt, selbst an den Ufern des Ganges gebe es kein schöneres Weib als in Polen, die zartesten und lieblichsten Blumen lassen sich nicht mit einer Polin vergleichen, Raffaelsche Bilder seien Farbenkleckse gegen diese Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in seinen heitersten Stunden fröhlich hingezeichnet habe, so müssen wir diese Aussprüche für dichterische Übertreibungen halten.

Der Pole hat einige Sprichwörter, die nicht zu beweisen scheinen, daß er sein Weib ehrt und achtet. Er sagt z. B.: „Nüsse, Stockfische und Frauen sind erst gut, wenn sie geklopft sind (orzech, stockfisz, niewiasta jednym kozlaltom żują, nic dobrego nie czynią)“, oder: „Wer trinkt, wird rund, wer liebt, gesund, wer sein Weib schlägt, selig (kto pije, ten tyje, kto miłuje, bywa zdrów, kto bije zonę, będzie zlawion)“; aber er ist thatsächlich besser, als er sich selbst in seinen Sprichwörtern darstellt; der Stock hat bei den polnischen Frauen gewiß nicht mehr Arbeit als bei den deutschen.

Die katholische Geistlichkeit hält meistenteils zu den Polen und stellt sich der Regierung gegenüber feindlich; viele Geistliche sind des Deutschen nicht völlig mächtig oder wollen es nicht verstehen. Ein Geistlicher in einer kleinen Stadt, der von der Staatsregierung 150 Thaler erhält, um deutsch zu predigen, schickt eine polnische Quittung ein. Diese wird ihm selbstredend zurückgeschickt,

und er antwortet, er sei nicht so weit der deutschen Sprache mächtig, um eine deutsche Quittung auszustellen. Vor 20 Jahren — heute ist es nicht viel anders — sangen Kinder in den Schulen Lieder, die zum offenen Aufruhr anregten; das bekannteste unter denselben ist das Boże coś Polskę, dessen erste Strophe lautet: „Gott, der du Polen durch so viele Jahrhunderte — Mit dem Glanz der Macht und des Ruhmes umgeben hast — Der du es mit dem Schilde deiner Obhut bedeckt hast — Gegen das Unglück, das es betreffen sollte — Vor deinen Altar bringen wir unser Flehen — Wolle uns wiedergeben, o Herr, das Vaterland, die Freiheit!" „Boże coś Polskę przez tak liczne wieki — Otaczał blaskiem potęgi i chwały, — Coś ją zasłaniał tarczą swéj opieki, — od nieszczęść, które przywalić ją miały — Przed Twe ołtarze zanosim błaganie — Ojczyznę wolność racz nam wrócić Panie!"

Die preußische Regierung hat diesem und ähnlichen Liedern die Ehre erwiesen, ihren Gesang in den Schulen zu untersagen; vielleicht wäre es besser gewesen, den Kindern ihr Spielzeug zu lassen. Natürlich hat das Verbot einen besondern Eifer erregt; ein Propst schrieb der Regierung, er habe das Lied nicht gekannt, da es aber die Behörde für gefährlich halte, sich vor ihm fürchte, wie Herodes vor dem Jesuskinde, so werde er es sich verschaffen, es von Kleinen und Großen singen lassen u. s. w., „weil ich ein Pole bin".

Die polnische Küche. Eigenartig ist in mancher Beziehung die Kochkunst der Polen auch im Großherzogtum Posen. Ein charakteristisches Merkmal der polnischen Küche ist, daß die Speisen meist stark mit Pfeffer, Ingwer, Zimt und Zwiebeln gewürzt sind, eine Eigentümlichkeit, die ebenso in der Hütte des Arbeiters wie im Schlosse des Magnaten hervortritt. Wenn auch die Einführung der allgemeinen europäischen Küche bereits manches verwischt und beseitigt hat, so gibt es doch hier noch viele Spuren jener altpolnischen Küche aus der berühmten oder vielmehr berüchtigten und selbst den Polen heute verächtlichen Zeit, welche die sächsischen Polenkönige heraufführten, in der die Völlerei zur Regel und fast zur Nationaltugend wurde, wie uns das bekannte Sprichwort sagt:

„Za króla Sasa	„Unterm Sachsenkönig
Jedz, pij i popuszczaj pasa."	Iß, trink und laß den Gurt nach."

Es war jene Zeit (1700—1763), in welcher der Bräutigam in den Augen seiner Dulcinea und ihrer Eltern zum Helden emporstieg, wenn er die ritterliche Kunst zeigte, einen Kapaun „in der Luft", also nicht auf der Schüssel, zu zerteilen; wo bei reichen Gelagen unter den fünfzig andern vorgesetzten Gerichten einem jeden Gaste ein ganzes junges Ferkel mit Füllung vorgesetzt und von diesem verzehrt wurde; wo es für eine ganz gewöhnliche Küchenkunst galt, einen und denselben ungeteilten Fisch an einem Ende zu braten, am andern zu rösten und in der Mitte zu kochen; wo es als Grundsatz für einen Gastgeber galt: „Lieber für einen Thaler Verlust als für einen Pfennig Schande."

Diese Zeiten sind freilich jetzt vorüber. Das deutsche Wort „Ein polnischer Magen kann viel vertragen" findet zwar heute auch noch seine Anwendung; aber wenn die Menge der Speisen, die ein polnischer Magen aufnehmen kann, bei diesem Worte ins Auge gefaßt wird, so findet es wohl mehr Anwendung auf den einfachen Mann als auf den Edelmann, bessere Beziehung

jedoch hat es auf die den Deutschen manchmal absonderlich erscheinende Art der Zubereitung der Speisen.

Eine der beliebtesten Suppen ist der barszcz, eine aus Fleischbrühe, durch rote Rüben rotgefärbte säuerliche Suppe, mit Zuthat von etwas Mehl und saurer Sahne, in der Regel mit der bekannten, in kleine Stücke geschnittenen polnischen Bratwurst oder mit Schweinsohren gekocht.

Eine nicht minder beliebte und beim Schlachten eines Stückes von Geflügel gekochte Suppe ist die Blutsuppe oder Schwarzsauersuppe, die czernina, die man aus dem frischen, auf Essig abgelassenen Blute des geschlachteten Geflügels, indem man starke Gewürze und Backobst hinzuthut, bereitet.

Gern gegessen werden die zrazy, eine Art länglicher Fleischklopse, in denen das nicht durch Zerhacken, sondern durch Stampfen bearbeitete Fleisch unter Zuthat von Speck, Zwiebeln, Butter und geriebenem Brot cylinderartig zusammengerollt und, damit die einzelnen Stücke beim Schmoren nicht zerfallen, mit Bindfäden umwickelt werden.

Ein Nationalgericht der Polen ist ferner der bigos, Sauerkohl mit Fleischstücken; diese werden besonders gekocht, in ihrer Brühe wird der Sauerkohl gedämpft, darauf wird beides vermengt und Stücke von abgekochter polnischer Bratwurst werden hinzugethan. Das so gewonnene Gericht unterliegt mehrere Wochen nicht der Fäulnis und kann lange von frischem aufgewärmt werden.

Die berühmte und dem Polen fast unentbehrliche polnische Bratwurst ist den meisten Deutschen bekannt, denn sie findet überall Liebhaber. Sie wird vielfach von Deutschen nachgemacht; zu bemerken ist hierbei jedoch, daß der Deutsche bei der Zubereitung dieser Wurst oft das Fleisch zu fein bearbeitet und hackt, der Pole aber hackt es nicht, sondern schneidet es nur in ziemlich große Stücke. Die polnische Bratwurst wird in der Regel nicht geräuchert, sondern gedörrt; sie hält sich, da sie stark gesalzen und gewürzt wird, sehr lange.

Flaki heißt ein Gericht, an welches der Deutsche mit einer Art von Abscheu denkt, weil es vom Rindermagen zubereitet wird. Der sehr lange und sorgfältig gereinigte Magen des Rindes wird abgebrüht, in Stücke geteilt, in Wasser mit Butter, Ingwer, Pfeffer und Salz gekocht, die Stücke werden dann in ganz feine Scheiben geschnitten und in saurer Sahne und etwas Mehl noch einmal abgekocht. Das Gericht soll — so versichern die Polen — vortrefflich schmecken.

Gern essen die Polen Klöße; es gibt Mehl-, Kartoffel-, Hefen-, Quark- und mit Fleisch gefüllte Klöße; die beiden letzten Arten sind ganz besonders eine Nationalspeise der Polen und werden hier pirogi genannt.

Auch Fische ißt der Pole gern, am liebsten den Karpfen in polnischer Sauce.

Die eigentümliche Feier von zwei Festen, die mit der Küche zusammenhängt, darf nicht unerwähnt bleiben. Zum Osterfeste wird schon am Sonnabend der Tisch selbst bei armen Leuten aufs üppigste gedeckt mit dem sogenannten Weiheessen, swięconka oder swięcone. Die Speisen, nämlich Kuchen, besonders Napfkuchen, Schinken, Bratwurst, Ostereier, werden vom Priester, der am Sonnabend Nachmittag von Haus zu Haus geht, unter Zeremonien geweiht; sie bleiben unangerührt bis zum folgenden Tage, wo sie erst, wenn die Familie aus der Kirche zurückgekehrt ist, kalt gegessen werden. Der Vorrat reicht in der Regel mehrere Tage, der fortwährend gedeckte Tisch ist immer der ganzen Familie und

den Gästen zugänglich. Natürlich kommen hier häufig Diätfehler vor, da die Fleischspeisen nach den vorangegangenen, streng gehaltenen siebenwöchentlichen Fasten vortrefflich munden.

Ein zweites, in ähnlicher Weise gefeiertes Fest ist der heilige Abend (wigilia). Während der Deutsche seinen Christbaum anzündet und am Genuß von Pfefferkuchen, Nüssen und Äpfeln seine Freude findet, hält der Pole ein stattliches Mahl, bei dem neun Gerichte nach traditioneller Sitte vorkommen sollen. Weil der heilige Abend ein Fasttag ist, fehlt das Fleisch; dagegen fehlen, wenn irgend möglich, nicht Mandel- oder Mohnsuppe, Mohnklöße und Karpfen in brauner, polnischer Sauce.

Familien- und Ortsnamen. Betrachten wir nun noch kurz einige der in unsrer Provinz vorkommenden Familiennamen. Natürlich tragen im großen und ganzen die Namen der Polen ein polnisches, die der Deutschen ein deutsches Gepräge; aber es haben sich auch einzelne polnische Familien germanisiert und ihrem Namen ein deutsches Kleid angezogen, wie Górsze in Gursche verwandelt ist, häufiger jedoch ist das Umgekehrte der Fall. Versetzen wir uns, um für einen Teil der veränderten deutschen Namen ein Verständnis zu gewinnen, in die Zeit der deutschen Einwanderung. Deutsche Kolonisten kommen in die polnische Gegend; da sie in geringer Zahl erscheinen, können sie sich keine deutsche Schule einrichten, keinen deutschen Geistlichen halten. Ihre Kinder werden vom polnischen Propst getauft, die Namen in die Kirchenbücher eingetragen; er schreibt die Namen, die er hört, Schulz, Schumann, Wiese, Schneider, nach polnischer Art, nämlich Szulc, Szuman, Wize, Sznayder. So entstanden Namen, die wir jetzt verwundert ansehen. Oft ist der deutsche Name nicht ohne Willen und Absicht des Trägers polonisiert worden. Der Deutsche, der nur zu gern für fremde Eigentümlichkeiten schwärmt und oft in der Ferne das Glück sucht, das er in der Nähe haben könnte, ist oft absichtlich Pole geworden und schreibt dann seinen Namen in der oben angegebenen Weise um. Andre Familien begnügen sich noch nicht mit diesem Umschreiben, sie übersetzen, um zu zeigen, daß sie Polen geworden sind, ihre Namen und ändern sie gänzlich um. Deutsch sind ursprünglich gewesen: Białkowski (Biberstein), Bydziński (Warben), Trzcinski (Rohr), Gostyński (Bock), Drzewiecki (Nostitz), Grabowski (Götzendorf), Rogowski (Horn), Bronikowski (Oppen), Brudzewski (Brause), Haza v. Radlic (Hase von Radlitz), Stoliński (Kalkstein), Gołuchowski (Gluchow), Kossowski (Goldstein) u. s. w.

Über die Ortsnamen in der Provinz Posen gibt Kattner in den Grenzboten (Jahrgang 1876, Heft 21) einen vortrefflichen Überblick, in welchem er sich für möglichste Verdeutschung der polnischen Namen aufs wärmste ausspricht. Aus diesem Aufsatze mögen als Schluß dieses Kapitels einige der treffendsten Sätze angeführt sein, besonders da die einzelnen Hefte der Zeitschrift, in der die fleißige Arbeit erschienen ist, oft schwer zugänglich sind. Kattner meint, daß der Deutsche keinen tödlicheren Feind besitze als den Polen; selbst der Franzose sei nicht so grimmig auf den Deutschen zu sprechen als der Pole. Nach einer Angabe des Dziennik poznański verlangen ja die Polen von den Deutschen nichts andres als ihren Haß. Brachte doch der Pielgrzym in Pelplin, Organ des dortigen Bischofs, ein Gedicht, in dem folgende Stellen vorkommen: „Wer

die Sprache unsrer Feinde (die deutsche Sprache) redet, der tritt die Gebeine seiner Väter mit Verachtung, der ist im Geiste ein Sklave und versinkt im Schlamme der Gemeinheit." „Polen, sei du uns in deinem häuslichen Kreise eine Abwehr gegen den Feind, stoße ihn mit einem polnischen Worte hinweg wie den Teufel mit geweihtem Wasser." „Ihr Mütter zukünftiger Mütter, schreibt in die Seelen eurer Kinder mit feuriger Inschrift, daß derjenige, der die Feinde (die Deutschen) in sein Haus einführt, sich schändet und sein Volk verrät und daß er mit jedem fremden Worte den Mord an seinem Vaterlande vervollständigt." Solche und ähnliche Giftäußerungen sind in Menge bekannt geworden. Was sollen wir Deutsche diesem tödlichen Hasse gegenüber thun? Sollen wir durch Opfer denselben zu versöhnen suchen? Müssen wir nicht vielmehr eine Versöhnnng für unmöglich halten? Würden Deutschland, Rußland und Österreich noch so großmütig sein, würden sie das ganze Jagellonenreich wiederherstellen: der Pole würde doch nicht zufrieden sein, sondern stets noch Glieder von unserm Leibe zu reißen suchen. Wenn wir also keinen Selbstmord an uns begehen wollen, so müssen wir den polnischen Bestrebungen, wo wir nur können, mit Macht und Kraft entgegentreten. Warum sollen wir nun im deutschen Lande, im rechtmäßig erworbenen deutschen Lande, wie auf Seite 381 dieses Buches nachgewiesen ist, uns abmühen mit schwer, für viele unmöglich auszusprechenden Ortsnamen? Ist es nicht billig, daß wir die polnischen Ortsnamen in der Provinz nach deutscher Rechtschreibung schreiben oder sie durch Beseitigung mancher Konsonanten der deutschen Zunge anpassen oder ins Deutsche übersetzen oder deutsche Namen statt der bisherigen polnischen einführen? Solche Umänderungen sind denn auch in den letzten Jahren oft unter Widerspruch der Bevölkerung in Westpreußen und Posen vielfach geschehen. In Westpreußen hat besonders der deutsche Gutsbesitzerstand seine deutsche Gesinnung durch die Germanisierung der Ortsnamen bewiesen; in der Provinz Posen ist durch die Regierung viel für die Umgestaltung der Namen geschehen. So haben wir jetzt ein Chodschesen (seit neuester Zeit Kolmar), nicht mehr Chodzież, ein Samotschin und nicht mehr Szamocin, ein Inowrazlaw und nicht mehr Inowraclaw, ein Kruschwitz und nicht mehr Kruszwice, ein Usch und nicht mehr Uszcz (Uść), ein Pakosch und nicht mehr Pakosc, ein Kletzko und nicht mehr Kłecko, ein Gollantsch und nicht mehr Gołańcz, ein Janowitz und nicht mehr Janowiec, ein Wongrowitz und nicht mehr Wongrowiec. Leider soll es sogar vorkommen, daß Deutsche gegen die Germanisierung der Ortsnamen aus trägem Hange am Bestehenden und Querköpfigkeit bei Mangel an deutschem Nationalgefühl Protest erhoben. So wird erzählt, daß die Stadtverordneten von Inowrazlaw sich gegen die Umwandlung des c in z ausgesprochen haben.

Die Umwandlung der Namen ist wirklich notwendig. Wie kann z. B. ein Deutscher wissen, daß in seinem deutschen Vaterlande der Name des Städtchens Xions, das in den letzten Jahren so oft genannt worden ist, Kschons ausgesprochen wird? Wie man für Ostrzeszow den Namen Schildberg gesetzt hat, läßt sich auch für Xions eine deutsche Bezeichnung finden. Czerniejewo ist in Schwarzenau übersetzt, Miasteczko in Friedheim verwandelt worden, Trzemeszno in Tremessen. Diese letzte Veränderung wurde als prinziplos bezeichnet und geschmacklos genannt, aber mit Unrecht; denn sie enthält den alten Namen noch so deutlich,

daß ihn der Geschichtsforscher leicht wieder erkennen kann, und ist vortrefflich gelungen nach den alten Vorbildern Krossen, Lessen, Plessen. Dem Städtchen Ryczywol wurde durch königl. Kabinettsordre der Name Ritschenwalde beigelegt.

Die Verwandlung in deutsche Namen ist natürlich bei kleineren Ortschaften, Dörfern, Rittergütern, Vorwerken, Forsthäusern und Eisenbahnstationen bis jetzt häufiger vorgekommen als bei Städten. So wurde aus Rozano (Oberförsterei) Rosengrund, aus Kotomierz (Rittergut) Klarheim, aus Marcelewo (Vorwerk) Fichtenau, aus Mruczyn Friedingen, aus Trzciniec (Dorf) Schönberg.

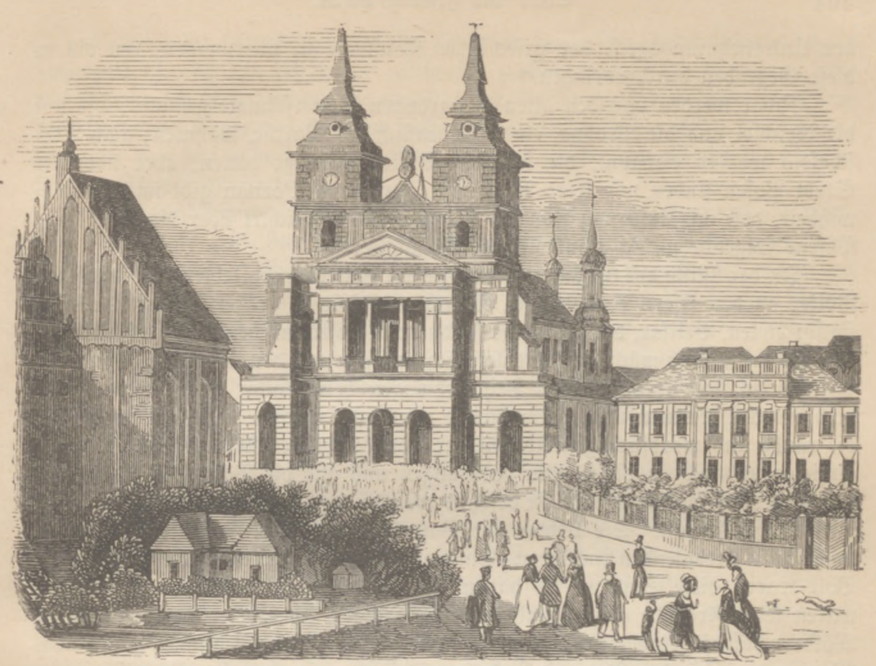
Gegen das Prinzip der Ortsnamen-Verdeutschung läßt sich durchaus nichts einwenden; jedoch gibt es Tadler, welche die Art der Verdeutschung mißbilligen und meinen, es werde der Schein für das Wesen geschaffen. Das ist nun freilich in gewissem Sinne richtig, denn der Schein ist etwas Äußerliches, wie der Name; und sowenig ein Tisch zum Besen wird, wenn ich ihn Besen nenne, sowenig wird ein polnischer Ort zu einem deutschen, wenn er einen deutschen Namen bekommt. Aber wir müssen bedenken, daß viele Ortschaften der Provinz in Wirklichkeit ganz deutsche oder zum großen Teile deutsche ihrem Wesen nach sind; wenn also der polnische Name beseitigt wird, so wird der polnische Schein, den der Ort noch trägt, entfernt und deshalb ist die Änderung in einen deutschen Namen notwendig.

Auch der Einwand, es werden durch die Germanisierung der Namen geschichtliche Erinnerungen verwischt, ist gehaltlos. Wie viele slawische Namen von Orten westlich von der Oder sind außer Gebrauch gekommen und verschwunden, und doch kennt der Geschichtsforscher noch die Geschichte jener Orte! Wer sagt heute noch Bydgoszcz für Bromberg, Wschowa für Fraustadt, Wałcz für Deutsch-Krone? Übrigens sind die neuesten slawischen Ortsnamen für den Ursprung der Städte völlig bedeutungs- und wertlos, die späteren geschichtlichen Erinnerungen aus christlicher Zeit sind den Forschern längst bekannt.

Mag immerhin dieser oder jener Name in deutscher Wendung manchem nicht passend erscheinen (es wird auch hier, wie überall, nie allen recht gemacht werden können), der Deutsche muß in seinem Lande die Namen seiner Ortschaften nach seiner Zunge einzurichten sich bemühen, das ist sein Recht, seine Pflicht; kleine Mißgriffe, die vorkommen können, kommen bei der Wichtigkeit und Bedeutung des Gegenstandes nicht in Betracht, sie dürfen der Freude des Patrioten, der deutsche Kultur und deutsches Leben weiter nach Osten vordringen sieht, keinen Eintrag thun. Unrecht handelt, wer mit blinder Wut und aus Mitgefühl für die Polen das Streben, den Städten des Posener Landes, Westpreußens und Oberschlesiens deutsche Namen zu geben, zu unterdrücken und demselben entgegen zu arbeiten sucht.

Das ungefähr sind die Gedanken, die Kattner in dem oben erwähnten Aufsatze in den Grenzboten ausführt; er sagt, daß er sich durch seine Bemühungen manchen Feind zugezogen habe, aber er verteidigt seine Ansicht mit Mut und weicht nicht ab.

Nachdem wir nun die Provinz Posen in ihrer geschichtlichen Entwickelung in den Hauptzügen kennen gelernt, uns mit der Einrichtung derselben, wie sie jetzt besteht, bekannt gemacht, auch Land und Leute nach den wichtigsten Richtungen hin an unsern Augen vorübergeführt haben, wenden wir uns den einzelnen Orten zu und betrachten die wichtigsten derselben nach Lage, Sage und Geschichte. Naturgemäß beginnen wir mit der Hauptstadt des Landes, mit Posen, einer Stadt, mit der wir uns noch am längsten zu beschäftigen haben werden.



Der Dom zu Posen.

Stadt und Festung Posen.

Gründung der Stadt. — Posen im 17. und 18. Jahrhundert. — Posen seit dem Jahre 1793. — Die Forts. — Wilhelmsstraße und Wilhelmsplatz. — Rathaus. — Schloß. — Regierungsgebäude. — Raczynskische Bibliothek. — Der Dom. — Das Denkmal des Adam Mickiewicz.

Gründung der Stadt. Posen ist die größte Stadt, die Hauptstadt der Provinz Posen. Wann diese Stadt, die sich durch die Fürsorge der preußischen Regierung immer mehr entwickelt und zu bedeutender Blüte entfaltet, gegründet worden ist, darüber läßt sich keine zuverlässige Auskunft geben. „Die Anfänge dieser Stadt", sagt Lukaszewicz in seinem historisch-statistischen Bild der Stadt Posen, „verlieren sich in die Dämmerung der ersten neun Jahrhunderte nach Christus. Vergebens wäre es, wenn wir bei den Geographen und Historikern Alt-Griechenlands und Roms eine Erwähnung derselben suchen wollten; denn das erobernde Schwert der Römer, aufgehalten durch zahllose germanische Stämme, durch den unermeßlichen Flächenraum zwischen Italien und den Ländern, die später Polen genannt wurden, durch undurchdringliche Wälder und Sümpfe und vor allem durch die Rauheit des Klimas der jetzt deutschen Landstriche, sowie durch den Mangel an Lebensmitteln zum Unterhalt seiner Legionen in den Wohnsitzen der Germanen, die vom Ackerbau wenig verstanden, erreichte niemals die Ufer der Warthe. Nicht geringere Schwierigkeiten hatte anderseits

der Unternehmungsgeist der griechischen Kaufleute zu überwinden, um bis in diese Gegenden durchzudringen.“

Zwar werden von den alten Geographen Völkerstämme genannt, die um die Weichsel und die Prosna, einen Nebenfluß der Warthe, wohnten; auch Ortschaften werden erwähnt, die sich jene Völker angelegt hatten, aber über die Stadt Posen finden wir keine Nachricht. Ihr Name Poznan gibt uns die Gewißheit, daß ihr Ursprung slawisch ist. Die Sage berichtet über die Gründung Posens folgende wenig glaubwürdige Geschichte:

In der Mitte des 6. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung lebten die slawischen Völker an den Ufern der Weichsel, March und Elbe in großer Besorgnis; denn sie fürchteten, Belisar, der gewaltige Feldherr des oströmischen Kaisers Justinian, der das große und mächtige Vandalenreich zerstört und den König der Vandalen Gelimer in Fesseln auf seinem Triumphwagen heimgeführt hatte, werde auch nach Norden kommen und ihrem Reiche ein Ende machen. Ein andrer Feind, die raub- und mordsüchtigen Avaren, die vom Kaspischen Meere her in Europa einfielen und bis an die Donau vordrangen und alle die Völker, welche sie in den Gegenden fanden, welche sie besetzen wollten, der Vernichtung weihten, vermehrte ihre Furcht. Sie liebten ihr Vaterland und ihre Freiheit und hatten doch keinen bedeutenden Anführer. Ein tapferes und in der Arbeit ausdauerndes Volk waren diese Slawen; sie hatten sich an die leichteste Nahrung gewöhnt, waren keine Freunde großer und reinlicher Häuser, sie führten in ihren weiten Wäldern fast ein Nomadenleben und hielten nur in kleinen Stämmen zusammen. Aber in der Zeit der Not und Bedrängnis fühlten sie, daß sie alle zusammenhalten und ein einziges Volk bilden müßten unter einem gemeinsamen Oberhaupte. Aus ihrer Mitte wollten sie sich keinen Führer wählen. Sie hatten aber gehört, daß unter ihren Stammverwandten im Süden sich drei Brüder durch Tapferkeit und Weisheit vor allen Menschen auszeichneten, sie hießen Lech, Czech und Ruß. Zu ihnen sandten die Slawen mit der Bitte um Führerschaft. So wurden diese drei Männer, weil der Ruf von ihrem hervorragenden Wesen sich weithin verbreitet hatte, Gründer und Führer der drei mächtigsten slawischen Völker, der Reußen, Czechen oder Böhmen und Lechen oder Polen. Ruß hatte mit den Seinigen die Gegenden östlich von der Weichsel bis zum Dnjepr und Don und der Wolga besetzt, Czech zog in die Thäler der March, Moldau und Elbe, Lech aber überschritt rauhe Gebirge und wilde reißende Ströme, bis er in die weiten Ebenen hinabstieg, die von der Weichsel durchströmt werden. Hier fand er große Sümpfe, ausgedehnte Waldungen, sandigen Boden, aber auch fruchtbare Auen: da beschloß er zu bleiben und sein Volk zu einem mächtigen, thatkräftigen Volke zu erheben.

Lange hatten sich die drei Brüder nicht gesehen; jeder hatte sein Volk geführt und regiert, sie wußten kaum noch voneinander. Auf ihren Streifzügen treffen sich da plötzlich einmal zufällig die drei Brüder unweit der Stelle, wo die Cybina sich in die Warthe ergießt. Anfangs erkennen sie sich nicht. Betroffen stehen sie sich gegenüber. Da plötzlich erkennt jeder seinen Bruder und wie aus einem Munde rufen sie poznaję, ich erkenne. In diesem Augenblicke zeigten sich drei Kraniche über ihren Häuptern und zerstreuten sich mit großem Geschrei nach Osten, Westen und Süden. Zum Andenken an dieses Zusammentreffen und Wiedererkennen nannten sie die Stelle Poznanie, und so entstand Posen.

Das scheint festzustehen, daß die Stadt in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens nur an den Ufern des Flüßchens Cybina und auf dem rechten Ufer der Warthe lag und daß der Hauptpunkt der Ansiedelung der Hügel war, auf dem heute die Kirche des heiligen Johannes von Jerusalem steht; denn dieser Ort war von den heidnischen Bewohnern Posens zu Brand- und andern Opfern für die Götter bestimmt.

Die Nachkommen Lechs waren wackere und tapfere Fürsten, wie ihr Ahnherr; der letzte derselben hieß Popiel, nach dessen Tode Piast eine neue Dynastie gründete. Mieczyslaus I. aus dem Stamme der Piasten nahm im Jahre 966 das Christentum an und gründete im Jahre 968 das Bistum Posen. Es ist dies das erste Mal, daß der Name Posen (Poznan, lateinisch Posnania) aus dem Dunkel der Sage an das Licht der historischen Thatsachen hervortritt. Der Posener Sprengel stand zuerst unter dem Erzbischof von Magdeburg und umfaßte einige Zeit ganz Polen; auch sah sich Mieczyslaus genötigt, im Jahre 986 den Kaiser Otto I. als Lehnsherrn anzuerkennen.

Mieczyslaus starb 992 und wurde im Dome zu Posen beigesetzt. Ihm folgte sein tapferer Sohn Boleslaus Chrobry, der Begründer polnischer Macht und Größe, dem es gelang, sich vom deutschen Kaiser unabhängig zu machen.

Als im Jahre 1000 der Kaiser Otto III. nach Posen kam, um von dort aus barfuß nach Gnesen zu gehen und das Grabmal des heiligen Adalbert zu besuchen, ließ der freigebige Boleslaus den ganzen Weg bis nach Gnesen mit verschiedenfarbigem Tuche bedecken, damit sich der Kaiser nicht die Füße verletze. Otto richtete in Gnesen ein Erzbistum ein, unter dessen Obhut später der Papst das Posener Bistum stellte.

Auch die Gebeine des Boleslaus, der 1025 starb, wurden in dem Posener Dome beigesetzt. Wenn nun auch damals schon Posen nicht unbedeutend war, besonders weil die Fürsten mit ihren Leuten, welche einen Stadtteil, die Schrodka, bewohnten, sich dort aufhielten, es auch bereits eine urbs, d. h. eine Stadt von größerer Ausdehnung und Bedeutung, heißt, so beginnt es doch erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts bedeutend zu wachsen; denn im Jahre 1253 verpflanzten die Herzöge Przemyslaus und Boleslaus, zwei Brüder, die Einwohner der Schrodka auf das linke Wartheufer und legten so einen neuen Stadtteil an; die Schrodka aber schenkten sie der Posener Kathedrale als Entschädigung für das Land, auf welchem sie den neuen Stadtteil erbaut hatten, da dasselbe den Posener Bischöfen gehörte. Mit der Einrichtung der Stadt, der das Magdeburger Recht verliehen wurde, war ein Deutscher, Namens Thomas, wahrscheinlich aus Guben gebürtig, betraut worden. Das Jahr 1253 kann also mit Recht als das Gründungsjahr der Stadt Posen angesehen werden. Die Urkunde, welche uns über die damaligen Verhältnisse Auskunft gibt, ist, wie die meisten Urkunden aus damaliger Zeit, in lateinischer Sprache abgefaßt und uns erhalten.

Die deutsche Übersetzung lautet: „Im Namen unsres Herrn Jesu Christi Amen. Weil die Gottheit der Erde will, daß nichts verschwinde, sondern dem Andenken aller aufbehalten bleibe, daher suchte die Gebrechlichkeit der menschlichen Verhältnisse sich in einem Kunstwerk das Mittel, durch welches die Kraft des Werkes der Natur durch den Willen des Künstlers ersetzt ward. Damit nun dasjenige, was einst geschah, nicht durch den Wandel der Zeit dem Gedächtnisse entschwinde, pflegt man es durch Schriftzeichen zu verewigen, und

wir thun deshalb den Lebenden und den Nachkommen durch gegenwärtige Schrift zu wissen, daß wir, Premisl und Boleslaw, leibliche Brüder durch Gottes Barmherzigkeit, Herzöge von Polen, vermöge unsres eignen Willens und auf den Rat unsrer Landstände, sowie unter Einwilligung des Hochwürdigen Vaters in Christo, des Bischofs Boguphal und des ganzen Posenschen Domkapitels, dem ehrenwerten Thomas und seinen Nachkommen vergönnen, die Stadt, welche Posen allgemein genannt werden soll, nach deutschem Rechte zu errichten. In derselben bestätigen wir auf acht Jahre das Recht, daß die Bürger dieser Stadt unter dessen Schutz in unser Land mit Handelswaren und andern nützlichen Dingen kommen und es wieder verlassen können, auch auf dem Flusse, der die Warthe genannt wird, und befreien sie von Zoll und der Geldabgabe und von allen andern Ansprüchen, mit welchen sie belästigt werden könnten, dergestalt, daß sie nach Ablauf dieses Zeitraumes den Zoll nach Billigkeit zahlen. Der Fluß aber, welcher die Warthe genannt wird und bei der genannten Stadt vorüberfließt, soll ihnen eine Meile weit auf- und abwärts mit allen Nutzungen von dem Fischfange und von der Anlage von Mühlen zu besitzen vergönnt sein, jedoch mit der Ausnahme, daß wir in diesem Bezirke eine nach unserm Gefallen anzulegende Mühle uns vorbehalten wollen.“ Nachdem darauf in der Urkunde angegeben ist, welche Dörfer zur Stadt gehören, welche Gerechtsame die Bürger der Stadt und ihr Advokat (Thomas) haben sollen, heißt es zum Schluß: „Ohngeachtet aller andern Gerichte soll bei vorkommendem Zank und Schlägereien und allen Streitigkeiten, welche zwischen Deutschen und Polen entstehen möchten innerhalb und außerhalb derselben, so weit ihr Bezirk sich erstreckt, dem vorgedachten Advokaten und seinen Nachkommen die Befugnis übertragen werden, zu entscheiden und zu vergleichen. (Ein wichtiges Vorrecht wurde also unserm Thomas und seinen Nachkommen zugestanden. Es ward ihm das Richteramt über Deutsche und Polen eingeräumt und sein Gerichtssprengel so weit ausgedehnt, daß selbst die Polen in einem polnischen Lande von ihm, dem Deutschen, Recht nehmen mußten.) Damit nun die Kraft dieser Schenkung und Bestätigung sowohl den Lebenden als den Nachkommen kund werde, haben wir diese Urkunde unter Beidruckung unsres Insiegels zu verstärken für gut befunden (Ut autem donacionis et confirmacionis nostre vigor tam presentibus quam futuris innotescat, presentem paginam sigillorum nostrorum impressionibus dignam duximus roborandam).“

Seit dieser Zeit, seit 1253, bestand Posen gleichsam aus zwei besondern Städten, von denen die auf dem linken Ufer der Warthe gelegene Stadt unter dem Fürsten, die auf dem rechten Ufer gelegene unter dem Bischofe stand. Beide waren durch eine Strecke Landes voneinander getrennt, auf welcher heute die Walischei (chwaliszewo) steht; beide erweiterten ihren Umfang im Verlaufe der Zeit dergestalt, daß sie sich einander näherten und allmählich zu einer und derselben Stadt verwuchsen.

Im 16. Jahrhundert schon fand die Reformation in Posen, obgleich es Hauptsitz der Geistlichkeit war, Eingang. Im Jahre 1522 bekannten sich zwei Prediger zur Lehre Luthers, ein dritter war verdächtigt, daß er den Ansichten Luthers huldige. Protestantische Flüchtlinge aus Böhmen kamen nach Posen, fanden zwar daselbst keine Aufnahme, ließen aber heimliche Anhänger der neuen Lehre daselbst zurück, die im Jahre 1555 offen auftraten und sich bald Kirche, Schule und Spital gründeten. Die lutherische Lehre griff immer weiter um

sich, fand von Jahr zu Jahr mehr Anhänger, so daß der päpstliche Nuntius die Geistlichkeit zur Wachsamkeit gegen die Ketzerei aufforderte. Um das Luthertum zu bekämpfen, kamen die Jesuiten nach Posen. Im Jahre 1570 predigten daselbst die beiden ersten Jünger des Ordens des heil. Loyala, 1573 eröffnete der Orden sein Kollegium in der Stadt unter großen Feierlichkeiten. Bald waren die Jesuiten der Mittelpunkt des inneren Lebens; sie erhielten von der Stadt im Jahre 1580 ein neues Schulgebäude, legten eine Bibliothek, Sternwarte, Apotheke und Druckerei an und dachten daran, ihr Kollegium zur Universität zu erheben. In der That erhielten sie 1611 vom Könige Universitätsrechte für die philosophische und theologische Fakultät. Daß Posen nicht zur vollen Universität unter Leitung der Jesuiten wurde, scheiterte an der Eifersucht der alten Hochschule zu Krakau. Die Jünger Loyolas beseelten ihre Schüler von dem bittersten Haß gegen Andersgläubige, gegen Protestanten und Juden. Diese Schüler, deren Sinn mit Gehässigkeit getränkt war, verursachten denn auch oft Unruhen, griffen Kirche und Schule der Protestanten an und zertrümmerten sie und behaupteten, Ketzer hätten überhaupt nicht das Recht, in der Stadt zu leben, es müsse nur ein Glaube sein; wer sich nicht zur römischen Kirche bekannte, war Mißhandlungen ausgesetzt. Nach und nach verließen die Protestanten die Stadt, suchten sich eine neue Heimatsstätte, viele gingen nach



Standbilder der Könige Mieczislaw und Boleslaw in der „Goldenen Kapelle" zu Posen.

Lissa. Als die Ketzer der Unduldsamkeit gewichen waren, begann die Hetze gegen die Juden, deren damals in Posen 2300 lebten. Der König verwendete sich für die Verfolgten vergeblich bei der Stadtobrigkeit. Als Heuschrecken, giftiges Ungeziefer und schmutziges Gewürm, als Ursache der Pesten und häufigen Brände in der Stadt wurden die Juden dargestellt. Kein Jude durfte sich mit dem Gefühl der Sicherheit auf den Straßen sehen lassen; nicht selten wurden sie geschlagen, ihre Kramläden und Häuser beraubt, ihre Synagoge verwüstet, und oft waren die Jesuitenschüler die Anstifter der Unruhen; aller Unfug aber ging straflos aus. Trotz der Verfolgungen blieben die Juden in Posen; sie suchten Schutz beim Könige, der ihnen denselben versprach, aber in der Stadt wurde dem königlichen Befehle wenig Folge gegeben. Die Juden blieben nicht nur in Posen, sondern sie breiteten sich immer mehr aus.

Den Übermut der Jesuiten und ihrer Schüler hatten nicht nur Ketzer und Juden, sondern auch die katholischen Bürger zu fühlen. Schlägereien, ja sogar blutige Raufereien zwischen Bürgern und Schülern waren nicht selten, selbst dem Bürgermeister wurde eine Tracht Prügel angedroht, wenn er nicht so Recht sprechen wolle, wie die Schüler es wünschten. Die Stadtobrigkeit war eingeschüchtert, der Jesuitendirektor herrschte. Die geistlichen Anstalten, zuerst Spitäler, dann Klöster, nahmen zu, sie wuchsen wie Pilze aus der Erde. Bei diesen Zuständen ging natürlich das Deutschtum in Posen schnell zurück: die Polonisierung nahm überhand, die deutsche Sprache geriet in Abnahme. Im Jahre 1543 wurden die Akten des städtischen Kriminalamtes zum erstenmal in polnischer Sprache geführt; bis dahin hatte man sich der lateinischen und deutschen Sprache bedient.

Posen im 17. Jahrhundert. Im 17. Jahrhundert kam Posen nicht viel vorwärts. Zwar werden in demselben nur zwölf Pestjahre verzeichnet, und es wird berichtet, daß die Krankheit nur selten mehrere Tausende von Menschen hinraffte; zwar trat die Warthe, wenn auch gleich häufig, wie im 16. Jahrhundert, doch nicht gleich verderblich, über ihre Ufer; zwar werden nur fünf große Feuersbrünste erwähnt, die nicht so mächtige Verheerungen wie in früheren Zeiten anrichteten: aber Unfälle andrer Art ließen Posen nicht in die Höhe kommen. Es fehlte der Stadt an der rechten Bürgerkraft; sie wurde vom Adel beherrscht. Die Adligen kamen zu bestimmten Zeiten des Jahres, besonders zur Zeit des Karnevals, um Michaelis und Johannis, nach Posen und ließen daselbst viel Geld darauf gehen. Dieser Verkehr zwischen Stadt und Land hätte Posen heben müssen, wenn nicht die Adligen sich oft Ungebührlichkeiten hätten zu schulden kommen lassen, die meist ungestraft hingingen.

Da versammelt ein Edelmann seine Mannen um sich und haut mit ihnen ohne weiteres auf die ruhigen Bürger ein, nur um seinen Übermut zu befriedigen. Da nahen der Stadt von einem Edelmanne geführte Scharen und schreiben Geldzahlungen aus. Da dringen Edelleute bewaffnet in den Rathaussaal, jagen den Rat auseinander und schießen auf die sich ansammelnden Bürger. Da stürzen sich die Leute eines Edelmannes am hellen Tage in das Haus eines Schneiders, bringen ihm eine tödliche Wunde bei und schlagen seine Frau und seine Gesinde zu Krüppeln. Da treiben die Jesuitenschüler ungestraft ihr übermütiges Wesen weiter fort. So z. B. dringen im Jahre 1639 ungefähr zwanzig Schüler in das Haus eines Bürgers, schleppen den Mann auf die Straße hinaus

und schlagen ihn, während mehrere hundert Menschen ruhig zusehen, in einer Entfernung von nicht mehr als 100 Schritten vom Jesuitenkollegium, der Wohnung ihres Rektors und ihrer Lehrer, unbarmherzig mit Stöcken und werfen ihn in den Rinnstein. Kein Mensch wagt es, dieser Grausamkeit und zügellosen Keckheit der Schulbuben Einhalt zu thun. Veranlassung aber zu diesem barbarischen Verfahren der Schüler war der Umstand, daß jener mißhandelte Bürger einen ihrer Mitschüler, der zwei Jahre bei ihm gespeist hatte und 1 ½ Jahr das Kostgeld schuldig geblieben war, aus seinem Hause entfernt hatte.

Unheilvoll war es für Posen, daß im Jahre 1655 die Schweden in die Stadt einzogen. Der König Johann Kasimir von Polen hatte nämlich nach dem im Jahre 1654 erfolgten Tode der Königin Christine von Schweden, der Tochter Gustav Adolfs, Ansprüche auf den schwedischen Thron erhoben als zweiter Sohn des Königs Siegmund aus dem Hause Wasa. Christine hatte aber bei ihren Lebzeiten zu ihrem Nachfolger ihren Vetter Karl X. Gustav von Pfalz-Zweibrücken, den Sohn der Katharina, der Schwester Gustav Adolfs, bestimmt, und dieser war auch von den schwedischen Ständen zum Könige gewählt worden. Johann Kasimir wollte wenigstens Livland von Schweden an Polen abgetreten wissen; aber der kriegerische Schwedenkönig Karl dachte daran, die Grenzen seines Reiches auf Kosten Polens zu erweitern. Ein schwedisches Heer durchzog alsbald Pommern und die Neumark und fiel in Polen ein, das fast gar nicht verteidigt wurde. Im Juli 1655 war er vor Posen und zog in die Stadt, die sich nicht schützen konnte, ein. Kaum aber war das schwedische Heer eingerückt, als es sich sofort unerhörte Plünderungen, Unbilden und Gewaltthätigkeiten erlaubte und niemand verschonte. Die Schilderungen, welche Männer geben, welche die Schwedenwirtschaft in Posen mitgemacht haben, müssen jeden fühlenden Menschen mit Grausen und Entsetzen erfüllen. Ihre Bosheit ließen die Schweden besonders an weltlichen und Ordensgeistlichen aus; die Jesuiten und Bernhardiner, von denen sie einen erschlugen, jagten sie aus der Stadt, der Weihbischof von Posen wurde in der Vorhalle der Kathedrale von drei schwedischen Kugeln durchbohrt; die an zwei Kirchen angestellten Priester wurden auf dem Schlosse eingesperrt und hatten im Gefängnis entsetzlich zu leiden, Raub und Mord fand auf allen Wegen statt. Den außerhalb der Stadt lagernden Truppen mußten die Bürger täglich 15 Ochsen, 100 Schafe, 3000 Laibe Brot, deren jeder 8 Pfund wiegen mußte, und 130 Tonnen Bier liefern. Schon in der zweiten Nacht fingen die Schweden an die Läden zu plündern, ganze Fässer Wein aus den Kellern auf den Markt zu schleppen und um diese gelagert zu zechen und sich wie Tiere auf dem Boden herumzuwälzen. Einige Tage nach der Besitzergreifung der Stadt verlangten die Schweden die Herausgabe aller Urkunden; und als sich die Ratsherrn weigerten, der unbilligen Forderung Folge zu leisten, wurden sie ins Gefängnis gesteckt und der Bürgermeister auf allen seinen Wegen bewacht. Dann richteten die Feinde eine eigne Verwaltung ein, so daß die polnischen Beamten nichts mehr zu sagen hatten. Die Kirchen wurden geplündert, ihrer Schätze beraubt, und wenn die Schweden nicht Kostbarkeiten genug fanden, bekamen die Priester Prügel mit der Anweisung, die fortgeschleppten Schätze hervorzuholen. Nur die Pfarrkirche überließen sie den Katholiken zum Gottesdienst, die Schlüssel zu den übrigen Kirchen nahmen sie fort. Die Vorstädte wurden in Brand gesteckt und dort, wo Häuser

gestanden hatten, Schanzen aufgeschlagen. Posen behielt schwedische Truppen, auch als die Hauptmasse der Schweden weiterzog, Warschau und Krakau nahm, das polnische Heer entwaffnete und den König Johann Kasimir zwang, nach Schlesien zu fliehen. Karl X. Gustav von Schweden hatte keinen Bundesgenossen; der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg hatte das ihm angebotene Bündnis abgelehnt, ja er sah sich sogar, als die Schweden es in seinem Nachbarlande zu arg trieben, genötigt, mit 8000 Mann Brandenburgern nach Preußen zu gehen, um dieses Land zu schützen. Da aber verließ der Schwede Krakau, eilte nach Preußen, überrumpelte die Brandenburger und zwang den Kurfürsten, mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Johann Kasimir hatte inzwischen Zeit gewonnen, Warschau zurückzuerobern und die Schweden aus einem großen Teile seines Landes zu vertreiben. Nun rückten die vereinigten Schweden und Brandenburger gegen die Polen vor und schlugen sie in einer dreitägigen Schlacht bei Warschau. In diesem Feldzuge kamen auch die Brandenburger unter dem General Derfflinger nach Posen, und von ihnen erzählen die Chronisten, daß sie noch ärger hausten als die Schweden; denn während ihres kurzen Aufenthaltes in der Stadt zerstörten und verbrannten sie 14 Kirchen und 5 Klöster. Das Elend, welches die Posener durch die Brandenburger und Schweden zu erleiden hatten, führte die Polen zu dem Entschluß, mit einem Heere die Stadt zu belagern und zu befreien. In Posen lagen 1657 noch 2000 Brandenburger. Von den Polen wurde die Stadt beschossen, und Scharmützel fanden vor den Mauern statt; die Belagerer errangen bald nicht unbedeutende Vorteile, die Belagerten aber verloren in den kleinen Kämpfen viele Mannschaften, Krankheiten nisteten sich bei ihnen ein und eine Hungersnot stand bevor. Deshalb entschloß sich die Besatzung zu folgender Kapitulation der Stadt: „Die Besatzung des Kurfürsten von Brandenburg verläßt die Stadt. Alle Kirchengeräte, alle Bücher, in denen öffentliche Verhandlungen enthalten sind, ferner die Kirchenbücher, Archive, deponierten Gelder des Adels, die Waren der Kaufleute und das Vermögen der Einwohner sollen im allgemeinen wie im besonderen unangetastet bleiben. Die gemachten Schulden bezahlt die Besatzung bar. Meldet sich ein Einwohner beim Kommandeur wegen eines ihm zugefügten Schadens vor dem Abzug der Garnison aus der Stadt, so ist derselbe verpflichtet, Schadenersatz zu gewähren. Reklamationen, welche nach dem Ausmarsch der Garnison bei demselben erhoben werden, haben keine Gültigkeit. Die Besatzung zieht bewaffnet, mit wehenden Fahnen und brennenden Lunten ab und begibt sich nach Driesen in der Mark, nachdem ihr eine Abteilung polnischer Truppen zugewiesen worden ist, die sie bis an die Grenze begleitet. Ferner soll es der Posener Besatzung gestattet sein, sich mit den in Kurnik stehenden brandenburgischen Truppen zu vereinigen. Die Besatzung nimmt die ihr gehörigen Geschütze mit, die schwedische aber überläßt sie der Stadt. Den Frauen der schwedischen Beamten und Soldaten steht es frei, gleichzeitig mit der Garnison auszurücken.“ Ein polnischer Geschichtschreiber berichtet zu diesem Auszuge der Truppen, der alsbald erfolgte: „Auf diese Weise wurde die Stadt von fremden Truppen befreit, fand sich selbst wieder und sah sich, als sie nach zweijährigem Schlafe wieder erwachte, ihres Schmuckes, ihrer Bewohner und ihrer Waren beraubt; sie glich denjenigen, welche aus der Lethargie erwachen und wieder zur Besinnung kommen.“ Nach dem Abzuge

der Brandenburger kehrte der Bischof nach Posen zurück und weihte die durch die Schweden entheiligte Kathedrale wieder ein. Die Stadt aber war lange Zeit ein öder und ungesunder Ort, denn sie war entvölkert und mit Unrat aller Art angefüllt.

Posen im 18. Jahrhundert. Wenn schon das 17. Jahrhundert den Posener Bürgern manches trübe Jahr brachte, im 18. sollte es ihnen nicht besser ergehen. Polen war ein Wahlreich geworden, und August von Sachsen im Jahre 1698 auf den polnischen Thron erhoben. Dieser König zog sächsische Truppen in das polnische Reich und suchte im Jahre 1700 sein Land durch einen Feldzug gegen Schweden zu vergrößern. In Schweden war nämlich 1697 Karl XII. in einem Alter von 15 Jahren auf den Thron gekommen. Nach dem Testamente seines Vaters hätte Karl noch zwei Jahre unter der Vormundschaft seiner Großmutter und fünf königlicher Räte stehen müssen; aber „wegen seines hohen Verstandes und seiner königlichen Talente und Tugenden, die sein Alter weit übertrafen", wurde der jugendliche Prinz vom Reichstage für mündig und zum Regenten proklamiert. Er trat die Regierung an ohne Bildung und Kenntnis des hohen Regentenberufes als ein Wildfang mit dem tollkühnen Mute eines Wagehalses, dem außer der wilden Bärenjagd und andern halsbrecherischen Vergnügungen nur das Exerzieren seiner Soldaten Freude machte. Als aber, während sich der König, durch seine Vergnügungen in Anspruch genommen, wenig um Regierungsgeschäfte kümmerte, im Jahre 1700 August von Polen mit seinen Sachsen in Livland einfiel, Friedrich IV. von Dänemark den Herzog von Holstein angriff und Peter von Rußland sich mit diesen Feinden gegen Schweden vereinigte, änderte sich Karl plötzlich; er vergaß seine wilden Spiele, lebte wie ein alter, in Strapazen grau gewordener Krieger und begann den Kampf, der ihm bis zum Jahre 1709 unendlich viel Ruhm einbrachte, schließlich aber sein Reich unglücklich machte. Schnell wurde Dänemark entwaffnet, dann Peter von Rußland geschlagen und August von Polen zum Frieden gezwungen. Ja, um seinen Einfluß auf Polen möglichst weit auszudehnen, entzweite er die polnische Nation, ließ von einem Teil derselben auf dem durch ihn zusammenberufenen Reichstage zu Warschau den König August absetzen und den Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszczynski, zum Könige wählen, einen Mann, der ohne Verbindungen mit auswärtigen Mächten, ohne Ansehen im Vaterlande, nur von der Laune der Schweden abhing, den als ohnmächtigen König nur die Macht Karls auf dem Throne erhalten konnte. Zwar wurde von der Gegenpartei der Beschluß des Reichstages zu Warschau für einen Hochverrat erklärt, Leszczynski nicht als König anerkannt; aber Karl setzte es durch, daß sein Schützling 1705 in Warschau gekrönt wurde und August nach Sachsen fliehen mußte. Erst 1709, als sich das Glück Karls gewendet hatte, kehrte August nach Polen zurück; Leszczynski floh und lebte mehrere Jahre in Weißenburg im Elsaß, von wo aus er seine Tochter mit Ludwig XV. von Frankreich vermählte.

Während der Dauer dieses Krieges hatte Posen wieder viel von den Schweden zu leiden. Im Jahre 1703 hatten die Schweden schon begonnen, die Stadt zu überrumpeln, als die Posener als Zeichen der Übergabe eine weiße Fahne aufpflanzten. Nichtsdestoweniger erstiegen die Feinde vermittelst angelegter Leitern die Mauern und öffneten die Thore von innen. Der Markt wurde besetzt, der Magistrat aber, weil er den Schweden nicht entgegengezogen

war, auf einige Zeit im Rathause eingesperrt und die Stadt mußte hohe Zahlungen an die Schweden leisten; so im Jahre 1703: 145376 Gulden, 1704: 211432 Gulden, und so ging es fort bis zum Jahre 1709. Der schwedische Oberst Liliehök, der die Stadt befestigte, ließ die Vorstädte zerstören und erweiterte die Festungswerke, um Posen besser verteidigen zu können. Viele Bürger verließen ihre Heimat und zogen nach schlesischen Städten. Aber Posen konnte nicht ruhig im Besitz der Schweden bleiben. Polen, Russen und Sachsen suchten die starke Festung, in der 6000 Schweden lagen, wieder zu gewinnen. In den letzten Tagen des September 1704 begann ein 34000 Mann starkes Heer unter dem General Brandt und dem Russen Patkul die Festung einzuschließen und zu beschießen. In der Mitte des Oktober gelang es den Belagerern, in die erste Mauer Bresche zu schießen, aber über Nacht füllten die Schweden die entstandenen Lücken mit Flechtwerk und Erde wieder aus. Nach wenigen Tagen gewannen die Belagerer neue Vorteile und schossen Lücken in die Mauern; die Not der Schweden in der Stadt war entsetzlich, die Lebensmittel waren so knapp, daß 300 Pferde geschlachtet werden mußten, weil es an Futter fehlte; die Deutschen in der Stadt waren bewaffnet worden, um an der Verteidigung teilzunehmen: da plötzlich ziehen die Belagerer ab, da Karl XII. mit einem starken Heere den Seinigen zu Hilfe kam.

Während der Belagerung waren 9715 eiserne Kugeln von 14—27 Pfund Schwere in die Stadt geworfen worden. Karl hielt sich einige Tage in Posen auf; auch im September 1707 verweilte er daselbst. Leszczynski hatte einen nur unbedeutenden Anhang; Verschwörungen wurden gegen ihn gemacht, so eine im Jahre 1706, deren Seele ein Franzose war, der sich ins schwedische Heer eingeschlichen hatte, um den König zu ermorden; er wurde mit seinen Genossen geköpft und aufs Rad geflochten. Im August 1709, nach der für Karl XII. unglücklichen Schlacht bei Pultawa, verließen die Schweden Posen, das teils durch den Krieg, teils durch eine furchtbar wütende Pest völlig verödet war.

Aber auch jetzt sollte Posen noch keine Ruhe haben; denn nun begannen die inneren Kämpfe, da der polnische Adel die sächsischen Regimenter, die August im Lande zu halten gedachte, aus dem Lande treiben wollte. So zogen Polen im Jahre 1716 in die Stadt ein und hieben von der sächsischen Besatzung 100 Mann und mehrere Bürger nieder, plünderten und brandschatzten die Stadt, fielen über die Juden her, zerstörten die protestantische Kirche und ließen die Befestigungen von den Bürgern zerstören, um Posen zu einem offenen Orte zu machen; was sie an Waffen und Kriegsgerät fanden, schleppten sie fort.

Zwei Jahre später ist in Posen wieder eine sächsische Besatzung, die auch die Bürger bedrückte.

Durch die zahlreichen Kriege, die Streitigkeiten und Hetzereien der Geistlichkeit und der Polen war Posen so herabgekommen, daß es 1732 ein Städtchen von nur 3—4000 Einwohnern war, während es 1567 gegen 30000 Einwohner gezählt haben soll.

Im Jahre 1753 wurde das Fest des 500jährigen Besitzes des Magdeburger Stadtrechtes gefeiert.

Wieder kamen schwere Tage für Posen mit der Zeit des russisch-preußischen Krieges. Die Russen richteten sich in Posen ein und wählten es zu einem Platze für die Aufspeicherung ihrer Vorräte. Im Jahre 1758 kamen 8000

Russen auf ihrem Durchmarsche nach Posen, 1759 rückten die Preußen in die Stadt ein, nahmen die russischen Magazine fort und zerstörten, was sie nicht mitnehmen konnten. Kaum waren sie abgezogen, als der russische Marschall Fermor mit seinen Heerhaufen ankam. Auch in den folgenden Jahren bis 1763 standen abwechselnd bald Preußen, bald Russen in Posen, das nicht zur Ruhe kommen sollte. Als dann endlich Friede wurde, gab der Rat den Meistbietenden die leerstehenden Häuser und wüsten Bauplätze unter der Bedingung, daß sie dieselben binnen drei Jahren herstellten oder bebauten. Das Gerichtsgebäude war in einem solchen Zustande, daß man sich im Winter nicht zu heizen getraute und die Schreiber öfter das Tintenfaß unter dem Arme halten mußten, um dasselbe warm und somit die Tinte flüssig zu erhalten. Im Jahre 1779 gab es etwa 850 Häuser in Posen. Um diese Zeit begann die Kommission der guten Ordnung, die es sich zur Aufgabe machte, die Stadt wieder in Blüte zu bringen, ihre Thätigkeit. Ihr war es zu verdanken, daß Posen im Verlaufe von zehn Jahren sich wieder aus den Trümmern erhob, der Handel von neuem anfing zu blühen, die Bevölkerung sich verdoppelte und die Schulden zum Teil getilgt wurden. Im Jahre 1787 hatte Posen schon wieder 1211 Gebäude. Als 1773 der Jesuitenorden aufgehoben wurde, konnte das Jesuitengymnasium nur noch bis 1780 fortbestehen. In diesem Jahre wurde es gleichzeitig mit dem alten vom Bischof Lubranski 1519 gestifteten Kollegium aufgehoben und für beide Anstalten eine Woiwodschaftsschule im Mariengymnasium und ein geistliches Seminar eingerichtet; aber das Gymnasium wurde mehr von jungen Adligen aus der Umgegend als von Bürgersöhnen besucht. Der Unterricht geriet in völlige Verwahrlosung; die Sternwarte der Jesuiten war verfallen und mußte 1785 eingerissen werden, die Bücherei wurde zum Teil zerstreut, die Werkzeuge zur Beobachtung des Himmels gingen an die Krakauer Universität über, auch die Naturaliensammlung und die physikalischen Instrumente waren beiseite gebracht.

Posen seit dem Jahre 1793. Infolge der zweiten Teilung Polens nahm Preußen von einem großen Teile Polens im Jahre 1793 Besitz und bildete aus demselben die Provinzen Süd- und Südostpreußen. In die Stadt Posen, die zu Südpreußen gehörte, rückten die Preußen am 12. Februar 1793 ein und am 7. Mai ließen sie sich huldigen. Posen war damals von 12538 Einwohnern bewohnt, von denen 7437 Katholiken, 3021 Juden, 1918 Lutheraner, 115 Calvinisten, 47 Griechischgläubige waren. Die preußische Regierung nahm sich der Stadt als der ersten des Landes mit besonderer Fürsorge an. Behörden, wie die Kriegs- und Domänenkammer oder Regierung, die Steuerdirektion und das Oberlandesgericht, auch ein Regiment Fußvolk wurden in sie gelegt; die Überreste der Befestigungen wurden geschleift. Hertzberg schreibt in seinem Buche „Südpreußen und Neu-Ostpreußen" im Jahre 1798: „Seit der preußischen Besitznehmung hat sich diese Stadt (Posen) durch viele schöne, große Anlagen und neue Gebäude so sehr zu ihrem Vorteil verändert, daß Reisende, die vormals hier gewesen sind, sie jetzt kaum mehr kennen." Die Wilhelmstraße wurde nach dem Muster der Linden in Berlin angelegt; sie endigte mit dem Paradeplatz; ein andrer Neubau, die Friedrichstraße, durchschnitt

sie. Beleuchtung der Stadt am Abende führten die Preußen ein, für die Nacht hielt die Stadt zwölf Wächter.

Über Posener Verhältnisse aus dem Jahre 1793 gibt uns ein deutliches Bild ein Brief des in der deutschen Litteraturgeschichte bekannten Günther von Göcking, des Freundes mehrerer Mitglieder des Hainbundes, der an seinen Freund Gleim unter dem 11. Juni 1793 von Berlin aus schreibt, nachdem er eben von Posen zurückgekehrt ist (mitgeteilt in den Posener Provinzialblättern 1880, Nr. 37): „Seit acht Tagen, liebster Gleim, bin ich wieder hier. Von Südpreußen habe ich wenig gesehen, bloß den Strich von Meseritz nach Posen. Der Boden ist fruchtbar, das Land über mein Erwarten angebaut, die Wälder aber, deren ich selbst nach den neuesten Karten viel zu finden gedachte, sind nur noch wenige. Der Adel hat sie größtenteils ausgerottet und zum größten Teile deutsche Kolonisten darauf gesetzt. Dies hat den Holzpreis sehr gesteigert. Man hat zwar hin und wieder sehr guten Torf gefunden, aber niemand gräbt ihn. Hausmiete und Feuerung kommen in Posen fast eben so hoch zu stehen als in Berlin, ja die erstere fast noch höher. Dagegen sind die ersten Lebensbedürfnisse wohlfeil, und eine Familie, die eine eingerichtete Wirtschaft hat und auf Delikatessen Verzicht thut, kann dort recht gut fertig werden. Seidene und lederne Waren ausgenommen, sind alle übrigen teurer als hier. Die Handwerker arbeiten schlecht. Alle guten Möbel läßt man aus den schlesischen Herrnhuterkolonien kommen. Die beste Arbeit aller Art machen noch die Juden, die alle Handwerke ohne Ausnahme treiben und in manchen Städten eigne Zünfte haben. Überhaupt ist bei dieser Volksklasse, wenn man den Teil des Adels ausnimmt, der Reisen ins Ausland gemacht hat, die meiste Kultur. Ihre Anzahl wird sich in Südpreußen auf nahe an 150000 Seelen erstrecken. Bürger und Bauer sind mit der preußischen Besitzergreifung sehr zufrieden, und in der That gewinnen sie auch viel dadurch. Es ist unglaublich, was sich der begüterte Adel gegen die übrigen Stände bisher erlaubt hat. Der Adel scheint sich gutwillig in sein Schicksal zu ergeben. Die, welche den roten Adlerorden erhalten hatten, brüsteten sich nicht wenig damit, und um die Landratsstellen bewerben sich eine unglaubliche Menge Kandidaten. Im ganzen ist die Nation um ein volles Jahrhundert gegen die Einwohner der alten Provinzen zurück. Es wird viele Mühe und Geduld kosten, sie gesitteter und reinlicher zu machen. In ganz Posen, so bedeutend die Stadt auch ist, gibt es kein Wirtshaus, worin ein rechtlicher Mensch abtreten könnte; und logiert man auch im besten Privathaus, so bekommt man dennoch weder Handtuch noch Waschbecken und am wenigsten ein Bett. Drei Nächte mußte ich auf einem Gartensofa liegen, ehe meine neuen Matratzen fertig wurden. Der Adel macht großen Aufwand in Equipagen und Livreen; diese waren ebenso modern und glänzend als in Berlin. Alle Damen schminken sich, sie mögen es nötig haben oder nicht; sie tragen sich sehr bloß, und nach ihren Nationalbegriffen von Schicklichkeit läuft es gar nicht wider den Anstand, sich von Bekannten auf den Busen küssen zu lassen. Dagegen wird sich nicht leicht eine zu einem Kusse auf den Mund entschließen. Sie sprechen fast alle französisch, die Männer auch deutsch. Sie sind offen und höflich, aber nicht so liebenswürdig als unsre Landsmänninnen."

Am Ablaufe des 18. Jahrhunderts bestand Posen aus 1309 Wohnhäusern, 16 öffentlichen Gebäuden außer den 29 Kirchen, dem Domkapitel, den drei

Kollegienstiftern, neun Klöstern. Zur Stadt gehörten 18 Mühlen, deren Kämmerei-Einnahme wie -Ausgabe 13—14000 Thaler betrug; die Stadt war mit 51500 Thalern verschuldet. Bewohner gab es 15253. In den Klöstern lebten 258 Mönche und 118 Nonnen. Seit dem Herbst 1794 erschien in Posen eine deutsche Zeitung unter dem Titel der Südpreußischen. Um das Schulwesen zu heben, berief die Regierung bessere, deutsche Lehrer an das Gymnasium und eröffnete die neue Lehranstalt feierlich zu Ostern 1804; auch ein katholisches Schullehrerseminar wurde eingerichtet.

Die preußischen Bemühungen um die Hebung der Stadt wurden durch den Krieg unterbrochen. Nur 13 Jahre hatte die preußische Herrschaft gedauert. Nach der für Preußen so unglücklichen Schlacht bei Jena rückte der Marschall Davoust mit der französischen Avantgarde im Anfange des November 1806 in Posen ein. Alsbald wurden die beiden der preußischen Regierung anhänglichen Bürgermeister vor dem Rathause von den Franzosen standrechtlich erschossen. Am 27. November desselben Jahres erschien Napoleon selbst in Posen und wurde von den polnischen Großen mit Jubel empfangen. Durch den Tilsiter Frieden wurde 1807 aus dem bisherigen Südpreußen, einem Teile Westpreußens und dem Netzedistrikt das Herzogtum Warschau gemacht und unter den König von Sachsen, Friedrich August, gestellt. Die deutschen Beamten wurden entlassen und alles nach französischem Muster eingerichtet; nicht einmal der Wilhelmstraße ließ man ihren Namen, sie hieß fortan Napoleonsstraße. Die neue Verfassung brachte der Stadt keinen Segen, ihre Schulden stiegen. Die Zeit des Warschauer Herzogtums war trübselig und kurz.

Am 14. Februar 1813 ritten Kosaken in Posen ein. Im Jahre 1815 gelangte die Stadt Posen als Hauptstadt des Großherzogtums Posen wieder an Preußen; die Stadt hatte damals 18211 Einwohner. Dort residierte bis zu seinem Umzuge nach Berlin der mit dem königlich preußischen Regentenhause verwandte Fürst Anton von Radziwill als königlicher Statthalter; an der Spitze der Verwaltung steht seit 1815 ein Oberpräsident.

Am 4. Januar 1832 wurde in Posen die Städteordnung vom 17. März 1831 eingeführt; es wurden nach derselben 24 Stadtverordnete auf drei Jahre gewählt, von denen jährlich acht ausschieden und durch Neuwahlen ersetzt wurden; die Stadtverordneten wählten die höheren Magistratsbeamten auf zwölf Jahre, und diese bedurften der Bestätigung der Regierung. Im Jahre 1833 wurde die Polizeiverwaltung von der Kommunalverwaltung getrennt.

Die Unruhen des Jahres 1830 im russischen Polen übten ihren Einfluß auch auf Posen; denn mancher junge Mann verließ Posen und ging über die Grenze. Die preußische Regierung befürchtete ernstlichen Aufruhr und gab deshalb dem Generalfeldmarschall v. Gneisenau, der am 24. August 1831 zu Posen an der Cholera starb, den Oberbefehl über die vier östlichen Armeekorps, während die Stelle des Oberpräsidenten im Dezember 1830 E. H. Flottwell erhielt, der dieses Amt bis zum Januar 1841 verwaltete. Über die Grundsätze seiner Verwaltung spricht sich Flottwell in seiner Denkschrift in folgenden Worten aus: „Während meiner Wirksamkeit in dem Zeitraume vom Dezember 1830 bis zum Beginne des Jahres 1841 habe ich die der Verwaltung der Provinz gestellte Aufgabe dahin verstehen zu müssen geglaubt, ihre innige Verbindung mit dem preußischen Staate dadurch zu fördern und zu befestigen, daß

die ihren polnischen Einwohnern eigentümlichen Richtungen, Gewohnheiten, Neigungen, die einer solchen Verbindung widerstreben, allmählich beseitigt, daß dagegen die Elemente des deutschen Lebens in seinen materiellen und geistigen Beziehungen immer mehr in ihr verbreitet, damit endlich die gänzliche Vereinigung beider Nationalitäten als der Schluß dieser Aufgabe durch das entschiedene Auftreten deutscher Kultur erlangt werden möge." Nach dem Abtreten Flottwells wurden die Bestrebungen der Polen selbst von höchster Stelle begünstigt, und so begann es denn mit dem Anfange der vierziger Jahre unter den Polen zu gähren, und die Regierung mußte Vorsichtsmaßregeln treffen gegen Unternehmungen, die auf Wiederherstellung des alten Polenreiches hinzielten. Schon im Jahre 1845 war eine Verschwörung gegen die Deutschen vollkommen organisiert; doch ehe sie zum Ausbruch kam, erhielt der Polizeipräsident der Stadt Nachricht von derselben, auch daß sie unter den Offizieren und Unteroffizieren der in Posen garnisonierenden Truppen Anhänger gefunden habe. Der 29. November, der Jahrestag des Ausbruches der polnischen Revolution vom Jahre 1830, sollte der Tag der Erhebung sein: die Verschworenen wollten sich des Kernwerkes, der königlichen Kassen und der königlichen Beamten bemächtigen. Doch der gefürchtete 29. November ging ohne Aufstandsversuche vorüber, da schon vor demselben zahlreiche Verhaftungen stattgefunden hatten. Darauf wurde der 17. Februar 1846 als Tag des Aufstandes bestimmt. Die Stadt sollte an vier Ecken angezündet, während der dadurch entstehenden Verwirrung das Kernwerk (Festungswerk) überrumpelt, die königlichen Kassen in der Stadt gesprengt, die Spitzen der Behörden verhaftet und am nächsten Tage eine provisorische Regierung eingesetzt werden. Zu gleicher Zeit sollte der Aufstand in Krakau und Galizien beginnen und dann das Königreich Polen proklamiert werden. Aber der klug angelegte Plan wurde verraten. In der Nacht vom 5. zum 6. Februar erschien in dem Arbeitszimmer des Polizeipräsidenten ein Mann und versprach ihm Aufschlüsse von ungeheurer Wichtigkeit zu geben, wenn er ihm um 2 Uhr nachts folgen wollte. Nachdem der Präsident seinem Diener den Auftrag gegeben, wenn er bis 5 Uhr morgens nicht wieder da sei, Nachforschungen zu veranlassen, folgte er um 2 Uhr dem Führer nach einem Hinterzimmer im Bazar, in dem zwei Personen an einem Tische mit geladenen und gespannten Pistolen saßen. Sie waren bereit, dem Polizeipräsidenten die vollkommensten Aufschlüsse über eine bevorstehende Revolution zu geben, wenn er sie nicht verrate und außerdem nichts notiere. Nachdem dies Versprechen gegeben war, erhielt der Präsident die genaueste Nachricht von den Operationsplänen der Verschworenen und erfuhr die Namen der Verschwörer. Alsbald wurden von den Behörden die nötigen Maßregeln getroffen. Es gelang, den Führer Mieroslawski in der Nähe von Gnesen zu verhaften; man fand bei ihm die Organisationspläne für das Heer und eine genaue Liste der Verschworenen; ihm selbst war die Rolle eines général en chef im Großherzogtum (d. h. in der Provinz) Posen zuerteilt. In der Stadt und Festung wurden umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen. Während nun in dieser Zeit in Krakau und Galizien der Aufstand wirklich ausgebrochen war, blieb es in Posen ruhig, da fast alle Rädelsführer (über 300 Personen, meistens den höheren Ständen angehörig) verhaftet und teils im Kernwerk, teils im Garnisonlazarett untergebracht waren.

Die Verschwornen beschlossen, ihre Führer aus den Gefängnissen zu befreien. In der Nacht vom 3. zum 4. März sollten sich die Polen, zunächst in der Wallischei, dem polnischen Stadtteile, erheben, und während des Tumultes sollten die Gefängnisse gesprengt werden. Aber auch von diesem Vorhaben waren die Behörden am 3. März in Kenntnis gesetzt worden, so daß die Aufrührer auf bewaffneten und wohlorganisierten Widerstand stießen und auseinander gehen mußten, nachdem zwei ihrer Anführer beim Einfahren in die Stadt verwundet, einer getötet worden war.

Am 7. März wurde über Posen der Belagerungszustand verhängt. Etwa 250 von den 700 Ergriffenen wurden in Berlin vor den Staatsgerichtshof gestellt und gegen acht auf Todesstrafe, gegen fünfzig auf Gefängnisstrafe erkannt. Der 20. August 1848 brachte diesen Verurteilten Befreiung und Amnestie.

Schon infolge der Pariser Februarrevolution regten sich die Polen in Posen und dachten wieder an eine Wiederherstellung des Königreichs; die Aufregung war unerhört. Die ankommenden Zeitungen, die nur durch einen Kampf zu erringen waren, wurden als Gemeingut betrachtet; niemand durfte sie behalten, der sich nicht zum lauten Vorlesen bequemte. Schnell sonderten sich bestimmte Kreise ab. Bald sah man die Polen nur in denjenigen Restaurationen, von denen sich die Deutschen immer mehr zurückzogen.

Da nun die Polen glaubten, daß ihr Aufstand 1846 entschieden gelungen wäre, wenn sie einen politisch richtigeren Zeitpunkt abgewartet hätten, so war es natürlich, daß sie jetzt, als das französische Königtum gestürzt war, sich in fast sämtlichen deutschen Staaten die Unzufriedenen erhoben hatten, der Kampf des Volkes in Berlin begonnen hatte, den Augenblick für ihre große Schilderhebung gekommen glaubten. Am 20. März verbreitete sich mit Blitzesschnelle das Gerücht von einem Aufstande durch die Stadt. Wie aus der Erde gerufen, standen die preußischen Soldaten auf den Straßen, das Schloß, in welchem der Oberpräsident der Provinz wohnt, wurde stark besetzt und auf dem Kanonen- und Wilhelmsplatze konzentrierten sich bedeutende Truppenmassen, die Läden wurden geschlossen, aber es kam zu keinem bedenklichen Auftritte. Die Veranlassung zur Unruhe war eine aus Polen bestehende Deputation, die sich zum Oberpräsidenten mit dem Gesuche begab, eine Petition durch Bevollmächtigte an den König nach Berlin senden zu dürfen. Die Genehmigung wurde erteilt. Nach der Rückkunft der Deputation vom Oberpräsidenten steckte sich hier und da ein Pole eine Schleife von weißen und roten Bändchen an. Es bildete sich das polnische Nationalkomitee. So war der Nachmittag gekommen, die Unruhe war geschwunden, und das schöne Wetter lockte die Bevölkerung auf die Straßen, in denen meistenteils von Damenhänden aus den geöffneten Fenstern die roten und weißen Bändchen, Schleifen und Kokarden wie ein Schwarm bunter Schmetterlinge herabschwebten; bald zeigte sich auch hier und da eine polnische Fahne, und ehe der Abend kam, trug alles, was sich Polen nannte, bis auf den zerlumpten Bettler, die nationalen Abzeichen.

Leider blieb es nicht bei dieser friedlichen Begeisterung; es wurde ein Geist heraufbeschworen, der schwer zu bändigen war und einer nach Freiheit strebenden Nation ebenso unwürdig ist wie eines jeden einzelnen Edelmannes. Der Vorsitzende des polnischen Komitees, Buchhändler Stefanski, verbreitete eine gedruckte Ansprache an die Deutschen, welche unter vielen Schmähungen

auf die Deutschen die Worte enthielt: „Fragt euch selbst, ob ihr irgend welchen Anspruch darauf machen könnt, von uns einen Funken der Achtung oder Zuneigung zu erwarten? Noch ist es Zeit, einen großen Fluch zu sühnen; verstreicht sie ungenützt, so werdet ihr oder eure Kinder von demselben zermalmt werden. — Und unsre Kinder werden euch lieben und hochschätzen, wie wir euch hassen und verachten.“

Solche Worte richteten die Polen an die Dentschen, während eine Deputation sich zum König von Preußen begab, um auf dem Wege der Petition die nationale Freiheit zu erlangen!

Zwar fühlte das polnische Komitee die Ungehörigkeit und das Aufreizende in der von Stefanski verbreiteten Schrift und erließ deshalb an die Deutschen am folgenden Tage einen versöhnlichen Zuruf: „Wir bieten euch die brüderliche Rechte und hoffen und erwarten, daß unsre Sache mit euch auf dem Wege friedlicher Verhandlung sich beilegen lassen wird und muß“; zwar erwiderten noch an demselben Tage die Deutschen den Gruß, der ihnen zugerufen war; und erhebend war der Moment, als das Bruderwort aus deutschem und polnischem Munde erklang und die deutschen Farben von den Polen, die polnischen von den Deutschen an Brust und Hut getragen wurden; aber nur zu bald mußten sich die Deutschen überzeugen, daß die Polen es nur mit Versprechungen hielten; denn sie wollten den Deutschen keine Rechte einräumen, sie lehnten den Beitritt der Deutschen zu den Verhandlungen des Nationalkomitees entschieden ab. Deshalb bildete sich am 23. März ein deutsches Nationalkomitee, das sich die Aufgabe stellte, die Eintracht zwischen Polen und Deutschen aufrecht zu erhalten. Aber die Bemühungen dieses Komitees wurden von den Polen verdächtigt.

Unterdessen waren die Polen auch außerhalb der Stadt thätig; es sollte alles im Namen des polnischen Nationalkomitees geschehen, und bereits in den ersten Wochen des April standen etwa 15000 Mann unter den Waffen, deren Oberbefehl v. Mieroslawski übernahm.

Der Deputation unter Führung des Erzbischofs hatte der König in der Audienz vom 24. März nationale Reorganisation des Großherzogtums verheißen. Am 27. März bildete sich in Posen infolge dieses Zugeständnisses eine Reorganisationskommission aus acht Polen und zwei Deutschen, die unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten ihre Beratungen hielt. Die Deutschen waren gegen diese Reorganisation, weil sie völlige Polonisierung fürchteten, sandten eine Deputation nach Berlin, hielten eine Volksversammlung ab und beschlossen die Errichtung einer deutschen Bürgerwehr. Es wurde erreicht, daß durch Kabinettsordre vom 14. April bestimmt wurde, die nationale Reorganisation solle auf diejenigen Landesteile, in welchen die deutsche Nationalität vorherrschend sei, nicht ausgedehnt werden. Am 2. Mai wurde ein großer Teil des Großherzogtums, auch Stadt und Festung Posen, in den Deutschen Bund aufgenommen; am 12. Mai wurde die Demarkationslinie, welche die deutschen Teile von den polnischen schied, bekannt gemacht. Inzwischen war es zum Kampfe zwischen Polen und Preußen gekommen, aus dem die letzteren endlich siegreich hervorgingen, so daß Mitte Mai der Aufstand als unterdrückt angesehen werden konnte. Am 14. Februar 1849 beschloß die preußische zweite Kammer die Einverleibung des gesamten Großherzogtums in den Deutschen Bund, aus dem es 1851 wieder ausgeschlossen wurde.

Im Jahre 1848 hatte Posen ohne den Soldatenstand 42000 Einwohner, von denen 18000 Polen waren, die vorwiegend die niedere, unbemittelte und ungebildete Bevölkerung ausmachten.

Immer noch nicht ruhte der unruhige Geist der Polen; der Bazar blieb der Mittelpunkt der polnischen Bestrebungen, die Jesuiten, die längst wieder hergestellt und auch nach Posen zurückgekehrt waren, bemächtigten sich der Vaterlandsliebe der Polen. Um 1860 war die Thätigkeit für die Wiederherstellung des alten Polenreiches in vollem Zuge, d. h. man ging neuer Zerrüttung entgegen. Zum Glück für Posen lenkten die Kämpfe im russischen Polen im Jahre 1863 die Kräfte ab und schwächten dieselben; denn der Aufstand veranlaßte viele Polen, nach Rußland zu gehen und die Waffen für das gehoffte neue Reich zu führen, und die Warnungen von Seiten des Oberpräsidenten vor der Beteiligung am Aufstande fruchteten wenig. Im April fand im Palais des Grafen Dzialynski zu Posen eine Haussuchung statt, bei der eine Brieftasche mit zahlreichen Notizen über die Aufständischen gefunden wurde. Auf Grund derselben wurden zahlreiche Verhaftungen in Posen vorgenommen, die Gefangenen im Kernwerke untergebracht und dann nach Berlin abgeliefert, wo sie vor den Staatsgerichtshof gestellt wurden.

Im Jahre 1866 wurde die Provinz Posen mit den übrigen Bestandteilen des preußischen Staates in den „Norddeutschen Bund" aufgenommen, und seit dieser Zeit ist die Provinz eine deutsche und gehört nunmehr mit zum Deutschen Reiche.

Schon 1858 war die Einwohnerzahl Posens auf 47500 gestiegen; jetzt hat es 65713 Einwohner, von denen fast die Hälfte des Deutschen und Polnischen, ungefähr ebensoviel nur des Deutschen, wenige Tausende nur des Polnischen mächtig sind.

Die Forts. Posen ist jetzt eine Festung ersten Ranges. An die Stelle der mittelalterlichen Befestigungen sind seit dem Jahre 1828 neue Festungsanlagen getreten, unter denen die wichtigste das Kernwerk, das Fort Winiary, ist, welches an der Stelle angelegt worden ist, wo bereits im 13. Jahrhundert das Dorf Winiary lag. Die Bauern dieses Dorfes siedelten sich 1828 an einem einige tausend Schritte von ihrem bisherigen Wohnsitze entfernten Orte an und gaben demselben auch den Namen Winiary. Die Regierung hat Posen zu einem so bedeutenden Waffenplatze erhoben gewiß nicht nur, um die Reihe der Festungen im Osten des Staates gegen äußere Feinde zu vervollständigen, sondern wohl auch um sich gegen innere Feinde zu sichern. Unter den andern Forts sind noch zu nennen die Forts Radziwill, Hake, Steinäcker. Durch Aufstauung des Wassers der Warthe und Cybina vermittelst Schleusen können die Festungsgräben mit Wasser gefüllt und viele Wiesen unter Wasser gesetzt werden.

Wilhelmstraße und Wilhelmsplatz. Der Hauptverkehr der Fremden ist jetzt in der schattigen Wilhelmstraße und auf dem Wilhelmsplatze in dem neuen Stadtteil; dort sind auch die besuchtesten und am besten eingerichteten Hotels. Die schönen Kastanien- und Lindenalleen, sowie die Glacis der Festungswerke bieten Gelegenheit zu Spaziergängen. Hier in der Neustadt zeigt sich Posen dem Fremden als Großstadt, hier fühlen wir uns in einer bedeutenden Hauptstadt

einer Provinz. Die Straßen sind breit, prächtige Häuser mit eleganten Läden und großen Spiegelscheiben reihen sich dort aneinander. Elegante Kutschen rollen an uns vorüber, schwerfällige Landwagen sehen wir ankommen und zu den Thoren hinausfahren, stolze Reiter auf geschniegelten Pferden blicken nach dem bunten Getriebe der lustwandelnden Spaziergänger, unter denen sich der rastlose Geschäftsmann seinen Weg sucht. Des Abends finden wir Vergnügen an Konzerten, Theatervorstellungen, Vorträgen; an Nachmittagen finden sich Gelegenheiten zu schönen Ausflügen in die Umgegend mit der Bahn (z. B. nach Moschin) oder mit Wagen; in den besuchtesten Konditoreien liegen viele Zeitungen aus, in vielen Weinstuben und Restaurationen wird viel gegessen und getrunken; Droschken, die seit 1845 eingeführt sind, bringen den müden Wanderer nach Hause und erleichtern dem eilenden Arzte und Kaufmanne den Verkehr.

Das Rathaus. Auf dem Alten Markte in der Stadt zieht das Rathaus unsre Aufmerksamkeit auf sich. Vor demselben steht eine steinerne Säule aus alter Zeit, die wir, obgleich sie stark beschädigt ist, noch als einen Pranger erkennen. Oben auf der Säule befindet sich eine Figur, welche den Scharfrichter mit dem zum Hiebe erhobenen Schwert darstellt. Die Jahreszahl 1535 weist auf die Errichtung des Prangers hin, die übrigen in die Säule eingetragenen Zahlen auf das Jahr der betreffenden Todesstrafen.

Das Rathaus wurde wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert, bald nachdem die Altstadt Posen gegründet war, angelegt. Im Jahre 1508 wurde es abgebrochen und ein neues Gebäude aufgeführt, das 1535 abbrannte. Durch einen italienischen Baumeister aus Lucca wurde das Rathaus wieder hergestellt und durch einen Turm geschmückt, der 1675, vom Blitze getroffen, niederbrannte; aber schon 1698 war ein neuer Turm vollendet, der zwei Glocken im Gewicht von 157 und 100 Zentnern trug. Ein Orkan warf 1725 die Spitze des Turmes mit den Glocken um; erst unter der Regierung des Stanislaus August erhielt der Turm die neue Spitze, die er noch heute trägt; am 19. Juni 1793 wurde der große kupferne Adler mit dem Wappen des Königs und der Republik auf der Brust auf die äußerste Spitze des Turmes gebracht.

Unter den vielen Zimmern und Sälen des Rathauses befindet sich auch eins, die frühere Folterkammer, in der noch vor hundert Jahren an verdächtigen Menschen, die nicht eingestehen wollten, glühende Eisen zur Anwendung kamen. Heute dient die Folterkammer friedlicheren Zwecken; es ruhen dort viele Tausende von Wertpapieren der Sparkasse und aller städtischen Fonds hinter Schloß und Riegel. Alle halbe Jahre erscheinen auch noch jetzt in diesem Raume Männer mit großen eisernen Instrumenten, sie treiben indes ein weniger grausames Geschäft — es ist die Kassendeputation, welche die Koupons abschneidet.

Schloß. Das Schloß wurde schon 1253 von den Fürsten Przemyslaw und Boleslaw auf dem Schloßberge angelegt. In demselben residierten die Fürsten. Später wohnten daselbst die großpolnischen Generale. Als das Schloß 1536 abgebrannt war, baute es der General Gorka wieder auf; im Jahre 1655 nahm der schwedische Kommandant dort seinen Sitz. Da es durch die Schwedenkriege sehr gelitten hatte, baute es 1783 der General Raczynski wieder aus. Hier wohnten die polnischen Könige, wenn sie Posen besuchten; hier fanden die

Versammlungen der Adligen aus der Posener und Kalischer Woiwodschaft statt, wenn ein König gestorben war und ein neuer gewählt werden sollte; hier befand sich das Schloßgericht für die Adligen, welches der General von Großpolen leitete. Jetzt hat in demselben das königliche Oberlandesgericht seinen Sitz.

Regierungsgebäude. Das königliche Regierungsgebäude gehörte früher den Jesuiten. „In der Zeit“, sagt Lukascewicz, „als Dr. Martin Luther,



Das neue Zeughaus zu Posen.

Calvin und Zwingli ganze Nationen der katholischen Kirche abwendig machten, erstand der von Ignatius Loyola gestiftete Jesuitenorden, der in einigen Ländern die Ausbreitung der Reformation aufhielt, in andern sie völlig ausrottete oder ihr auch den Weg zu denselben versperrte.“ Auch viele Polen hatten begierig die Reformation ergriffen, und so geriet die katholische Kirche in Gefahr. Deshalb berief der Posener Bischof die Jesuiten aus Braunsberg nach Posen, wo sie sich anfänglich in bescheidenen Räumen mit mäßigen Mitteln niederließen. Als aber die Zahl der Jesuiten in Posen auf 70 Ordensgeistliche stieg, sich ihnen viele Laienbrüder, welche sich mit Künsten und Handwerken beschäftigten, anschlossen, auch ihre Einkünfte wuchsen, kauften sie sich mehrere Grundstücke und führten ein großes Gebäude auf, das im Jahre 1733 vollendet wurde und aus einem Mittelbau und zwei Seitenflügeln besteht. Die Mauern des höchst solid gebauten Gebäudes sind über dem Fundamente 2 m dick; die Kellerräume,

das ganze Parterregeschoß und die Bel-Etage sind überwölbt; über dem Parterregeschoß erheben sich noch drei Stockwerke. Indessen erfreuten sich die Jesuiten nicht lange dieser geräumigen, herrlichen, gesunden und anmutigen Räume, da sie dieselben nur 40 Jahre lang bewohnten und sie bereits im Jahre 1773, als ihr Orden durch die bekannte Bulle des Papstes Clemens XIV. aufgehoben wurde, zu ihrem großen Leidwesen wieder verlassen mußten. Im Jahre 1780 wurde das ehemalige Jesuitenkollegium zur (polnischen) Nationalschule umgeformt, und seit 1794 hatte die südpreußische Kriegs- und Domänenkammer in dem stattlichen Gebäude ihren Sitz, auch residierten hier die Minister v. Voß und Graf v. Hoym. Seit 1815 befindet sich in dem Gebäude die königliche Regierung; von 1815—1830 residierte hier der Fürst-Statthalter Anton v. Radziwill; seitdem enthält das Gebäude in der Bel-Etage des Mittelbaues die Wohnung des Oberpräsidenten.

Raczynskische Bibliothek. Ein stattliches Gebäude ist das der Raczynskischen Bibliothek. Die Front schmücken 24 gußeiserne korinthische Säulen; das Gebäude ist nach dem Vorbilde des Louvre angelegt und trägt die Inschrift Biblioteka Raczynskich. Der Graf Eduard Raczynski (geb. 1787, gest. 1845), der Erbauer des Hauses und Gründer der Bibliothek, war ein ausgezeichneter Mann, der sich viele Verdienste um die Stadt Posen erworben und seine bedeutenden Einkünfte meist zu wohlthätigen, wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken verwendet hat. Die Bibliothek wurde von ihm im Jahre 1837 gestiftet; er schenkte das Gebäude mit 20000 Bänden und 66000 Mark zur Unterhaltung und Vergrößerung der Bibliothek seiner Vaterstadt. Jetzt hat die Bibliothek, die täglich benutzt werden kann, über 30000 Bände. Der prächtige Bau ist Sammelplatz und Mittelpunkt der slawischen Litteratur, in der die Polen eine ehrenvolle Stellung einnehmen. Hinter dem Lesezimmer, in welchem die in Öl gemalten Porträts des Grafen Eduard Raczynski und seiner Gattin, einer gebornen Gräfin Potocka, hängen, befinden sich drei Bibliothekssäle.

Der Dom. Unter den katholischen Kirchen Posens, von denen 14 noch jetzt dem öffentlichen Gottesdienste dienen, ist besonders der Dom oder die Kathedrale zu St. Peter und Paul zu nennen. Als im Jahre 966 Mieczyslaw I. das Christentum angenommen hatte, legte er in seiner Hauptstadt Posen auf der rechten Flußseite den Dom an. Wahrscheinlich war dieses älteste christliche Gotteshaus Posens aus Holz erbaut. Im Jahre 1502 wurde dasselbe, mag es nun zu klein gewesen sein oder einzustürzen gedroht haben, fast ganz abgetragen und in prächtigerer Gestalt wieder aufgebaut. Offenbar ging man unverzüglich an den Bau des Domes, denn wir wissen, daß derselbe schon 1522 auf Kosten des Bischofs Lobranski mit Kupfer gedeckt wurde. Leider wurden bald Ausbesserungen nötig, entweder weil die Bauleute zu wenig haltbares Material genommen hatten oder weil das Gebäude durch die vielen Überschwemmungen litt. Bei einer solchen Reparatur setzten 1622 zwei Leute, welche das Dach des Turmes ausbesserten, die Kirche in Brand, so daß sie mit den Türmen und Kapellen vollständig in Flammen aufging. In der Mitte

desselben Jahrhunderts stand die Kirche vollendet wieder da; aber schon 1725 stürzte ein gewaltiger Orkan beide Türme um, und 1772 brannte die Kirche durch die Unvorsichtigkeit zweier Knaben, denen der Kirchendiener erlaubt hatte, mit Licht in den Türmen nach Tauben zu suchen, nieder. Allein durch die Bemühungen des Domkapitels und der damaligen Bischöfe wurde das Gebäude bald wieder hergestellt und nahm die Gestalt an, in welcher wir es heute sehen. Am 29. November 1853 stand der Dom in Gefahr, zum drittenmal ein Raub der Flammen zu werden, da ein Glasergeselle aus Unvorsichtigkeit glühende Kohlen in einem Kohlenbecken über Nacht auf einem Boden über einem der Seitenschiffe hatte stehen lassen. Nur durch die angestrengteste Thätigkeit der Behörden und Löschmannschaften wurde dem Brande Einhalt gethan, bevor er großen Schaden anrichtete.

Im Dome liegen fast sämtliche Bischöfe und Erzbischöfe Posens sowie Mieczyslaw I. und Boleslaw und mehrere ihrer Nachfolger begraben. Das Grabmal jener beiden Könige befand sich früher in der Mitte der Kirche und war mit einem einfachen weißen Steine bedeckt. Im Jahre 1744 wurde ein neues Denkmal errichtet und dieses 1766 durch ein andres ersetzt, das 1790 durch den Einsturz eines Turmes zertrümmert wurde. Schon 1814 regte der Posener Bischof den Gedanken an, daß den Königen ein Denkmal gesetzt werde. Es wurden Sammlungen veranstaltet; jedoch kam nicht soviel Geld ein, daß das Denkmal in der ursprünglich beabsichtigten Weise ausgeführt werden konnte; das meiste hat für diese Sache der Graf Eduard Raczynski gethan, der in der Königskapelle im Jahre 1838 die herrlich gelungene eherne Gruppe der Könige Mieczyslaw und Boleslaw Chrobry von Professor Rauch, welche ihm 36000 Mark gekostet hatte, aufstellen ließ, während seine Gattin der Kapelle das Mosaikbild über dem Altare, welches 800 Dukaten gekostet hat, von Professor Salandri in Venedig gemacht ist und die Himmelfahrt Mariä nach dem berühmten Gemälde Tizians in der Akademie zu Venedig darstellt, schenkte. Außerdem enthält die Kapelle noch manche kostbare und sehenswerte Kunstwerke.

In der Nähe des Domes befindet sich das erzbischöfliche Palais, das während des zweiten Schwedenkrieges derartig verwüstet wurde, daß der Bischof es nach dem Fortgange der Schweden abbrechen und neu aufführen ließ; der Neubau wurde 1732 vollendet, dann in neuerer Zeit noch einmal umgebaut und im Innern geschmackvoll ausgeschmückt.

Die katholische Pfarrkirche, neben dem jetzigen Regierungsgebäude gelegen, gehörte früher den Jesuiten; der Grundstein zu derselben wurde 1651 gelegt, der Bau aber durch die Schwedenkriege unterbrochen, so daß die Einweihung erst 1705 stattfinden konnte. Sie ist dem heiligen Stanislaus geweiht, und deshalb wird das Kirchenfest derselben am 8. Mai gefeiert.

Außer den vielen katholischen Kirchen hat Posen vier evangelische Kirchen: die Kreuz-, Petri-, St. Pauli- und Garnisonkirche, ein Bethaus der Altlutheraner, eins der Irvingianer, eins der griechischen Gemeinde und vier Synagogen.

Das Denkmal des Adam Mickiewicz. Auf dem schön gehegten Platze hinter dem Chorschlusse der St. Martinskirche befindet sich das im Jahre 1859 errichtete Standbild des von den Polen sehr gefeierten Dichters Adam Mickiewicz.

Dieser berühmteste neuere polnische Dichter wurde am 25. Dezember 1798 bei Nowogrodek (in Litauen) geboren, ward 1823, weil er politisch verdächtigt war, ins Innere Rußlands verbannt und machte seit 1829 Reisen.

Im Jahre 1840 wurde Mickiewicz Professor der slawischen Litteratur am Collège de France, wo er seine berühmten „Vorlesungen über slawische Litteratur“ hielt. Wegen Teilnahme an Towianskis Mystizismus wurde er suspendiert und starb am 26. November 1855 zu Konstantinopel.

W. Goldbaum schildert uns in seinem vortrefflichen Buche „Entlegene Kulturen“ (Berlin 1877) den unglücklichen Dichter in packenden, ergreifenden Worten. „In der gesamten Weltlitteratur“, beginnt Goldbaum, „gibt es kein traurigeres Dichterschicksal (als das des Mickiewicz). Der Anfang ist Licht und Ruhm, das Ende Verfall und Nacht. Man nennt Günther und Musset, Grabbe und Poe, wenn man das Wort vom Kainsmal der Dichtung an Beispielen erhärten will. Aber unseliger als sie alle ist Adam Mickiewicz, der Vaterlandssänger ohne Vaterland. An der Vergeudung und Selbstzerstörung, aus eigner Schuld gehen jene kläglich zu Grunde. Der Pole büßt, was nicht er verschuldete; er wird geahndet für die Sünden seines Volkes.

„Und nicht er allein. Seit dem politischen Untergange ihrer Nation sind alle polnischen Poeten Märtyrer; vor demselben waren alle ohne Ausnahme Stiefkinder der Muse. Jene steuerten eine Nationallitteratur zusammen, zu der die Nation fehlt; um diese flutete ein nationales Leben und sie wurden sich desselben nicht bewußt. Erst wenn man sie verloren, singt man von der Heimat, sagt irgendwo Heinrich Heine.

„Eine Epoche der Zerrissenheit war auch uns beschieden; sie entsprach dem Jammerbilde, welches durch Jahrhunderte die politische Gestaltung Deutschlands darbot. Aber Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung blieben unsern Poeten fern. Auch die zaghaftesten unter ihnen beklagten nur, daß es nicht ihnen vergönnt sei, die Wiedergeburt des Vaterlandes mit eignen Augen zu schauen. Den Glauben an die Zukunft gaben sie nicht preis. Das ergreifende Schauspiel einer dichterischen Begeisterung, welche zu Häupten einer schönen Leiche flackert, ging von den Polen aus, und die erste Rolle in demselben führte Adam Mickiewicz.

„Eine Sehnsucht ohne Erfüllung, ein Feuer ohne belebende Glut, eine Klage ohne Vorsätze und ein Haß ohne Thatkraft! Was kann mit alledem der größte dichterische Genius zustande bringen? Adam Mickiewicz verherrlicht in seinem Epos „Konrad Wallenrod“ den Verrat am Feinde. Das ist ein typischer Zug. Wo alles übrige Hoffen zerronnen ist, bleibt als Rettungsanker der Verrat. Er versinkt in den Schlamm der Mystik. Wenn die Sehnsucht auf Erden gescheitert, flüchtet sie gen Himmel.

„Von Marie Szymanowska, der reizenden Klavierspielerin, an ihren Freund, den deutschen Dichterfürsten, empfohlen, kam Adam Mickiewicz nach Weimar. Goethe empfing ihn mit Wohlwollen, und um ihm zu beweisen, wie sehr er seine Gaben ehre, schenkte er dem Fremden eine Feder als Erinnerungszeichen.

„Damals war Adam in der That ein Dichter. Und mehr als dies, er war ein Reformator. . . . Der Poet durchmißt die ungeheuren Weiten des Zarenreichs. Er irrt bis an den Saum des Pontus und schwelgt in den Reizen der taurischen Halbinsel. Aber das lockende Bild der Heimat weicht nicht vor seinem Auge. Er denkt an den Niemen und fragt in bangen Schauern:

„Mein Heimatfluß, o Niemen, wo sind die lieben Quellen,
Die so viel Hoffnung bargen, des reichen Glücks so viel?
Wo sind der Kindheit Freuden, ihr unschuldvolles Spiel?

Wo ist des stillen Herzens so stürmisch süßes Schwellen?
Wo lacht mir wieder Lauras, der Freunde Angesicht?
Ach, alles ist vergangen — nur meine Thränen nicht.“

„Der Hauch des Südens weht ihm lind und verführerisch um das Antlitz; fernher schimmert die Brandung des Meeres, und ihr frischer Atem kühlt ihm die Stirn. Er aber spürt nichts davon, denn sein Geist ist daheim. . . .

„Er wandert westwärts, den Ruhm seiner Gedichte zur Seite. . . . Da ereilt ihn die Kunde von der Erhebung seines Volkes, und flammende Begeisterung rührt ihm die müde Seele. Die „Ode an die Jugend“ tönt von seiner Zunge und wird zur Marseillaise der polnischen Revolution.

„Das fühllos kalte Eis zerbricht,
Kein Irrtum trübt fortan das Licht,
Das Morgenrot der Freiheit ist erglommen —
O Sonne der Erlösung, sei willkommen!“

„Ein Jubel ohnegleichen entzündet sich an den Strophen des vergötterten Dichters. Sie werden mit großen Lettern, weithin sichtbar, an die Wände des Warschauer Rathauses geschrieben; einzelne Verse rufen von den Standarten der polnischen Regimenter den Todesmut der Kämpfer wach. Aber der Jammer von Ostrolenka und Praga löscht sie mit seinen Thränen aus und er bricht auch den Poeten mitten entzwei. Die Quellen, die einst so mächtig in seinem Innern sprangen, sickern nur noch spärlich ein halbes Jahrzehnt, dann sind sie für immer versiegt. Er hat die Hoffnung verloren und mit ihr die würdevolle Hoheit seines Genius. In den Vorlesungen über slawische Litteratur, welche er im Collège de France einem zahlreichen Hörerkreise hält, irrt seine Beredsamkeit ziellos vor sich hin; bald gilt sie einem Mahnruf zur Versöhnung zwischen Russen und Polen, bald ergeht sie sich in nebelhaften messianischen Verkündigungen, von denen die Jünger auf geistige Störungen in dem Gedankenleben des Meisters schließen. Er verliert den Lehrstuhl, dämmert in einsilbigem Tiefsinn unthätig weiter, geht schließlich als Sendbote der französischen Regierung nach beendetem Krimkriege an den Bosporus und stirbt auf türkischer Erde. . . .

„Das Bild seines größten Dichters ist Polens Bild. Man hat Adam Mickiewicz wiederholt und mit gutem Rechte den Fürsten unter den slawischen Dichtern geheißen. Aber von denen, welche dieses prunkende Beiwort gläubig nachbeteten, ahnen vielleicht die wenigsten, wie viel Herzleid und Jammer es umschließt. Ihnen steht der feurige Sänger vor dem Geiste, welcher in herben Sonetten sein Heimweh und sein Vaterland beklagte, in köstlichen Epen sein armes Volkstum verherrlichte und in schwungvollen Liedern seine verlorene Jugendliebe betrauerte. Darüber hinaus sind kaum dunkle Gerüchte bis zu ihnen gedrungen von den mystischen Irrungen, welchen der alternde Poet verfiel, und von den verscherzten Lebensfreuden, denen sein müder Geist, von der gemeinen Not des Daseins umdüstert, mit melancholischer Zähigkeit nachbrütete.

„An den feurigen Sänger von ehedem gemahnte schon Anno 1840 kaum noch ein leiser Zug. Die stolzen Tage waren dahin, in denen er, bewundert und angestaunt, mit seinem sprühenden Geiste die Salons der edlen Marie

Szymanowska belebte und Alexander Puschkin, den Liebling der Petersburger Gesellschaft, durch seine unvergleichliche Beredsamkeit in den Hintergrund schob. Er hauste als Professor des Collège de France mit Weib und Kindern im dumpfen Quartier zusammengepfercht abseits vom Getümmel der Weltstadt, in nächster Nähe des Luxembourg, und starrte halb im Traume den Ringelwolken nach, welche von der unentbehrlichen Tabakspfeife emporstiegen. Bisweilen scheuchte ihn die unliebsame Zudringlichkeit neugieriger Landsleute aus seinem Brüten auf, welche haufenweise in seine enge Klause wallfahrteten, um den Heros ihrer nationalen Dichtung von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Dann ward er, je nach dem Charakter der Eindringlinge, unwirsch oder salbungsvoll, barsch oder süßlich, aber niemals mehr hell und beredt, wie in den Tagen schaffensfreudiger Jugendlichkeit. Zwei bartlose Burschen, adliger Eltern verzogene Kinder, stehen eines Tages mit glotzäugiger Bewunderung vor seinem Arbeitstische. „Woher kommt ihr?“ fragt er kurz und rauh. — „Aus der Heimat.“ — „Und wozu kommt ihr?“ — „Um Französisch zu lernen.“ — „Nicht übel. Aber was trug euch sonst eure Mutter noch auf?“ — „Mickiewicz zu besuchen.“ — „Das ist geschehen.“ — „Ja.“ — „So lebt wohl.“ — Und verdrossen kehrt der Alte den verblüfften Jungen den Rücken; er will nicht gestört sein in seinen wirr verschlungenen Gedankenreihen. . . .

„Adam Mickiewicz litt nicht gerade Hunger in Paris; aber es ist gewiß, daß sein karges Einkommen bei weitem nicht ausreichte, um ihn und seine zahlreiche Familie gegen die peinigendsten Sorgen sicher zu stellen. Es könnte verwunderlich erscheinen, daß die begüterten polnischen Emigranten, welche mit ihm eine Art von Heiligenkult trieben, ihren Dichter so jämmerlich im Stiche ließen. Allein es wäre ungerecht, sie zu beschuldigen, denn sie wußten nicht, welche Dürftigkeit in Adams Hause herrschte. Er hätte auch jedes Almosen schroff und empfindlich zurückgewiesen, weil er nicht wollte, daß man sich um ihn bekümmere. „Scher' dich um dich, Bruder!“ rief er einst bei einem Mittagsmahle einem Freunde zu, der ihn mit der wohlgemeinten Frage, warum er nicht esse, aus seinem Brüten aufgerüttelt hatte.

„Die Armut hätte der Poet vielleicht ohne Einbuße seiner geistigen Anlagen erduldet; aber sein Haus war freudeleer und poesielos, denn er hatte ein Weib an seinen Herd geführt, welches ihm von Anfang an keine Liebe, sondern nur das Gefühl der Dankbarkeit eingeflößt hatte, die Celine Szymanowska, die Tochter jener Marie, für welche einst der alte Goethe geschwärmt und in deren Hause zu Petersburg der junge Mickiewicz eine freundliche Zuflucht gefunden hatte. Sie war ein stilles, opferfähiges Geschöpf gewesen, eine Dulderin, die, ohne zu grollen, die Not ihres Daseins mit ihrem Gatten redlich teilte, aber um der Inbegriff seines Glückes zu werden und in seiner Erinnerung das Bild der verherrlichten Laura (der Jugendliebe des Dichters) auszulöschen, um mit einem Worte das Weib eines Dichters zu sein, dazu fehlte es ihr an beweglichem Temperament und wohl auch an kluger Anempfindung. Die Liebe hätte den armen Mickiewicz vielleicht von dem Rande des Abgrundes hinweggezogen; statt ihrer aber nagte die Reue an seiner Seele, und die Ehe aus übel angebrachter Dankbarkeit ward ihm zur Wüste.“

Diesem großen Dichter errichteten die dankbaren Polen im Jahre 1859 das Denkmal an der Martinskirche in Posen.



Kirche zu Rogalin.

Im Regierungsbezirk Posen.

Kleine Städte im Regierungsbezirk Posen. — Rogalin. — Die Betscher Gauner.

Kleine Städte im Regierungsbezirk Posen. Gerade südlich von Gnesen liegt, mit der Eisenbahn zu erreichen, Öls. Die zwischen beiden liegende Strecke von ungefähr 150 km führt uns durch den östlichen Teil des Regierungsbezirks Posen.

Noch im Kreise Gnesen liegt die Stadt Zydowo (Zidowo). Wenn die Annahme einzelner Altertumsforscher richtig wäre, dann müßte Zydowo eine der ältesten Städte Posens sein; denn es wird angenommen, daß dieser Ort das alte Setidawa sei, ein Ort, durch den die Handelsleute der alten Griechen und Römer auf ihren Fahrten nach der Ostsee zogen. Doch läßt sich diese Meinung nicht beweisen. Wahrscheinlich ist Zydowo vielmehr eine der jüngsten Städte unsrer Provinz und hat seinen Namen von dem Worte żyd, Jude, und bedeutet soviel als Judenstadt. Das Dorf hat wenig über 400 Einwohner.

Die erste Stadt im südlichen Regierungsbezirk der Provinz ist die Kreisstadt Wreschen mit 4780 Einwohnern. Hier sammelten sich im Jahre 1848

die aufständischen Polen; gegen 2500 Mann sollen hier zusammengekommen sein. Ehe sie abzogen, begingen sie manche Grausamkeiten an den Einwohnern. Mieroslawski führte die Polen gegen die Preußen, die unter dem General Hirschfeld standen. Bei Sokolowo kam es zur Schlacht. 300 Edelleute gingen auf die preußischen Geschütze los. Die Mehrzahl fiel, aber die Preußen mußten weichen, wurden aus einer Stellung nach der andern geworfen und zogen sich nach Gnesen zurück. Den Polen kostete dieser Sieg gegen 700 Gefallene und ebensoviel Verwundete, die nach Wreschen gebracht und dort verpflegt wurden, so daß die ganze Stadt einem Lazarett glich.

Südlich von Wreschen liegt das kleine Miloslaw; dann fahren wir über die Warthe unweit Neustadt, kommen nach Jarotschin, einem Orte von 2500 Einwohnern, die sich vielfach vom Holzfahren aus den reichen nahen Waldungen nach der Warthe hinunter nähren. Hier wird die Öls-Gnesener Bahn von der Posen-Kreuzburger Bahn geschnitten.

Schon im Kreise Krotoschin, südlich von Jarotschin, liegt Koschmin (4200 E.), Knotenpunkt von vier Chausseen, Sitz eines Lehrerseminars. Hier finden wir das Schloß der Familie Sapieha, die einst in Großpolen die reichste und angesehenste war, deren Andenken bei uns nur noch in dem Namen des Sapiehaplatzes in Posen fortlebt. Vor mehr als hundert Jahren gebot über das ganze Land rings um seine Feste der Fürst Marcin Sapieha. Nur das kleine Wilkowo gehörte dem Szlachcic Sewerin Wilkonski. Vergebens bemühte sich der Fürst, den Alten durch den Anblick roter und weißer Gulden zum Verkauf des Gütchens zu locken. Dieser mochte nicht von der Kirche lassen und den teuern Gräbern; es trat eine böse Spannung zwischen dem Magnaten und dem Edelmanne ein. Da kam der Fürst dem edlen Wilkonski freundlich entgegen, mit Bruderkuß lud er ihn persönlich zur Osterfeier auf das Schloß.

Ostern wurde damals von den Polen noch feierlicher begangen als heute. Die geweihte Speise bildete den Festschmaus, rauschend und glänzend ging es auf dem Schlosse her, der Ungarwein floß in Strömen, und der Tag ward zur Nacht, die Nacht zum Tage, bis alle drei hochheiligen Feiertage vorüber waren. Der Fürst machte den liebenswürdigsten Wirt; er streichelte und küßte den alten Sewerin, strich ihm den langen Bart, um die letzten Spuren des früheren Grolles wegzuschmeicheln. Unterdessen brachen die Kosaken des Marcin Sapieha auf Befehl ihres Herrn in Wilkowo ein, rissen das Wohnhaus, die Hütten der Bauern, die ehrwürdige Kirche nieder und legten sie in Asche; dann pflügten sie die leergebrannten Stätten um, streuten Salz in die Furchen und trieben die Bewohner des früheren Dorfes mit Peitschenhieben ins Gebüsch.

„So rächte sich Marcin Sapieha
Zur Zeit der freien und erlauchten Republik Polonia,
Als man nach Christus tausend schrieb
Sieben hundert zwei und vierzig.“

Wir kommen nach Krotoschin, einem freundlichen Ort von 8300 Einwohnern, dem Geburtsorte des Dichters Otto Roquette, der Hauptstadt des Fürstentums, mit welchem Friedrich Wilhelm III. den Fürsten von Thurn und Taxis beschenkte, als in Preußen eine königliche Post eingerichtet wurde. Einst war die Stadt noch viel unbedeutender, was schon der Umstand beweisen kann, daß sie in dem Hexameter genannt wird, mit dem der Posener die sieben

bedeutendsten und herrlichsten Städte seiner Provinz im ironischen Sinne anführt: Tirschtiegel, Bomst, Meseritz, Krotoschin, Schrimm, Schroda, Filehne.

Das an der schlesischen Grenze gelegene kleine Zduny mit 3300 Einwohnern war einstmals so blühend, daß man von Krotoschin bei Zduny sprach.

Östlich vom Krotoschiner Kreise liegt der von Adelnau, dessen größte Stadt Ostrowo (9100 E.) ist. Es ist nämlich eigentümlich in der Provinz Posen, daß die Kreisstädte oft nicht die bedeutendsten Städte ihres Kreises sind. So ist gewiß im Kröbener Kreise die wichtigste Stadt Rawitsch (12260 E.), im Fraustädter Lissa (11758 E.), im Bomster Wollstein (2808 E.), im Schildberger Kempen (6168 E.), im Buker Grätz (3701 E.), im Obornikor Rogasen (5235 E.), im Wirsitzer Lobsens (2579 E.), im Kolmarer Schneidemühl (11610 E.), im Czarnikauer Schönlanke (4108 E.).

Der südöstlichste Kreis der Provinz Posen ist der Kreis Schildberg, in dem das Dorf Doruchow liegt, wo noch im Jahre 1775 unglückliche Weiber als Hexen verbrannt wurden. Damals noch glaubte man, daß Hexen mit ihren Zauberkünsten Vieh und Menschen schädigten, die Früchte des Feldes verdarben, allerhand Tücke ausübten. Im August 1775 verbreitete sich eines Abends im Dorfe das Gerücht, daß auf Befehl des Gutsherrn sieben Hexen aufgefangen wären. Unter großem Auflauf des Volkes und in Gegenwart des Gutsherrn wurde mit den unglücklichen Opfern in dem noch heute existierenden Teiche eine Wasserprobe vorgenommen. Man brachte sie auf die Brücke, band ihnen die Hände zusammen und warf dann eine nach der andern ins Wasser. Hielt sie sich auf der Oberfläche, so galt ihre Teufelskunst als erwiesen, sie war eine Hexe; ging sie aber unter, dann galt es als Zeichen der Unschuld. Da keine unterging, erklärte man sie alle für Hexen.

Nach dieser Probe wurden sie auf einen Speicher geführt, an Händen und Füßen gebunden, so daß sie weder stehen, noch sitzen konnten, und in Fässer gesteckt. Jedes Faß wurde mit dicker Leinwand überzogen. In derselben Nacht wurden noch andre sieben Weiber als der Hexerei verdächtig eingebracht.

Um die Weiber zum Geständnis zu bringen, wurden sie gefoltert, d. h. sie wurden an einen Pfahl gebunden und das Folterrad so in Bewegung gesetzt, daß die Zacken einer eisernen Harke tief in das Fleisch eindrangen. Das Blut strömte von den Unglücklichen herab, die Knochen knackten und ein wildes Heulen entrang sich der Brust der Gefolterten; drei erlagen sofort den Qualen. Am folgenden Tage wurden die unglücklichen Weiber, die noch lebten, von den Henkersknechten auf Wagen gepackt und in Begleitung eines Geistlichen zur Verbrennungsstätte gefahren. Hier brachte man sie auf den Scheiterhaufen, mit dem Gesichte nach unten gekehrt, befestigte Hals und Füße an Balken und legte Feuer an. Man hörte das Knistern des Kienholzes und das Wimmern der in Asche übergehenden Geschöpfe. Das versammelte Volk betrachtete kaltblütig das schaudererregende Schauspiel und hatte kein Wort des Entsetzens.

Was hatte diese grausame That veranlaßt? Die Frau des Gutsherrn war in eine gefährliche Krankheit verfallen, und man behauptete, diese sei ihr von den Hexen angethan worden.

Rogalin. Dem Posener Domkapitel schenkte 1247 der Herzog Boleslaw das in einer schönen Gegend an der Warthe gelegene Dorf Rogalin. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts ging es in den Besitz eines gewissen Jakusz (Jacussius) über, wurde aber bald darauf wieder den Krongütern einverleibt. Im Jahre 1360 tauschte es der König Kasimir mit dem Johanniterorden für andre Güter um mit Abtretung aller ihm zustehenden Rechte, außer der Jagd auf Rehe und Hirsche. Die umfangreichen Wälder um Rogalin sind so dicht, daß noch im vorigen Jahrhundert Verbrecher daselbst ihre Schlupfwinkel, Unglückliche dort ihre Zuflucht finden konnten. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden noch an dem nach Posen führenden Wege im Walde Grabhügel der dort erschlagenen Reisenden gezeigt; daneben stand ein Kreuz auf dem Grabe eines Einsiedlers, der um das Jahr 1780 sich hier niedergelassen, mehrere Jahre gewohnt und hier in der Einöde sein frommes Leben beschlossen hatte; niemand wußte, woher er gekommen war; die tiefen Narben, Spuren davongetragener Wunden, erwarben ihm Achtung der Bewohner der Umgegend, die seine Bedürfnisse zu stillen bemüht waren.

Im Jahre 1604 wurde Rogalin Eigentum der Helene Arciszewska, der Mutter des Christoph Arciszewski, jenes berühmten Führers und Admirals der holländischen Truppen in Brasilien: das bescheidene Rogalin trifft der Ruhm, die Geburtsstätte des großen Kriegers zu sein, der hier seine Jugendjahre verlebte, bis er in holländische Dienste trat. Jetzt gehört das Dorf der Familie Raczynski.

Im Jahre 1820 wurde hier nach dem Muster der Kirche in Nimes in Südfrankreich, die dort unter dem Namen maison quarrée (viereckiges Haus) bekannt ist, ein Gotteshaus errichtet. Die Rogaliner Kirche mit ihren in die Mauer eingesenkten Säulen an den beiden Langseiten gehört der Bauart an, welche die Griechen Pseudoperipteron nannten. Sie zählt längs der länglichen Wand zehn Säulen korinthischen Stiles, von denen acht in die Mauer eingelassen sind; die Vorderfront (portique) ist mit sechs Säulen geziert; die Länge der ganzen Kirche, einschließlich der Kolonnade, beträgt 23 m, die Breite 14 m; die Breite gleicht vollständig der Höhe, und dies Verhältnis war es auch, das der Kirche zu Nimes den Namen des viereckigen Hauses gegeben hat. In der Fassung der hintern Wand fühlte sich der Baumeister der Kirche zu Rogalin gedrungen, von seinem Modell abzuweichen, denn die an der Hinterwand angebrachten Fenster gestatteten nicht, diese mit Säulen zu schmücken, welche die Kirche zu Nimes von allen Seiten umgeben.

Unter der Kirche zu Rogalin befindet sich eine Grabkapelle in überwiegend gotischem Stile. Dieser Stilwechsel dürfte das Einzige sein, das dem sonst so schönen und symmetrischen Bau vorzuwerfen wäre.

Noch manche Geschichte, manche Sage könnte hier angeführt werden, die sich in diesem oder jenem Städtchen der Provinz Posen zugetragen oder abgespielt hat, noch mancher Ort genannt werden, der eine denkwürdige Berühmtheit erlangt hat; aber so vieles von dem, was berichtet wird, gehört nicht der Provinz Posen eigentümlich an. Ich denke an die sogenannten Schwedenschanzen, vielleicht Verteidigungs- und Zufluchtsstätten, die aus einer Zeit stammen, in der man an die Schweden im Posenschen noch nicht dachte, die sich nicht nur bei uns, sondern im ganzen nördlichen Europa finden.

So hat auch Posen seine Schlösser, in denen um die mitternächtliche Stunde ein dumpfes Geräusch entsteht, ein donnerähnliches Krachen die Wände erschüttert, die Thüren von selbst aufspringen und Erscheinungen verschiedener Art, meist Personen in schneeweißem Gewande gesehen werden; aber welche Gegend, welche Provinz hätte derartige Schlösser, Häuser, Kirchen nicht aufzuweisen? Auch vom wilden Jäger erzählt man in verschiedenen Kreisen, von dem gottlosen und grausamen Menschen, der ein leidenschaftlicher Jäger war, die größten Feiertage nicht beachtete, die Andacht der Gläubigen störte und an Festtagen die Leute zu Dienstleistungen beim Jagen zwang, der nun weiter jagt die Nächte durch bis an den jüngsten Tag.

Die Betscher Gauner. Ich wende mich fort von der Sage und der grauen Vorzeit, in der sie spielt, und berichte zum Schluß noch kurz über Begebenheiten, die sich in unserm Jahrhundert in unsrer Provinz abspielten, die lange Jahre manchen ruhigen und friedfertigen Bürger in Aufregung hielten, über die Gauner in Betsche.

Betsche (polnisch Pszczewo) ist eine kleine Stadt des Meseritzer Kreises von ungefähr 1921 Einwohnern, reizend gelegen zwischen zwei Seen. Wann der Ort gegründet ist, läßt sich nicht bestimmt angeben; vielleicht hieß er früher Psechen, gehörte zu Pommern und ist der Ort, bei welchem der polnische Herzog Wladislaw im Jahre 1090 die Pommern schlug. Später gehörte Betsche wahrscheinlich dem Posener Bischof, und seine Bewohner hatten teil an den Befreiungen der geistlichen Unterthanen. Wenige Jahre, nachdem es an Preußen gekommen war, wurde es dem verschuldeten Generalleutnant Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen gegeben, von dem es in den Besitz des Baron Hiller von Gärtringen überging.

So unbedeutend Betsche seiner Größe nach war und noch gegenwärtig ist, denn es hatte am Ausgange des vorigen Jahrhunderts nur 580 Einwohner in 107 Wohnhäusern, so berühmt ist es und berüchtigt bis weit über die Grenzen Posens, ja des ganzen Preußens im ersten Drittel dieses Jahrhunderts geworden. „Wohl seit dem Anfange unsres Jahrhunderts“, sagt Wuttke im Städtebuch des Landes Posen, „war Betsche das Nest einer weitverzweigten jüdischen Gaunerbande. Der vierte Teil der ganzen Einwohnerschaft bestand aus abgefeimten Menschen, die aus Dieberei ein Handwerk machten und ihr Unwesen auf ein weites Bereich ausdehnten. Hier war die Handwerksstätte, welche weit und breit die Diebe mit Handwerkszeug versorgte; hier wurden feile und falsche Zeugen beschafft. Die Judenältesten waren die ärgsten Diebe und Hehler, ja, von der ersten Magistratsperson bis zum Ackerknecht herab, war gewissenhafte Rechtschaffenheit verschwunden.“ Mit diesen Worten macht Wuttke den Bewohnern Betsches, die dort zu Anfang unsres Jahrhunderts lebten, einen so harten Vorwurf, daß wir geneigt sind, in ihnen eine arge Übertreibung zu finden und die Wahrhaftigkeit des gelehrten und gründlichen Forschers in Zweifel zu ziehen. Schlagen wir aber die Quelle auf, der Wuttke folgte, das Buch, welches uns nach den Kriminalakten und andern zuverlässigen Quellen die Geschichte der Betscher Diebesbande vorführt (ich meine das Buch von Thiele:

„Die jüdischen Gauner in Deutschland, ihre Taktik, ihre Eigentümlichkeiten und ihre Sprache"), so müssen wir finden, daß das Städtebuch das Unwesen in Betsche mit recht milden Worten charakterisiert. Thiele sagt: „Gleich einem Krebsschaden griff die Kalamität immer weiter um sich, bis alle Schranken zusammengestürzt waren und die Regierungsfürsorge sich nur noch darauf beschränken konnte, den sittlichen Brand soviel als möglich in den Kreis einzudämmen, wo er, immer neue Nahrung findend, einmal nicht mehr zu dämpfen war. Es war hier, wo man in einem Zeitraum von zehn Jahren vier Magistratsvorsteher wegen der empörendsten Pflichtverletzungen dem Gesetze verfallen sah: es war hier mit einem Worte der Zentralpunkt des gaunerischen Verkehrs nicht nur in Preußen, sondern im ganzen östlichen Deutschland." Begnügen wir uns nicht mit diesem Urteil, sondern gehen wir den Dieben ein wenig nach, suchen wir ihrem Treiben und den Bemühungen der Polizei unter der Führung des genannten Buches zu folgen.

In Berlin wurden am 1. Januar 1826 einem Kaviarhändler aus Rußland 6000 Thaler gestohlen mittels Nachschlüssels, ein Diebstahl, der damals großes Aufsehen erregte. Der Verdacht lenkte sich auf den Bedienten des Bestohlenen, der zur Untersuchung und Haft gezogen wurde, aber freigesprochen werden mußte. Noch in demselben Jahre wurden in Berlin mehrere freche Diebstähle verübt, unter denen der von 2500 Thalern bei einem Tuchhändler besonders hervorragte. Auch die folgenden Jahre brachten eine Reihe von Diebstählen, deren Thäter nicht ermittelt werden konnten. Im Jahre 1830 wurden vornehmlich die Kassen der Buchhändler bestohlen. Nicht weniger als 38 Diebstähle, deren Thäter nicht aufzufinden waren, kamen in diesem einen Jahre zur Anzeige; ungefähr 9000 Thaler waren gestohlen worden. Als nun gar in der Nacht zum 23. Dezember desselben Jahres in der Quästur der königlichen Universität mit erstaunlicher Kühnheit und Gewalt 2300 Thaler Gold und Kurant gestohlen waren, ein Diebstahl, zu dessen Vollführung nicht weniger als acht Thüren und zwei mit Eisen beschlagene Geldkasten erbrochen worden, da schien in Berlin Eigentum überhaupt nicht mehr sicher zu sein. Nur der unausgesetzten Thätigkeit der Polizei gelang es, die Diebe aufzufinden. Es waren nämlich öfters zwei fremde Juden in Begleitung des in Berlin wohnenden, als Nachschlüsseldieb bekannten Löwenthal gesehen worden. In Erfahrung wurde gebracht, daß die Fremden schon wiederholentlich gestohlen hatten. Einige der bestohlenen Buchhändler sagten aus, daß sie die beiden Fremden vor den bei ihnen verübten Diebstählen in ihren Geschäften gesehen hätten. Nun wurde bei Löwenthal Haussuchung gehalten. In seiner Wohnung war seine Ehefrau Fanny, die Tochter eines berüchtigten Diebes aus Betsche, sein elfjähriger Sohn Louis und ein Dienstmädchen, die Tochter eines sehr verrufenen Diebes aus Potsdam.

Zunächst fiel es den Polizeibeamten auf, daß sie bei Löwenthal rotbuchenes Holz fanden, dasselbe Holz, aus dem ein zugespitzter Keil in dem Lokale der Universitätsquästur gefunden war. Der Verdächtige hatte ein nicht unbedeutendes Warenlager, und als er gefragt wurde, wie er zu den Waren gekommen sei, holte er aus einer Rocktasche eine Rechnung über dieselben hervor und steckte bei dieser Gelegenheit seiner Frau zwei zugleich aus der Tasche gezogene Nachschlüssel zu. Lange suchten die Beamten noch nach weiteren verdächtigen

Gegenständen vergeblich, bis ein am Fenster stehender Blumentopf die Aufmerksamkeit eines Beamten auf sich zog. Der Topf wurde zerschlagen und es fanden sich in einem Läppchen in der Erde 29 doppelte, 15 einfache und 12 halbe Friedrichsdor Geld, das nach der Aussage des Löwenthal schon lange dort von ihm aufbewahrt wurde. Weil nun schon mehrere Thatsachen gegen Löwenthal sprachen, wurde er, seine Frau, sein Sohn und sein Dienstmädchen verhaftet. Weitere Nachsuchungen brachten eine Börse mit 64 Louisdor zum Vorschein, von denen der bestohlene Quästor einige als ihm entwendet erkannte, und einen Nachschlüssel, der in einem Vogelbauer versteckt war und der, wie sich bald herausstellte, das Gewölbeschloß in der Quästur öffnete. Als der Gefangene einsah, daß ihm kein Leugnen seine Freiheit wiedergeben würde, daß zu viele Thatsachen gegen ihn sprachen, da gestand er ein, daß er einer wohlorganisierten Diebesbande angehöre und gestehen werde, wenn ihm Ungestraftheit zugesichert würde. Die Behörden waren anfänglich wohl im Zweifel, ob einem so gefährlichen Menschen ein solches Zugeständnis gemacht werden könne. Da man aber kein Mittel fand, der Diebe habhaft zu werden, so wurde dem Löwenthal Begnadigung versprochen, wenn er alles gestände und jeden Dieb namhaft machen würde. Nun gestand Löwenthal, daß er eigentlich ein Nepper, d. h. ein Betrüger, sei, erst 1828 ein Gannew, d. h. ein Dieb, geworden sei und sich einer Chawrusse, d. h. einem Diebesverein, angeschlossen habe und bei 37 Diebstählen beteiligt sei. Neun sehr gefährliche Diebe wurden von ihm namhaft gemacht und von der Polizei verhaftet, er selbst in Freiheit gesetzt.

Unter den Verhafteten befanden sich auch zwei Polizeivigilanten, Jonas und Rosenthal. Solche Vigilanten sind Menschen, die meist wegen Diebstahls mehrere Male bestraft worden, dann aber in den Dienst der Polizei getreten sind, um ihr beim Auffinden der Diebe behilflich zu sein; sie bekommen, wenn sie Diebe ausfindig machen, für ihre Thätigkeit vom Staate eine Vergütigung; ihre Dienste sind, weil solche Menschen mit den Schlichen der Diebe am besten bekannt sind, oft von großem Nutzen.

Die Gauner wußten Rosenthal und Jonas allmählich auf ihre Seite zu ziehen, so daß diese zwar meist nicht persönlich stahlen, aber die Aufmerksamkeit der Polzei von den Dieben ablenkten und für diesen Dienst einen Teil der Beute erhielten. Rosenthal verstand sich außerdem vorzüglich auf das Baldowern, d. h. er wußte Gelegenheiten zum Stehlen auszukundschaften und diese den Gaunern anzugeben. Leider konnte die Polizei mit den Verhafteten nichts anfangen, da kein einziger gestand, und schon war man nahe daran, die Menschen frei zu geben, als Mißgunst eines Gefangenen die Angelegenheit in ein andres Fahrwasser brachte. Wohlauer nämlich wußte, daß er von Löwenthal verraten worden und daß dieser für den Verrat in Freiheit gesetzt war; zugleich war es ihm nicht unbekannt geblieben, daß der Angeber nur unter der Bedingung eines vollständigen Bekenntnisses begnadigt war, dieser aber einige Diebe aus seiner Verwandtschaft verschwiegen hatte. Nun wünschte auch er die Freiheit zu erhalten, wenn er alles entdecken würde. Als ihm dies nicht gewährt wurde, rächte er sich an Löwenthal, indem er erklärte, daß dieser kein vollständiges Bekenntnis abgelegt habe. Der entlassene Schuft und andre Diebe wurden eingezogen. Wiederum gestand niemand; vor allen Dingen leugnete der Vigilant Rosenthal, auf dessen Aussage alles ankam, hartnäckig. Wohlauer

selbst mußte den Menschen in eine Falle locken und zum Geständnis bringen. Er schrieb nämlich im Einverständnis mit der Behörde an ihn einen Brief und übermittelte ihm denselben durch den ins Geheimnis gezogenen Ofenheizer. Rosenthal antwortete, wurde dann dem Wohlauer gegenübergestellt und ihm sein Brief vorgelegt. „Um alle Erfahrungen seines 60jährigen Lebens betrogen, sank er lautlos auf einen Stuhl nieder. Unfähig, ein Wort hervorzubringen, machte endlich ein Strom von Thränen seinem Herzen Luft und er versprach, nunmehr ein offenes Bekenntnis über alles abzulegen, was er je in seinem Leben begangen habe. Ein Raub und mehr als 200, größtenteils gewaltsame Diebstähle, unter denen sich allein 36 Kasseneinbrüche befinden, wurden von ihm nach und nach eingestanden. Erst durch dieses Geständnis erhielt die Untersuchung ihren grenzenlosen Umfang.

„Mehr als 500 Personen waren des Diebstahles, der Dieheshehlerei oder des Meineides für den Nachweis des Alibi der Diebe bezüchtigt, deren Verhaftung also größtenteils Erfordernis war. Sie wohnten in fast allen Provinzen des preußischen Staates, vornehmlich aber in dem Großherzogtum Posen, und dort wieder vorzugsweise in dem Städtchen Betsche."

Wie aber konnte man der Gauner habhaft werden? Gerade im Posenschen, wo die meisten und gefährlichsten Verbrecher nisteten, sah es mit der obrigkeitlichen Gewalt am übelsten aus, waren die Behörden am unzuverlässigsten. Der gewöhnliche Weg, auf dem man nach Dieben fahndete, konnte daher zu keinem Resultate führen. Deshalb wurde eine besondere Untersuchungskommission, die aus einem Justiz- und zwei Polizeibeamten bestand, eingesetzt und ins Posensche, besonders nach Betsche geschickt; diese sollte gegen die abgefeimtesten Gauner und Diebe operieren und bedurfte zu diesem Zwecke eines Menschen, „der mit Lokal- und Personalkenntnis ausgerüstet, in die Mysterien des Diebes- und Gaunerwesens eingeweiht und mit Umsicht und Gewandtheit die dem Auge des Beamten oft tief verdeckten Spuren der Verbrechen und Verbrecher zu ermitteln im stande war, mit einem Worte, sie bedurfte eines Vigilanten." Niemand war zu diesem Posten geeigneter als Rosenthal, der, seit dem Jahre 1802 von der Polizei verfolgt, die Provinz Posen, die damals zum Herzogtum Warschau gehörte, nach allen Richtungen hin durchstreift, in den berüchtigtsten Diebesnestern gewohnt und mit Gaunern verkehrt hatte, der auch durch sein Geständnis Sicherheit zu gewähren schien dafür, daß er ein etwaiges Vertrauen der Behörden nicht mißbrauchen würde. Er wurde also der Kommission als Vigilant beigegeben.

Gleichzeitig mußte gegen alle in der Provinz Posen zu verhaftenden Personen vorgeschritten werden. Die Nacht vom 20. zum 21. Januar 1832 war zur Verhaftung ausersehen, weil am Abend vorher der jüdische Sabbat begonnen hatte und um jene Zeit gerade Vollmond war, beide Thatsachen aber voraussetzen ließen, daß die jüdischen Verbrecher, welche bekanntlich am Sabbat nicht reisen dürfen und nur in dunklen, weder durch Mondschein noch durch Schnee erhellten Nächten auf Diebstahl ausziehen, in ihren Wohnungen angetroffen werden würden.

In jener Nacht also sollten von mehreren landrätlichen Behörden die ihnen bezeichneten Personen verhaftet werden, während die Kommissarien selbst sich nach Betsche wandten, Verhaftungen und Haussuchungen vornahmen.

Trotz der größten Vorsicht, die von den Behörden beobachtet wurde, hatten die Diebe Nachricht bekommen von dem Streiche, den man gegen sie vorhatte, und wären die Beamten nur 24 Stunden später erschienen, so hätten sie das ganze Nest leer gefunden, denn der nächstfolgende Tag war von allen Gaunern in Betsche zur gemeinschaftlichen Flucht bereits festgesetzt worden, wie sie dies später selbst gestanden haben. Die Kommissarien trafen am 21. Januar früh um 4 Uhr mit Gendarmen und zuverlässigen Meseritzer Bürgern in Betsche ein, sämtliche Häuser, in denen zu verhaftende Verbrecher wohnten, wurden in aller Stille mit Zuziehung des herbeigekommenen Bürgermeisters umstellt, vorläufig jeder Einwohner, der sich auf der Straße sehen ließ, festgenommen zur Verhütung von Verdunkelungen der Thatsachen, dann wurden die Verhaftungen der Diebe vorgenommen. Es wurde ans Fenster gepocht. Die Leute, welche noch im tiefsten Schlafe lagen, erwachten, fragten, wer da sei, und der Bürgermeister sagte dann, es solle geöffnet werden, er habe eine schleunige Mitteilung zu machen. Der Schlaftrunkene öffnete alsbald Thür oder Fenster und wurde von den Gendarmen ergriffen und gefesselt. So ging es von Haus zu Haus. Die unternehmendsten Verbrecher wurden gefaßt, nicht einem einzigen Gauner gelang das Entkommen. Alle Verhafteten wurden am nächstfolgenden Tage geschlossen nach Berlin abgeführt. In derselben Nacht erfolgten auch Verhaftungen in andern Orten der Provinz Posen, wie in Rostarczewo, Rackwitz, Bentschen, Schermeisel, Grätz und andern Städten „Es gewährte im Monat Januar und Februar einen eignen Anblick, täglich die Transporte jener berüchtigten, oft ergrauten Übelthäter durch die Straßen Berlins kommen zu sehen, die, auf Bauernwagen geschlossen, mit finsterem Trotze in den verdächtigen bärtigen Gesichtern ihrem Verhängnisse entgegenfuhren, das sie sich denn freilich wohl so schwer nicht vorstellen mochten, wie es sich doch in der That für sie gestalten sollte.“ Da sich die Diebesbande weit über das Posensche Gebiet hinaus ausgedehnt hatte, mußten auch in andern Provinzen Verhaftungen vorgenommen werden. Zu Anfang des Monats Juni waren im Posenschen 59, im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. 22, im ganzen also 81 Personen verhaftet. Durch die Haussuchungen, die sich den Verhaftungen anschlossen, waren ungefähr 12000 Thaler in Beschlag genommen und Sachen im Werte von einigen tausend Thalern mit Beschlag belegt worden. Infolge der Eingeständnisse wurde die Ausdehnung der Untersuchung beispiellos. Bald waren 197 Menschen zur Haft gezogen, andre verdächtige Personen mußten auf freiem Fuße gelassen werden, weil es an ausreichendem Gefängnisraume mangelte. Dazu kam, daß die Untersuchung dem Staate in wenigen Monaten schon 11000 Thaler gekostet hatte, die Kosten also bei noch größerer Ausdehnung der Angelegenheit unerschwinglich werden mußten. Als daher im Sommer 1834 der Abschluß der Untersuchung erfolgte, ohne daß alle Verdächtige verhaftet waren, fanden sich in dieselbe verwickelt 520 Personen, von denen nur 204 zur Untersuchung gezogen waren. So wurden viele sehr gefährliche Diebe und Diebeshehler auf längere oder kürzere Zeit für die menschliche Gesellschaft unschädlich gemacht. „Der größte Teil der in die Untersuchung verflochtenen Individuen“, sagt Thiele in dem bereits angeführten Buche, „gehört der Klasse jener unverbesserlichen Gauner an, die, den Gesetzen aller Länder hohnsprechend, keinen andern Lebenszweck kennen als die Vermögensbeschädigung,

deren Stammtafeln nichts als Räuber und Diebe nachweisen. Eine wahre Geißel aller öffentlichen Kassen und begüterten Privatpersonen, hatten sie es verstanden, seit einer Reihe von Jahren, ja seit einem Menschenalter ihr verbrecherisches Treiben fortzusetzen, größtenteils nur von und durch Diebstahl zu leben und oft zahlreiche Familien zu erhalten, ohne von der strafenden Gerechtigkeit mehr als höchstens oberflächlich berührt zu werden."

Von den in der Verhandlung erörterten Verbrechen bestehen 506 aus Raub und gewaltsamen oder sonst beträchtlichen Diebstählen, durch die 46 öffentliche Kassen und 460 Privatpersonen, soweit sich der Betrag hat feststellen lassen, um mehr als 210000 Thaler bestohlen worden sind; die Akten bestehen aus 2050 Bänden. An Zuchthausstrafe wurde in erster Instanz erkannt auf 1264 Jahre, an körperlicher Züchtigung auf 1380 Streiche. Zu 10 Jahren und darüber sind 56 Individuen verurteilt, das höchste Strafmaß ist 30 Jahre; freigesprochen sind von den Angeschuldigten nur fünf Personen.

Merkwürdige Resultate hat die Untersuchung des gaunerischen Bandenwesens zu Tage gefördert, von denen nur einiges angeführt werden soll. Die Diebe sind vollständig organisiert, jeder hat bestimmte Aufgaben, die zu lösen er am meisten geeignet erscheint, jeder hat seinen Spitznamen, mit dem er gerufen wird, um nicht verraten zu werden; die Diebe sprechen ihre eigne Sprache, in der vieles aus dem Hebräischen entlehnt ist; sie wenden dieselbe an, um von unbemerkten Lauschern nicht verstanden zu werden. Mehrere Diebe vereinigen sich zu einer Chäwre oder Chawrusse, d. h. zu einer Diebesbande. Jede Gesellschaft hat einen Bohnherrn oder Balmassematten, d. h. einen Anführer; seine Wahl hängt von der Größe seiner Geschicklichkeit im Einbrechen, im Öffnen von Schlössern oder dergleichen ab. Jede Chawrusse besitzt ihr gemeinschaftliches Schränkzeug (d. h. das zum Einbrechen erforderliche Werkzeug), ihre Klamoniß (d. h. Nachschlüssel) und ihr Fuhrwerk. Die Diebe zerfallen in verschiedene Klassen. Diejenigen, welche mittels nächtlichen Einbruchs stehlen, heißen Schränker; Nachschlüsseldiebe werden Taltalmisch, auch Kuffer, Latthener genannt. Die bei Tage stehlen, heißen Jommakkener; ein Schottenfeller betreibt den Diebstahl auf Messen, Märkten und in Kaufläden; ein Torfdrucker oder Seifensieder verübt den Taschendiebstahl auf Messen und Märkten, im Theater und bei Volksfesten; Chalfen sind Leute, die beim Umwechseln des Geldes stehlen; Kittenschieber sind solche, die sich in Häuser einschleichen, besonders in den Morgenstunden, dann in die Zimmer treten und, wenn sie keinen Menschen in denselben finden, Geld und Wertsachen entwenden; Goleschächter pflegen von Reise- und Frachtwagen Koffer oder Warenballen abzuschneiden; die Tchillesgänger gehen in den Abendstunden oder in der Dämmerung auf Diebstahl aus; die Nepper prellen besonders die Landleute, indem sie ihnen falsche Ware für richtige, unechte für echte ausgeben, z. B. Tombak für Gold, Neusilber für echtes Silber.

Eine wichtige Rolle spielt in der Bande der Baldower, oft alte und schwache Leute, die selbst nicht mehr stehlen können; sie haben die günstige Gelegenheit zum Diebstahle auszukundschaften, ihnen gebührt dann ein bedeutender Anteil an der Beute.

An vielen Stellen haben die Diebe ihre Chessen Spiesen oder Chessen Pennen (d. h. ihre Diebesherbergen), in denen sie zusammen ihre verderblichen Pläne schmieden und das geraubte Gut verprassen.

„Was dem Juden, wenn er zum Verbrecher wird“, sagt Thiele, „und was daher auch dem jüdischen Gauner noch über alles den Stempel der niedrigsten Verächtlichkeit und Schlechtigkeit aufdrückt, das ist seine empörende Frömmelei. Sechs Tage in der Woche fürchten sie sich nicht des Frevels gegen göttliche und menschliche Gesetze, indem sie ihre Hand nach fremdem Eigentum ausstrecken, und sie würden auch am siebenten keinen Gewissensskrupel dabei finden; wenn nicht rabbinische Dogmen ihnen am Sabbat jede Art von Geschäften untersagten. Ihr Geschäft aber ist der Diebstahl, welcher sie nährt, und nur weil er ihr Geschäft, nicht weil er ein Verbrechen ist, halten sie ihn am Sonnabend für unerlaubt, glauben nur an diesem Tage mit demselben die Gottheit und die Heiligkeit des Sabbats zu beleidigen. Noch ehe die Sterne am Freitag am Horizont funkeln, unterbricht der reisende Dieb seine Tour und beeilt sich, eine Herberge zu erreichen, wo er den Schabbes feiern kann, an welchem ihm ja das Reisen verboten ist. Mit dem Anzünden der Sabbatkerze verschließt der Schärfenspieler sein Haus, das die ganze Woche dem Verbrechen geöffnet war, in dem vielleicht noch vor wenigen Stunden der Raub der vorigen Nacht geteilt worden ist.

Ehrsamen Schrittes und andachtsvollen Angesichts geht er in die Synagoge, um dort in dem Gebete den Gott Israels um Segen in seinen Geschäften anzurufen.

„O über diese Menschenklasse, die das Genießen eines Stückchens gesäuerten Brotes, das Schreiben ihres Namens am Sabbat für eine größere Sünde hält als das nach Systemen und mit kalter Berechnung herbeigeführte Verderben ihres Mitmenschen!“

Trotz der größten Aufmerksamkeit, welche in den Gefängnissen von den Beamten beobachtet wird, unterhalten sich doch die Verhafteten miteinander in der ihnen eigentümlichen Sprache. Es möge hier eine Unterredung angeführt sein, welche zwischen den Gefangenen Elias Nelky und Brusendorf, von denen dieser in einem Gefängnisse im ersten Stocke, jener in einem des zweiten Stockwerkes saß, am 9. Dezember 1831 morgens 4 Uhr in Berlin stattfand und die belauscht worden ist.

Nelky: Nachbar oben. Hast du den Keim (Juden) neben dir gefragt, wie er sich auf Jüdisch (mit hebräischem Spitznamen) nennt?

Brusendorf: Nein. Das habe ich ganz vergessen.

N. Es ist wirklich wahr, daß er pfeift (einräumt).

Br. Aber auf keine Chessen (zur Bande Gehörige); nur auf den Sslicherer (Verräter) Löwenthal.

N. Das ist sehr gut, dann ist er doch brav. Das habe ich auch gethan; ich habe ihn auch verfslichent (verraten).

Br. Das ist recht. Nur nicht geschont.

N. Den Tag, als ich mit Wohlauer oben konfrontiert wurde und ihn dabei schimpfte und in die Augen schlug, sagte mir der Balverschmai (Verhörsherr, Untersuchungsrichter), es hätten nach Wohlauer schon mehr eingeräumt; es kämen noch 50 Menschen in diese Untersuchung, und sie würde noch drei Jahre dauern. Das ist aber nicht wahr, denn so viel Spitzbuben sind gar nicht mehr auf freiem Fuß.

Br. Das glaube nicht. Das ist ein Bleffer (Schreckwort).

N. Er hat es aber registrieren lassen. Ob der dicke Rosenthal wohl eingestehen wird?

Br. Der gewiß nicht. Er liegt ja an der Barsel (Kette).

N. Das ist ihm recht. Mag er nun dafür büßen, daß er manchen Chessen (Genossen) ins Unglück gebracht hat.

N. Wird Schacher (ein Mitgefangener) wohl pfeifen?

Br. Der gewiß nicht.

N. Wenn ihm aber Wohlauer ins Ponim (Gesicht) kommt, ob er sich dann nicht wird schrecken lassen?

Br. Er wird noch nicht einmal wissen, daß Wohlauer pfeift. Sag' es ihm doch.

N. Das thue ich nicht; ich traue keinem mehr. Mag pfeifen, wer da will, ich nicht.

Br. Du kannst auch nur wenig Knaß (Strafe) bekommen, denn du bist ja noch nicht bestraft.

N. Ja, vier Wochen wegen Torfdrucken (Taschendiebstahl), aber nicht wegen gewaltsam. Wer ist denn der Bernhardt, von dem du mir neulich sagtest? Ist er Torfdrucker oder Schränker (Einbrecher)?

Br. Er ist Schränker. Der ist ein tüchtiger Gannew (Spitzbube). Er hat noch Brüder, die auch chesse (brave) Jungens sind.

N. Schmuse (sprich) man betuch (leise). Der Balmach (Soldat, Schildwache) hat schon gemossert (gedroht, gewarnt); er will uns anzeigen. Hast du denn noch Schniffling (Schnupftabak)?

Br. Nein, ich habe keinen. Wenn du welchen hast, so laß mir doch an der Kutsche (Schnur, Bindfaden) etwas herunter.

In dieser Weise unterhielten sich die Diebe in den Gefängnissen und verständigten sich untereinander. Jetzt ist von ihnen keiner mehr in Haft, mancher ist im Gefängnis gestorben, die meisten sind in die Freiheit, nachdem sie ihre Strafe abgesessen hatten, zurückgekehrt. In Betsche aber wurde eine gute Verwaltung eingeführt, und der Ort befindet sich in beträchtlichem Steigen; er zählt jetzt schon 1921 Einwohner.





Der Dom von Gnesen.

Im Regierungsbezirk Bromberg.

Die Sage von der Gründung Gnesens. — Die ersten Herrscher. — Kruschwitz und der Mäuseturm am Goplosee. — Piast und seine Nachkommen. — Der heilige Adalbert. — Bromberg. — Pan Twardowski. — Kleine Städte im Regierungsbezirk Bromberg. — Wongrowitz. — Czarnikau. — Tremessen. — Inowrazlaw.

Die Sage von der Gründung Gnesens. Posen können wir auf sechs verschiedenen Bahnstrecken verlassen. Schlagen wir zunächst den nach Nordosten führenden Weg ein, um nach dem alten Gnesen zu gelangen. Wenn wir ungefähr 30 km gefahren sind, halten wir bei Pudewitz, einem Örtchen von etwa 2000 Einwohnern, das schon vor 1250 gegründet ist, im Genuß des Magdeburgischen Rechtes und unmittelbar dem Landesherrn untergeben war. Hier verlassen wir den Regierungsbezirk Posen und treten in den von Bromberg über. Sobald wir 20 km weiter in nordöstlicher Richtung gefahren sind, sind wir in Gnesen angelangt.

Gnesen (Gniezno) soll um das Jahr 550 n. Chr. gegründet worden sein. Als die drei Brüder Rus, Czech und Lech, die lange voneinander getrennt waren, sich an den Ufern der Cybina zusammenfanden und mit dem Worte poznaję (ich erkenne) sich wiedererkannten, erbauten sie dort, wo sie sich fanden, die Stadt Poznan (Posen) und trennten sich dann; Lech blieb an den Ufern der Cybina, während seine Brüder abzogen und ihre Reiche gründeten. Einst gelangte Lech, so erzählt die Sage, auf einem seiner Beutezüge in eine Gegend östlich von Posen, wo sieben bewaldete schöne Hügel lagen. Bei dem Herannahen

der Menschen erhob sich von den Hügeln ein ungemein großer Schwarm von weißen Riesenadlern, und der ganze Hain war mit Adlernestern angefüllt. Lech wurde von einem dieser Adler, der sich in seinem Nacken verfing, überfallen, und erst nach tapferer Gegenwehr gelang es ihm, den Aar zu bewältigen. Auf dem Hügel, auf dem sich das Nest (gniazdo) des Tieres befand, legte er eine Burg an; dort baute er, ein königlicher Aar, sich sein Nest, von dem aus er mit seinem Geschlechte die Lande weit umher beherrschen wollte. Er fand die Gegend vorzüglich geeignet zur Gründung einer festen Stadt, ließ den Hain niederhauen, erbaute neben der Burg zum Danke den Göttern, die ihn so günstig geführt hatten, einen Tempel und ließ ringsherum eine Stadt erbauen, welche er Gniezna, d. h. Nest, nannte. So wurde die Stadt Gnesen gegründet.

Zum Andenken an jene Adler und in Verehrung des göttlichen Winkes erkor Lech den Adler zum Sinnbilde und Zeichen seiner Herrschaft. Deshalb ist der weiße Adler mit ausgebreiteten Fittichen auch in das Wappen des polnischen Reiches aufgenommen worden.

Lech bemühte sich, sein Volk zu Ackerbauern zu machen; er selbst bebaute bei seiner Residenz die jungfräuliche Erde, die noch kein Pflug berührt hatte. Sie lohnte die Arbeit mit reichem Ertrage, und bald entstanden Meiereien, größere und kleinere Dörfer in der Nähe Gnesens, und immer zahlreicher drängten sich die Einwohner nach dem Sitze ihres Herzogs, der dem Volke weise Gesetze gab und Recht und Ordnung im Lande mit Kraft, Klugheit und Mäßigung handhabte.

Lechs Tod verbreitete tiefe Trauer über das ganze Land. Die angesehensten Männer aus allen Gegenden des Reiches kamen in Gnesen zusammen, um über das Wohl des Staates zu beraten. Da zeigte sich wieder der alte Unabhängigkeits- und Freiheitssinn der Lechiten; sie wollten sich keinem Manne unterwerfen und doch ein zusammengehöriges Volk bleiben. Deshalb wählten sie keinen König, sondern zwölf Männer, die sich durch Reichtum, Ansehen und ehrenwerten Charakter auszeichneten, denen sie die Sorge für das Reich auftrugen. Aber jetzt wollte jeder herrschen, keiner gehorchen; der starke Mann unterdrückte den schwachen, bis sich ein stärkerer wieder des starken bemächtigte; Eigennutz trat an die Stelle des Gemeinsinnes, Privatleidenschaft an die Stelle der Gerechtigkeit. Während Unfriede im Reiche herrschte und jeder unbewußt am Untergange seines Vaterlandes arbeitete, stürmten die Nachbarn als Feinde in das Land ein, eroberten große Striche desselben und schleppten die Einwohner als Sklaven hinweg. Der Ruhm und die Macht der Lechiten war eingehüllt in tiefe Schmach und arges Zerwürfnis. Fast 150 Jahre gingen so in großem Elend hin.

Die ersten Herrscher. Da erinnerten sich die wackeren Männer, die von quälendem Schmerz über die Leiden des Vaterlandes erfüllt waren, an ihren Stammvater Lech und an seine Weisheit; sie beriefen das Volk zu einer großen Versammlung an die Quellen der Weichsel. Unter der Volksmenge trat ein Mann auf, Crac mit Namen, der durch Rechtlichkeit, Weisheit und Erfahrenheit im Kriegswesen bekannt war, und zog durch seine Reden die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich. „Lächerlich ist“, so sprach Crac, „ein verstümmeltes Tier und ein kopfloser Mensch. Was ist ein Körper ohne Seele, was eine

Welt ohne Sonne, was ein Reich ohne König?“ Darauf schilderte er in den lebhaftesten Farben die Leiden des Landes und die Schmach des Volkes und führte als Ursache des Verfalles an, daß dem Reiche das Haupt, der König, fehle. Lauter Beifall ward dem Redner zu teil; die Versammlung bat ihn, die Krone anzunehmen und das Reich aus den Trümmern wieder aufzurichten. Crac sträubte sich lange, die ihm angebotene Ehre anzunehmen. Endlich gab er den eindringlichen Bitten nach, ergriff das Zepter und handhabte die ihm übertragene Macht mit solcher Weisheit und Mäßigung, daß er Vater des Volkes genannt wurde. Mit den Nachbarn führte er siegreiche Kriege, viele Feinde unterwarf er seiner Herrschaft. An der Weichsel gründete er eine Stadt, die er nach seinem Namen Krakau nannte, machte sie zu seinem Wohnsitze und sprach von dort aus Recht und gab den Lechiten, d. h. den Polen, Gesetze, welche noch lange nach ihm als die Grundlage des polnischen Rechtes geachtet wurden.

Krakau konnte jedoch lange Zeit nicht zu der gewünschten Blüte gelangen; denn in den Höhlen um die Stadt lag ein riesengroßer, grimmiger Drache, der die Herden auf den Triften, das Zugvieh auf den Feldern, selbst Menschen anfiel und verschlang. Kein Wunder war es also, wenn die Menschen in beständiger Angst waren, sich nicht in jene Gegend wagten, in der sie nicht sicher leben konnten. Kein Fremder kam, um sich in Krakau niederzulassen; und diejenigen, welche dort wohnten, entschlossen sich, dem wilden Getier allwöchentlich eine bestimmte Anzahl Vieh zum Fraße preiszugeben; doch reifte bei vielen der Entschluß, lieber die Stadt zu verlassen, als täglich ihr Leben und Gut bedroht zu sehen. Da rief der alternde Crac, der seinem Vaterlande ein zärtlicherer Sohn als seinen Söhnen ein zärtlicher Vater war, seine beiden Söhne, Lech und Crac, zu sich und sprach zu ihnen: „Euch, meines Lebens Hälfte, habe ich in meinen Tugenden erzogen; ich habe gewollt, daß ihr tapfer seid und die Verteidigung und Beschirmung des Wohles eurer Mitbürger übernehmt. Zaudert also nicht, sondern gehet hin und waffnet euch zur Erlegung des Ungeheuers, das die Bürger peinigt.“ Die Söhne gehorchten willig den Worten des Vaters, konnten aber mit den Bürgern das Ungeheuer nicht so leicht besiegen, als sie gehofft hatten.

Aus den Worten des Vaters hatte der jüngere Bruder erkannt, daß beide Söhne dem Vater gleich lieb sind, beide ihm in der Herrschaft folgen sollen. Er, ergrimmt über dieses Ansinnen, betrachtet fortan seinen ältern Bruder als Feind und erschlägt ihn, um in den alleinigen Besitz der väterlichen Krone und Herrschaft zu gelangen. Von dem Morde seines Bruders kehrt er heim zum Vater und weint, der Drache habe den Bruder erschlagen; der trauernde Vater begrüßt seinen Sohn und dankt ihm für die Tapferkeit, daß er dem Ungetüm wenigstens den teuren Leichnam entrissen habe.

Als man einsah, daß man im offenen Kampfe den Drachen nicht besiegen konnte, nahm man zur List Zuflucht. Rinderhäute wurden mit Pech, Schwefel und andern brennenden Stoffen angefüllt, in die Nähe der Höhlen geworfen und an versteckten Stellen angezündet. Der Drache stürzte sich auf die Häute und verschlang sie mit gewohnter Gier, wurde aber nun vom innern Brande im Leibe verzehrt.

So wurde Krakau von der Plage befreit und gewann bald an Größe und Ausdehnung, so daß Gnesen fast gänzlich verdunkelt wurde. Crac regierte noch

viele Jahre und starb in hohem Alter. Auf die Kunde von seinem Tode verfiel das Land in tiefe Trauer; das Volk strömte aus allen Himmelsgegenden herbei, um der Beerdigung der fürstlichen Leiche beizuwohnen.

Ohne Schwierigkeit wurde der nach dem Morde Lechs einzige Sohn des Verstorbenen gewählt und auf den Thron gehoben. Crac II. war ein verruchter Erbe seines Vaters. Daß seine Hand durch den Brudermord befleckt war, blieb nicht mehr verborgen. Bald verbreitete sich das Gerücht von der schändlichen That. Erst flüsterte man es sich leise von Mund zu Mund zu, dann kam der Frevel klar an den Tag. Von solchem Haß waren die Polen gegen ihren Fürsten erfüllt, daß sie ihn vom Throne stießen und bei Todesstrafe aus dem Reiche verbannten.

Auf den verwaisten Thron erhob das Volk mit allgemeiner Übereinstimmung eine Tochter Cracs I., die Wanda hieß, ein Mädchen von solcher Schönheit und Anmut, daß jeder, der sie ansah, bezaubert wurde. Durch die Würde ihres Benehmens, durch Wohlredenheit und Geistesfülle zog sie die Gemüter und Herzen aller an sich. Zahlreiche Bewerber um ihre Hand fanden sich bei ihr ein; aber sie wies sie alle zurück, widmete sich nur der Verwaltung des Staates und regierte auf dem väterlichen Throne so vorsichtig, weise und gerecht, daß alle ihr Herrschertalent und ihre Staatsklugheit bewunderten.

Als der von Wanda verschmähte mächtige Fürst Rithogar in Schmerz und Zorn darüber, daß er verschmäht war, ein großes Heer sammelte, um in Polen einzufallen und mit Gewalt der Waffen zu erlangen, was er in Güte vergebens begehrt hatte, sandte er fürstliche Boten zur kampfbereiten Fürstin mit der Weisung, sie sollten Schmeichelei, Bitten, Versprechungen, kurz alles aufbieten, um den hartnäckigen weiblichen Sinn zu beugen. Wanda aber antwortete männlich fest und mit Würde: „Für ein so schwaches und des heiligen Ehebündnisses so unwürdiges Weib hält mich euer Fürst, daß er meint, ich, erhaben durch den Ruhm und die Macht meiner Herrschaft, könne so schweres Unrecht, mit dem er mein Reich angegriffen hat, vergessen und mich mit meinem Lande ihm unterwerfen und zu der Erniedrigung meines Volkes und meiner Krone die Zustimmung geben? Kampf hat er mir angesagt; wohl, er rüste sich!“ Die Gesandten zogen sich beschämt und bestürzt zurück. Als es aber zur Schlacht kommen sollte und Rithogars tapfere Mannen den edlen Zorn verletzter Jungfräulichkeit aus den Augen der Fürstin flammen sahen, da sank ihr Mut und ihre Kraft fiel in die Fesseln übermächtigen Zaubers. Nicht Bitten noch Überredungskünste, nicht Drohungen noch Strafen vermochten die Mannen zum Kampfe gegen Wanda zu bewegen. Rithogar stürzte sich in Verzweiflung darüber, daß alle seine Pläne schimpflich scheiterten und sein früherer Ruhm gänzlich vernichtet war, ins Schwert. Mit unversehrtem Heere kehrte Wanda triumphierend nach Krakau zurück und wurde mit unermeßlichem Jubel und großen Feierlichkeiten empfangen. Glücklich über den wunderbar errungenen Sieg und den bedeutenden Erfolg des Krieges, ordnete sie den Göttern dreißigtägige Opfer und Feste an und stürzte sich am Schlusse der Feste, nachdem sie reichliche Belohnungen an ihre Getreuen und verdienstvolle Männer ausgeteilt hatte, vor den Augen ihres Volkes unter Gebeten, daß die Götter ihr gnädig sein möchten, von der Weichselbrücke hinab in den flutenden Strom. Das geschah um das Jahr 750 unsrer Zeitrechnung.

Mit Wandas Tode war Cracs Geschlecht erloschen. Da wollten die Polen nicht unter die Herrschaft der Könige zurückkehren. In der Volksversammlung wählten sie zwölf Führer, für jede Provinz einen, und nannten sie Woiwoden, d. h. Führer der Heere. Diesen übertrugen sie die Sorge im Kriege und die Verwaltung der Provinzen im Frieden; sie hatten das Land gegen die Anfälle der Feinde zu schützen, das Heer einzuberufen, Zucht über die Widerspenstigen zu führen und Recht und Gerechtigkeit zu üben.

Aus jener Zeit schreibt sich die alte polnische Reichsverfassung her, nach der jede Provinz ihren Woiwoden oder Palatinen hat.

Damals war jeder darauf bedacht, seinem Amte mit dem größten Fleiße obzuliegen, damit in den Gemütern nicht die Sehnsucht nach einem Fürsten erwache. Viele Jahre blühte der Freistaat, es war eine goldene Zeit. Aber wandelbar sind die menschlichen Dinge; die Stimmung des Volkes ist wie ein Scheit Holz auf schaukelnder Woge. Bald wurden die einen der Herrschaft der Woiwoden überdrüssig, andre glaubten unter einem Herrscher besser beraten zu sein. Die benachbarten Ungarn und Mähren benutzten die inneren Unruhen in Polen, fielen in das Land ein und verwüsteten es grausam, denn die Woiwoden wurden, so tapfer sie auch waren, geschlagen. Wie die Zahl der Krieger Polens schwand, so wuchs die der Feinde, und Schrecken und Verzweiflung bemächtigte sich des ganzen Volkes.

Da trat ein Mann auf, der den verlorenen Staat aus dem Verfalle wieder aufrichtete und ihn zu dem alten Glanze zurückführte. Dieser Mann hieß Przemysl. Er war aus unbekanntem Geschlecht, aber erfahren und hervorragenden Geistes, ein Kriegsmann von ausgezeichneter Tapferkeit und Schlauheit, weit im Lande berühmt durch seine Gerechtigkeit. Durch eine List hatte er die Feinde in einen Hinterhalt gelockt, in Unordnung gebracht und dann besiegt; die ungeheure Beute hatte er seinen tapferen Kampfgenossen überlassen. Das Volk erhob ihn zum Fürsten, und weil er durch List den Sieg errungen hatte, nannte man ihn Leszek, den Listigen.

Przemysl oder Leszek regierte viele Jahre in Kraft und Weisheit. Er starb kinderlos. Da trat das alte Leiden der Polen wieder hervor, der heftigste Streit über die Nachfolge in seiner Herrschaft. Der eine berief sich auf seine edle Geburt, ein andrer auf seinen Reichtum, dieser auf seine rühmlichen Thaten, jener auf seine Ahnen. Jeder suchte sich die Krone anzueignen, keiner wollte dem andern nachstehen, die Verwirrung stieg mit jedem Tage; des Gezänkes war kein Ende. Schon schien es, als sollte das Streiten in offenen, blutigen Kampf übergehen, als man beschloß, die Wahl durch einen Wettlauf nach einem Ziele zur Entscheidung zu bringen. Jede List, jeder Betrug, jede Gewaltthat schien so bei der Ernennung des neuen Fürsten ausgeschlossen. Eine große Ebene in der Nähe von Krakau wurde zum Wahlplatz auserlesen, der Tag des Wettlaufes festgesetzt, eine Anzahl ehrwürdiger Greise zu Kampfrichtern bei der Feierlichkeit bestellt. Dennoch mißlang der Plan. Ein verschlagener und zugleich ehrgeiziger Mann hatte, um sich den Sieg zu sichern, in einer finstern Nacht den ganzen Rennplatz mit Fußangeln unter dem Rasen belegt und nur einen schmalen Weg, auf dem er selbst zu rennen beabsichtigte, freigelassen; aber sein Betrug wurde entdeckt. Zwei Jünglinge von niedriger Herkunft gingen am Abende vor dem Wahltage auf den Rennplatz und begannen zu laufen, um

sich einen Scherz zu machen. Da wurden ihre Füße durch die Angeln arg verwundet; sie errieten die Hinterlist, entdeckten den freien Weg und belegten auch ihn mit Angeln, damit dem Erfinder des Planes seine Absicht vereitelt werde.

Kaum hatte am andern Morgen das Rennen begonnen, so herrschte die allgemeinste Verwirrung; denn die an den Füßen durch die Fußeisen verwundeten Rosse bäumten sich, kehrten um, sprangen seitwärts, stürzten und warfen ihre Reiter ab. Nur der eine der beiden Jünglinge, die am Abende vorher den Betrug entdeckt hatten, kam mit seinem Rosse ungefährdet ans Ziel; der andre aber machte sich, als er die tollgewordenen Rosse sah, zu Fuß auf, vermied durch geschicktes Springen die Angeln und umfaßte als zweiter das Ziel.

Der Jüngling, der zuerst das Ziel erreicht hatte, wurde unter Jubelruf als König begrüßt. Als man aber sah, daß er die Füße seines Pferdes mit starken eisernen Schienen beschlagen hatte, so daß die Angeln dem Tiere nichts schaden konnten, bemächtigte sich des Volkes eine unbeschreibliche Wut; er wurde für den Erfinder der Tücke gehalten, um sich mit Hinterlist des polnischen Thrones zu bemächtigen, vor Gericht gezogen, zum Tode verurteilt und alsbald in Stücke zerrissen; sein Freund aber, der zu Fuß nach dem Ziele gerannt war, wurde unter Beifallruf auf den Königsthron erhoben; er nannte sich Lesko oder Leszek II.

Der neue König bewährte sich bald durch glänzende Edelthaten und ausgezeichneten Heldenmut, wie selten ein Königssohn; für sich lebte er sparsam und mäßig, verschwenderisch nur gegen Arme, freigebig gegen Gäste und pflichttreue Diener. Nie vergaß er seiner niedern Herkunft; bei öffentlichen Gelegenheiten ließ er, prangend in der Fülle der Macht, des Glanzes und Ruhmes, während der Königsmantel seine Schultern schmückte, neben dem Throne seine früheren Bauernkleider aufhängen.

Er hinterließ einen einzigen Sohn, der auch Leszek hieß und den die Polen in Rücksicht auf die Thaten und Verdienste des Vaters auf den Thron erhoben; er nannte sich Leszek III. und zeigte sich des geschenkten Vertrauens würdig; seine Tapferkeit erwarb ihm Ehre und Ansehen im Vaterlande und bei Fremden. Unter ihm dehnte sich das polnische Reich von der Weichsel bis zur Elbe und über die ganze südliche Ostseeküste hinaus.

Kruschwitz und der Mäuseturm am Goplosee. Leszeks Sohn Popiel verlegte seinen Wohnort von Krakau fort, entweder weil diese Stadt zu weit von dem Mittelpunkte des Reiches entfernt war, oder weil er lieber in Ebenen wohnte, nach dem alten Gnesen, das viel an Glanz verloren hatte und fast ganz untergegangen war. Doch auch dort gefiel es ihm nicht. Um sein Andenken lebendig zu erhalten, erbaute er sich in den weiten kujawischen Ebenen auf einer Landzunge des Goplosees eine stattliche Königsburg und gründete neben derselben eine Stadt, die er Kruswice (Kruschwitz) nannte (Kruschwitz liegt im Inowrazlawer Kreise, in nordöstlicher Richtung von Gnesen 50 km entfernt). Die neue Stadt gewann bald, da der Fürst viel Kolonisten und Kaufleute dorthin zog, eine ansehnliche Ausdehnung.

Popiel hatte nicht den hohen und edlen Sinn seiner Väter ererbt; er ergab sich der Ruhe und Schlaffheit. Die Nachwelt weiß nichts Ruhmwürdiges von

ihm zu erzählen. Er starb zu Anfang des 9. Jahrhunderts und hinterließ einen einzigen Sohn, der nach ihm Popiel hieß.

Als der ältere Popiel starb, war der junge Fürst, der auf den Thron erhoben wurde, noch nicht mündig; erfahrene Männer führten für ihn die Regierung. Je mehr Popiel II. heranwuchs, desto unbequemer wurde ihm strenge Zucht und Sitte, desto niedriger sein Sinn; für weise Lehren hatte er kein Ohr, Warnungen waren ihm lästig, wackerer Männer Gesellschaft mied er, in träger Ruhe, leichtfertigem Spiel, üppigen Tänzen und wilden Gastmählern lebte er dahin, zum Waffenhandwerk zeigte er keine Lust. Seine Ratgeber hofften, wenn er sich vermähle, würde er auf den Pfad der Tugend zurückkehren; aber sie hatten sich getäuscht, denn die Gattin bestärkte den Fürsten in seinen Lastern, da Ehrgeiz, Habsucht, Herrschsucht und Tücke sie zu jeder Schandthat fähig machten. Ihr waren die verständigen Männer, die einst den jungen Fürsten bevormundet hatten, noch lästiger als ihm; sie wirkte Tag und Nacht auf den Gemahl ein und suchte ihn zu dem Entschluß zu führen, daß er sie aus dem Wege räume.



Der Mäuseturm am Goplosee.

Popiel ließ sich von dem ränkesüchtigen Weibe leiten, er heuchelte Reue, schluchzte und seufzte und wußte die Greise zu täuschen. Sie nahmen, ohne an Arglist und Falschheit zu denken, den mit Gift gefüllten Becher und kamen alle um. Freilich fiel der Verdacht des Mordes auf Popiel und sein schändliches Weib; aber wer hätte gewagt, diesen Verdacht auszusprechen?

Die Sterne des Vaterlandes waren untergegangen; die Mörder freuten sich des gelungenen Frevels und erdreisteten sich, den Greisen schnöden Verrat und Verschwörung nachzusagen. Das Land zitterte in Schrecken vor der Wut und Grausamkeit des Tyrannen, der sich nun ungehemmt seinen wilden Lüsten, seinen sittenlosen Begierden, der Roheit seiner entarteten Natur überließ.

Doch in nicht gar langer Zeit überraschte den Bösewicht mitten in seinen Freveln die Rache des Himmels. Der König saß beim schwelgerischen Mahle. Da stürzen mit Entsetzen die Diener in den Saal und berichten, aus den Leichen der gemordeten Greise seien unzählbare Scharen von Mäusen hervorgekrochen, eine unermeßliche Flut dieser entsetzlichen Tiere erfülle Hof und Schloß. In alle Zimmer drangen die Mäuse, auch in den Speisesaal kamen sie. Umsonst

suchte man sie mit Besen, Schaufeln und Waffen fern zu halten; sie fielen den König, die Königin und ihre beiden Söhne an. Diese flüchteten sich in ein festes, gemauertes Zimmer mit eisernen Thüren, aber auch dort hinein gelangen die furchtbaren Verfolger, sie wissen das Gemäuer zu durchbrechen. Verzweiflung erfaßt den König und seine Familie; keine Waffen, keine Mauern gewähren ihm Sicherheit. Da läßt er große Feuerherde errichten in ungeheuren Kreisen, flüchtet sich in ihre Mitte und läßt ein Feuer rings um sich her anzünden; aber auch die Flammen geben keine Hilfe, denn die Scharen der Mäuse dringen durch das Feuermeer und greifen die Flüchtigen an. Ein Floß wird erbaut und auf demselben ein großer hölzerner Turm, in den sich der König mit der Gemahlin und den Kindern flüchtet; er steuert hinaus in den Goplosee, um auf dem Wasser sicher vor den verfolgenden Scharen zu wohnen. Aber die Mäuse durchschwimmen auch die Fluten, durchbohren die Nachen, welche der königlichen Familie Lebensmittel bringen sollen, zernagen die Balken des Flosses und Turmes, und der König muß, wenn er nicht im Wasser umkommen will, auf das Land zurückkehren. Alle Elemente, Erde, Wasser und Feuer, versagen dem Verbrecher ihren Schutz; denn neue Haufen von Mäusen fallen ihn an, und mit Entsetzen verlassen den vom Himmel Gebrandmarkten seine Diener und sein Gefolge. Bluttriefend schließen sich die Verlassenen in den höchsten und festesten Turm des Schlosses ein; aber auch dort werden sie von ihren Feinden erreicht. Zuerst werden die beiden Söhne vor den Augen ihrer Eltern, dann die schamlose Königin, zuletzt Popiel selbst von den Mäusen elendiglich zerfleischt, getötet und so aufgezehrt, daß auch nicht der kleinste Knochen von ihnen auf Erden zurückblieb. Als dies Rachewerk vollendet war, verschwanden die furchtbaren Tiere.

Noch jetzt werden bei dem kleinen Städtchen Kruschwitz (744 E.) auf einem Hügel am westlichen Ufer des Goplosees die Ruinen eines achteckigen Turmes von sehr altertümlicher Bauart gezeigt, welcher nur unter dem Namen des Mäuseturmes und als der Schauplatz des Unterganges von Popiel und seinem Geschlechte bekannt ist.

Erbittert war das Volk gegen Popiel und sein Geschlecht. Wohl lebten noch viele Verwandte des von den Mäusen verzehrten Fürsten, aber die Polen mochten keinen derselben auf den Thron erheben. In der Nähe von Kruschwitz kamen die Edlen zusammen und berieten sich und stritten lange, konnten aber nicht einig werden, bis die Erinnerung an ein vor mehreren Jahren geschehenes Wunder, das noch in frischem Andenken aller war, dem Streit ein Ende machte.

Piast und seine Nachkommen. Nach alter, heidnischer Sitte feierte nämlich im Jahre 901 Popiel das Haarbeschneidungsfest seiner beiden Söhne und hatte zu diesem Feste viele Freunde und Edle eingeladen. Auch zwei Fremde kamen zu dem Feste nach Kruschwitz; sie waren nicht geladen und wurden zur Teilnahme nicht nur nicht aufgefordert, sondern sogar von den unfreundlichen Bürgern geschmäht. Das ungastliche Benehmen der Bürger bewog sie, in die Vorstadt zurückzukehren, und hier blieben sie zufällig vor der Hütte eines Bauern stehen, der dem Fürsten gehörte. Zwar war der Bauer sehr arm, aber was er hatte, bot er den Fremden an, er gab, was die Armut zu geben vermochte. Die Fremden nahmen die Einladung an, traten in die niedrige Hütte ein und wurden von den Hausleuten aufs herzlichste bewillkommt und umarmt. „Freut

euch", sagten die Fremden, „daß wir zu euch gekommen sind, denn unsre Ankunft wird euch Glück bringen, und an euren Nachkommen werdet ihr Freude und Ehre erleben." Der Bauer hieß Piast und war weit im Lande bekannt durch seine Arbeitsamkeit, Rechtlichkeit und Mildthätigkeit. Nun fragten die Fremden, ob sie nicht etwas zu trinken bekommen könnten. „Ja, liebe Freunde", sagte Piast, „ich habe ein Fäßchen Bier, das ich bis zum Fest der Haarbeschneidung meines Sohnes aufsparen wollte; aber wenn es euch beliebt, so trinkt es aus." Auch ein Ferkel hatte sich Piast gemästet, um es mit seinen Freunden am Feste seines Sohnes zu verzehren. Jetzt schlachtete er es und setzte es seinen Gästen vor. „Fehlt auch den Gerichten", sagte der Wirt, „das süße Gewürz, so fehlt doch nicht die süße Würze der Zuneigung." Die Fremden sagten darauf: „Deine Liebe gibt deinem Werke den rechten Wert; denn wie viel jemand erstrebt, so viel leistet er; und es kann nicht unschmackhaft sein, was durch das Salz der Liebe gewürzt und mit dem Honig des Herzens beträufelt wird." Unter diesen und ähnlichen Gesprächen trinken sie vom Biere und langen von der Speise zu, aber es scheint, als ob sich der Vorrat nicht mindere, sondern vermehre. Die Fülle des Bieres wuchs, alle vorrätigen leeren Gefäße und die, welche in Eile aus der Hofburg herbeigeholt wurden, waren bald mit Bier gefüllt, und als das Ferkel zerlegt war, hatte man zehn Mulden voll Fleisch. Unter Zustimmung der Fremden werden der König, die Königin und der ganze Hof mit allen Gästen zum Gastmahl eingeladen; sie würdigen den armen Bauer ihres Besuches, alle essen und trinken, aber die Fülle der Speisen und Getränke läßt nicht nach, ungeachtet der großen Zahl der Anwesenden. Nach dem wundersamen Festmahle schoren die beiden Fremden dem Knaben des Piast das Haar und gaben ihm den Namen Ziemowit.

Diese wunderbare Begebenheit war noch in frischem Andenken bei dem zur Königswahl in Kruschwitz versammelten Volke. Die Aufmerksamkeit der Menge lenkte sich auf den Mann, dessen Haus von den Göttern selbst in erstaunlicher Weise gesegnet worden war. Man begab sich also zum Hause des Piast, welcher der großen Versammlung ein kleines Gefäß von dem Wunderbier, das er bei dem Haarbeschneidungsfest seines Sohnes Ziemowit erspart und beiseite gelegt hatte, preisgab. Aus dem unscheinbaren Gefäße schenkte der Bauer fort und fort eine solche Fülle des köstlichsten Getränkes, daß allen Anwesenden das große Wunder in die Augen fiel und Piast als ein heiliger, von den Göttern vorzüglich begnadeter Mann erschien, der allein der Krone des Reiches würdig sei.

Am andern Tage erschienen wieder die Edlen des Volkes vor der Hütte des armen Bauern und trugen ihm einstimmig die Herrschaft an. Der bescheidene Piast erschrak nicht wenig und lehnte die angebotene Krone ab. Erst als sich ihm die beiden wunderbaren Gäste wieder unter den Versammelten zeigten und ihm zuredeten, die Krone anzunehmen, widersetzte er sich nicht länger dem allgemeinen Beschlusse. So wurde er unter allgemeinem Jubel der Edlen und des Volkes aus seiner niedern ländlichen Hütte mit seinem Weibe und seinem Sohne in den königlichen Palast geführt. — Piast erweckte den Funken des Ruhmes der Polen wieder unter der Asche. Mit ihm begann eine neue Fürstenreihe, deren Größe um so erhabener, je unansehnlicher ihr Ursprung war, die viele Jahrhunderte hindurch im Reiche blühte und segensreich wirkte.

Unter Piasts weiser Regierung herrschte innere Ruhe; er hielt die Feinde im Zaume und säuberte das Land von Räubern. Um das Andenken an den grausamen Popiel zu vertilgen, verlegte er seinen Wohnsitz von Kruschwitz wieder nach Gnesen, wo er auch geboren sein soll.

Piast erreichte das hohe Alter von 120 Jahren, und bei seinem Tode wurde nach dem einstimmigen Willen des Adels und des Volkes sein einziger Sohn Ziemowit zum Herzog erkoren und eingesetzt; denn er hatte sich schon bei Lebzeiten seines Vaters im Krieg und Frieden durch Tapferkeit und Klugheit ausgezeichnet; er war unempfindlich gegen Frost und Hitze, unermüdlich in Anstrengungen, mäßig in Speise und Trank, freigebig, einfach, streng und gütig und versprach deshalb dem Reiche eine glückliche Zukunft; und in der That erfüllte er alle die Hoffnungen, die von ihm gehegt wurden.

Ziemowit starb nach einer segensreichen, glücklichen Regierung zu Gnesen; die Krone wurde im Jahre 932 auf seinen Sohn Leszek übertragen, der weniger kriegerisch gesinnt war als sein Vater. Ihm folgte sein Sohn Zemomysl, der den Ruhm der Tugend, Tapferkeit und Weisheit mit Recht davontrug. Als ihm, der schon auf dem vom Vater ererbten Throne saß, ein Sohn geboren wurde, sollte der Geburtstag des Knaben zu einem Tage tiefer Trauer werden, denn das Kind wurde blind geboren. Der Vater ließ den blinden Knaben sorgfältig erziehen. Als das Kind sieben Jahre alt war, ordnete der Herzog zu seiner Haarbeschneidung ein großes Fest an, bei dem es den Namen Mieszko erhielt. Während im Schlosse der lauteste Jubel herrschte, jeder sich der ausgelassensten Freude hingab, zog sich der Herzog zurück und war traurig, da er des Unglücks seines Kindes gedachte. Da erscholl plötzlich die Kunde, der blinde Knabe sei sehend geworden. Die Nachricht bestätigte sich, die Mutter selbst führte den sehenden Knaben in den Saal. Unermeßlich war die Freude der Anwesenden, die Mutter wurde von tiefer, frommer Rührung, der Vater von heiligem Ernste ergriffen; die ältesten Räte deuteten das Wunder dahin, daß bisher das Polenreich in Nacht und Blindheit befangen gewesen und Mieszko von den Göttern bestimmt sei, es zu erleuchten und zu herrlichem Glanze emporzuführen.

Im Jahre 963 übernahm Mieszko nach dem Ableben seines Vaters die Regierung. Die ersten Jahre verflossen so, daß es schien, als ob sich die Weissagung, die man dem siebenjährigen Knaben verkündigte, nicht erfüllen würde. Da er von den Nachbarn, die ihm feindlich gesinnt waren, hart bedrängt wurde, schloß er mit dem slawischen Böhmenherzog Boleslaw ein Freundschaftsbündnis, das ihn dahin brachte, daß er die Tochter des Boleslaw, die Dubrawka hieß, als Gattin heimführte.

Nur mit Mühe konnte Dubrawka, die eine eifrige Christin war, dahin gebracht werden, dem heidnischen Polenherzog ihre Hand zu geben; sie folgte aber dem Wunsche ihres Vaters, weil sie in diesem Wunsche einen Wink des Himmels erblicken zu müssen glaubte. Im Jahre 965 zog sie mit glänzender Pracht und großem Gefolge in Gnesen ein. Tief aber bekümmerte sie es, ihren Gemahl in den Irrtümern des Heidentums verstrickt zu sehen. Rastlos arbeitete sie mit geängstigtem Gemüte, sich mit ihm im Glauben zu vereinigen, und ihre Bemühungen waren nicht erfolglos; denn schon im folgenden Jahre entschloß sich Mieszko, dem heidnischen Glauben zu entsagen und sich taufen zu lassen.

Mit den Vornehmsten des Volkes empfing Mieszko in Gnesen die Taufe und hieß fortan Mieczyslaw; auch seine Schwester wurde getauft und erhielt den Namen Adelheid.

So erfüllte sich die Weissagung, die sich an das Wunder knüpfte, das dem siebenjährigen Knaben zu teil wurde. Wie der damals leiblich blinde Knabe sehend wurde, so wurde ihm, als er zum Manne geworden war, das himmlische Licht der göttlichen Wahrheit erschlossen, und er lebte zum Segen seines Volkes.

Mehrere Tage dauerten die Feste zur Feier der Taufe des Mieczyslaw; dann kehrten die Gäste reich beschenkt in ihre Heimat zurück. Der getaufte Fürst war unermüdlich für den Glauben, den er angenommen hat, thätig; er gründete die Bistümer Gnesen und Krakau und noch sieben Bistümer und viele Kirchen und Klöster und verlieh ihnen reichliche Güter und Einkünfte. Der Adel folgte dem Beispiel des Fürsten und war für die Ausbreitung des Christentums eifrig bemüht und suchte nicht nur neue kirchliche Bauten aufzuführen, sondern auch das Heidentum auszurotten. Die heidnischen Bilder wurden zerbrochen und die Tempel der Götter verbrannt. Der Herzog selbst begann das Zerstörungswerk. In Gnesen ließ er das von Lech gegründete Heiligtum zerstören, die Bilder der Götter in den nahen See versenken, dagegen eine christliche Kirche bauen, die er dem heiligen Georg weihte.

Mit solcher Strenge wurde das Christentum eingeführt, daß z. B. jedem, der ertappt wurde, in der Fastenzeit Fleisch gegessen zu haben, die Zähne ausgebrochen wurden.

Als im Jahre 992 Mieczyslaw starb, folgte ihm sein Sohn Boleslaw Chrobry, der seine Herrschaft bis zur Oder ausdehnte und nach Südosten bis Kiew vordrang, von wo er als Sieger, mit Schätzen reich beladen, heimkehrte. Kaiser Otto III. besuchte ihn in Gnesen und ernannte ihn zum Könige von Polen. Boleslaw erhob das von seinem Vater gestiftete Bistum Gnesen zum Erzbistume und unterstellte ihm die Bistümer Krakau, Breslau und Kolberg.

Bis zum Ausgange des 14. Jahrhunderts galt Gnesen als die Hauptstadt Polens, und hier wurden die Könige gekrönt. Als im Jahre 1386 die Jagellonen auf den Thron gelangten, wurde zwar der Königssitz wieder nach Krakau verlegt, aber der Erzbischof von Gnesen galt stets als Primas, d. h. als erster im Reiche nach dem Könige. Diese hohe Würde haben die Gnesener Erzbischöfe noch bewahrt, als nach dem Aussterben der Jagellonen im Jahre 1572 Polen ein Wahlreich wurde, bis endlich mit der Teilung Polens gegen Ende des vorigen Jahrhunderts diese Würde verloren ging.

Der heilige Adalbert. Das Erzbistum Gnesen war deshalb für die Polen von hoher Bedeutung, weil die Erzbischöfe als Nachfolger des heiligen Adalbert galten, dessen Leben von der Legende reichlich ausgeschmückt ist.

Der heilige Adalbert, der in der Taufe den Namen Woyciech erhielt, wurde in der Mitte des 10. Jahrhunderts als Sohn eines mächtigen böhmischen Grafen geboren, der sehr mildthätig gegen die Armen, kirchlich nicht streng und fromm war, während seine Gemahlin ein unübertroffenes Muster von weiblicher Tugend, Frömmigkeit und Reinheit in Wandel und Sitte war. Woyciech sollte ein wackerer Kriegsmann werden. Als aber der Knabe gefährlich erkrankte und am Rande des Grabes lag, da gelobten die Eltern, das Kind, wenn es gesund

werden sollte, dem geistlichen Stande. Alsbald wich die Krankheit von dem Knaben. Zuerst lehrte ihn die Mutter beten, dann wurde er zur Erziehung Priestern übergeben; aber zweimal entfloh er aus Furcht der Schule, und der Vater mußte ihn mit harten Schlägen strafen und zum Unterricht zurückbringen. Da erst öffneten sich Herz und Ohr des Knaben den heilvollen Studien.

Nach Vollendung des ersten Unterrichts wurde Woyciech der damals in großer Blüte stehenden Klosterschule zu Magdeburg überwiesen und besonders der Obhut des damaligen Erzbischofs Adalbert anvertraut, der den Jüngling so lieb gewann, daß er ihm statt des weltlichen Namens Woyciech bei der Weihe zum geistlichen Stande seinen eignen Namen Adalbert erteilte, zum Beweise, welche Hoffnungen in seiner neuen Bestimmung auf ihn gesetzt seien. Der junge Adalbert entsprach den Erwartungen durch seinen Ernst beim Unterricht, durch die lebendigste Teilnahme an allen Übungen zur Bildung seines Geistes, durch die strengste Reinheit und Frömmigkeit in seinem Wandel, durch den regsten Eifer in allen göttlichen Dingen.

Der Tod entriß dem jungen Adalbert im Jahre 981 plötzlich seinen Gönner, den Erzbischof, dem er mit ungeteilter Liebe zugethan war. Nachdem Adalbert neun Jahre in Magdeburg geblieben war, ging er nach Prag, wo er sich bald das Vertrauen und die Liebe seines Bischofs und Fürsten gewinnen sollte. Aber hier mußte er auch die Mühen und Gefahren, die er in seinem Berufe zu bestehen hatte, kennen lernen; denn die Böhmen waren noch jung im Christentum, und heidnische Sitten zeigten sich noch an vielen Orten. Von Prag aus riefen die Eltern den jungen Priester nach ihrem Wohnort. Adalbert legte, weil er verschiedene heidnische Orte durchwandern mußte, das priesterliche Gewand ab und begab sich mit bloßen Füßen auf die Reise. Durch unwegsame, rauhe Waldgebirge führte ihn der Weg; glücklich kam er bei seinen Eltern an, weihte die Kirche, die sein Vater auf seine Ermahnung erbaut hatte, ein und schied schon am vierten Tage nach seiner Ankunft von den Seinigen, um nach Prag zurückzukehren.

Als 983 der Bischof von Prag starb, konnte man keinen würdigeren Nachfolger als Adalbert finden, da er geborner Böhme war und sein Adel, der Reichtum seines Geschlechts, sein tiefes Wissen und die Liebenswürdigkeit und Reinheit seiner Sitten mit so hoher Ehre im vollsten Einklange standen. Unter jauchzendem Zuruf des gesamten Volkes wurde Adalbert zum Bischof des Landes erwählt, und durch das ganze Land verbreitete sich allgemeine Freude.

Nachdem die Wahl geschehen war, begab sich der Seelenhirt über die Tiroler Alpen nach Verona, wo ihm der Kaiser Otto II. mit Ring und Stab die Bestätigung verlieh und der Erzbischof von Mainz mit dem heiligen Öle die bischöfliche Weihe erteilte. Auf einfachem Pferde, das von einer hanfenen Halfter gelenkt wurde, kehrte der demütige Mann, der an Pracht so weit hinter seiner Begleitung zurückblieb, wie er sie in wahrer Tugend und Gottesfurcht überragte, nach Böhmen zurück, und als er sich der Stadt Prag näherte, stieg er von seinem Pferde und ging mit nackten Füßen in die Stadt.

Ausschließlich dem Dienste Gottes und dem Heile der ihm anvertrauten Herde widmete er sich. Nachts schlief er auf der bloßen Erde oder auf groben, wollenen Decken; er fastete streng, besuchte die Gefangenen und Kranken, arbeitete mit eigner Hand in Garten und Feld, tröstete die Trostlosen, half den Hilflosen,

gab den Armen, verwaltete das Bistum mit der größten Sorgfalt. Aber die Sitten der Böhmen waren noch schauerlich; die Bemühungen des sorgsamen Hirten blieben erfolglos, so daß der Papst selbst dem Bischof auf seine Frage, was er thun solle, den Rat erteilte, das schändliche Volk, das nicht folgen wolle, zu meiden. Adalbert verließ Böhmen und ging nach Rom. Auf der Grenze Böhmens wandte er sich zu dem Lande der Frevel zurück und sprach: „Wie du der Lehren des Heiles entbehren willst, so sollst du entbehren des befruchtenden himmlischen Regens und hinschmachten in verdorrender Trockenheit!“

Zu Anfang des Jahres 984 nahte Adalbert mit wenigen Begleitern der heiligen Roma, wiederholte dem Papste mündlich die betrübenden Gründe, die ihn dazu bewogen hatten, Prag zu verlassen, und legte seinen Bischofsstab in die Hände des heiligen Vaters nieder. Nach wenigen Jahren nahm der fromme Mann das Mönchsgewand an und lebte fern vom Getriebe der Welt in einem Kloster Roms auf dem aventinischen Berge. Dort verwaltete er die gemeinen Wochendienste, reinigte die Küche, säuberte die Speisegeräte, holte Wasser vom Brunnen und bediente die Klosterbrüder bei Tische: kurz, er unterzog sich in tiefster Demut den niedrigsten Diensten und beschwerlichsten Arbeiten.

Inzwischen trug das Land Böhmen schwer an dem Fluche des von ihm verkannten und verscheuchten Bischofs; denn seitdem Adalbert das Land verlassen hatte, regnete es in demselben nicht: ehern schien der Himmel und die Erde hart wie Eisen. Da flehten die Böhmen zu Gott um Regen, sie wallfahrteten zu den Gräbern der Heiligen; aber umsonst, der Himmel öffnete sich nicht. Nun erst wußte der Herzog von Böhmen und sein Volk, daß ihnen ein Adalbert fehlte. Gesandte gingen im Jahre 993 nach Rom, gelobten dem Papste für das Volk Reue und Besserung und flehten um Adalberts Rückkehr. Da der Papst dem Versprechen der Besserung traute, gab er dem frommen Adalbert Ring und Stab zurück und hieß ihn die stillen Mauern des Klosters verlassen und die verwaiste Herde in Böhmen leiten.

Als Adalbert das Land Böhmen betrat, fand er der Bewohner Sitten nicht geändert; Roheiten und Übertretungen der Gebote Gottes mußte er allenthalben wahrnehmen, aber er bat den Herrn, den Fluch vom Lande zu nehmen. Von einem hohen Berge in der Nähe des Städtchens Nepomuk schaute er weit hinein in das Land Böhmen, das zu seinen Füßen ausgebreitet lag, die Wiege seines Lebens, den Verächter seiner Handlungen, das noch lechzte unter dem Fluche der Dürre. Eingedenk der Gnadenfülle des Allmächtigen, machte er nun ein Kreuz nach allen vier Weltgegenden, löste den Fluch und segnete sein Volk. Siehe da, alsbald zogen aus den Schluchten und Thälern der Gebirge ringsum Wolken herauf, wogten wie ein graues Tuch über das ganze Land hin und senkten sich als befruchtender, alles erfrischender Regen auf die dürstende Erde nieder. Alle Fluren, Wälder und Auen atmeten wie neu erschaffen auf, und Böhmen erkannte, daß sein Bischof zurückgekehrt war.

Adalbert zog bald darauf in Prag ein, das Volk jubelte und jauchzte ihm entgegen; aber des Bischofs Herz wurde wenig erfreut, denn bekannt war ihm ja des Volkes wandelbare Gesinnung und Hartnäckigkeit in den Sünden. Als er sein Amt wieder angetreten hatte, kündigte er, wie ehemals, den Lastern und dem sündhaften Leben des Volkes den Vernichtungskampf, drang auf Beseitigung der heidnischen Mißbräuche und predigte gegen den zuchtlosen Wandel der

Geistlichkeit. Dadurch sah er sich bald von einer großen Schar offener und heimlicher Feinde umringt und verfiel dem Volkshasse in so hohem Grade, daß er an der Besserung der Menge verzweifelte und zum zweitenmal seinem bischöflichen Amte entsagte.

Adalbert begab sich nach Ungarn und von dort nach Rom, wo er im Kloster von den Mönchen und ihrem Abte mit außerordentlicher Freude wieder aufgenommen wurde; er fühlte sich glücklich wie jemand, der nach den wildesten Stürmen in den erwünschten Hafen der Heimat gelangt ist. Hier erfaßte ihn bald mächtig der Drang, auszuziehen als ein Apostel zu den Heiden, die noch nie das Wort vernommen, und dessen Wahrheit mit seinem Blute zu besiegeln. Aber der Herzog der Böhmen forderte Adalberts Rückkehr nach Prag, und der Papst befahl dieselbe mit der Erlaubnis, Adalbert dürfe, wenn die Böhmen ihn wieder mit feindlicher Gesinnung aufnehmen und seinen Ermahnungen nicht folgen würden, in die Länder der Heiden ziehen und dort das Evangelium predigen.

Voll inniger Trauer schied Adalbert aus der Stille des Klosters und machte sich auf den Weg nach Böhmen. Unterwegs hörte er von einer grauenvollen That. Die Wut der Böhmen hatte sich von ihm gegen seine fünf Brüder gewandt; die vier jüngeren waren von ihnen erschlagen worden, der älteste war zum Herzog von Polen, Boleslaw, der dem Mieczyslaw gefolgt war, geflohen und dort liebevoll aufgenommen worden. Deshalb zog er es vor, nach Polen zu gehen. Zuvor aber ließ er die Böhmen fragen, ob sie wünschten, daß er zu ihnen zurückkehre; doch sie wiesen ihn von sich, verhöhnten ihn und schmähten auf ihn. So hatte er den Böhmen gegenüber seine Pflicht erfüllt und war dem Befehle des Papstes gefolgt; er war von seinem Volke und Vaterlande verschmäht und zurückgewiesen.

Adalbert verweilte einige Zeit bei Boleslaw, predigte dann das Evangelium um Krakau und in Ungarn, wo heidnisches Wesen wie Unkraut unter den Christen aufzuwuchern begann. Nur kurze Zeit blieb er nach diesen Zügen in Gnesen, denn er war entschlossen, als Apostel des Glaubens zu den heidnischen Preußen zu ziehen. Im Frühling des Jahres 997 brach er nach einer feierlichen Messe mit zwei zum Bekehrungswerk ausgewählten Begleitern von Gnesen aus auf und trat die gefahrvolle Reise in das heidnische Land an. Er begab sich an die Weichsel, wo Boleslaw für ihn ein Schiff mit 30 Bewaffneten bereit hielt. Mit diesem fuhr er stromabwärts bis nach Danzig, der Grenzstadt in Boleslaws Reiche. Hier bekehrte er viele Heiden, taufte sie, las ihnen die Messe und segnete sie. Weiter fuhr er den Strom hinab bis in die offene See, landete dann, um den Preußen das Evangelium zu verkündigen. Als die Wanderer die erste Nacht auf festem Lande im Gebiete der Heiden zubrachten, wurden die Schiffer flüchtig, denn sie fürchteten sich in den feindlichen Gebieten.

Adalbert war mit seinen beiden Genossen ohne jede Hilfe. Schnell verbreitete sich die Nachricht durch das Preußenland, es seien Fremdlinge angekommen aus fernen Weltteilen mit unbekannter Tracht und unerhörtem Glauben. Die Menge, schnaubend vor Zorn und Wut, umdrängte die Priester; aber Adalbert ließ sich nicht beirren, er betete und predigte in der Mitte der Tobenden. Da schlugen die Wilden auf ihn ein und sagten, er solle sich davonmachen, wenn er nicht getötet sein wolle. Bekümmert wich er vor der Menschenmasse und sagte zu seinen Begleitern: „Was beginnen wir? Wohin wenden wir uns?

Unser Aussehen, der Ausdruck unsrer Mienen, unsre Tracht und Sprache ist diesem Volke ein Greuel. Legen wir daher unsre geistliche Ordenstracht ab, lassen wir unser geschorenes Haar wachsen und frei herabhängen und gewinnen wir sein Vertrauen, wenn wir ihm ähnlicher erscheinen, reden mit den Leuten in ihrer Weise, leben mit ihnen und verdienen mit unsrer Hände Arbeit uns unsern Unterhalt. Dann wird mit Gottes Hilfe sich wohl Gelegenheit finden, ihnen das Wort zu predigen und diesem Eingang in Herz und Geist zu verschaffen."

Die Wanderer zogen sich zurück, durchschweiften die Gegend, lebten kärglich und ruhten, wenn sie ermüdet waren. So ruhten sie auch einmal nach langem angestrengten Marsche aus, schlummerten bald ein, wurden aber plötzlich durch eine heransprengende Reiterschar erweckt, gebunden und fortgeschleppt.



Tod des heiligen Adalbert.

Sie hatten nämlich nach den Begriffen der Heiden ein entsetzliches Verbrechen begangen; denn sie hatten den heiligen Hain und das heilige Land betreten, das den Göttern Perkunos, Potrimpos und Pikullos geweiht war und von keinem Sterblichen betreten werden durfte. Die drei Dulder wurden auf eine Anhöhe geführt. Ein Götzenpriester stößt mit aller Kraft einen starken Wurfspieß durch Adalberts Brust; er hält es für seine Pflicht, dem Übertreter der Göttergebote die erste Wunde zu geben. Darauf stürzen andre Heiden herbei. Von sieben Lanzen wird Adalbert durchbohrt, aus sieben Wunden rinnt sein Blut. Da lösen sich, während er noch aufrecht steht, seine Fesseln durch himmlische Macht, mit schwacher Stimme spricht er: „Gott sei mir gnädig"; darauf stürzt er, indem er die Arme ausbreitet, zu Boden, bildet mit seinem Körper die Gestalt eines Kreuzes und gibt seinen Geist auf. So starb Adalbert am 23. April des Jahres 997.

Da durch das Blut Adalberts die beleidigten Götter gesühnt waren, ließ man die beiden Priester, die den Bischof begleiteten, leben. Als dann die Preußen wohl nicht ohne Mitwirken der beiden Freigelassenen erfahren hatten, daß der Polenherzog Boleslaw dem Geopferten sehr zugethan war, bewahrten sie die Leiche und boten sie dem Herzog zum Kauf an. Kein Preis erschien

dem Herzog zu hoch. Mit vielem Golde und Silber schickte er Gesandte nach Preußen, welche die Leiche einlösen sollten. Soviel Gold forderten die Preußen, als die Leiche wiegen würde. Zum großen Erstaunen der Heiden erwies sich der Leichnam so leicht, daß nur eine winzige Summe gezahlt wurde und die Polen mit vollen Kisten abziehen konnten.

Boleslaw eilte mit Priestern und Adligen dem Zuge, der den teuern Leib brachte, entgegen, fiel auf die Kniee, als er ihn erreichte, betete inbrünstig zu Gott und übergab den heiligen Leichnam den Augustinern in Trzemeszno (Tremessen). Doch bald schmerzte es ihn, daß er entfernt war von der Ruhestätte des Heiligen, und deshalb ließ er den Leichnam nach Gnesen in die Kathedralkirche bringen. Viele Gläubige wallfahrteten aus allen Gegenden Deutschlands, Polens und Ungarns zum Grabe des Heiligen; auch der Kaiser Otto kam, um in Gnesen am Grabe des Freundes zu beten.

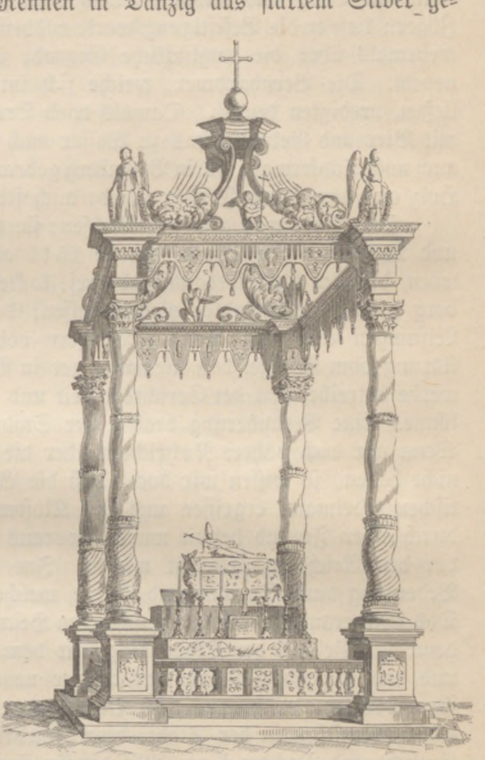
Als Boleslaw gestorben war, riß Zwietracht unter den Polen ein, und diese benutzte der Herzog von Böhmen und Mähren, im Jahre 1039 in Polen einzufallen. Alles schlug er zu Boden, die Burgen nahm er ein, reiche Schätze an Gold und Silber raubte er; erobernd, verbrennend und zerstörend drang er bis nach Gnesen vor. Die Besatzung der Stadt war zu schwach, als daß sie hätte widerstehen können. Die Böhmen nahmen die Stadt ein und führten nach Prag als herrlichste Siegesbeute die Gebeine des Mannes fort, den sie bei seinen Lebzeiten so sehr gekränkt und von sich gestoßen hatten; aber noch nach der Überführung des Leichnams nach Prag wirkte der Heilige an seiner Stätte in Gnesen Wunder und bethätigte seine Zuneigung zum polnischen Volke. Ja, es stellte sich heraus, daß in Gnesen die Gebeine des Heiligen auch nach dem Raubzuge der Böhmen waren, so daß viele das Wunder einer Verdoppelung der Leiche annahmen. Später aber erzählten die Gnesener Domherren, ihre Vorgänger hätten die gierigen Böhmen mit Schlauheit getäuscht, ihnen wohl den silbernen Sarg verabfolgt, aber einen falschen Leichnam hineingelegt und den echten für ihre Kirche zurückbehalten.

Im Jahre 1480 wurde in der Kathedrale zu Gnesen dem heiligen Adalbert ein Mausoleum errichtet. Die Kathedrale hat ein sehr hohes Mittelschiff und zwei niedrigere Seitenschiffe. Um 1760 verzehrte ein gewaltiges Feuer, durch welches die Stadt sehr litt, auch die Dachstühle und die beiden Türme des Domes. Das Gewölbe des Mittelschiffes hatte durch den Brand so sehr gelitten, daß es abgebrochen und ein neues statt des schönen spitzbogigen alten Gewölbes errichtet werden mußte. Auch die mit Kupfer gedeckten Helme der Türme wurden nach jenem Brande neu errichtet. Der Dom hat eine Länge von 80 m, eine Breite von 37 m und bis zum Dachfirst eine Höhe von 97 m und das Mittelschiff eine solche von 30 m. In den Kapellen befinden sich Denkmäler ehemaliger Erzbischöfe von Gnesen. Von den vier Orgeln in der Kirche hat die größte 32 Register.

Von den fünf Glocken hängen vier auf dem nördlichen Turme; die größte, die Adalbertglocke, hängt auf einem niedrigen Glockenturme, hat 2 m im untern Durchmesser, ein Gewicht von 150 Zentnern und wird von acht Mann geläutet; sie ist die größte Glocke in der Provinz Posen.

Die Gebeine des heiligen Adalbert werden in einem silbernen Sarge aufbewahrt, welcher ein Teil des Adalbertmonumentes ist. Dieses Monument ist

an die Stelle des 1480 errichteten Mausoleums im Jahre 1662 gesetzt worden. Auf den vier marmornen Eckpfeilern erhoben sich früher vier vergoldete, hölzerne Säulen mit einem Baldachin darüber, eine Nachbildung des Grabes des heiligen Petrus in der Peterskirche zu Rom. Der Erzbischof von Przyluski hat vor mehreren Dezennien diesen geschmacklosen, 13 m hohen Baldachin entfernen und statt dessen vier Engel aus getriebenem Silber, zu denen Rauch die Modelle gefertigt hatte, aufstellen lassen. Der silberne Sarg, 2 m lang, im Jahre 1662 von Peter von der Rennen in Danzig aus starkem Silber gearbeitet, enthält zwei Widmungstafeln und zehn vortreffliche Basreliefs, welche das Leben und Leiden des heiligen Adalbert darstellen. Während dieser Sarg die Gebeine des Heiligen enthält, befindet sich sein Haupt in der außerordentlich reichen Schatzkammer des Domes, welche zwischen den beiden Türmen unter der Orgel liegt.



Grabmal des heiligen Adalbert vor der Restauration.

Ein merkwürdiges Denkmal, welches sich gleichfalls auf das Leben des heiligen Adalbert bezieht, sind die uralten, ehernen Thüren an dem südlichen, inneren Eingange der Kirche. Ob diese Erzthüren, welche 3 m hoch und zusammen 2 m breit sind, früher das Stadtthor von Kiew gebildet haben und von Boleslaw nach Gnesen gebracht worden sind, wie die Sage behauptet, läßt sich mit Recht bezweifeln; aber nicht leugnen läßt sich, daß sie ein hervorragendes Kunstwerk aus alter Zeit sind. Auf jedem Flügel sind neun Darstellungen enthalten, die von einem lichten, phantastischen Rauchwerk umgeben sind, in welches der Künstler Greifen, Kentauren und andre Gebilde der Phantasie verflochten hat.

Bromberg, polnisch Bydgoszcz, trägt seinen deutschen Namen von der Brahe, an der es gebaut ist, die hier 15 km weit schiffbar wird. Der Ort, der gegen Pommern zu gelegen war, hatte schon in früher Zeit eine Burg; er war eine Zollstätte für den Verkehr von und nach Pommern, aber weil er an der Grenze lag, war er auch oft der Zankapfel zweier Feinde, die miteinander stritten. Den Polen wurde Bromberg bald durch die Pommern, bald durch die Preußen abgenommen, aber immer wieder erobert. Wiewohl die Stadt im 14. Jahrhundert noch klein war, herrschte in derselben doch schon reges Leben. Danziger

Handelsleute machten damals in Bromberg so ansehnliche Geschäfte, daß sie daselbst eine eigne Niederlassung hielten. Auch Mönche zogen sich in die Stadt; ein Karmeliterkloster wurde um 1400 gegründet. Im großen Kriege zwischen dem preußischen Orden und den Polen im Jahre 1409 gewannen die Ritter Bromberg durch Verrat und äscherten die Stadt ein: die Kirche und alle Häuser wurden niedergebrannt, Menschen und Vieh fortgeschleppt. Auf diese Kunde eilte der König Wladislaus mit seinem Heere gen Bromberg, beschoß mit schwerem Geschütz die Burg und nahm sie nach achttägigem Angriff stürmend ein. Ohne Zögern ließ er die Befestigungswerke ausbessern. Die Kriegswogen wälzten sich mehrmals über die unglückliche Gegend; indessen erhob sich die Stadt von neuem. Die Bernhardiner, welche sich im 15. Jahrhundert daselbst niederließen, predigten deutsch. Damals trieb Bromberg nicht unbedeutenden Handel mit Bier und Getreide, das zu Wasser nach Danzig geschafft wurde; später kam auch noch Töpferware, die in Bromberg gebrannt wurde, in auswärtigen Vertrieb, Holz aus den nahen Forsten wurde auch stromabwärts zum Verkaufe gebracht.

Die Stadt war also im Wachsen; sie verwand die Pestjahre 1495, 1497 und 1585 und den Brand, der sie 1511 oder 1512 traf. Der namhafte Gewinn, den der Getreidehandel abwarf, lockte viele Edelleute an, sich in Bromberg als Getreidehändler niederzulassen; da sich aber mehrere derselben den Leistungen entzogen, die den Bürgern oblagen, so erwirkten diese eine Erklärung vom Könige, daß niemand, der in Bromberg ansässig sei oder ein Gewerbe betreibe, von der Gerichtsbarkeit und den Lasten der Stadt befreit werden könne. Eine Veränderung brachte der Stadt das Eindringen der Reformation. Wenn wir auch nähere Nachrichten über die damalige Stimmung der Bewohner nicht haben, so wissen wir doch, daß die Bernhardiner 1590 einen protestantischen Edelmann ergriffen und ins Klostergefängnis schleppten, aus dem er durch einen Freund befreit wurde, woraus ein Streithandel entstand, der bis vor den Reichstag gebracht wurde. Im 17. Jahrhundert sank Brombergs Bedeutung durch Seuchen und Kriege, welche die Stadt verheerend heimsuchten. Das Wiederaufleben nach den schweren Heimsuchungen war nur eine Nachblüte, denn das Geschick der Stadt hing mit dem des polnischen Reiches zusammen, und das folgende Jahrhundert brachte neues Elend. Im Jahre 1772 hatte Bromberg nur noch etwa 500 Bewohner. Zwanzig Jahre später lebten schon 4000 Menschen in der Stadt, denn Friedrich II. nahm sich ihrer Hebung mit Einsicht und Nachdruck an. Mit der Eröffnung des Bromberger Kanals waren dem Gewerbfleiße günstigere Aussichten gegeben. Eine Zuckersiederei wurde begonnen, eine evangelische Kirche eingerichtet, die Stadt gepflastert, Bauten aufgeführt. Die Polen stürmten 1794 die Stadt, trieben 60000 Gulden ein, nahmen das Bildnis Friedrichs des Großen aus dem Rathause; sie blieben nur 14 Tage daselbst. Das Jahr 1806 brachte wieder schwere Tage und Betrübnis, denn während der Zeit des Warschauer Herzogtums war Bromberg der Sitz einer Präfektur, eines Gerichtes und eines Postamtes; es gehörte zu den schönsten Städten des von Napoleon geschaffenen Staates. Der Handel mit Getreide, Wein, Metallen, Holz, Leder und Wolle war in Blüte. Außer der Zuckersiederei gab es auch eine Tabaksspinnerei, Zichorien-, Öl-, Weinessig-, Neublaufabriken; Gerberei, Tuch- und Leinwandbereitung war in starkem Betriebe. Als Bromberg wieder an Preußen kam, hatte es 6100 Einwohner.

Die neue Entwickelung seit 1772 war entschieden deutsch, und während der Stürme, welche die Polen in unsern Tagen erregten, stand Bromberg als ein Hort der Deutschen fest. Als im März 1848 einige polnische Edelleute dem Bürgermeister seine Amtsgewalt abnehmen und einen Polenausschuß einrichten wollten, erhob sich rasch und gewaltig die Kraft der Deutschen. „Wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben. Es ist notwendig, daß wir als Männer auftreten, des deutschen Namens würdig, uns fest aneinander schließen, Mann an Mann, Ort an Ort. Lassen wir das Banner eines tausendjährigen Ruhmes von unsern Türmen wehen, ein sichtbares Zeichen unsres ernsten Willens.“ So erscholl es damals in Bromberg tausendstimmig; es bildete sich ein Bürgerausschuß zur Wahrung der preußischen Interessen im Großherzogtum Posen. Zur Belebung der Deutschen erschien seit Anfang April die Bromberger deutsche Zeitung. Hier in Bromberg wurde damals als Ziel, das erstrebt werden müsse, aufgestellt, das ganze Posen bei Deutschland zu erhalten, einer teilweisen polnischen Reorganisation entgegenzuwirken. Brombergs Verhalten im Jahre 1848 ist der Glanzpunkt in der Geschichte der Stadt und des Landes. Jetzt hat die Stadt 34044 Einwohner; in derselben sind zwei katholische, zwei evangelische, eine lutherische Kirche, ein stattliches Regierungsgebäude, Gymnasium, Realschule, evangelisches Lehrerseminar, Blinden- und Taubstummenanstalt.

Pan Twardowski. Ein Teil einer unter den Polen weitverbreiteten Sage spielt in Bromberg, nämlich ein Abschnitt der Lebensgeschichte des Pan Twardowski. Dieser Twardowski ist nämlich für die Polen das, was für die Deutschen der Doktor Faust ist. Gar vieles weiß die Sage von ihm zu erzählen; aber alles, was berichtet wird, läßt sich nicht in den Rahmen einer Lebensbeschreibung zusammenbringen; hier mögen einige Abschnitte genügen.

Twardowskis Seele war durch seinen Vater an den Teufel verkauft worden. Als nämlich ein polnischer Edelmann mit Namen Twardowski aus der Gegend von Podgórze gegenüber von Krakau einmal eine Reise machen mußte und zur Nachtzeit durch Felder und Wälder auf elendem Klepper ritt, wurde er von einem starken Gewitter überrascht. Während der Donner brüllte und die Blitze kreuz und quer durch die Lüfte zuckten, um die nächtliche Finsternis auf Augenblicke in die Helle des Tages zu verwandeln, verlor der Edelmann den Weg und geriet in eine Gegend, die durch Bäche aufgeweicht und durchrissen war. In seiner Not wußte er sich nicht mehr zu helfen und schwebte in großer Angst. Da nahen sich ihm Räuber, um ihn auszuplündern. „Helfe mir, wer will“, sagte der Bedrängte, „und wenn's der Teufel ist!“ Alsbald erschien eine Schar Reiter, welche den Edelmann aus der Gewalt der Räuber befreiten. Der Anführer derselben, der kein andrer als der zur Hilfe herbeigerufene Fürst der Hölle war, erbat sich von Twardowski als sein Eigentum das aus, was er bei seiner Heimkehr zu Hause treffen würde, doch ohne daß er jetzt wisse, was es wohl sei. Twardowski war zufrieden. Der Teufel setzte unter einem breitästigen Eichbaume auf einer Pergamentrolle den Kontrakt auf, den dann der Edelmann mit seinem eignen Blute unterschrieb. Als er zu Hause ankam, hatte ihm seine Gattin ein Söhnchen geschenkt. Groß, ja unermeßlich war seine Betrübnis, daß er die Seele des Kindes dem Teufel verschrieben hatte, besonders da ihm die teure Gattin bald nach der Geburt des Kleinen starb und er mit seinem Sohne allein zurückblieb.

Nun wich der Segen vom Edelhofe, denn Twardowski verfiel in Schwermut und kümmerte sich nicht mehr um sein Gut. Das Unkraut wucherte im Garten, Feld und Wiesen trugen nichts, die Gebäude begannen zu verfallen. Unmutig und gleichgültig zog Twardowski durch Wald und Flur und dachte nur mit Grimm im Herzen und einem Fluch auf den Lippen daran, daß er sein einziges Kind der Hölle geopfert hatte.

Der Knabe wuchs heran und zeichnete sich durch Geist und Witz aus, so daß alle Nachbarn den Vater um sein liebliches Kind beneideten. Dieser aber war traurig und wurde immer schwermütiger, je heiterer er seinen Sohn sah. Diese trübe Stimmung des Vaters entging dem Kinde nicht. Der Knabe spielte um den Vater, setzte sich auf den Schoß und liebkoste lachend und scherzend den betrübten Mann und fragte ihn nach der Veranlassung zu seinem herben Schmerze. Lange verschwieg der Vater die Ursache seines Grames. Als aber das Kind immer wieder in den Vater drang und bat, da erwachte in dem Alten der Drang, mitzuteilen, und er erzählte dem Knaben das schwerste Geheimnis seines Lebens. Da sprang das Kind schnell von den Knieen des Vaters herab und sagte tröstend: „Beruhige dich, Väterchen, ich werde selbst zur Hölle gehen und die Verschreibung, die dich bindet, holen."

Der junge Twardowski besuchte in Krakau die Schule, Tag und Nacht studierte er mit großem Eifer und las heilige und erbauliche Bücher, vielfach dachte er über das Wesen der Dinge nach. So erreichte er das fünfzehnte Jahr und glaubte, daß nun für ihn die Zeit gekommen sei, die Reise in die Hölle zu unternehmen. Es lebte damals in Krakau ein alter Mann, ein Glöckner, der war so alt, daß er selbst nicht die Zahl seiner Jahre angeben konnte. Zu ihm ging der Knabe, um sich von ihm in der schweren Angelegenheit Rat zu holen. Der Alte saß auf einem Steine vor der Kirche und betete den Rosenkranz, als Twardowski kam. Der Knabe störte den Beter nicht. Erst als der Greis sich mühsam erhob, trug er ihm sein Anliegen vor, nachdem er ihm die runzelige, zitternde Hand geküßt hatte.

Lange sann der Greis nach, was da zu thun sei. Nach langem Sinnen erteilte er dem Knaben einen Rat, wie er, ohne Schaden zu leiden, zur Hölle gelangen könne. Der Knabe lauschte aufmerksam den Worten des Alten, merkte sich dieselben wohl und beschloß, nach ihnen zu handeln. Nachdem er viele Mühen und Gefahren bestanden hatte, gelangte er in die Hölle.

„Was begehrst du, reine Seele, hier?" fragten die Teufel den Knaben und suchten ihn zu berühren; er aber besprengte sie mit Weihwasser; da wanden sie sich zu seinen Füßen und krümmten sich und ließen den unschuldigen Knaben ziehen. „Ich begehre die Urkunde, durch welche mein Vater einst meine Seele der Hölle verschrieb", entgegnete der Jüngling. Nun wichen die Teufel zu beiden Seiten von ihm, um ihm nicht Rede zu stehen; er aber ging weiter bis in die tiefste Tiefe der dunklen Hölle, wo Luzifer selbst saß. Der oberste der Teufel machte allerlei Ausflüchte, aber Twardowski ließ nicht ab von seinem Begehren; es blieb dem Teufel nichts übrig, er mußte den Kontrakt geben und tröstete sich mit dem Gedanken, daß er den Twardowski doch auch ohne diesen Kontrakt in die Hölle bekommen werde.

Mit dem Papier in der Hand trat der Jüngling den Rückweg an; die Teufel grollten ihm, und als er durch das Thor ging, schlug es der Pförtner

so schnell hinter ihm zu, daß es ihm den einen Fuß verletzte und Twardowski fortan hinkte. Jetzt sank er auf die Kniee und betete mit dankendem Gemüte zu Gott. Bald kam er in das Haus seines Vaters, der die Urkunde freudigen Herzens annahm und in geweihtem Feuer verbrannte.

Der alte Twardowski gewann für den Rest seiner Tage seine Ruhe wieder; der Jüngling aber bezog die Hochschule zu Krakau und wurde wegen seiner Talente, seines Eifers und seines Fleißes der Liebling seiner Lehrer. Er war noch Schüler in Krakau, als er an das Sterbebett seines Vaters gerufen wurde. Kindlich beweinte er den Tod des Vaters.

Der junge Twardowski ergab sich nunmehr gänzlich den wissenschaftlichen Studien, alles andre war ihm gleichgültig, beachtete er nicht. Bald wurde aus dem Schüler ein berühmter Meister. Aus den fernsten Ländern eilten die berühmtesten Theologen, Philosophen, Ärzte und Astrologen nach Krakau, um mit Twardowski sich in wissenschaftliche Gespräche einzulassen und ihn anzustaunen. Dennoch fand er keine Seelenruhe, keine Befriedigung; je mehr sich die Menschen um ihn drängten, desto leerer und öder wurde es in ihm. Um sein Gut bekümmerte er sich nicht, es war verpfändet und verwahrlost; und warum sollte er sich um Dinge kümmern, die ihn von der Wissenschaft abziehen mußten! Waren doch seine Ansprüche ans Leben so sehr gering, so unbedeutend. Je mehr er die Wissenschaft als seine Trösterin und Freundin umfaßte, um so mehr wurde er der Welt entrückt. Die Leere nahm zu in ihm; er entdeckte mit Schrecken, daß er seinen Glauben, seine Zuversicht zu Gott verloren hatte.

Die Zeit war gekommen, daß ihn der Teufel mit Erfolg versuchen konnte. Meister Twardowski beschloß, zum Teufel seine Zuflucht zu nehmen. Es war Nacht. Die Verschwörung begann und gelang, der Böse erschien.

Twardowski stellte zuerst seine Bedingungen. Der Satan versprach, ihm alle jene Wünsche zu erfüllen, dafür aber müsse ihm der Meister seine ganze Seele, und wäre es auch nach dem längsten Leben, verschreiben; er müsse ihm zur Hölle folgen mit denen, die an seine Macht geglaubt hätten und durch ihn verderbt wären; verschreiben müsse er sich der Hölle mit Haut und Haaren, damit nicht seine Seele, wenn er auf dem Krankenbette liege, von Pfaffen geknetet, zum Himmel zurückkehre. Der Meister ging auf diese Vorschläge ein, nur sollte ihn der Teufel an keinem andern Orte als in Rom (Rzym) holen dürfen. Nach langem Reden gab auch zu dieser Beschränkung der Böse seine Einwilligung.

Nun konnte die Urkunde ausgefertigt werden. Der Teufel hat das Pergament mitgebracht, das in Italien zurecht gemacht war; es war eine Menschenhaut, die aus dem Rücken eines Erhenkten herausgeschnitten war, besonders hart deshalb, weil sie bei Lebzeiten des Verbrechers mit Stockschlägen tüchtig gehärtet und nach seinem Tode am Galgen getrocknet war. Mit Twardowskis warmem Blute, das aus dem geritzten Finger hervorquoll, wurde die Urkunde geschrieben, dann von dem Meister unterschrieben und untersiegelt; da krähte der Hahn zum erstenmal. Alles war verschwunden. Der bleiche Strahl des dämmernden Tages fiel auf des Meisters mattes Auge, die Aufregung der Nacht lag bleischwer in seinen Gliedern; lange kämpfte er in sitzender Stellung mit dem Schlummer, bis endlich sein Haupt sich auf den Arm senkte und er in tiefen Schlaf verfiel. Als er nach langen Stunden erwachte, war heller Tag.

Noch war er matt von den Vorgängen der letzten Nacht, mühsam erhob er seine Augenlider. Alles sah er mit andern Augen, anders erschien ihm die Welt, anders erfaßte er die Dinge als am Abend zuvor.

Er kehrte nach Krakau zurück. Da schien es ihm, als ob die Glocken, die von den Türmen herab ihre Stimme erschallen ließen, ihm zuriefen: „Wehe, wehe der sündhaften Seele, die sich Gott und der Ewigkeit um schnöder Weltlust und irdischer Weisheit willen widersetzt! Wehe der Seele, die sich dem Satan überliefert! Wehe der Seele des Meisters, die heute und für immer dem Himmel gestorben ist und anfängt der Hölle zu leben! Wehe der Seele Twardowskis!“ So, glaubte er, sprachen die ehernen Zungen der Glocken, und es schien ihm, als ob die Menschen diese Sprache verständen, denn mit Ehrfurcht machten sie ihm Platz und staunten ihn an als einen Zauberer und Wundermann. Eine alte Frau küßte dem Meister ehrerbietig die Hand und erbat sich Rettung für ihre kranke Tochter. Twardowski besann sich nur kurze Zeit, dann sagte er das nötige Mittel und entließ die beruhigte Alte. Studenten kamen und begrüßten den Gelehrten unter lautem Jauchzen und Mützenschwenken und riefen ein Vivat nach dem andern. Zu diesen lustigen Schülern gesellten sich Scharen aus dem Volke, die ebenfalls unter Lärmen den Ruhm des Meisters priesen, und sie geleiteten den erfreuten, von Ruhm gekrönten Mann (sein Ruhm war über Nacht gekommen) unter Jubelrufen nach Hause. Aber in den Jubel hinein riefen die Glocken: „Wehe der Seele Twardowskis! Wehe deiner Größe, Meister, weil du dich der Hölle verkauft hast!“ Unwillig und ungeduldig blieb er stehen und rief: „Schweigt, ihr Glocken!“ Da rissen die Stränge der Glocken, die Glöckner stürzten zu Boden, und die Glocken verhauchten mit einem langen Ton ihr Geläute.

Ehrfurchtsvoll neigte vor Twardowskis Weisheit und Ruhm jeder sein Haupt. Sein Haus wurde geradezu belagert, denn die seltsamsten Gerüchte von seinen Wunderkuren, seinen weisen Ratschlägen und seiner Zauberei waren im Umlaufe. Auf Befehl des Königs mußte er mit seinem Diener Matthias Krakau verlassen; sie eilten nach Bydgoszcz (Bromberg) und blieben hier längere Zeit und konnten sich des Andranges der Bittsteller kaum erwehren. Jeder wünschte von dem Wunderdoktor Abstellung seiner Leiden oder Erfüllung seiner Wünsche. Allen riet Twardowski, aber zu ihrem Verderben, denn sie alle verfielen dem Teufel.

In Bromberg wohnte ein Edelmann, der sein schönes, vom Vater ererbtes Gut verpraßt hatte und nun zwecklos und elend im Lande umherirrte. Der Verschwender schließt Freundschaft mit dem Zauberer, erzählt ihm von seiner verzweifelten Lage und bittet, er möchte ihm mit seiner wunderbaren Kunst helfen. „Eile“, sagt Twardowski, „nach einem entlegenen Orte (der Zauberer bezeichnet denselben genau) und suche eine leere Hütte auf. Wenn dann die Nacht beginnt, so ziehe aus der Tasche neun Geldstückchen hervor und zähle sie ohne Unterlaß von eins bis neun und rückwärts wieder von neun bis eins, und zähle immer fort, bis es zu tagen beginnt. Nur mußt du dich im Zählen nicht irren, sonst ist alle Mühe vergebens. Vor Geistern brauchst du dich nicht zu fürchten, denn ich gebe dir mein Wort, daß diese dir nichts Böses zufügen werden. Erfüllst du dies treulich, so wirst du sicher ein reicherer Mann werden, als du gewesen bist.“

Der arme Mensch befolgte den Rat des Zauberers; er findet die leere Hütte, setzt sich hinein und zählt mit aller Anstrengung neun Groschen hin und her. Schon beginnt es schwach zu tagen, da erscheint der Böse und fragt, ob er sich nicht geirrt habe. Der arme Edelmann verneint es freudig. „So rechne weiter, denn der Morgen ist nicht mehr fern“, sagt der Böse und verschwindet. Nun will der Arme weiter zählen, aber er weiß nicht, wo er stehen geblieben ist. Aus war es mit seinem Reichtum; voll Verzweiflung verläßt er die Hütte, die Teufel treten ihm, wie er in die Stadt zurückkehrt, in den Weg, necken ihn und zerzausen ihm das Haar; er bereute seine That und weihte im Kloster sein Leben der Buße.

Eines Tages kam in Bromberg ein alter Herr zu Twardowski, ein ehemaliger Bürgermeister, und bat um Rat und Hilfe, denn in seinem Hause treibe der Satan sein Unwesen; wenn die Nacht hereinbreche, beginne der Spuk, dann gehe es hoch und toll her, dann höre er, wie Lieder gesungen werden, wie man kichere und flüstere, und er könne nicht schlafen bis zum Morgen. Twardowski fragte den alten Slomka (so hieß der Bürgermeister), ob er ein junges Weib habe. Als diese Frage bejaht wurde, meinte der Zauberer, daß der Spuk nur zu beseitigen sei, wenn entweder seine Frau alt oder er jung würde. Nach einigen Tagen trat Slomka am frühen Morgen bei Twardowski ein und bat ihn flehentlich, er möchte ihn verjüngen. Das war eine mühsame und kostspielige Arbeit, die mehrere Tage dauerte, denn der Zauberer mußte sich erst mancherlei seltene und teure Kräuter verschaffen und Salben machen. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, that der Bürgermeister so, wie wenn er sich zu einer großen Reise rüste; er nahm Abschied von seinem jungen Weibe und übergab seinem Bruder das Haus, selbst aber bezog er bei Nacht ein entlegenes, gemietetes Haus in der Vorstadt. Twardowski erschien, gab dem alten Manne einen Schlaftrunk ein, legte ihn mit Hilfe seines treuen Dieners in einen Kessel und kochte ihn lange, dann salbte er ihn mit verschiedenen Salben zehn Tage lang und ließ die Seele, die er beim Beginnen der Verjüngung aus dem Körper herausgenommen und in einem luftdicht verschlossenen Glase aufbewahrt hatte, wieder vorsichtig in den Mund des toten Körpers gleiten. Slomka war jung geworden und eilte nach Hause. Hier war große Gesellschaft bei der Frau Bürgermeisterin. Niemand erkannte ihn. Erst als er viele Fragen, die ihm seine Frau vorlegte und die nur er beantworten konnte, richtig beantwortete, glaubte man ihm, und die Frau Bürgermeisterin war über die Verwandlung ihres alten Mannes in einen jungen sehr erfreut.

Das Gerücht von dieser That verbreitete sich schnell. In großen Scharen eilten Greise und alte Weiber herbei und wollten mit Twardowskis Hilfe wieder jung werden; aber der Meister, der dies vorausgesehen hatte, war und blieb verschwunden. Sein Diener saß vor der Thür und sagte allen: „Der Meister ist nicht zu Hause.“

Matthias hatte zwar genau acht gegeben bei dem Verjüngungsprozeß, aber der Schüler und Diener darf sich nicht dem Meister gleichstellen, wenn er nicht seinen Übermut schwer bereuen will. Das sollte auch Matthias erfahren. Weil er glaubte, das Verjüngen zu verstehen, nahm er, um sich viel Geld zu verdienen, in Abwesenheit seines Herrn eine Bestellung an und versprach, einen Starosten zu verjüngen. Er kam in das Schloß und gab sich für den Meister

aus. Der Zauber gelang vortrefflich, bald lag der Körper des alten Starosten frisch und verjüngt da, aber Leben konnte Matthias ihm nicht zurückgeben; denn die Seele war ihm entwichen, weil er das Gefäß, in das er sie gesperrt, nicht luftdicht verschlossen hatte. Er versuchte zu fliehen, aber die Flucht mißlang; der Schwarzkünstler wurde von den Richtern zum Flammentode verurteilt.

Das Begräbnis des Starosten fand mit großem Gepränge statt; hinter dem Sarge schritt, mit Eisenketten beschwert und eine brennende Fackel in der Hand, Matthias einher, der schon nach wenigen Tagen den Scheiterhaufen besteigen sollte. Nun bereute er seine böse That und hatte im Gefängnis Sehnsucht nach einem Priester. Ein Geistlicher von ärmlichem Aussehen, als wäre er ein Bettelmönch, erscheint in der dunklen Zelle, und ihm bekennt Matthias sein Unrecht. Aber ein höhnisches Gelächter erscholl unter der Kutte bei dieser Anklage, denn Pan Twardowski hatte sich unter dem Gewande des Mönches in die Zelle geschlichen. „Willst du mir treu sein, alle meine Befehle genau vollziehen, so rette ich dich“, sagte Twardowski. „Das schwöre ich Euch“, entgegnete Matthias „ich will Euch nie verlassen, Euer Diener, Euer Sklave, Euer Hund will ich sein.“ Der Zauberer nahm den Diener bei der Hand, öffnete das Pförtchen, und beide verließen die Zelle. Die Wache that ihnen nichts. Als Matthias nach kurzer Zeit von dem Fenster eines Hauses auf den Marktplatz hinausschaute, sah er, wie er — in zweiter Gestalt zum Holzstoß geführt wurde, während er selbst gerettet und gesichert war. Der Diener des Zauberers weinte aus Rührung über seinen Doppelgänger, wunderte sich aber nicht wenig, als er sah, wie sich der vermeintliche Missethäter auf dem Holzstoß in ein Bund Stroh verwandelte und alles Volk, über dieses Wunder entsetzt, sich bekreuzte und die Flucht ergriff.

Nachdem Twardowski längere Zeit in Bromberg zugebracht hatte, kehrte er nach Krakau zurück und begann wieder sein einsiedlerisches Leben. In dem Bewußtsein, alle Macht und alles Wissen zu umfassen, fühlte er sich nicht glücklich. Der Gedanke quälte ihn, daß er die Welt noch nicht genossen habe und nun zu alt und abgelebt sei, um sie noch genießen zu können. Arbeit und Sorge hatten sein Haar gebleicht und ausfallen lassen, seine Augen waren von Ringen umgeben, seine Wangen eingefallen wie altes Pergament, seine Haltung hinfällig und gebückt. Er rief seinen treuen Diener herbei und sagte ihm, daß er ihn verjüngen solle. Der Zauberer gab die sorgfältigste Unterweisung, beschrieb jede Zeit, jede Salbung, jedes Mittel aufs genaueste. Drei Jahre, sieben Monate und sieben Tage wollte der Zauberer im Grabe ruhen, nachdem er in bestimmter Reihenfolge sieben Tage mit sieben Salben und Kräutern zur Zeit des Neumondes in schlafendem Zustande gesalbt war. Unter dem Schein von sieben aus Leichenfett bereiteten Kerzen war der Körper auszugraben. Die Verjüngung gelang. Aus dem geöffneten Sarge dufteten Blumen dem Diener entgegen, in die sich die Hobelspäne verwandelt hatten, und in den Blumen lag ein kleiner Knabe, der in wenigen Tagen zum kräftigen Jüngling gedieh.

Für Twardowski begann ein neues Leben. Er bezog ein großes Haus, mietete zahlreiche Dienerschaft, richtete das Haus so prachtvoll ein, daß es von Gold und Silber strotzte, versorgte seinen Keller mit edlen, feurigen Weinen, seinen Marstall mit den prächtigsten Pferden und besorgte sich aus Deutschland kostbare Kutschen. Die Bücher blieben bestaubt im Winkel liegen. An Freunden

fehlte es dem reichen Manne nicht. Auf seinem Tische dampften die ausgesuchtesten Speisen, die Becher schäumten vom edelsten Wein, Geld besorgte der Teufel in gewünschter Menge.

Der Diener Matthias aber beneidete seinen Herrn um den Reichtum, und das mochte Twardowski nicht leiden. Deshalb verwandelte er ihn in eine Spinne, die in einer Ecke des Fensters ihre Netze spann und auf Mücken Jagd machte.

Alles hatte der Meister im Überfluß, aber es fehlte ihm das Weib. Auch das Weib sollte er jetzt finden. Ein adliges Fräulein, eine Waise, die schöne Agnes, gewann Twardowski lieb; sie war 25 Jahre alt und in der Blüte ihrer Schönheit, hochmütig auf ihre Geburt und stolz auf ihr ungewöhnliches Wissen; dem Twardowski gegenüber war sie heiter, freundlich und gefühlvoll, sie schätzte in ihm den berühmten Gelehrten und Arzt. Er ahnte nicht, daß sie in ihm nicht den jungen, hübschen Freier verehrte, daß sie ein kaltes und berechnendes Weib war, dem die Äußerlichkeiten des Glückes und die Bewunderung der Menge über alles ging. Von dem Zauber ihrer Schönheit war er so berauscht, daß seinem durchdringenden Verstand das wahre Wesen des Weibes, an das er seine Zukunft zu fesseln entschlossen war, entging.

Die Liebe Twardowskis zu Agnes wuchs von Tag zu Tag. Wo es ihm nur möglich war, suchte er sie zu sehen; er verfolgte sie bis in die Kirche, begleitete sie auf Spaziergängen und widmete seine ganze Zeit ihrem Dienste. Leider wußte er, daß der Pflegevater des Mädchens ihm die Hand der Agnes nicht geben würde, weil sie einen reichen Kaufmann heiraten sollte; daß sie enterbt werden würde, wenn sie sich den Zauberer zum Manne wählen sollte. Der Teufel riet deshalb zur Entführung. Twardowski sollte dem jungen Mädchen durch einen Brief seine Liebe erklären, ihr eine Zeit zur Entführung bestimmen und ihr sagen, er wolle sie in eine entlegene Waldkapelle führen, in die er einen Geistlichen bestellt habe zur Vollziehung der Trauung. Der Geistliche aber wollte der Teufel sein. Agnes ging auf den Vorschlag Twardowskis ein. An einem Sonntage nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste stieg sie in einen Wagen des Zauberers, der für sie vor der Kirchthür bereit stand. Twardowski ritt zu Pferde der Kutsche nach. Endlich kam man in einen dunklen, dichten Wald, der Kutscher hielt die Zügel an, und man stand plötzlich vor einer Kapelle, deren Thür offen war.

Das Brautpaar trat in die Kapelle ein, vor deren Altar mit der Stola geziert ein Mönch stand, der des Brautpaares harrte. Die Kapelle war alt, düster und verfallen, Feuchtigkeit floß von den Wänden herab, die Fenster hatten Wind und Sturm zerschlagen, auf dem Boden lagen Trümmer, an den Wänden hingen zerfetzte Gemälde. Den Altar bedeckte ein beflecktes Tischtuch, zwei tief herabgebrannte Kerzen brannten in zwei elenden Holzleuchtern, ein weißes Kreuz fand sich an den Stufen des Altars. Die Trauung wurde aufs eiligste vollzogen. Das junge Paar stieg in die Kutsche, und im Fluge ging es zurück nach Krakau. Gäste waren geladen zu einem großartigen Mahle, aber sie wußten nicht, wem zu Ehren das Fest sein sollte. Alle waren erstaunt, als sich die Neuvermählten zeigten; am meisten überrascht von den Geladenen waren der Pflegevater der Agnes und der junge Mann, den sie heiraten sollte. Doch bald beruhigten sich die Gäste, sie ließen sich die Speisen und den Wein gut schmecken und tanzten munter.

Ein Jahr lang dauerte Twardowskis Glück. Dann änderte sich die Gesinnung der Agnes; Stolz und Herrschsucht machten sich immer mehr bei ihr bemerklich; auch gab sie sich keine Mühe, ihre Gleichgültigkeit gegen Twardowski, der sie noch immer leidenschaftlich liebte, zu verbergen. Ja der Meister mußte sich sogar überzeugen, daß seine Frau ihm untreu war; er überraschte sie mit ihrem Geliebten, als sie den Gatten fern glaubte, und hörte, wie sie ihrem Liebhaber sagte, daß sie Twardowski nie geliebt, daß sie ihn nur der Stellung halber geheiratet und bisher ihre Rolle gut gespielt und sich einen Vogel gefangen habe, der nun sicher und ruhig im Käfig sitze. Bei solchen Gesprächen überraschte Twardowski das Paar. Den Liebhaber des untreuen Weibes verwandelte er in die Gestalt eines räudigen Hundes und sagte ihm, alle Welt werde ihn mit Steinwürfen und Stockschlägen jagen. Agnes wurde deshalb von ihm verstoßen mit den Worten: „Hebe dich aus meinem Hause hinweg! Auf den Straßen magst du dein Brot erbetteln; gehe, versuche das Elend und koste die Not!“ Die Diener eilten herbei und schafften die Jammernde zum Hause hinaus.

Jahre vergingen, Twardowski ergab sich dem wüsten Leben und verachtete das weibliche Geschlecht, von dem er glaubte, daß es wahre Liebe nicht kenne. Einst fuhr er in seinem Wagen durch die Straßen von Krakau und über einen Platz fort. Da bemerkte er auf dem Platze die Bude einer Töpferin, und plötzlich erkannte er in dem bleichen, abgehärmten Gesichte seine verstoßene Gattin. Ein schmutziges, zerfetztes Kleid schlotterte um den verfallenen Leib; ihre einst so schönen Augen waren in den Höhlen zurückgetreten, ihr Haar flatterte wild um die Stirn, die Lippen waren farblos und dünn. Zu ihren Füßen lag der häßliche, graue Hund — einst ihr Geliebter, jetzt ihr treuer Wächter, den sie aus Erbarmen vor dem Verhungern schützte.

Der Meister erglühte in seinem Zorn und sein Rachegefühl erwachte. Er fuhr mit seinem Wagen durch die Töpfe, daß sie in Scherben gingen, und der Jammer des Weibes und des Hundes Geheul waren Musik für seine Ohren. So oft er an der Bude der Händlerin vorbeifuhr, wiederholte er diesen Akt der Rache, bis das Weib sich eine andre Stätte suchte, um ihr Leben kümmerlich zu fristen.

Der Rest von Twardowskis Leben war voll von Bitterkeit und Trauer. Zum zweitenmal war er alt geworden, ihn erfreute weder die Welt noch die Wissenschaft. Trübsinnig, schweigsam, gesenkten Hauptes, mit eingefallenem Antlitz ging er einher und war die Zielscheibe des Volkswitzes. Er verzichtete auf die Freuden des Lebens, und seine Freunde und Anhänger zogen sich von ihm zurück. Nur sein Diener Matthias war ihm in der Gestalt einer Spinne treu geblieben. Dennoch wollte der Greis noch leben und mied deshalb die Alpen, um nicht nach Rom zu gelangen; denn nur in Rom konnte ihn der Teufel holen, Twardowski aber hatte sich vorgenommen, die List der Hölle zu überlisten. Endlich wurde der Teufel unmutig und aller der Dienste überdrüssig, die er fast stündlich seinem Gebieter leisten mußte und die sich in alle Ewigkeit schienen fortsetzen zu wollen. Er greift zu einer List, nimmt die Gestalt eines Dieners an und bittet den Herrn Twardowski als berühmten Arzt, seinem todkranken Gebieter zu Hilfe zu eilen. Dieser, gutmütig, arglos und gern zu helfen bereit, wirft sich sogleich in seinen Wagen und jagt nach dem bezeichneten Orte. Der Teufel aber wußte es einzurichten, daß plötzlich eine

Achse des Wagens und ein Rad zerbrach. Kein Dorf, viel weniger ein Schloß ist in der Nähe; dem Reisenden bleibt nichts übrig, als in eine unfern belegene ärmliche Schenke einstweilen einzutreten, bis der Wagen notdürftig wiederhergestellt sein würde. Twardowski trat an das trübe Fenster der großen, düstern, unreinlichen Gaststube, in der ein altes, zahnloses Mütterchen unter mißtönendem Gesange spann und dabei die Wiege eines schlafenden Kindes mit dem Fuße schaukelte, das an demselben Morgen erst getauft war.

Als Twardowski aus dem Fenster über das Feld hinaussah, bemerkte er, daß es sich über den Himmel wie ein gelbrötlicher Wetterschein legte. Ein dumpfes Brausen erfüllte die Luft, die Erde schien in ihren Grundfesten zu wanken, in dichten Schwärmen ließen Krähen und Raben sich krächzend auf dem Dache der Schenke nieder und umkreisten sie mit wildem Geschrei. Da trat unwillkürlich die Erinnerung an den Kontrakt mit dem Teufel vor seine Seele, die er gern auf immer aus derselben verbannt hätte.

„Wie heißt diese Schenke?“ fragte er die Alte mit unsicherer Stimme.

„Der Ort heißt Rzym (Rom)“, antwortete die Frau gleichgültig; aber sie schrie laut auf vor Schrecken, als sie sah, daß Twardowski wie angedonnert zusammenfuhr, seine Mienen voll Entsetzen sich verzerrten, daß er erbleichte, zitterte und in Ohnmacht zusammenzusinken drohte.

„Wie wechselt Ihr die Farbe, gnädiger Herr“, rief sie bestürzt, „wird Euch unwohl oder seid Ihr gar zum Tode krank?“ Sie eilte hinaus, um ihm schleunig einen Trunk frischen Wassers zu holen.

Kaum hatte das Weib das Zimmer verlassen, so trat der Teufel in seiner vollen Amtstracht ein. Twardowski schauderte, und in der Angst des gewissen Todes und ewiger Höllenqual riß er das neugeborne Kind aus der Wiege und hielt es vor sich als einen schirmenden Schild gegen den Widersacher. Der Feind konnte an das makellose Gottesgeschöpf nicht Hand anlegen, er mochte sich drehen, springen und ringen, wie er wollte. Ermüdet durch lange fruchtlose Bemühungen, griff Satan seinen Gegner bei der Ehre an. „Schäme dich, Twardowski“, sagte er. „Ziemt es dir, so hinterlistig unsern Vertrag zu brechen? Quid cogitas, domine Twardowski? An nescis pacta nostra? Verbum nobile debet esse stabile (Kennst du unsern Vertrag nicht? Edelmanns Wort muß gehalten werden).“

Twardowski sah ein, daß er sein adliges Wort, das er durch Schrift und Blut befestigt hatte, halten müsse. Er legte das Kind in die Wiege zurück, und sofort fuhr sein Gefährte mit ihm zum Rauchfang hinaus. Die Schwärme der Uhu, Eulen, Raben und Krähen erhoben ein lautes Freudengekrächze.

Beide fliegen höher und höher. Twardowski gewinnt die Geistesgegenwart wieder; er blickt hinunter, und in grauer Ferne liegt die Erde unter ihm ausgebreitet. Tiefe Trauer ergreift des Zauberers Herz; er hat alles zurückgelassen, was ihm lieb und teuer gewesen war. Er kommt in Gegenden, in denen kein Geier, kein Adler mit seinen Flügeln die Luft bewegt, von denen aus der Wanderer nicht mehr auf die Erde hinabblicken kann. Da ziehen noch einmal in lebhafter Gestaltung die Bilder der Vergangenheit an seiner Seele vorüber. Mit seiner Erinnerung an das Glück seiner Jugend, an die Zeit der Unschuld und des frommen Glaubens klingt wieder in den Tiefen seines Herzens, wie der Ton einer sanft geschwungenen Glocke, ein Lied, das er einst zu Ehren

der Mutter des Herrn gedichtet hatte. Noch einmal stimmt er es an mit beklommener Brust, mit der ganzen Gewalt kindlicher Empfindung und Gläubigkeit. Dieser Augenblick vernichtete die Macht der Hölle. Der Teufel erschrak vor der Macht des gläubigen Sinnes, ließ Twardowski aus seinen Klauen los und verschwand.

Der Meister blieb allein, er schwebte zwischen Himmel und Erde, auf den Lippen lag ihm noch das heilige Lied. „Weile hier bis zum Tage des jüngsten Gerichts!“ So erklang es aus der Tiefe. Nun schwebt Twardowski im lichten, farblosen, unermeßlichen Weltenraum; kein Laut der Erde dringt zu ihm, er sieht nichts, um ihn liegt die unendliche Leere, er ist allein. Betend und sinnend schwebt er in den Lüften; im Fluge rauschen die Jahre vorüber, welche die Dauer seiner Strafe bezeichnen. Da bemerkt er, daß sich etwas an seine Hand hängt. Es ist sein treuer Diener Matthias in Gestalt der Spinne. Er ist seinem Meister gefolgt, um mit ihm das Los zu teilen. „Du bist es, mein Matthias, du bei mir?“ rief der Zauberer. „Immer bei Euch, mein Herr und Meister!“ entgegnete die Spinne.

Von da ab heftete sich die Spinne an Twardowskis Füße und verblieb bei ihm für immer. Jeden Morgen schoß sie an langen Fäden zur Erde hinab, schleppte sich fort und kroch an bekannten Orten umher und suchte Nahrung, welche sie ihrem Herrn brachte, der, von Gram und schweren Gedanken gefoltert, dahinsiechte.

Wo liegt Rzym (Rom), der Unglücksort Twardowskis? Da die Sage von dem großen Zauberer dem ganzen Polenlande angehört, so werden viele Orte bezeichnet, an denen Twardowski vom Teufel geholt wurde, und die Frage ist nicht zu entscheiden. Hier rühmt sich eine Herberge zwischen Krakau und Lemberg, dort eine Schenke bei Rogowo im Regierungsbezirk Bromberg, dort wieder ein Ort an den Ufern des Dnjepr in der Nähe von Pultawa, der Ausgangspunkt von Twardowskis Höllenfahrt gewesen zu sein.

Kleine Städte im Regierungsbezirk Bromberg. Ungefähr 50 km nordwestlich von Gnesen liegt die Kreisstadt Wongrowitz; keine Bahn, nur eine Chaussee führt dorthin. Unterwegs halten wir noch im Kreise Gnesen bei der kleinen Stadt Kletzko. Diese Stadt hat jetzt 1951 Einwohner; sie war schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts gegründet, denn um diese Zeit sprach sie der Herzog Premisl seinem Bruder Boleslaw zu. Kletzko hatte deutsches Recht; diejenigen, welche sich dort ansiedelten, wurden von allen Abgaben losgesprochen, und es wurde ihnen für die Umgegend freie Jagd auf Hasen gestattet. Im Jahre 1331 war Kletzko eine mit Palissaden umgebene und durch eine Burg geschützte Stadt mit einer Kirche; aber sie wurde von dem Heere des Ordens der Deutschen Ritter eingenommen und niedergebrannt. Ungefähr 100 Jahre später äscherte eine Feuersbrunst die inzwischen wieder aufgebaute Stadt abermals ein. Der König Kasimir IV. stellte um 1450 der Stadt, um ihr aufzuhelfen, eine neue Urkunde aus, gestattete freies Holz zum Häuserbau, gewährte freien Fischfang im nahen See, erlaubte einen dreitägigen Jahrmarkt und machte die Reisenden der Stadt und ihre Waren von Zins frei. Nach wenigen Jahren hatte sich die Stadt so weit erholt, daß sie zur Stellung von zehn Kriegern herangezogen wurde. Aber wiederum suchte Feuer die Stadt heim, durch Kriege

und Einquartierungen hatte sie zu leiden, so daß sie nicht recht vorwärts kam. Im Jahre 1816 hatte sie nur 676 Einwohner.

Unter den Steinen, aus denen die Kirche von Kletzko erbaut ist, finden sich mehrere sogenannte Näpfchen- oder Schalensteine; das sind Steine mit einer oder mehreren, kleineren oder größeren, häufig ganz runden, künstlichen Vertiefungen. Sie sind gefunden worden an Kirchen im nördlichen Europa, in der Regel in Manneshöhe, meist zur Seite der Eingangsthür der Kirche. Die Löcher haben eine eigentümliche Art Glasur. Zuweilen finden sich auch daneben rillenartige, horizontal sich hinziehende kleine Vertiefungen. Man hat solche Steine in der Provinz Posen nicht nur in Kletzko gefunden, sondern auch in Pudewitz, Inowrazlaw, in Posen selbst an der alten Marienkirche in der Nähe des Domes; an der Pfarrkirche zu Wongrowitz hat man 820, an der Kirche in Lekno (bei Wongrowitz) 245 Löcher oder Näpfchen gezählt. Woher stammen diese Löcher? Was haben sie zu bedeuten? W. Schwartz sucht (Posener Provinzialblätter 1879, Nr. 1) eine Deutung, aber er kommt zu keinem sicheren Resultat. Die einen sind der Ansicht, die Näpfchensteine seien Ziegelmarken, die bei je 100 Steinen gemacht wurden. Dagegen spricht der Umstand, daß die betreffenden Steine sich meist zusammen auf einer Seite der Kirche und nur in Mannshöhe finden. Ferner greifen die Löcher zuweilen in den die Steine verbindenden Kalk hinüber, ein Zeichen, daß sie erst an der Mauer gemacht sind. Andre meinen, die Löcher seien mit einem spitzen Stock zu abergläubischen oder kirchlichen Zwecken eingedreht worden, z. B. damit man bei gewissen Prozessionen „reines“ Feuer für die Prozessionskerzen entzünden könne. Doch ist es sehr zweifelhaft, ob so durch Drehung eines Stäbchens in einem Ziegel Feuer zu entzünden ist, und jene Annahme ist nur eine Vermutung, für die jede Überlieferung fehlt. Wieder andre nehmen an, die Löcher seien Kugelspuren von Kämpfen, die an den Kirchen in alten Zeiten stattgefunden haben. Freilich bleibt es dann auffallend, daß keine Kugel je einen Stein zersplitterte; aber es wird behauptet, daß eine eiserne Kugel wohl einen dünnen Stein zersplittern kann, in dicke, starke Steine aber durch Zusammendrücken der Masse ein Loch machen muß.

Wongrowitz. Wongrowitz (Wągrowiec) liegt an der Wolna. Im Jahre 1145 wurde hier ein Kloster der Cistercienser gestiftet, die von dem nahen Lekno kamen. Die Ansiedelung gedieh, die Abtei kam zu Reichtum. Unter den Stürmen des 16. Jahrhunderts litt die Stadt, zu Ende desselben hatte sie nur noch 115 Häuser, im 18. Jahrhundert blieb sie in ihren Verhältnissen, erst in unsrer Zeit hob sie sich wieder; sie hat jetzt 4385 Einwohner.

Vielleicht ist das nahegelegene Lekno älter als Wongrowitz; es wird als Dorf schon im 12. Jahrhundert erwähnt. Lange Zeit blühte hier ein Cistercienserkloster. Als aber die Mönche der Sage nach den Einwohnern Leknos großes Unrecht zufügten, rächten sich diese an denselben, worauf die Mönche den Ort nunmehr verließen und nach Wongrowitz übersiedelten. Jetzt hat die Stadt 652 Einwohner.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatten beide Städte keine schlechten Schulen, wie wir aus einem Visitationsberichte des Gnesener Archidiakon Vinzenz von Seve vom Jahre 1608 erfahren. „Die Schule zu Lekno“, sagt der Revisor,

„in der gegenwärtig als Rektor Jacobus Czaplik weilt, ist in gutem Zustande. Derselbe bezieht als Jahrgehalt acht Gulden. Die Ordensgelübde hat er nicht abgelegt. Sein Kantor ist Martinus aus Lekno; beide sind fleißig und walten gut ihres Amtes.“ Ausführlicher und interessanter sind die Angaben über die Schule zu Wongrowitz. „Wongrowitz hat auch eine Schule, deren Rektor gegenwärtig Albertus Chassius aus Wongrowitz ist. Die Ordensgelübde hat er nicht abgelegt; als Gehalt bezieht er zwölf Gulden vom Magistrate der Stadt. Sein Kantor, Andreas von Konarzewo, bezieht von ihm an Gehalt fünf Gulden und zehn Groschen. Das Schulgebäude bedarf keiner Reparatur und hat den Vorteil eines geheizten Zimmers für die Schüler, deren mehr als achtzig sind. Der Rektor ist ein rechtschaffener Mann, von ehrenwertem Rufe und angemessenem Wissen; er unterweist seine Schüler sorgfältig in den Wissenschaften und Sitten, unterrichtet sie an Sonn- und Festtagen in der christlichen Heilslehre, trägt auch dafür Sorge, daß jeder sein Gebetbuch habe, und sieht darauf, daß in der Schule wie außerhalb die Ehrbarkeit in den Sitten immer gewahrt werde. Außerdem lehrt er seine Schüler und weist sie an, auf den Straßen sittsam einherzugehen.“ Die Einnahmen der Lehrer erscheinen nach obigem Bericht äußerst dürftig; doch kamen dazu wohl, wie anderwärts, außer einem geringen Schulgelde der Kinder freie Wohnung, Benutzung von Acker- und Gartenland sowie mancherlei Leistungen an Naturalien.

Czarnikau. Der am meisten westlich gelegene Kreis des Bromberger Regierungsbezirks ist der von Czarnikau, der von dem Wongrowitzer Kreise durch den zwischen beiden liegenden von Kolmar (Chodschesen) getrennt ist. Czarnikau ist eine unbedeutende Stadt, wie es deren so viele im Posenschen gibt, von nicht viel über 4483 Einwohnern. Die Stadt liegt an der Netze und nicht an der Eisenbahn; nach der an der Ostbahn gelegenen Station Schönlanke führt von Czarnikau aus eine Chaussee. In alter Zeit gehörte der Ort den Pommern. Im Jahre 1108 unterwarf sich Boleslaw III. Burg und Stadt und zwang die Einwohner zum Christentum. Im Jahre 1773 wurde die Stadt preußisch und hob sich. Neben dem Ackerbau wurde Spitzenklöppelei, Tuchweberei, auch Zwirndrehen daselbst getrieben. Im Jahre 1848 rissen die Polen die Gewalt an sich, nahmen die Kassen weg und ließen die polnische Fahne vom Kirchturme wehen. Allein die Einwohner duldeten dies nicht; sie bewaffneten sich, trieben den polnischen Kreiskommissar mit seinen Scharen aus der Stadt heraus und nahmen die polnische Fahne ab. Mittlerweile hatte auch der vertriebene Landrat einige Hundert deutsche Bauern gesammelt und bewehrt und zog mit ihnen gegen die Stadt; er fand in ihr die Ordnung schon wieder hergestellt. Die Deutschen Czarnikaus errichteten einen Ausschuß und eine Bürgerwehr, schlossen sich dem Auftreten der Bromberger an und machten deren Vorschläge und Anträge zu den ihrigen. Am 9. April fand in Czarnikau selbst eine Volksversammlung des Kreises statt neben den beiden allgemeinen Versammlungen zu Bromberg und Schneidemühl. Die hier Gewählten bildeten das deutsche Komitee. Sie entwickelten große Thätigkeit und Nachdruck. Am 10. April erklärten sie, von polnischer Reorganisation könne keine Rede mehr sein, weil ihre Bedingung nicht erfüllt worden sei; denn der polnische Adel mit seinem Anhange habe eine revolutionäre Regierung der bestehenden

gegenübergestellt. „Mit perfiden Empörern unterhandelt man nicht. Der Anblick der jüngst erlebten Szenen, der polnischen Frechheit und Perfidie von der einen, der Schlaffheit und Treulosigkeit des Beamtentums von der andern Seite, haben in uns das entschiedene Gefühl hervorgerufen, der Provinz Posen nicht mehr angehören zu wollen." „Wir wissen, was wir wollen; wir wollen nur Vernünftiges und werden diesen unsern Willen, der zugleich ein vollkommen loyaler ist, mit kräftiger Hand aufrecht zu erhalten wissen." So groß war die Entrüstung, daß der Landrat am 19. April Beauftragte der deutschen Gemeinden, welche bewaffnet nach Posen ziehen wollten, um dem dortigen Unwesen ein Ende zu machen, zurückhalten mußte.

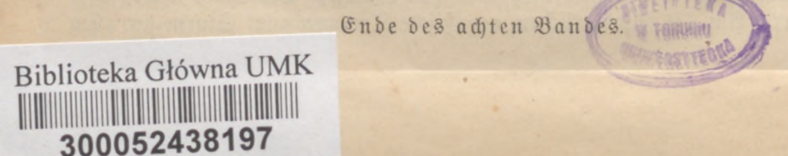
In der Nähe von Czarnikau liegt das Dorf Lubasz. Es ist ein interessantes Terrain um Lubasz; auf der Nordseite sind bewaldete Höhenzüge, in deren Mitte sich nach allen Seiten verästend ein hübscher See hinzieht, südlich von demselben auf einem kleineren Höhenzuge, dem sogenannten Krasne, liegt jetzt Dorf und Kirche. Daß diese Stelle auch schon zur Heidenzeit bewohnt gewesen ist, ergibt sich daraus, daß man hier zahlreiche Urnen mit Menschenknochen gefunden hat. Das Dorf ist für uns deshalb merkwürdig, weil hier eine Sage geht, die sich bei Slawen und Deutschen an vielen Orten findet, eine Sage, die von untergegangenen Kirchen, Schlössern und Dörfern berichtet; denn die Sage erzählt, das alte Lubasz habe mit Schloß und Kirche jenseit des Sees gestanden, da, wo die Allee von der jetzigen Kirche zwischen Wiesen hindurch in die Waldpartien am See führt. Weil aber die Bewohner böse waren, ist dort einst alles versunken; nur eine alte Eiche erinnert noch an die Stelle, wo das Schloß gestanden hat. Zuweilen hört man auch in der Tiefe die Glocken der Kirche läuten, überhaupt ist es an dem Orte nicht geheuer. Oft läßt sich um Mitternacht hier ein Mönch sehen. Vermummt und gebeugt, mit einem Rosenkranze in der Hand sieht man ihn langsamen Schrittes in den Gebüschen auf und ab gehen. Dann leuchten Tausende von Lichtern auf, erhellen den ganzen Waldkessel und den Spiegel des Sees. Wer den Mönch sieht, den erfaßt tiefer Schauder, dem er nicht entgehen kann, denn überall begegnen ihm Spukgestalten.

Tremessen. Wenden wir uns von Gnesen aus mit der Bahn nach Nordosten zu, so gelangen wir nach Tremessen (Trzemeszno), einer uralten Stadt, die jetzt 4439 Einwohner hat. Bald nachdem Mieczyslaw das Christentum angenommen und bei seinen Unterthanen eingeführt hatte, stiftete er hier ein Augustinerkloster, das lange Zeit geblüht hat. Unter preußischer Regierung bekam die Stadt ein Gymnasium und ein Alumnat zur Heranbildung katholischer Priester. Beide Anstalten bestehen nicht mehr. Das Gymnasium wurde 1863 geschlossen, weil die Zöglinge desselben sich an den polnischen Bewegungen beteiligten. Seit 1866 hat die Stadt ein Progymnasium. Im Jahre 1848 waren anfangs die Polen Herren der Stadt. Hier sammelten sich ihre Haufen; 1500 Polen standen hier am 9. April, und ihr Befehlshaber entbot alle Gemeinden des Mogilnoer Kreises nach Tremessen, „um im Namen Gottes Rache zu üben für die Beraubung der Kirchen, das Schmähen der Geistlichkeit und alle Verbrechen der zügellosen preußischen Bande." Die Stadt wurde verbarrikadiert. Am 10. April rückten preußische Truppen zum Sturm an. Da

wendete sich die Wut der Polen gegen wehrlose Einwohner. Vier Männer, unter ihnen ein 60jähriger Greis, wurden hingeschlachtet, andre schwer verletzt und mißhandelt oder eingesperrt, ihre Häuser wurden ausgeplündert.

Inowrazlaw. Fahren wir in der Richtung, in der wir von Gnesen gekommen sind, weiter, so kommen wir über die kleine Kreisstadt Mogilno (2464 E.) nach Inowrazlaw, einer Stadt in dem weizenreichen Kujawien, die wahrscheinlich eine bedeutende Zukunft hat. Inowrazlaw (Inowroclaw = Jungbreslau) wird schon im 12. Jahrhundert erwähnt. Der Handelsweg zwischen Preußen und der Lausitz ging über diesen Ort, und das kam ihm sehr zu statten. Nachweislich hatte die Stadt in der Mitte des 13. Jahrhunderts Magdeburger Recht und durfte fünf Sechstel der Abgaben von Gebäuden, Verkaufsbänken und Gärten zum Stadtbesten einbehalten und verwenden und zahlte nur den sechsten Teil an den Herzog; sie war durch Mauern geschützt und hatte ein Schloß, in welchem ein Starost saß. Im 14. und 15. Jahrhundert hatte sie viel durch die Kriege mit den preußischen Rittern zu leiden. Als um 1430 (genaue Nachrichten fehlen) die Stadt durch die Ritter eingeäschert worden war, erwirkte sie sich die Ausstellung eines neuen Freibriefs von König Kasimir IV. Zufolge dieser neuen Urkunde besaß die Stadt ein Bad, dessen Einnahmen sie bezog, Wiesen und Weiden, sowie die halbe Benutzung einer Strecke der Netze, hielt am Dienstag einen Wochenmarkt und stand in der Magdeburger Freiheit. Von den Gefällen der Vogtei fiel ihr ein Drittel zu. Von den Häusern und Grundstücken wurde ein Zins an den Herrscher abgeführt. Die Bürger durften Wein und Met am Rathaus verkaufen. Auswärts gebrautes Bier sollte aber weder in der Stadt selbst, noch im Umkreise auswärts geschenkt werden. Im 16. Jahrhundert kam die Stadt sehr herunter, sie hatte zum Kriege nur einen Fußgänger, einen vierspännigen Wagen und eine Marketenderin zu stellen. Im Jahre 1772 wurde Inowrazlaw (es hieß damals auch Jungbreslau) preußisch, und hier leistete der Netzedistrikt am 22. Mai 1775 die Erblandeshuldigung. Namens der Stadt that dies ihr Bürgermeister Georg Wolter. Die 190 Wohngebäude, welche die Stadt damals hatte, waren meist schlecht und von Holz gebaut. Das schlechte Rathaus auf dem Markte hatte neben sich einen alten Turm. Ein Kloster der Franziskaner und fünf Kirchen waren am Orte. Die Straßen waren so schmutzig, daß man bei üblem Wetter kaum durchkommen konnte. An gutem Trinkwasser litten die Bewohner Mangel. „Auf dem Markte ist statt eines Wasserbehälters ein großer Sumpf oder Teich", schreibt 1793 der Bromberger Hofgerichtsrat Holsche. Längst hat sich das Aussehen der Stadt geändert. Die Stadt hat schöne Gebäude, ein freundliches Aussehen und 11 558 E. Ein mächtiges Steinsalzlager, das vor wenigen Jahren dort entdeckt ist, gewährt reiche Ausbeute; die eingerichtete Saline hat einen großartigen Betrieb. Durch Auslaugung des Salzgesteines mittels eingeleiteten Süßwassers wird eine Sole gewonnen, und das hat Veranlassung zur Gründung des Solbades Inowrazlaw gegeben, das von Jahr zu Jahr mehr in Aufnahme kommt.

Ende des achten Bandes.





 Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

